





Deutsche Geschichte

vom

Tode Friedrichs des Großen

bis

zur Gründung des deutschen Bundes.

Von

Ludwig Häusser.

Zweite veränderte und vermehrte Auflage.

Vierter Band.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
(K. Reimer.)
1860.



Nachwort.

Die zweite Auflage dieses Buches kann ich mit keinem bessern Wunsche beschließen, als mit dem: daß ihr die gleiche Nachsicht und Theilnahme werden möge, wie der ersten. So weit es in meinen Kräften lag, habe ich im Ganzen und im Einzelnen Mangelhaftes zu bessern, Unvollständiges zu ergänzen gesucht. Aufmerksame Leser werden sich davon namentlich bei diesem letzten Bande leicht überzeugen können. Die zahlreichen und zum Theil gewichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete dieser Literatur, die uns die jüngsten Jahre brachten, sind überall gewissenhaft benutzt, und zugleich durch wiederholten Besuch der meisten deutschen Schlachtfelder für die Darstellung der Kriegsereignisse mehr Anschaulichkeit gewonnen worden. Um von vielen einzelnen Notizen und Ergänzungen zu schweigen, führe ich als Belege hier nur die Darstellung des Waffenstillstandes von 1813, des Prager Friedenscongresses, dann die Ereignisse von Culm, Leipzig, Hanau, Waterloo an.

In diesen und vielen andern Parthien des Bandes ist vielfältig ergänzt und berichtigt worden; nur in einem Punkte, der eben den lautesten Widerspruch erregt hat — in der Darstellung und Beurtheilung der Politik und Strategie, die dem Sturze Napoleons einen faulen Frieden vorzog — ist keine Aenderung erfolgt. Im Gegentheil, an manchen Stellen habe ich die Auffassung der ersten Auflage nur schärfer und nachdrücklicher hervortreten lassen.

Dies bedarf einer kurzen Erläuterung. Während der Restaurationsepoche dieses scheidenden Jahrzehnts hat sich auch auf diesem historischen Gebiete eine restaurirende Thätigkeit kundgegeben. Mit einer gewissen Planmäßigkeit ist in Büchern und Zeitschriften eine verspätete Verherrlichung der Politik und der Kriegskunst versucht worden, über die in den Werken von Pertz, Aster, Beitzke, Bernhardi, Droysen, in dem vorliegenden Buche und in zahlreichen Monographien mehr oder weniger ungünstig geurtheilt worden war. Es ist

diese Ansicht in der Regel in sehr lebhaften polemischen Formen geltend gemacht, und uns Andern, die Metternichs Politik und Schwarzenbergs Strategie nicht lobten, nicht nur Mangel an historischer Unbefangenheit, sondern auch an ächtem Patriotismus vorgeworfen worden. Man sprach wohl von deutschen Federn, die sich nur berufen fühlten, Oesterreichs Regierung und große Männer zu verkleinern oder hielt es auch wohl für erlaubt, geradezu den Vorwurf von Verläumdung zu erheben. Ja je dürftiger die Thatsachen und Urkunden waren, die man vorbrachte, desto kraftvoller und hochklingender lauteten die Anklagen. Auch der Verfasser dieses Buches ist bei dieser Polemik nicht ignorirt, sondern ihm vielmehr eine auszeichnende Berücksichtigung zu Theil geworden.

Wollte man die literarischen Producte dieser Richtung lediglich nach ihrem inneren Werthe behandeln, so könnte man sie füglich unbesprochen lassen; indessen da sich theils jene urtheilslose Reclame, von der sich selbst namhafte Organe nicht frei zu halten wissen, theils gewöhnliche Wohldienerei eifrig bemüht haben, ihnen eine Bedeutung zurechtzureden, so würde Schweigen vielleicht wie Zugeständniß gedeutet werden. Drum durfte sich ein Darsteller dieser Zeit die Mühe nicht verdrießen lassen, noch genauer in das speciellste Detail einzugehen, damit einem Jeden einleuchtend werde, wie vollkommen nichtig jene Polemik, und wie unberufen ihre dreisten Anklagen sind. Theils in den politischen Abschnitten dieses Bandes, theils namentlich in der Darstellung des Feldzuges von 1814 glaube ich dies zur Genüge dargethan zu haben.

Die Differenz, um die es sich handelt, betrifft einmal die Politik Oesterreichs in den Jahren 1813—1814, dann die durch diese Politik bestimmte Kriegführung. Was den ersten Punkt angeht, so habe ich wie viele Andere es stets als eine Calamität bezeichnet, wenn die Metternich'sche Vermittlungstaktik, die den Rhein, die Alpen, Belgien, Holland in Händen Napoleons lassen und in Westfalen, Berg und Frankfurt die bonapartesche Sippschaft erhalten wollte, im Jahre 1813 zum Sieg gelangt wäre. Mir ist die Durchführung dieser Politik, die vorzugsweise an Napoleons Stolz scheiterte, stets als die Verewigung unserer Schmach und Schwäche erschienen. Drum hielt ich nichts für verkehrter, als die Leidenschaft, womit die unheilbar blinden Bonapartisten Metternich anklagten; der Friede, den uns der österreichische Staatsmann im Sommer 1813 vermittelt hätte, war vielmehr der denkbar günstigste Ausweg für das napoleonische Frankreich. Daß dies neuerlich von Thiers mit dialektischem Geschick und in beredter Darstellung nachgewiesen worden ist, finde ich ganz in der Ordnung; ihm vor Allem stand es wohl an, der Apologet dieser Staatskunst zu sein. Für uns andere, die wir als Deutsche diese Politik verdammten, war zudem keine erwünschtere Genugthuung zu denken, als daß der gescheidteste Advocat des alten Bonapartismus dieselbe rechtfertigt und rühmt. Für dies so überaus einfache Verhältniß

scheinen aber manche Köpfe ganz unzugänglich zu sein; sonst könnten sie nicht die unglaubliche Naivetät haben, sich auf Thiers, als auf den sichersten Gewährsmann zu berufen und mit seinem lobenden Zeugniß die deutschen Tadler zurückzuweisen! Ob die Stumpfheit des Denkens oder des patriotischen Empfindens dabei mehr Schuld hat, oder ob beide sich darin theilen, muß man unentschieden lassen.

Was die Kriegführung betrifft, die durch jene Politik bestimmt war, so wird der Abschnitt über den Feldzug von 1814 im Einzelnen zeigen, wie man mit den Thatsachen umspringen und wie viel man theils nicht wissen, theils ignoriren muß, um die Richtigkeit der bisherigen Auffassung zu erschüttern. Wer den Ton, in welchem sich jene Geschichtschreibung einführte, noch in Erinnerung hat, der wird wohl überrascht sein über ihre völlige Armuth in Thatsachen und Urkunden.

Diese Punkte mit Nachdruck festzustellen und die anmaßende Oberflächlichkeit der angeblichen Berichtiger scharf abzuweisen, war eine Pflicht, der ich mich wohl nicht entziehen durfte, auch wenn dies Buch sonst den Ton der Polemik vermeidet. Daß Verständige dies richtig würdigen und nicht irgend welche Sympathie oder Antipathie darin suchen werden, darf ich wohl erwarten. Ich zähle vielmehr diejenigen nicht zu den wahren Freunden eines Staates, die, angeblich in dessen Interesse, die Wahrheit fälschen und für diese traurige Arbeit den Ehrenlohn des Patrioten fordern. Wohin solch byzantinische Servilität der Geschichtschreibung führt, was die Früchte des gehorsamen Schweigens und des wohldienerischen Beschönigens sind, davon scheint es mir, hat gerade Oesterreich in alter und neuer Zeit sehr bittere Erfahrungen gemacht. Hoffen wir, daß dieselben nicht unfruchtbar bleiben und daß man sich fortan mehr bemühe, das Gegenwärtige möglichst vollkommen zu machen, statt über alte Schwächen neue Fabeln auszubreiten.

Heidelberg im October 1859.

L. Häusser.

Inhalt.

Achter Abschnitt. Der Wiener Congreß. S. 557—608.

Sechstes Buch.

Die Freiheitskriege 1813—1815.

Erster Abschnitt.

Die Erhebung in Ostpreußen.

Von dem Verhängniß, das sich in Rußland erfüllt, hatte diesseits der Memel Niemand eine Ahnung. Seit Monaten hatten die Napoleonischen Bulletins mit gleißender Lüge den wirklichen Zustand verhüllt; auch als sie seltener wurden und zuletzt Wochen lang ganz verstummten, ward wenigstens in den Pariser und in rheinbündischen Zeitungen das unheimliche Schweigen durch einzelne Siegesnachrichten unterbrochen. Da kam mit einem Male die unerwartete Kunde, Napoleon selbst sei am 14. December in Dresden eingetroffen, allein, ohne seine Feldherren, ohne Heer, und habe sich nach kurzem Aufenthalt nach Paris begeben. Vergebens ward auch jetzt noch verkündet, „die Erscheinung des großen Siegers sei die sicherste Bürgschaft für die jüngst erfochtenen glorreichen Siege*)," Niemand glaubte es mehr. Nur wenige Tage, und jeder Trug mußte schwinden. Es erschien das neunundzwanzigste Bulletin, nach langer Täuschung endlich etwas Wahrheit, noch freilich nicht die ganze Wahrheit, aber doch genug, um auch aus dem Verschweigen und den knappen Geständnissen das Aergste und Unerhörteste zu deuten. Wer noch irgend zweifeln wollte, ward rasch überzeugt durch die leibhaftige Erscheinung des Unglücks, auf welches jenes Bulletin nur vorbereitet hatte. Am 19. Dec. kam Murat in Königsberg an; ein kleines Häuflein, das in tief verfallener Gestalt ihn begleitete, war der Rest der stolzen Kaisergarde, die fünfzigtausend Mann stark über den Niemen gezogen war. Täglich folgten unabsehbare Reihen von Wagen mit Verwundeten und Kranken, denen sich erschöpfte Fußgänger mühsam nachschleppten. Die militärische Haltung und Zucht war völlig geschwunden; was ankam, war in Pelze, Thierhäute und Weiberröcke gehüllt oder mit Lumpen umwickelt und erinnerte an alles Andere

*) Allg. Zeit. 1812 S. 1419.

eher, als an das Heer, das vordem der Schrecken der Welt gewesen. Ihr Aussehen und ihre Mienen ließen das unsägliche Elend ahnen, dem die große Armee unterlegen war; auch die Ueberlebenden erschienen nur wie bleiche Schatten, aus deren Gesichtern Stumpfsinn und Verzweiflung sprach und die den Keim des Todes schon in sich trugen.

Der Eindruck, den dieser Anblick weckte, läßt sich schwer beschreiben. Wohl war die erste Empfindung, die bei diesem gränzenlosen Jammer wach ward, edles, menschliches Mitgefühl, und der Uebermuth, den der Sieger einst geübt, ward einen Moment über seinen Leiden vergessen. Aber es durchzuckte doch auch Alle blitzesschnell der Gedanke: jetzt oder nie sei die Zeit gekommen, die verhaßten Ketten abzuwerfen. Der Himmel selbst schien jetzt zu dem aufzurufen, worauf seit Jahren alles Denken und Trachten ausgegangen war.

Es bezeichnete die unnatürliche Lage der Napoleonischen Politik, daß jetzt, als die Russen bis an den Niemen drangen, ihre weitere Abwehr von dem guten Willen Oesterreichs und Preußens abhing. Oesterreich, das fast zwei Jahrzehnte im Kampf gegen Frankreich gewesen und eben noch vor kaum vier Jahren den erbittertsten Krieg gegen Napoleon ausgefochten, und dies Preußen, dessen ganze Leidensgeschichte seit Tilsit nur namenlosen Haß hatte pflanzen und nähren können, das eben noch mit allen Zeichen der Demüthigung zum Bündniß gepreßt worden war — in der Hand dieser Beiden lag es jetzt, von dem Imperator die nächsten Folgen der russischen Katastrophe abzuwenden. Es hieß die Natur, die eignen Erinnerungen und die Politik verleugnen, wenn beide Staaten diesen einzigen, niemals so wiederkehrenden Augenblick unbenutzt entschlüpfen ließen.

Was Oesterreich thun würde, war gleichwol vorerst noch zweifelhaft. Wer die Männer kannte, die dort regierten, durfte auf kühne und heroische Entschlüsse nicht hoffen, höchstens auf die lauernde und zuwartende Taktik, die schon im Laufe des Krieges zu bemerken war. Das Heer, das unter Schwarzenberg in Volhynien gefochten, hatte weder in Thaten noch in Leiden das Schicksal der großen Armee getheilt. Von Anfang an griff es mehr vorsichtig als feurig in den Kampf ein, bis es seit Herbst einem überlegenen Feinde gegenüberstand, der Minsk wegnahm und den Trümmern der großen Armee den Rückzug verlegte. Welche Katastrophe indessen eingetreten war, blieb dem österreichischen Feldherrn bis zuletzt verborgen. Noch als die bejammernswerthen Trümmer des Heeres die Beresina überschritten hatten, ließ Napoleon Depeschen an Schwarzenberg senden, die von erfochtenen Erfolgen sprachen und im Ton der Zuversicht verkündigten, der Kaiser werde die Winterquartiere beziehen. Ohne sichere Kunde von Napoleon und seinen Verfolgern stand dann Schwarzenberg zwischen Minsk und der polnischen Grenze; ich kenne, schrieb er am 14. December an Berthier, weder die Stellung noch die Richtung der großen Armee. Er ahnte nicht, daß die „große Armee“

nicht mehr existirte. Er wich dann nach Polen zurück; die Russen standen ihm dort eine Zeit lang gegenüber, ohne ihn zu drängen.

Die österreichischen Truppen hatten nicht so sehr gelitten, wie das übrige Heer; nur das sächsische Contingent, das an ihrer Seite operirt hatte, war hart mitgenommen worden. Im Ganzen war diese Armee aus Volhynien, außer dem preußischen Corps im Norden, jetzt die einzige unverbrauchte Kraft, die nach dem Untergang der französischen und rheinbündischen Kriegsrüstung den Andrang der Russen aufhalten konnte. Darum war es eine peinliche Ueberraschung für die Franzosen, als Schwarzenberg zu Anfang des neuen Jahres weiter und weiter zurückwich, um bald nachher in Folge eines Vertrags mit den Russen auch Warschau zu räumen. Die französische Diplomatie dort versuchte Alles, den österreichischen Feldherrn auf andere Gedanken zu bringen; er wich, ließ die Sachsen (Anfang Februar) ihren Rückmarsch nach der Heimath antreten und befreite damit die Russen von der Streitmacht, die bis jetzt in ihrer linken Flanke gestanden hatte. Die Taktik Schwarzenbergs war ein getreuer Ausdruck der politischen Haltung des Wiener Cabinets. Ohne mit den Russen in irgend ein näheres Verhältniß getreten zu sein, wollte man doch die Armee nicht für die Bonaparte'sche Allianz aufopfern, sondern seine Kräfte sparen und sich die freie Wahl einer selbständigen Politik offen halten. Das österreichische Cabinet handelte ohne Leidenschaft und ohne Enthusiasmus, eine kalte und vorsichtige Berechnung bestimmte seine Schritte; ohne sich mit Napoleon unauflöslich verknüpft zu fühlen, war dasselbe doch auch ganz unberührt von der patriotischen Erregung, die beim ersten Eindruck der russischen Katastrophe überall lebendig ward; ja es blieb im äußersten Fall vielleicht lieber im französischen System, als daß es sich entschloß, die Kraft der Völker zu Hülfe zu rufen.

In Preußen ward der Regierung eine solche Wahl nicht gelassen; eine kühn entschlossene That entfesselte zugleich den Haß und die Kraft des Volkes, um mit unwiderstehlicher Gewalt Alle, auch die Vorsichtigsten, mit fortzureißen.

Es ist früher erzählt worden, unter wie peinlichen Verhältnissen äußeren Zwanges Preußen genöthigt ward, sich dem Napoleonischen Bündniß zu unterwerfen. Preußen war zu einem Kriege gedrängt, der seinem Interesse und seinen Ueberlieferungen widersprach; die Armee sah sich theils in erzwungener Unthätigkeit gehalten, theils der Napoleonischen Armee als Division einverleibt, das Land ward mit neuen Lasten, Lieferungen, Requisitionen bis zur äußersten Erschöpfung heimgesucht. Es konnte scheinen, als sei es die tiefere Absicht des französischen Kaisers, dies verstümmelte Preußen alle Schmach und allen Druck so weit ertragen zu lassen, daß zuletzt der völlige Verlust der nur noch scheinbaren Selbständigkeit kaum mehr empfunden, die

Verschmelzung mit andern Gebieten fast wie eine Erleichterung angesehen ward. Wenigstens war es nicht zu wundern, wenn dies Volk irre wurde an sich selber. Seit Jahren hatte man die Jugend ausgehoben, geübt, gerüstet, die Heereskraft in der Stille auf das höchste Maß gesteigert, Alles wie zu einem letzten verzweifelten Kampfe angelegt; die Erziehung, Bildung und selbst die gewöhnliche Form des Lebens war durch die sittlichen Hebel des Patriotismus und der Begeisterung getragen worden — Alles, um, wenn die Stunde der Entscheidung kam, dem verhaßten Gegner die verlorene Selbständigkeit abzuringen, oder doch in einem letzten Kampfe ehrenvoll unterzugehen. Und jetzt diente man unter der Fahne dessen, gegen den alle diese Waffen geschmiedet waren! Eine Wendung der Dinge, die wohl dazu angethan war, ein schlichtes Gewissen zu verwirren, zumal wenn man sah, wie die Besten und Muthigsten lieber das Vaterland verließen und russische Dienste suchten, ehe sie unter Bonaparte'scher Fahne fochten. Auf die Dauer konnten die entsittlichenden Folgen eines so unnatürlichen Zustandes nicht ausbleiben. Schon jetzt regten sich wieder die Weltklugen und Geschmeidigen, die bereits 1806 den Dienst des Gewaltigen jeder edleren Regung vorgezogen hatten, und predigten Rheinbundspolitik. Auch Bessere, als sie, riethen, aus der Noth eine Tugend zu machen und durch die Gnade des Siegers wieder zu gewinnen, was durch seine Ungnade verloren war. Der gute Geist und die Hoffnungen erstarben, wie Clausewitz sagt, auch in jedem Einzelnen. Es bedurfte der ganzen furchtbaren Erinnerung an alles seit 1806 Erlebte, um über diesen lähmenden Eindrücken der Gegenwart der besseren Gedanken nicht zu vergessen, auf deren Pflege im Staate wie im Hause seit Jahren alle Sorge gerichtet war.

Dieser innere Widerstreit der Gemüther konnte nirgends peinlicher empfunden werden, als in dem Theil des Heeres, der bestimmt war, den Napoleonischen Feldzeichen zu folgen. Außer drei Reiterregimentern, die sonst vertheilt waren, bildete das preußische Contingent eine Masse von 19 Bataillonen, 16 Schwadronen und 7½ Batterien, die unter dem Namen „27. Division" den Hauptbestandtheil des zehnten französischen Armeecorps ausmachten. Neben ihnen gehörten noch bairische, polnische und westfälische Regimenter dem Corps an; der Chef des Ganzen war der französische Marschall Macdonald. Die Führung des preußischen Corps war auf Napoleons Wunsch dem bejahrten General Grawert übertragen worden; ein verdienter und ehrenwerther Soldat, aber ohne selbständiges politisches Urtheil und voll Bewunderung für Napoleons Genie, galt er für den rechten Mann, das neue Verhältniß militärischer Abhängigkeit zu sanctioniren. Ihm erschien der Feldzug vornehmlich als eine erwünschte Gelegenheit, den preußischen Waffenruhm wiederherzustellen. Sein Antritt des Commandos war durch manche Nachgiebigkeiten gegen unziemliche Forderungen der Franzosen bezeichnet; er gab ihnen die Nehrungsspitze und Pillau preis, er ließ die Prevotalcommissionen

nach französischem Muster in seinem Corps einführen. Das war wohl kaum anders zu erwarten von einem Manne, der nach Yorks Ausdruck in Napoleon „etwas Uebermenschliches und in seinen Feldherren Davoust und Macdonald die Jünger eines Propheten sah*).“ Aber es ließ sich nicht berechnen, welchen Schaden eine Führung stiften konnte, die sich so bereitwillig zum Organ des neuen Verhältnisses von Dienstbarkeit und Demüthigung hingab. Es war darum ein kluger und glücklicher Griff gewesen, dem nachgiebigen Grawert als zweiten commandirenden General einen Mann, wie York, an die Seite zu stellen. Scharnhorst war es, der diesen Rath gab**).

Hans David Ludwig von York war 1759 geboren und stammte aus einer wahrscheinlich eingewanderten Familie, die sich in Pommern angesiedelt hatte. Mit Glücksgütern nicht eben gesegnet, hatten unter den Yorks der vorangegangenen Generation sich Mehrere als tapfere Kriegsleute im preußischen Dienst hervorgethan; auch der Vater unseres York hatte als Officier alle Kriege des großen Königs mitgemacht und seinen Sohn schon als zwölfjährigen Knaben in die Armee treten lassen. Eine Ausschreitung im Dienst, deren Veranlassung den jungen York persönlich ehrte, zog ihm eine strenge Strafe zu; als zwanzigjähriger Lieutenant cassirt, mußte er in der Fremde sein Glück versuchen. Er fand eine Zuflucht im holländischen Kriegsdienst, der ihn nach dem Cap und nach Ostindien verschlug; auf Land und Meer umhergetrieben, in mancher herben Lebenserfahrung geprüft, kehrte er nach der Heimath zurück, um endlich unter dem Nachfolger Friedrichs den ersehnten Wiedereintritt in die preußische Armee zu erlangen. Er war ein rechter Ausdruck des alten preußischen Wesens, das unter der jungen Generation, die jetzt aufwuchs, kaum einen ähnlichen bedeutenden Repräsentanten zählte. In ihm lebte noch der Kriegerstolz und die spartanische Strenge, die Friedrichs Heldenzeitalter durchdrungen hatte; von ernstem, selbst finsterem Wesen, mit einem durchdringenden Blick und unbeugsamem Willen ausgestattet, seine Leidenschaft in scheinbarer Kälte verbergend, voll Ehrgeiz, aber äußerlich resignirt, war er nach Arndts Ausdruck eine Persönlichkeit „scharf wie gehacktes Eisen.“ In seinem Erwägen bedächtig, aber kühn und rasch in der Action, gegen die Meisten herb und selbst bitter, selten freundlich, niemals weich und nachsichtig, gehörte er zu den seltenen Soldatennaturen, die, ohne zu bestechen und hinzureißen, durch die gebietende Macht ihres Wesens imponiren und anspornen. Ein Mann der alten preußischen Zucht und Ordnung, war er

---

*) Worte Yorks bei Droysen I. 350, auf dessen Darlegung dieser und der nächstfolgenden Verhältnisse wir hier ein- für allemal verweisen. Ueber Grawert vergl. II. 265 f. Bezeichnende Züge für Yorks Art und Weise theilt auch Reiche mit, Memoiren I. 253. 257. 259. 288 f.

**) Clausewitz VII. 215.

von der Pedanterie der Aelteren, wie von der Frivolität der Jüngeren gleich weit entfernt, die einen Theil der Generation nach Friedrichs Tode erfüllte; das Alte war in ihm noch lebendig und naturwüchsig, unter seiner Hand gewannen die überlieferten Formen eine frische und geistige Gestalt. Die taktische Kleinkrämerei, worin viele Officiere der Armee von 1806 so völlig untergingen, mochte er so wenig leiden, wie das zerfahrene und geniale Thun der Andern, die überall nur vornehmen Tadel oder hochtönende Schlagwörter bereit hatten. Vielmehr erwarb er sich früh den Ruf einer Specialität, die sich namentlich in der Uebung und Ausbildung des Jägerregiments, das ihm 1799 anvertraut ward, mit Auszeichnung bewährte. Strenge Zucht, Technik und moralischer Einfluß des Führers über die Truppe wirkten hier glücklich zusammen. Darum hatte er auch nichts mit dem Tone gemein, in dem sich vor 1806 die herrschenden Kreise der Hauptstadt bewegten. Er spottete über die ästhetischen Officiere, über ihren Umgang mit Schauspielern und Juden; er gefiel sich darin, den gelehrten Officieren gegenüber sich als den bloßen Praktiker und Autodidakten geltend zu machen. Das lärmende und unbändige Treiben des Kreises, der sich um den Prinzen Louis Ferdinand sammelte, erregte seinen ganzen Widerwillen; so wenig ihm die Politik vom Sommer 1806 zusagte, so sehr fühlte sich doch sein soldatischer Sinn durch das aufdringliche Gebahren und durch die Demonstrationen beleidigt, wodurch die Berliner Gardeofficiere damals zum Kriege drängten.

In dieser scharf ausgeprägten Stellung eines Charakters von altpreußischem Schrot und Korn fand den Oberst York die Katastrophe von 1806. Wie er dort unter den wenigen höheren Officieren zu nennen war, die auf dem traurigen Rückzug von Jena nach Lübeck kaltblütigen Muth und militärisches Geschick bewiesen, ist früher erzählt worden; die Gefechte von Altenzaun und Wahren sind glänzende Lichtpunkte in dem dunkeln Chaos jener Tage. Kurz vor dem Frieden ernannte ihn der König zum Generalmajor. Wie dann die Armee neu gebildet ward, war ihm reicher Anlaß gegeben, seine Virtuosität zu entfalten. In der Kunst, die Truppen zu üben und zu schulen, aus den Einzelnen taktische Körper zu bilden und sie zu der Sicherheit zu erziehen, die der künftige Kampf erforderte, haben es ihm Wenige gleich gethan.

So innig er mit der militärischen Reorganisation der Jahre 1807 bis 1812 verflochten war, so fern stand er den politischen Reformen jener Zeit. Er hatte sich in die alte Staatsordnung so hineingelebt, daß ihn die Umgestaltung mit tiefstem Mißmuth erfüllte. Obwol selbst nur ein armer Edelmann, hing er doch mit der ihm eignen Zähheit an der hergebrachten Gliederung der Stände, dem Vorrang des Adels, der feudalen Unterordnung der Uebrigen. Mit bitterem Tadel übergoß er die Männer der Reformperiode, wie ihre Maßregeln. Er sah darin nur eine schwächliche Nachgiebigkeit gegen die „Kosmopoliten und Raisonneurs.“ So etwas, meinte er,

kann nur in der Kanzlei eines Banquiers oder von einem Professor, der einen schlecht verdauten Adam Smith vom Katheder docirt, ausgeheckt werden. In seiner herben und leidenschaftlichen Weise war ihm, besonders über Stein, kein Urtheil zu hart; bei dessen Rücktritt stimmte er mit in den Jubelruf der bittersten Feinde ein. Ein unsinniger Kopf, schrieb er damals, ist schon zertreten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen.

Aber man durfte ihn doch keineswegs mit denen zusammenwerfen, die aus schnödem Eigennutz das System der Reform bekämpften oder die da muthlos riethen, sich wohldienerisch dem fremden Druck zu fügen. Ueber das Verhältniß zu Napoleon hatte er gleiche Ansichten, wie die Männer der Reform; er urtheilte wohl über den Zeitpunkt der Erhebung kaltblütiger und vorsichtiger als Mancher von ihnen, aber er stand an muthiger Entschlossenheit, wenn die Entscheidung kam, Keinem nach. In der peinlichen Krisis von 1811—1812, wo er in Westpreußen commandirte, erhielt er darum Aufträge und Vollmachten, wie sie nur das unbedingteste Vertrauen in seine Einsicht und seine Zuverlässigkeit eingeben konnte. So traf ihn die unerwartete Entscheidung vom Frühjahr 1812, die statt des Krieges mit Frankreich das Bündniß brachte. Er empfand diese Wendung nicht minder schmerzlich, als so viele Andere; aber nach seinen Begriffen von militärischer Zucht tadelte er doch die, welche darum ihren Abschied nahmen. Er blieb im preußischen Dienste.

Es war eine höchst bedeutsame Stellung, die ihm der Ausbruch des Krieges zuwies. Nur ein Charakter von diesem scharfen Schnitt vermochte gut zu machen, was Grawerts Nachgiebigkeit zu verderben drohte; nur ein Mann, in dem Bedächtigkeit mit Thatkraft sich so glücklich mischte, gab die rechte Bürgschaft, daß den Franzosen gegenüber nichts vergeben, aber auch nichts Unbesonnenes begangen ward. Er war, wie sein Biograph sagt, ein völlig unerschütterlicher Halt alles dessen, was hoch gefährdet war; er vermied es durchaus, die Gunst und das Gefallen der Franzosen zu suchen, er strebte vor Allem, seine Truppen in dem vollen Gefühle, daß sie Preußen seien, zu erhalten. Er ließ sich durch Macdonalds gewinnende Art nicht bestechen, sondern hielt dem französischen Marschall gegenüber mit Scharfsicht und Festigkeit die Gränze preußischer Selbständigkeit ein. Der Krieg, den das zehnte Armeecorps in Kurland führte, war nicht von eingreifender Bedeutung, aber es kam doch zu einzelnen Anlässen, die militärische Tüchtigkeit der Truppen zu erproben. General York war es beschieden, bei Eckau, bei Dahlenkirchen, bei Bauske das Hervorragendste zu leisten, was dieser Feldzug aufzuweisen hatte. Schon im August hatte Grawert, kränkelnd und abgespannt, die Leitung an York abgegeben; er commandirte nun das preußische Contingent allein. Der kleine Krieg, den er führte, war eine treffliche Schule für seine Leute; unter den Augen der Franzosen, und von ihnen darum belobt, übte

er sie zum künftigen Kampfe. Mit eherner Hand, wie in der alten preußischen Zeit, faßte er die Zügel, hielt jeden Widerspruch nieder und bildete den Truppen wieder jene Straffheit und jene feste Haltung an, die in der Zeit des Verfalls und der Katastrophe verloren gegangen war. Finster und wortkarg, wie er war, verschmähte er auch die erlaubten Mittel der Popularität; aber ein sparsames Wort des Lobes von ihm wog auch dem Soldaten schwerer, als sonst die freigebigste Gunstbezeigung. Seine kalte Strenge ward eher ertragen, da er auch den Franzosen gegenüber die stolze Zurückhaltung glücklicher Tage nie vergaß. Seit der Marschall im Spätherbst sein Hauptquartier in der Nähe nahm, war es schwerer, die Selbständigkeit zu bewahren, die York bisher behauptet; die französische Einmischung machte sich nun lästiger geltend. York hatte sich zu den Franzosen durchaus in dem trockenen Tone des geschäftlichen Verkehrs gehalten und jede Annäherung geflissentlich vermieden; weder ihr Lob, noch Macdonalds Artigkeiten vermochten ihn aus seiner Zurückhaltung herauszulocken. Um so bitterer empfand er dann die kleinen Eigenmächtigkeiten und Beschwerden, die von ihnen kamen. Erst war es über die Versorgung der Soldaten zu Differenzen gekommen, bald nachher hatte Macdonald einen Theil der preußischen Truppen einem französischen General unterstellt, dann machte die strengere Kälte, die Unregelmäßigkeiten der Verpflegung, die sich die Franzosen auf Kosten der Preußen erlaubten, noch fühlbarer als zuvor. Es entspann sich darüber in den letzten Tagen des Novembers eine sehr peinliche Correspondenz. Yorks Beschwerden wurden von Macdonald in gereiztem Tone beantwortet und Vorwürfe eingemischt, die Yorks Ehre berührten. Es machte sich unverkennbar ein lange verhaltener Unmuth Luft. Der Marschall warf dem preußischen General vor, er sei erbittert gegen den Kaiser, gegen Frankreich und gegen die Armee; vergebens habe man durch Mittel der Güte und Gefälligkeit seinen Haß gegen Alles, was französisch sei, zu überwinden gesucht, er halte sich nur um so mehr berechtigt, sich des schuldigen Gehorsams zu entschlagen. Auch in öffentlichen Tagesbefehlen an die Truppen kamen Aeußerungen vor, die York verletzen mußten. Wenn es die geheime Absicht dieser Schritte war, York zu einem übereilten Schritt oder zum unmuthigen Rücktritt zu drängen, damit er einem erwünschteren Nachfolger Platz mache, so irrten sich die Franzosen; York bewahrte seine ruhige Haltung, versäumte aber auch nicht, von dem, was vorgefallen, Bericht nach Berlin zu geben.

Indessen ward der General von anderer Seite her von zudringlichen Anmuthungen heimgesucht. Schon in den ersten Tagen des Novembers hatte der Gouverneur von Riga, General Essen, sich an York gewandt und ihm vorgeschlagen, die französische Sache zu verlassen und sich an die Russen anzuschließen; acht Tage später wiederholte Essens Nachfolger Paulucci das gleiche Ansinnen in dringender Weise. York hatte das erste Schreiben nach Berlin gesandt, das zweite beantwortete er mit bewunderungswürdiger Fein-

heit, aber ausweichend. Doch ließen die Russen so leicht nicht ab; fast ungeduldig wiederholten sie ihren Vorschlag. Eines war jedenfalls in diesen Briefen bemerkenswerth: die übereinstimmende Versicherung, daß die große französische Armee auf dem Rückzug und in voller Auflösung begriffen sei. Das Schweigen und die Unkenntniß, die im Hauptquartier in Kurland über das Schicksal des Heeres herrschte, schien diese Berichte eher zu bestätigen, als zu widerlegen. Es war nicht mehr zu verkennen, daß eine Krisis bevorstand, in der sich Preußen klar entscheiden mußte, ob es sich von Napoleon losreißen, oder in unbedingter Hingebung an ihn die Folgen der Katastrophe von ihm abwenden wolle. Auch Yorks peinliche Stellung mußte sich bald klären. Auf der einen Seite drängten ihn die Russen mit einem Ungestüm, das doppelt zur Vorsicht mahnte, wenn man nicht die französische Abhängigkeit mit einer russischen vertauschen wollte; auf der andern kamen jetzt von den Franzosen unerwartete Zeichen der Gunst. In den letzten Novembertagen erhielt York vom Kaiser das Officierkreuz der Ehrenlegion; weiter war ihm eine Dotation von 20,000 Francs, ein besonderes Commando und später selbst der Marschallstab bestimmt. Das klang wie eine deutliche Bestätigung der Unglücksbotschaften aus dem russischen Lager. Es gehörte die ganze Besonnenheit Yorks dazu, um sich inmitten dieser widerstrebenden Eindrücke nach keiner Seite etwas zu vergeben. Aber es war doch dringend nöthig zu wissen, was man in Berlin eigentlich wollte. Wenn York in diesen Tagen um seine Entlassung nachgesucht hat, so geschah das wohl hauptsächlich in der Besorgniß, es möchte dort eine Entscheidung fallen, die einen festeren Anschluß an Frankreich bedeutete und ihm bei seinem Verhältniß zu Macdonald das Bleiben schwer machte. Allein er schickte doch auch in den ersten Tagen des Decembers einen seiner vertrautesten Officiere nach Berlin, um in dieser verwickelten Situation „die Entschließungen des Königs zu erbitten."

Wenige Tage nachher, am 8. Dec., kam Lieutenant von Canitz, den York nach Wilna gesandt, ins Hauptquartier zurück. Der Zweck seiner Sendung war gewesen, den General Krusemark, der sich im französischen Lager befand, von dem Zerwürfniß zwischen Macdonald und York zu unterrichten und nebenbei über den Zustand der großen Armee Erkundigungen einzuziehen. Er brachte Nachrichten, die alle menschlichen Erwartungen weit überstiegen. Was er in Kowno und Wilna gesehen, enthüllte ihm den ganzen Umfang der Katastrophe. „Die Geschichte, weshalb ich gesendet war — schrieb er selbst — erschien mir als eine geringfügige Nebensache neben der ungeheuern Angelegenheit, deren Entwicklung so nahe war." Ueberall sah er nur die völlige Auflösung des Heeres und die Spuren des namenlosen Jammers, dem es erlegen war. „Leute sterben zu sehen, sagt sein Bericht, machte kaum so viel Eindruck in diesem Triumphzug des Todes, wie der Anblick eines Betrunkenen auf einem polnischen Jahrmarkt zu machen pflegt,

diese Scenen waren von Moskau her Allen erträglich geworden. Wer aber urplötzlich wie ich hineintrat in diesen gräßlichen Zug, den mußte ein tiefer Schauder erfassen bei der Betrachtung dieses unermeßlichen Elends. Und wenn Europa und Preußen vor Allen jubelnd in dem Untergange dieses Heeres die Morgenröthe einer besseren Zeit erkannte, so erbebte doch die menschliche Natur, selbst die verhaßtesten Feinde so untergehen zu sehen. . . . . Nicht einem Heereszuge, nicht der Flucht einer geschlagenen Armee sah dieses Schauspiel ähnlich; es war eine Schaar mehr oder weniger hülfloser Geschöpfe, die nichts mehr zu einem Ganzen verband."

Das waren die Nachrichten, die Canitz mitbrachte; sie ließen keinen Zweifel darüber, daß Preußen jetzt eine große Entscheidung in die Hand gegeben war. Ein unverbrauchtes Corps von 17—18000 Mann mußte bedeutsam in die Wagschale fallen, mochte dasselbe für Napoleon das Vordringen der Russen abwehren, oder im Bunde mit ihnen die Vernichtung des französischen Heeres vollenden. Dringender als je wurden darum von Riga die früheren Aufforderungen an York wiederholt; seine Antworten lauteten zwar einläßlicher, doch ablehnend wie früher. Noch immer war er auf sich selber angewiesen, die Weisungen von Berlin schwiegen über die politische Lage, sie billigten nur sein Benehmen und bedeuteten ihm, das Verhältniß mit Macdonald so viel wie möglich wiederherzustellen. Nicht weniger als drei Officiere, die York nach einander hingesendet, Graf Brandenburg, Schack und Major Seydlitz, befanden sich in Berlin, allein sie erhielten weder eine rasche Abfertigung noch eine klare Antwort. Man befand sich freilich in Berlin noch unmittelbar unter dem Druck der Franzosen und wenn man auch schon die Lage des Heeres in Rußland im Allgemeinen kannte, so war doch der Eindruck davon weder so vollständig, noch so frisch und gewaltig, wie bei denen, die dem Schauplatz der Katastrophe näher standen. Das Bild Napoleonischer Macht wirkte doch immer noch drastischer, als der Anblick des unsäglichen Elends im Osten. Kühne und rasche Entschlüsse lagen zudem nicht in der Natur der dortigen Verhältnisse; das hatte die Geschichte der Jahre 1808 und 1809 und jüngst noch die Krisis von 1811—1812 bewiesen. Auch jetzt ging man der Entscheidung gern aus dem Wege und schob den verhängnißvollen Schritt über den Rubicon so lange als möglich hinaus. So erhielt denn York keine bestimmte Antwort; Seydlitz, der am genauesten in die Situation seines Generals eingeweiht war, verließ in der Nacht zum 21. December Berlin, ohne klare Weisungen über das, was York thun oder lassen sollte. In einer persönlichen Audienz beim König hatte er sich vergebens bemüht, eine unzweideutige Instruction zu erlangen; „nicht über die Schnur hauen," soll die Antwort gelautet haben. Und wie er um einen bestimmten Bescheid gebeten, habe der König geäußert: Napoleon sei ein großes Genie, wisse immer Hülfsmittel zu finden; selbst sein dringenderes Anliegen um einen Wink, wie sein General handeln solle, habe dem Monarchen nichts

als die unbestimmte Wendung entlockt: „nach den Umständen.“ So blieb also York völlig sich selbst überlassen.

Indessen war der Aufbruch aus Kurland begonnen. Eine Zeit lang hatte Macdonald die Bewegungen der Russen und die Unglücksbotschaften von der großen Armee mit ungläubiger Geringschätzung behandelt, bis sich von allen Seiten die Nachrichten mit so zweifelloser Gewißheit drängten, daß Eile nöthig war, wenn man nicht abgeschnitten werden wollte. So brachen am 18. Dec. die ersten Colonnen auf, voran das schwere Geschütz, dann die 5000 Mann Polen und Rheinbündler mit einigen preußischen Reiterabtheilungen; ihnen folgte am 19. der Marschall selbst mit 3—4000 Mann Preußen, die Massenbach führte; York, der mit etwa 8000 Mann am 20. den Rückzug antrat, sollte den Zug schließen. Mit einem Nachtmarsch von vier Meilen bei einer Temperatur von 24 Grad unter Null, Glatteis, später bei starkem Schneefall begann York seinen Weg; unter unsäglichen Mühen ward er fortgesetzt. Die Kälte, die angestrengten Märsche, die mangelhafte Verpflegung legten die härtesten Proben auf. Der Soldat litt furchtbar, die Pferde fielen auf dem Glatteis, und in den mit Schnee gefüllten Defileen schleppte sich der Zug nur mühsam und raupenartig fort.*) Schon näherte sich auch der Feind, im Rücken folgten die aus Kurland nachrückenden Colonnen, auf der Seite drängten die ersten Abtheilungen von Wittgensteins Corps heran, um dem Marschall die Verbindung mit Tilsit und Königsberg abzuschneiden. Kaum gelang es noch Macdonald, Tilsit zu erreichen; die letzte Strecke von Piktupöhnen nach Tilsit hatte nur durch ein glänzendes Gefecht der preußischen Reiterei gegen eine russische Abtheilung, die dort aufgestellt war, frei gemacht werden können (26. Dec.). Zwei Tage später waren die beiden ersten Colonnen des zehnten Armeecorps in Tilsit vereinigt. Aber der Zusammenhang mit York war verloren. Am 24. erhielt dieser noch einmal eine Ordre des Marschalls, die ihm Tauroggen als den Vereinigungspunkt bezeichnete; seitdem hatte alle Verbindung aufgehört, die Boten, die Macdonald sandte, wurden von den Kosaken aufgefangen, alle Versuche, über das Schicksal des Generals etwas zu erfahren, blieben fruchtlos. Der Mar-

*) Graf Henckel schrieb schon jetzt am 20. Dec. in sein Tagebuch (s. dessen Erinnerungen S. 164): Es erscheint mir als ein großer Fehler des Marschalls Macdonald, daß er mit den fremden Truppen und einem sehr geringen Theile von uns vorausgeht und uns nachziehen läßt. Ohne es zu wollen, zwingt er uns mit diesen Anordnungen und bei der Schwierigkeit der Märsche, allmälig immer mehr von ihm abzukommen. Und wenn nun ohnehin schon unsere ganze Stellung zu der französischen Armee eine falsche war, so stößt er uns so zu sagen mit Gewalt dazu, ganz von den Russen umgeben, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, diese falschen, unseren Neigungen zuwiderlaufenden Verhältnisse aufzugeben.

schall selbst hatte Tauroggen als Sammelpunkt aufgegeben und war, vom Feinde schon bedrängt, dem Niemen zugeeilt.

Auch York war auf die Russen gestoßen; als er sich am Weihnachtstage Koltiniani näherte, fand seine Vorhut die Höhen, welche die Schluchten beherrschten, von ihrer Reiterei besetzt. Zugleich drängte im Rücken der Feind, der aus Kurland folgte. Was bei Koltiniani gegenüber stand, war eine Abtheilung von Wittgensteins Corps unter Diebitsch, nicht so zahlreich, um den Preußen mit Sicherheit den Weg zu verlegen, aber doch stark genug, einer meilenweit auseinander gezogenen Colonne mit vielem Train, die sich durch Schnee und Kälte mühsam fortschleppte und der sich eine andere feindliche Schaar an die Fersen drängte, den Weitermarsch zu erschweren. Es war begreiflich, daß York eine Unterredung, die ihm Diebitsch anbieten ließ, nicht ausschlug. Sie fand am Weihnachtstage spät Abends bei den Vorposten statt. Der russische General, an dessen Seite sich Karl von Clausewitz befand, sprach sich offen über seine militärische Stärke aus und bot dem preußischen Corps einen Neutralitätsvertrag an. York gab keine bestimmte Antwort. Am andern Morgen kam Graf Friedrich Dohna, Scharnhorsts Schwiegersohn, und brachte Briefe von Paulucci. Sie enthielten die alten Anträge, die der russische General bis zu den letzten Momenten vor Yorks Abmarsch immer dringender und ungestümer erneuert hatte. Aber jetzt lag ihnen ein Schreiben Kaiser Alexanders bei, das Paulucci's Unterhandlungen billigte und die Bereitwilligkeit des Czaren aussprach, mit Preußen einen Vertrag einzugehen, der ihm seine Wiederherstellung verhieß. Es war das erste russische Anerbieten, das über die unsichere Autorität eines Generals hinausging; die Sache war der Ueberlegung werth. Noch konnte wohl York mit äußerster Anstrengung die Russen, die ihm gegenüber standen, durchbrechen und sich mit Macdonald vereinigen; beide bildeten dann am Niemen den Kern einer neuen Heeresmacht, stark genug, die Russen an der deutschen Gränze aufzuhalten. Aber ebenso gewiß war es, daß ein Neutralitätsvertrag mit den Russen der ganzen Weltlage eine entscheidende Wendung gab, vor Allem Preußen in die Stellung drängte, die seiner Ueberlieferung, seiner Ehre, seinen Interessen entsprach. York war nicht mehr zweifelhaft, welcher Weg der bessere sei; nur widerstrebte es seinen Begriffen von soldatischer Disciplin, eigenmächtig das entscheidende Loos zu werfen. In der Unterredung mit Dohna verbarg er nicht, daß ihm die russischen Vorschläge zusagten, doch wünschte er „einen Schein der Nothwendigkeit" für sich zu haben. Eine Unterredung mit Dörnberg, dem Waffengefährten von 1806, der jetzt bei der russischen Vorhut einen Trupp Kosaken commandirte, mochte wohl dazu beitragen, seine Bedenken zu erschüttern. Schon gab sich auch unter den Truppen laut die Stimmung kund, womit sie der bevorstehenden Entscheidung entgegensahen; voll Jubel, daß es mit der Franzosenfreundschaft jetzt ein Ende habe, fingen sie an mit den Russen zu fraternisiren. Aber

noch zögerte der General, den letzten unwiderruflichen Schritt zu thun; er hielt die Besprechungen, die er am Morgen des 26. mit Dohna gehabt, zunächst für genügend, fertigte am andern Tage einen Officier nach Berlin ab, um Bericht zu erstatten, und schob sich langsam gegen Tauroggen vor; die Russen hielten sich in seiner Nähe. Am 28. Dec. traf York in Tauroggen ein, wohin ihn früher Macdonalds Befehl beschieden hatte; der folgende Tag sollte den Truppen die wohlverdiente Rast gönnen. Wieder kam Clausewitz, von Diebitsch gesandt, um auf die endliche Entscheidung zu dringen. „Ich marschire morgen nach Tilsit," war Yorks Meinung; „finde ich es besetzt, finde ich ein feindliches Corps in der rechten Flanke und Truppen hinter mir, die meinen Marsch beunruhigen können, so schließe ich den Neutralitätsvertrag." Es war klar, er wünschte zu dem Schritte, den man ihn aufforderte freiwillig zu thun, durch die Umstände gezwungen zu werden.

Allein die Lage gestaltete sich eben jetzt so, daß nicht der Zwang militärischer Verhältnisse, sondern sein freier Entschluß die Entscheidung herbeiführte. Am 29. Dec. kam Seydlitz von Berlin zurück; die Nachrichten, die er brachte, ließen keinen Zweifel darüber, daß man dort absichtlich ihn ohne bestimmte Weisung ließ und gern den entscheidenden Schritt noch hinausschob. Kein Wort über die ersten russischen Anträge, weder ob sie zu verwerfen noch ob sie anzunehmen seien. Aus der Haltung des Cabinets und den Aeußerungen des Königs sprach nur die Meinung heraus: auch York solle laviren, wie man es in Berlin noch that. Aber eben dies war nicht mehr möglich. Fast zu gleicher Zeit mit Seydlitz trafen von Paulucci und Wittgenstein Botschaften ein, die ihre Annäherung verkündigten und auf raschen Abschluß drangen. Von Macdonald kam aber an demselben Morgen ein lakonischer Zettel, nachdem mehrere Boten vergebens abgesandt waren, und wies York dringend an, nach Tilsit zu kommen.*) Damit war das Zögern unmöglich geworden; es blieb York nur die Wahl, entweder mit einem raschen Coup die russische Linie zu durchbrechen und sich nach Tilsit zu Macdonald durchzuschlagen, oder mit den Russen abzuschließen. Mit völliger Klarheit überschaute der General die Folgen des einen wie des andern Schrittes; ob der Bund mit den Franzosen verewigt oder der Anstoß zum Kampf auf Leben und Tod gegen sie gegeben werden sollte — über diese Alternative lag jetzt in seiner Hand die Entscheidung.

Er traf sie, nicht ohne inneren Kampf, aber auch mit vollkommener Klarheit dessen, was er that, und des Verhängnisses, das sich daran knüpfte. Am Abend des 29. kam Clausewitz, abermals von Diebitsch gesandt, um endlich die bestimmte Antwort zu holen. Er brachte zwei Briefe mit, einen von Macdonald an Maret, den die Kosaken aufgefangen und worin unverblümt von der Entsetzung Yorks und der ihm Gleichgesinnten die Rede war,

*) S. Droysen II. 268.

und einen zweiten aus dem Hauptquartier Wittgensteins, wonach dieser General am 31. jenseits Tilsit zu stehen und die Straße nach Königsberg zu beherrschen dachte. York las das Schreiben; Clausewitz mußte ihm die Versicherung geben, daß es Ernst sei mit dieser Nachricht, dann sagte er nach kurzem Bedenken: „Ihr habt mich; sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen, und daß ich fest entschlossen bin, mich von den Franzosen zu trennen. Ich werde aber die Sache nicht halb thun, ich werde Euch auch den Massenbach verschaffen." Er ließ einen Officier hereintreten, der zu Massenbachs Corps gehörte. „Was sagen Eure Regimenter?" fragte er. Der Officier sprach es in lebhaften Worten aus, mit welchem Enthusiasmus man der Lösung des französischen Bündnisses entgegensehe. „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute," erwiederte York; „mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern." Dann versammelte er die Officiere seines Corps; in kurzen ergreifenden Worten verkündigte er ihnen den gefaßten Entschluß, deutete auf die Verantwortlichkeit des inhaltschweren Schrittes, den man thue, und stellte es Jedem frei, sich ihm anzuschließen, oder sich von ihm zu trennen. Der begeisterte Zuruf Aller war die Antwort.

Am Morgen des 30. Dec. fand die Zusammenkunft in der Mühle von Poscherun statt; Diebitsch kam von Clausewitz und Dohna begleitet, York hatte Oberst Röder und Major Seydlitz bei sich. Es waren lauter Deutsche, die hier die denkwürdige Convention abschlossen. Das preußische Corps sollte dem Vertrag zufolge den Landstrich, der zwischen Memel, Tilsit und dem Haff liegt, besetzen und dies Gebiet als neutral gelten. Hier sollten die Truppen stehen bleiben, bis die Befehle des Königs eingingen; lauteten diese auf Wiedervereinigung mit den Franzosen, so versprach das Corps, bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu dienen. Wurde die Convention vom König oder vom russischen Kaiser verworfen, so marschirten die Truppen dahin, wohin es der König befahl. Wenn Massenbach noch zu erreichen war, so sollten auch die unter ihm stehenden Truppen mit in die Convention eingeschlossen werden. Ebenso waren die etwa gemachten Gefangenen und Nachzügler darin begriffen.

Sofort nach dem Abschluß meldete York das Geschehene dem König; ein zweites ausführliches Schreiben, einige Tage später durch den Grafen Brandenburg übersandt, gab eine genauere Darlegung des Schrittes, seiner Beweggründe und seiner Folgen. Aus beiden Briefen spricht klar und energisch das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der Bedeutung dessen, was er gethan. Er legte seinen Kopf dem König zu Füßen, bereit auf dem Sandhaufen eben so ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem er grau geworden war, die Kugel zu erwarten. „Ew. k. Majestät Monarchie," schrieb er am 3. Januar des unvergeßlichen Jahres 1813, „ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet; der Zeitpunkt

muß schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch E. M. liegt das Schicksal der Welt. Die Unterhandlungen, so E. M. Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn E. M. einen kraftvollen und entscheidenden Schritt thun. Der Furchtsame will ein Beispiel und Oesterreich wird dem Wege folgen, den E. M. bahnen. E. k. M. kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. So lange Alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältniß herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners; und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch E. M. wird Alles neu beleben und enthusiasmiren; wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen, und der Thron E. M. wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen."

So war die That nicht der zufällige Anstoß zu großen Dingen, sondern das wohlerwogene Werk eines Mannes, dessen Natur so besonnen wie kühn war, und der die Folgen seines Handelns so klar und ernst erwog, wie Einer. Ist es nöthig, den Eindruck zu schildern, den die Botschaft von Tauroggen weithin durch Deutschland, ja durch den größten Theil unseres Welttheils weckte? Was Hunderttausende auf die erste Kunde des russischen Verhängnisses im Stillen ergriffen hatte, die Ahnung, daß, wenn jemals, jetzt der Moment gekommen sei, die Ketten abzuschütteln, das war hier unerwartet geschehen; der Gedanke der Zeit war durch York zur That geworden. Das ward weithin von Millionen gefühlt. Nicht in Preußen allein, dem schändlich mißhandelten, das hundertfältig Rache zu nehmen hatte, nicht nur in Oesterreich, wo im Volke die glorreiche Erinnerung an 1809 noch nicht verblaßt war, entzündeten sich die Gedanken an diesem Beispiel, auch tief im Rheinbund begann der bittere Schmerz über die Opfer, die der russische Feldzug gekostet, den Stimmungen der Rache zu weichen. Und in Frankreich selbst war der Eindruck nicht minder gewaltig; man fühlte vollkommen, daß das nicht die isolirte That eines Einzigen, sondern ein erstes Symptom einer Erhebung der deutschen Völker war.*) Für die Regierungen war jetzt ein unwiederbringlicher Moment gekommen, mit einer raschen, kühnen That viel altes Unrecht zu sühnen. Denn Yorks Capitulation hatte die ganze militärische Lage der Franzosen gewaltig verändert. Mit ihm vereint konnte Mac-

*) S. Mém. du Duc de Raguse V. 2. Arm. Lefebvre soulévement de l'Allemagne (Revue des deux mondes 1857. S. 27).

donald die noch brauchbaren Reste der großen Armee und die Verstärkungen frischer Truppen, die von Danzig her 14,000 Mann stark im Anmarsch waren, an sich heranziehen; es standen so über 40,000 Mann an der Ostgränze bereit, die Russen zu empfangen. Es war nicht zu denken, daß dann die stark geschmolzenen russischen Streitkräfte den Niemen überschritten; der Krieg hielt zunächst an der Gränze inne, Napoleon fand Zeit zu neuen Rüstungen, und der Frühling konnte ihm einen Frieden bringen, der die furchtbare Wunde von 1812 vernarben machte. Das Alles war mit der Convention vom 30. Dec. unmöglich geworden. Es blieb dem französischen Marschall nun keine andere Wahl, als rasch von Tilsit nach Königsberg, von da nach Danzig zurückzugehen. Unter dem ersten erschütternden Eindruck von Yorks Abfall glaubten denn auch die Franzosen, Alles sei verloren, und dachten selbst Danzig preiszugeben. Für die Russen aber waren nun die Bedenken überwunden, die sie abmahnen konnten, ihren einheimischen Krieg nach Deutschland zu tragen. Sie folgten den Spuren, die ihnen der eilende Rückzug der Franzosen vorzeichnete.

Dieser Augenblick der ersten Betäubung und Rathlosigkeit — was konnte er, richtig benutzt, für unermeßliche Folgen haben! Waren auch nur Oesterreich, Preußen und Baiern einig, dem Impuls zu folgen, den die Stimmung der Völker gab, so war nirgends eine hinlängliche Kraft des Widerstandes vorhanden, den Umsturz der französischen Macht in Deutschland abzuwehren. Bis Napoleon neue Kräfte gesammelt, war Deutschland mit einem grandiosen Ruck frei geworden, und der Krieg begann im Frühjahr 1813 am Rhein statt an der Elbe. Unser Schicksal hat es anders gewollt; erst nach einem beispiellosen Kampfe in zwölf blutigen Schlachten haben wir den Rhein wieder gewonnen. Nicht mit einem leichten glücklichen Handstreich sollten wir die verlorene Unabhängigkeit wieder erlangen; die Größe der Opfer sollte uns den Werth des Gutes unvergeßlich machen.

Gleich die allernächsten Erfolge blieben hinter den kühnen Hoffnungen zurück, unter denen der Entschluß von Tauroggen gereift war. Vielmehr folgten Stunden peinlicher Ungewißheit, die Niemand bitterer zu empfinden hatte, als York selbst, denn manchmal konnte es scheinen, als werde die ganze Frucht der That verloren gehen. Indessen auch diese Mühen und Schwierigkeiten wurden glücklich überwunden; das Verdienst der Männer und die Größe der Thaten erscheint durch sie nur in reinerem Glanze. Inmitten dieser Prüfungen und Sorgen entfaltete sich auf kleinem Raume ein denkwürdiges Stück deutscher Geschichte, dessen Größe und Hoheit die Schmach vergangener Zeiten vergessen ließ.

Wir brauchen kaum daran zu erinnern, welche Zeiten für Preußen eben durchlebt worden. Das Land auf die Hälfte seines vormaligen Umfanges beschränkt, die Bevölkerung auf fünf Millionen Seelen vermindert, die Gränzen offen, von rheinbündischen oder französischen Waffenplätzen bedroht,

die besten Festungen in den Händen des Zwingherrn, so war fünf Jahre vorher der Staat aus dem Kriege hervorgegangen. Den Leiden des Krieges, zu denen Feind und Freund in traurigem Wetteifer beigetragen, war ein Friede gefolgt, der keine von den Segnungen des Friedens brachte; es kamen neue, unerhörte Bedrängnisse, ebenso willkürlich wie erbarmungslos gesteigert, ein förmliches System von Erpressungen ward über Preußen verhängt, ein System, sichtbar darauf berechnet, dem Volke sein letztes Mark auszusaugen und ihm den Schatten seiner Selbständigkeit vollends werthlos zu machen. Aber es war in diesem Lande die Erinnerung an eine große Vergangenheit nicht verwischt; der Kern jenes herzhaften und nüchternen Geschlechts, auf das der große Kurfürst und Friedrich ihre Größe gestützt hatten, war durch alle Künste des Feindes nicht zu verderben. Eine hochsinnige Politik, so kurz auch ihr Wirken war, hatte angefangen die Schäden abzuthun, die den jähen Umsturz der alten Monarchie verschuldeten; im Staat, im Heer, in der Gesellschaft, in der Erziehung waren fruchtbare Keime einer besseren Zeit reichlich gelegt worden. Wohl mochten die schwächeren Nachfolger, die diese Erbschaft antraten, das Begonnene unvollendet lassen und durch ihre Schwankungen das wiedererwachte gesündere Bewußtsein verwirren, aber die täglich erneuerte Schmach feindlichen Druckes war nicht zu verwinden, die erhebende Erinnerung an die besseren Tage nicht vergessen zu machen. Die schwüle, dumpfe Luft, die eben noch vor der Katastrophe auf Preußen gedrückt, vermochte vor dieser neuen, gewaltigen Störung nicht zu bestehen.

Unter allen Provinzen der Monarchie hatte kaum eine so furchtbar gelitten, wie Ostpreußen. Hier war im Winter 1806 und im Sommer 1807 der Kriegsschauplatz gewesen; wir erinnern uns aus den kundigsten Schilderungen der Augenzeugen, wie selbst die „Verbündeten" hier gehaust hatten. Der Viehstand war vollkommen zerrüttet, die Güter verschuldet, die Städte und Dörfer lagen noch Jahre lang nachher in Trümmern, verwüstete Felder blieben unbebaut, indeß die Continentalsperre die Ausfuhr der Landesproducte vernichtete. Nun kam die Mißernte von 1811 und im Jahre darauf die ungeheuren Durchzüge und Einquartirungen vieler Hunderttausende, die das Land so arg heimsuchten, wie die Alliirten von 1807. Außer dem, was sie vertragsmäßig zu fordern hatten (und auch dies reichte schon hin, das ausgesogene Land vollends zu erschöpfen), wurden Lebensmittel, Vieh, Pferde und Wagen schrankenlos requirirt; man rechnete, daß damals in Litthauen und Ostpreußen über 26,000 Wagen und gegen 80,000 Pferde gewaltsam mitgenommen worden sind.*) Aber es war in diesem Volke ein unverwüstlicher Kern. Gleichsam ein vorgeschobener Posten deutschen Wesens, empfand es inniger und tiefer, als mancher andere Stamm unserer Nation, den

*) S. Beiheft zum preuß. Militärwochenblatt 1846. S. 1 f. Vgl. Droysens York II. 5.

Werth deutscher Verbindung; fast rings vom Slaventhum umgeben, hatte diese Colonie die eigenthümliche Art des Mutterlandes vielfach treuer bewahrt, als dieses selber. In dem Adel dieser Länder war der ritterliche Geist alter glorreicher Zeiten noch lebendig geblieben; in scharfem Gegensatz zur slavischen Nachbarschaft blühte hier ein Bürgerthum, ein freier Bauernstand, ein reges, geistiges Leben. Die Kantische Philosophie, mit ihrem tüchtigen Kern altprotestantischen Wesens, ihrer Nüchternheit und Sittenstrenge war hier aus der Schule ins Leben eingedrungen, und die Lehre tief gewurzelt: daß die Pflicht um der Pflicht willen geschehen müsse, ohne Rücksicht auf Genuß oder Lohn.

So hatte denn auch die furchtbare Noth der Zeit die Menschen hier nicht abgestumpft, vielmehr dem stillen Hasse immer neue Nahrung zugetragen. Schon die erste Nachricht vom Rückzug der Franzosen aus Moskau fiel erregend in die Gemüther; „es ist nur ein Funke nöthig," schrieb damals Schön, „um Flamme zu haben." Nun kamen sie selbst in Jammergestalt, von Kälte erstarrt und in Bettlerlumpen eingehüllt, noch ein kleines Häuflein von dem gewaltigen Kriegsheer, fürwahr mehr dazu angethan, Mitleid als Haß zu erwecken. Gegen die Hülflosen und Bittenden verleugnete sich die gute Art unseres Volkes nicht; nur wo der alte Uebermuth sich regte, da flammte die Erbitterung der Unterdrückten auf. Am Neujahrstag 1813 war ein Haufe preußischer Rekruten und Beurlaubter auf dem Schloßplatze zu Königsberg unbewaffnet aufgestellt, um den andern Tag nach der Weichsel abzuziehen. Ein französischer Gensdarm, der sich durch die Reihen drängen wollte, warf einen Rekruten mit einem Fußtritt zu Boden. Er büßte es mit dem Leben. Am Schlosse stand Murat selbst und sandte Officiere herunter; sie wurden mit zerbrochenen Degen und ohne Epaulettes zurückgejagt. Das Alles geschah im Angesicht der nahen Schloßwache, wo eine Compagnie der vordem stolzen kaiserlichen Grenadiere stand; aber man wagte es nicht mehr, Gewalt zu brauchen. Murat verließ noch am nämlichen Mittag mit seinen Leuten die preußische Hauptstadt*).

Indessen waren die ersten Russen im Lande eingerückt. Schon am 21. Dec. hatte ein Streifcorps unter Tettenborn vorübergehend Tilsit besetzt; die nächsten Tage brachten neuen Zuzug auch an andere Orte. Die Haltung der Russen war freundlich; sie hatten die Weisung, Preußen schon fast wie verbündetes Land zu betrachten, ihre Proclamationen boten den unterdrückten Völkern Beistand an und verhießen „der Monarchie Friedrichs des Großen ihren Glanz und ihre Ausdehnung wiederzugeben." Das hob die Hoffnungen; mit drängender Ungeduld sah man dem Augenblick entgegen, der das Zeichen gab, die unnatürlichen Fesseln zu zerbrechen. Die Behörden, an ihrer Spitze Männer wie Schön und Auerswald, schickten schon vor Ausgang

*) S. Friccius Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 u. 1814. I. 54.

December vertraute Männer nach Berlin, um der Regierung den ganzen Umfang der französischen Auflösung, die Stimmungen und Wünsche des Volkes zu schildern, ihr durch den Mund von Augenzeugen klar zu machen, wie kostbar und unwiederbringlich der Augenblick sei.

Jetzt erfolgte die Convention von Tauroggen, der rasche Rückzug der letzten Franzosen, der Anmarsch größerer russischer Streitkräfte. Es war zu denken, wie nun erst die Hoffnungen eines nahen Umschwunges sich belebten. Um so peinlicher ward es empfunden, daß gerade in diesem Augenblick eine Stockung eintrat, welche Alles zu verscherzen drohte.

In Rußland war der Gedanke, den Krieg nach Deutschland zu spielen, erst ganz neu und kam nicht ohne Mühe zur Geltung. Noch im November meinten Viele, es sei genug, bis an die Gränze vorzugehen, Andere wollten höchstens die Gelegenheit zu neuen Eroberungen benutzt und die russische Gränze bis zur Weichsel ausgedehnt sehen; die russische Art und Bildung war der Idee eines Weltkampfes gegen Napoleon schwer zugänglich; was sollte man, hieß es, für fremde Interessen Krieg führen! In kurzsichtiger Selbstgenügsamkeit glaubten Viele, der Kampf sei zu Ende, man dürfe die Beute nur nehmen; sie übersahen die eigene Erschöpfung und unterschätzten die Widerstandskraft des Gegners. Nur die Wenigsten dachten daran, den Krieg im großen Stile zur Herstellung der europäischen Angelegenheiten zu erweitern. Stein verfocht natürlich mit allem Eifer diese Ansicht und der Kaiser fing an, sich ihr zuzuneigen. Nach Steins Rath sollten die Russen unaufhaltsam bis zur Elbe vordringen, Preußen und Oesterreich mit fortreißen, den Kriegsschauplatz zwischen Elbe und Rhein aufschlagen, England zugleich seine Landung beschleunigen und das Land zwischen Rhein und Elbe militärisch organisiren. Eine Einrichtung Deutschlands und Italiens, welche die politische und gesellschaftliche Ordnung Europas vor dem französischen Ungestüm dauernd sicher stelle, sollte das Ziel des Kampfes sein. Stein selbst sprach freilich noch in einem Schreiben vom 7. Nov. seine Zweifel aus, ob es gelingen werde, die Russen zu solch einer Politik zu bestimmen. Und leicht war es nicht. Alexanders reizbarer Ehrgeiz ließ sich zwar diesmal von edleren Motiven bestimmen, als einst zu Tilsit; ihn lockte die Größe und Kühnheit des Gedankens, der Ordner und Wiederhersteller der Welt zu werden. Die Ansicht seiner Generale, namentlich Kutusows, die meinten, man müsse in Wilna den erschöpften Truppen Ruhe gönnen und den Feind nur vom russischen Gebiet wegdrängen, genügte ihm nicht mehr, er entschloß sich selbst an die Spitze des Heeres zu treten, neue Truppen auszuheben und den Feind unablässig zu verfolgen. Am 19. Dec. verließ er Petersburg und ging zur Armee.

Damit war vorerst die nächste Gefahr abgewandt und den kleinen Eroberungsgelüsten der Stockrussen ein Damm gesetzt. Aber die Verhältnisse waren nicht so einfach, daß das Machtgebot des Czaren sie völlig beherrschen

konnte. Auch Rußland hatte unter dem Kriege gewaltig gelitten, einzelne Provinzen waren verwüstet und entvölkert, die Armee war durch die ruhelose Verfolgung des Feindes sehr zusammengeschmolzen. Kutusows Heer, als es südlich von Moskau stand, ohne die Kosaken gegen 100,000 Mann stark, zählte in Wilna noch 27,000; Wittgenstein hatte einige 30,000, Tschitschagoff noch 17,000 Mann unter sich; Verhältnisse, die dem Rathe Kutusows und des ihm gleichgesinnten leitenden Ministers Romanzoff allerdings eine gewisse Unterstützung gaben. Kutusow, in den Augen der Russen der nationale Held und Ueberwinder Bonapartes, war eine Macht, die der Kaiser, selbst wenn er anderer Meinung war, nicht ignoriren durfte. Kutusow hatte die altrussische Partei, einen mächtigen Familienanhang und das Vertrauen der Massen hinter sich; seiner Weisheit wurde das beispiellose Gelingen von 1812 zugeschrieben, während Barclay's, „des Ausländers," Unfähigkeit oder Verrath Alles verdorben hatte. Auch Verständigere fingen an, Kutusows Bedeutung nach dem Erfolg zu schätzen, und der Oberfeldherr selbst durfte es wagen, als der Kaiser schon befohlen hatte vorzurücken, ruhig in Wilna zu bleiben und seine Bedenken gegen eine raschere Kriegführung geltend zu machen*).

Die Convention von Tauroggen hatte wohl manche Bedenken dieser Art überwunden; aber man mußte sie auch so nützen, daß der Rest der französischen Kriegsmacht vollends zersprengt, der Weg zur Weichsel geöffnet, Danzig und Thorn überfallen und dadurch dem Hofe und der Regierung in Berlin Muth gemacht ward zum rechten Entschlusse. Um das zu erreichen, durfte kein Augenblick gesäumt werden; man mußte Macdonald unter dem ersten betäubenden Eindruck von Yorks Abfall überraschen und wo möglich sich ihm noch auf dem Wege von Tilsit nach Königsberg entgegenwerfen. Daß die Wirkung eines solchen Schlages entscheidend gewesen wäre und bis an die Weichsel Alles in Auflösung gebracht hätte, scheint keinem Zweifel unterworfen; in Danzig war bis Mitte Januar Alles in wildester Verwirrung, die Stadt mit Kranken und Sterbenden gefüllt, die Straßen und die Umgebung verpestet, die Soldaten zuchtlos. Wenn plötzlich ein Corps von zehntausend Mann erschien, so war es nach der allgemeinen Ansicht nicht zu hindern, daß die Stadt mit Sturm genommen ward. Allein eben diese Früchte rasch zu pflücken, ward versäumt. Einmal stand die Truppenmacht, die Wittgenstein führte, bedeutend unter der Zahl, die man York vor Abschluß der Convention angab; dann fehlte es aber auch an der rechten Energie und Raschheit, um wenigstens zu erreichen, was mit diesen Kräften möglich war. So gelang es Macdonald, von Tilsit nach Königsberg zu entkommen und dort vereinigt mit den noch zurückgebliebenen Truppenabtheilungen den weiteren Rückzug nach der Weichsel anzutreten. Am 5. Jan. rückten zwar die Russen

*) Tolls Denkwürdigkeiten II. 371. 372.

unter dem Jubel der Bevölkerung in Königsberg ein, aber der Feind war ihnen entronnen; an eine rasche Zertrümmerung seiner noch übrigen Streitkräfte war jetzt so wenig zu denken, wie an einen Ueberfall der Weichselfestungen. Die Verbindung zwischen der Mark und Preußen blieb durch französische Truppen unterbrochen.

York war in peinlichster Unruhe; von Natur mehr geneigt, die Dinge schwarz anzusehen, glaubte er schon die ganze Frucht seiner That vereitelt und ermaß nun sorgenvoll die ungeheure Verantwortlichkeit, die ihn im Fall des Mislingens traf. Es war ja denkbar, daß die Franzosen sich zum Angriff gegen die Russen ermannten und deren vorgeschobene Truppen zurückwarfen; wenn das aber auch nicht geschah, so waren schon die Wirkungen der matten Verfolgung bedenklich genug. In der ostpreußischen Bevölkerung folgten dem ersten begeisterten Jubel kühlere und besorgtere Stimmungen; wie mußte es vollends in Berlin sein, das noch unter dem unmittelbaren Druck der Franzosen stand! In der ersten Freude hatte man gehofft, der König werde, wie 1807, den Sitz seiner Regierung rasch nach Königsberg oder Memel verlegen und damit die Leitung der Bewegung in Preußen in die Hand nehmen. Jetzt war er vielleicht nicht einmal in der Lage, einen freien Entschluß zu fassen, oder mußte den Franzosen als Geisel dienen gegen die Ausbreitung des Volksaufstandes. Auch von anderer Seite ward keine Widerwärtigkeit erspart. Der Hochmuth und die Eigenmacht der Russen wuchs in dem Maße, als ihre Verfolgung des Feindes unzulänglich war. Memel wurde occupirt und wie eine russische Eroberung behandelt, gegen preußische Truppen und preußisches Eigenthum nach Kriegsrecht verfahren, überhaupt regten sich die alten Gelüste der Selbstsucht wieder mächtiger. Man schien sich für das Mislingen der französischen Verfolgung an Preußen entschädigen zu wollen. Selbst Wittgenstein, der von den russischen Generalen den deutschen Wünschen am zugänglichsten war, nahm einen Augenblick den Ton des Befehlshabers gegen York an. Eine minder energische Natur als York hätte in dieser Lage wohl die Haltung verloren; mit den Franzosen tödtlich entzweit, mit seiner Regierung außer Zusammenhang, fand er auch in den neuen Verbündeten mehr Anlaß zu wachsamem Mistrauen, als eine feste Stütze. Doch überzeugte er sich schon in den ersten Tagen des Januar, daß er, um Schlimmeres zu verhüten, seine neutrale Stellung innerhalb der Demarcationslinie aufgeben und thätig eingreifen müsse. Er zeigte sich geneigt, nach Königsberg vorzurücken und seine zuwartende Haltung mit activer Theilnahme zu vertauschen. Aber es ließ sich denken, daß der Vertreter altpreußischer Disciplin, der nur mit Zögern zu der That von Tauroggen geschritten war, wenigstens die Entscheidung des Königs abwarten wollte. So blieb Alles in der Schwebe und harrte auf einen neuen Anstoß.

Wir werden später im Zusammenhang zu berichten haben, in welcher Situation der Hof und die Regierung von der Yorkschen Botschaft überrascht

ward und wie peinlich man dort die Unfreiheit einer Lage empfand, die zunächst dem König keine andere Wahl ließ, als entweder seine persönliche Sicherheit auf's Spiel zu setzen oder York und seine That zu desavouiren. Er entschied sich für dies Letzte; die Convention vom 30. December ward verworfen, York und Massenbach sollten abgesetzt, der Oberbefehl an Kleist übertragen und das Armeecorps Murat zur Verfügung gestellt werden. Major von Natzmer verließ am 5. Jan. Berlin, um diese Befehle nach Preußen zu bringen. Zwar ließ Wittgenstein, als er diesen Auftrag erfuhr, den Major nicht zu York durchpassiren; aber seine Botschaft eilte ihm voran. Am 10. Januar wußte man in Königsberg die Verwerfung des Vertrags und die Absetzung Yorks; nicht amtlich, aber doch so beglaubigt, daß kein Zweifel daran aufkommen konnte. Es war eine Prüfung, die selbst einen eisernen Charakter wie York erschüttern mußte. Schon sah er im Geiste, wie sein Corps ihn verließ, die Officiere ihm den Gehorsam kündigten, er als Feigling vor ein Kriegsgericht gestellt, vielleicht von den Franzosen abgeurtheilt ward. Es war nur ein dürftiger Trost, daß in demselben Augenblick günstige Verheißungen aus dem Hauptquartier des russischen Kaisers kamen und ein Brief Alexanders an Friedrich Wilhelm III. überbracht ward. York war in der That entschlossen zu weichen und forderte Kleist auf, das Commando zu übernehmen. Der weigerte sich und sprach seine Ueberzeugung aus, es werde Niemand im Corps sich finden, der es übernehme. Diese Weigerung gab den Ausschlag; York beschloß, das Commando zu behalten und die königliche Entscheidung zu ignoriren. „Mit blutendem Herzen — schrieb er am 13. Januar an Bülow, der an der Weichsel stand — zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn. Der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Ich werde in Kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum König sagen: Hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf — dem König will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten und verurtheilen."

So kamen die Dinge mehr und mehr in die richtige Bahn. Denn nach zwei Seiten hin, der Gebundenheit in Berlin, wie den Russen gegenüber, that es dringend Noth, daß eine feste preußische Hand die Zügel faßte. Nun war in den Tagen vor dem Abschluß der Capitulation, wo York sehnsüchtig auf Weisungen von Berlin harrte, wenigstens Eines gekommen, was ihm eine Bürgschaft des Vertrauens gab: eine Cabinetsordre hatte ihm für den Fall, daß er auf preußischen Boden zurückkehrte, die früher bekleidete Stelle eines Generalgouverneurs der Provinz, die inzwischen Bülow versehen, wieder übertragen. Er trat die Stelle jetzt in Königsberg an. Auch den Russen gegenüber hatte das seine Bedeutung. Einzelne ihrer Generale setzten,

zumal seit den letzten Berliner Nachrichten, wieder eifriger die bedenkliche Taktik der Eroberung fort; Memel wurde nach wie vor russisch administrirt, trotz aller Reclamationen Yorks, die Stein beim Kaiser nachdrücklich unterstützte. Man konnte beinahe glauben, als sollte, wie früher am Niemen, so jetzt an der Weichsel Halt gemacht werden; weiter vorzugehen, schien noch weniger in ihrem Vermögen, als in ihrem Willen zu liegen*). Eben diese Schwäche mußte aber nur desto mehr zu eifriger Rüstung der eigenen preußischen Kräfte anspornen. Darum begann York wenigstens sein Corps zu ergänzen und wiederherzustellen, indeß im Lande selbst die angesehensten Männer ernstlich an die Bewaffnung des Volkes dachten.

Schön war es gewesen, der schon vorher die Idee aussprach, man müsse die Stände der Provinz berufen, sie den Willen des Landes aussprechen und die allgemeine Bewaffnung des Volkes organisiren lassen. Nur eine solche Vertretung konnte jetzt den königlichen Willen, der gebunden war, ersetzen. Daß die Stimmungen in diesen Kreisen zu jedem Opfer bereit waren, stand außer Zweifel. Schon am 11. Januar war unter dem Eindruck der niederschlagenden Berliner Nachrichten eine Anzahl ständischer Deputirter aus Ostpreußen unter dem greisen Feldmarschall von Brünneck zusammengetreten und hatte unter Hinweisung auf das zweifelhafte Verhalten der Russen eine dringende Bitte an den König gerichtet: den Entschluß zu fassen, der in diesem Augenblicke allein retten könne. „Wir verkennen es nicht, schloß die Eingabe, daß die Ausführung desselben mit Anstrengung verbunden sein muß, aber wir betheuern Ew. k. M., daß uns kein Opfer zu groß dünken soll, um die Ehre und das Glück auf unsere Kinder vererben zu lassen, die wir von unseren Vätern empfangen." Allenthalben gaben sich ähnliche Regungen kund; es galt offenbar weniger, diesen edlen Eifer anzutreiben, als ihm Leitung und Ziel zu geben. So entschloß sich York, nachdem er schon die Gränzen der Convention hatte überschreiten müssen, noch einen Schritt weiter zu gehen; er traf Anstalten, um in der letzten Woche des Januar von Königsberg nach Westpreußen vorzurücken.

In diesen Tagen (am Abend des 21. Januar) traf Stein im Namen des russischen Kaisers, mit umfassender Vollmacht versehen in Königsberg ein.

Wir haben ihn verlassen, als er im entscheidensten Augenblick in Petersburg auf den mannhaften Entschluß Alexanders wirkte und durch den Friedensruf der Kleinmüthigen unbeirrt sich mit der künftigen Organisation des

*) Daß man in Kutusows Umgebung höchstens daran dachte, im Herzogthum Warschau „Erholungsquartiere zu beziehen und die Reserve der thätig verwendeten Heere zu bilden", zeigt die Denkschrift in Tolls Denkwürdigkeiten von Bernhardi II. 378 f. „Fürchtet nichts — schrieb Kutusow am 12. Jan. — wir werden wohl nicht sehr weit gehen; ich bin ja nicht jünger geworden."



wiederbefreiten Deutschlands beschäftigte. In einer Denkschrift vom 17. Novbr. legte er dem Kaiser die Grundzüge des großen Kampfes, der jetzt bevorstand, vor Augen. Der König von Preußen sollte zum Bunde mit Rußland bestimmt werden und sich mit Männern umgeben, die das öffentliche Vertrauen verdienten; die besetzten Lande sollte man schonend und freundlich behandeln, den Volkskrieg in Thätigkeit setzen, gegen die widerstrebenden Regierungen Gewalt gebrauchen und die Selbstherrlichkeit der Rheinbundfürsten so beschränken, wie es das Gesammtwohl Deutschlands gebiete. England sollte zugleich in dem Lande zwischen Elbe, Yssel und Rhein ein Heer bilden, welches den Kampf für die Wiederherstellung deutscher Unabhängigkeit unterstütze; die deutsche Legion so organisirt werden, daß sie die gute Sache wirksamer als bisher fördern könnte. Dem Czaren stellte er das schöne Ziel vor Augen: sich an die Spitze der Mächte Europas zu setzen und die erhabene Rolle des Wohlthäters und Herstellers zu spielen. Alexander ging in die großen Anschauungen Steins willig ein und erklärte sich bereit, den Krieg fortzusetzen, bis Deutschland frei geworden sei. Er selbst wollte sich an die Spitze stellen, neue Rüstungen sollten die Lücken des Jahres 1812 decken.

In England suchte Stein durch den Grafen Münster in gleichem Sinne zu wirken. Es war im deutschen Interesse selbst geboten, daß nicht der Czar allein das Mittleramt der europäischen Dinge übernehme; auf ihn setzte zwar Stein sein volles Vertrauen, aber er vergaß doch nicht, wie die russischen Minister und Feldherren dachten. Das „schwedische Wesen" bezeichnete er als eine Seifenblase und versprach sich davon in richtiger Ahnung keine sonderliche Hülfe. Wenn die britische Politik den Moment richtig ergriff, rasch an die Ostsee Waffen und Vorräthe warf, an den Küsten der Nordsee eine Landung unternahm, so konnte dies den Krieg des kommenden Jahres zu einer schnellen, glücklichen Entscheidung führen. Darum strebte Stein in unermüdlichem Eifer, das britische Cabinet in Feuer zu setzen, damit seine Thätigkeit gleichen Schritt halte mit dem ungeheuren Umschwung, den die letzten Wochen in immer gewaltigeren Schlägen gebracht hatten. Aber in England faßte man die Dinge phlegmatisch und mit einer kleinlichen Vorsicht auf; man knüpfte mit Schweden und Dänemark Unterhandlungen an, die entweder ganz erfolglos waren oder doch nur zweifelhafte Früchte brachten. Der große und kühne Geist, in dem einst Pitt in einer kleinen Zeit die Coalitionen des Festlandes unterstützt, war dem Lord Castlereagh fremd; die britische Politik griff die Dinge niemals knapper und ängstlicher an, als eben in dem Moment, wo endlich eine ganz veränderte Lage die so lange erfolglosen Anstrengungen zu krönen verhieß.*)

---

*) Von hier aus, schreibt Gneisenau am 15. Januar aus London, wird kaum etwas Anderes geschehen, als daß man die Legion in Sold nimmt und sich damit an die schwedische Armee lehnt .... Mein Plan war nach einem größeren Maßstab

In allen diesen drängenden Sorgen verlor Stein keinen Augenblick die Frage der künftigen Gestaltung Deutschlands aus den Augen. Dabei zeigte sich freilich schon jetzt, wie wenig selbst die Staatsmänner auf diese Lösung vorbereitet und ihre Gedanken darüber gereift waren. Stein wollte die Rheinbundsouverainetät beseitigt, alte, verfallene und verfaulte Formen nicht erhalten wissen; er wollte die Einheit und wenn diese nicht möglich war, ein Auskunftsmittel, einen Uebergang. „Ich habe nur ein Vaterland," schrieb er an Münster, „das heißt Deutschland; ich bin nur ihm und nicht einem Theil desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, es sind blos Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Soll sich der blutige Kampf, den Deutschland zwanzig Jahre unglücklich bestanden und zu dem es jetzt wieder aufgefordert wird, mit einem Possenspiel endigen, so mag ich wenigstens nicht daran Theil nehmen."

Anders sah Graf Münster die Sache an; in dem Hasse gegen die französische Herrschaft mit Stein ganz einig, war er doch den deutschen Dingen schon durch längere Abwesenheit fremder geworden und mehr in einer hannoverschen als deutschen Betrachtungsweise befangen. Er beschäftigte sich in dem Augenblicke, wo vor Allem die eiligste Hülfe nöthig war, mit der Marotte eines welfischen Reiches, das zwischen der Schelde und Elbe hergestellt werden, die Niederlande, Westfalen und die alten Besitzungen des Hauses umfassen sollte. Die kühnen Gedanken einer Umgestaltung, wie sie Stein wollte, erfüllten ihn mit ernsten Sorgen. Er witterte nach hannoverscher Weise überall nur versteckte Tendenzen preußischer Hegemonie, er hielt es für genügend, wenn Preußen zwischen der Elbe und Weichsel als Macht zweiten oder dritten Ranges wieder auferstehe, er verfocht mit Eifer die Vielfältigkeit der deutschen Ordnungen und plaidirte für die Souveränetät von 1805—6, die ihm das zwanzig Jahre später sehr bitter vergolten hat.

Auch Gneisenau war damals in England. Er hatte, als die russische Katastrophe einbrach, so wenig Vertrauen auf die Leitung in Preußen, daß er im Ernst den Vorschlag machte (Nov. 1812), England solle mit einem Landungsheer in Norddeutschland auftreten, Alles für sich selbst erobern, dem Lande die englische Verfassung geben und es dem britischen Reiche einverleiben! Es pflegt sonst wohl zu geschehen, daß in ähnlicher Lage vor dem Siege die Meinungen einig sind und erst nachher sich scheiden; hier gingen Männer gleicher Ueberzeugung über die Lebensfragen deutscher Zukunft, noch ehe das Land befreit war, völlig auseinander.

---

zugeschnitten, aber die Umstände sind dem nicht günstig. Man führt den Krieg hier nur stückweise. S. Dorow Denkschriften I. 219. 220.

Wie Stein jetzt im Januar 1813 in Königsberg eintraf, brachte er eine Vollmacht des russischen Kaisers mit, die ihn beauftragte, die Kriegs- und Geldmittel des Landes zur Unterstützung der russischen Unternehmungen gegen die französischen Heere in Thätigkeit zu setzen, die öffentlichen Einkünfte zu verwalten und zu verwenden, die Lieferungen zu ordnen, die Bewaffnung der Landwehr und des Landsturmes nach den im Jahre 1808 entworfenen Plänen einzurichten. Er sollte dazu alle Mittel ergreifen, die er für nöthig hielte, sich der Beamten, die ihm geeignet schienen, bedienen, die unfähigen und böswilligen entfernen, die verdächtigen überwachen und selbst verhaften. Diese dictatorische Stellung, die sich Stein übertragen ließ, schien ihm nothwendig, um dem großen Kampfe, der bevorstand, den rechten Impuls zu geben. Es mochte ihm vorkommen, als habe man in Königsberg zu lange mit entscheidenden Schritten gezögert, als fehle den Männern dort die rechte Kühnheit des Entschlusses, als bedürfe die Bevölkerung einer kräftigen Hand, die sie energisch und rastlos zur That ansporne. Die Lage war so groß und ungewöhnlich, daß kleine Bedenken und Förmlichkeiten schweigen mußten vor dem Interesse, der Welt ihre Freiheit zu erkämpfen. So wie sein Verhältniß zu Alexander war, schien ein ängstliches Mistrauen in dessen Absichten nicht mehr erlaubt; in dem hochsinnigen und reinen Geiste, wie er die Sache faßte, durfte er hoffen, daß auch sie der Kaiser fassen werde.

Allein es ließ sich doch denken, daß die Männer in Königsberg die Dinge anders ansahen. Sie hatten eben noch so manche bittere Erfahrung mit den Russen gemacht, die ihnen Vorsicht und Wachsamkeit anempfahl. Sie wollten nicht französisch bleiben, aber auch nicht russisch werden, und dazu konnte doch die Vollmacht führen, selbst wenn sie zunächst in Steins Händen lag. York, Schön, Dohna, Auerswald glaubten auch ohne diesen starken russischen Antrieb mit eigenen Kräften und dem freien Eifer des Volkes erreichen zu können, was Noth that. Wohl ließen sie es sich gefallen, daß Stein vermöge seiner Vollmacht die Einberufung des Landtages forderte, die sie selbst ohne Autorität des Königs vorzunehmen Bedenken trugen; wie aber Stein mit der ihm eigenen Energie und Rücksichtslosigkeit weiter ging, wurden sie bedenklich. Sein Verlangen, die dienstliche Verbindung mit Berlin ganz abzubrechen, Yorks und Bülows Truppen sofort gegen die Franzosen zu verwenden, die Beschlagnahme der Kassen, das Einmischen in die inneren Angelegenheiten, die Einführung des russischen Papiergeldes mit einem Zwangscurs, dies und Aehnliches ließ fürchten, daß Stein in edelster Absicht doch die Brücke zu der russischen Occupation baue, die man bis jetzt consequent und wachsam ferngehalten hatte. Stein konnte seiner Natur und der Situation nach kaum anders handeln, als er handelte; er faßte das Ziel, das vor Augen stand, so groß und universell, wie kein Anderer; Bedenken, Erwägungen und Rücksichten persönlicher oder localer Art schienen ihm weder zur Lage zu passen, noch entsprachen sie seiner rastlosen

und thatkräftigen Persönlichkeit. Aber er hegte doch zum russischen Kaiser vielleicht zu viel, zur Selbstthätigkeit des preußischen Volkes zu wenig Vertrauen. Wer bürgte dafür, daß der hochsinnigen Zuversicht, wie er sie dem Czaren entgegenbrachte, auf russischer Seite auch in Zukunft gleich edel und uneigennützig entsprochen ward?*)

So ward die Ankunft Steins, der die Meisten voll Hoffnung entgegengesehen, der Anfang eines störenden Zwiespaltes zwischen ihm und den preußischen Patrioten in Königsberg. Das war um so peinlicher, als eben jetzt (am 24. Januar) die Berliner Zeitungen vom 19. mit den Actenstücken eintrafen, welche Yorks Absetzung und den Abmarsch seines Corps zu den Franzosen befahlen. Nun ließen sich die Schritte der Regierung kaum mehr ignoriren; man hatte nur die Wahl zwischen einer Thätigkeit ohne den König, und einer völligen Hingebung an die russische Dictatur, wie sie Steins Vollmacht festsetzte. Aber die nächsten Tage brachten Trost. Erst trafen von Bülow gute und ermuthigende Nachrichten ein; dann kam am Abend des 26. Thile von Berlin zurück und kündete die nahe Wendung dort an. Der König, berichtete er, stehe im Begriff, sich von Berlin nach Breslau zu begeben und sich so der französischen Einwirkung zu entziehen; diesen Bericht hatte er an York, nicht an Kleist zu bringen, damit schien also das Absetzungsdecret stillschweigend zurückgenommen. Nun ließ York am andern Tage in der Königsberger Zeitung erklären, es sei ihm von den Befehlen, wie die Berliner Blätter sie brachten, noch nichts amtlich zugekommen und er werde fortfahren, das ihm übertragene Gouvernement in den östlichen Provinzen zu führen. Die persönlichen Verhältnisse zwischen Stein und den Männern in Königsberg hatten sich indessen nicht gebessert; namentlich zwischen Stein und York konnte es, nach der Natur Beider, ohne heftigen Zusammenstoß nicht abgehen; es scheint, von der einen wie von der andern Seite ward einen Augenblick mit Gewalt gedroht, aber es kam doch schließlich zur Verständigung. Stein bewies auch bei diesem Anlaß, daß ihm die vaterländische Sache höher als alle persönlichen Rücksichten stand. Er gab in den Formen nach und verließ, wie es scheint, um jeden persönlichen Anstoß zu weiterer Verwickelung zu meiden, schon am 7. Februar Königsberg. Er konnte mit der Befriedigung scheiden, daß in der Hauptsache sein Zweck erreicht war; trotz des Zerwürfnisses hatte sein feuriger Geist belebt und angespornt, seine Thatkraft dazu beigetragen, daß die Dinge in raschen Fluß kamen.

Vor Allem war es sein Verdienst gewesen, die Berufung der Landstände zu bewirken. Das loyale Bedenken der Männer in Königsberg, ohne kö-

*) E. M. Arndt Wanderungen mit dem Freiherrn von Stein S. 127 f. 136. Vgl. auch den Aufsatz Witt's über den preuß. Landtag in Raumer's histor. Taschenbuch 1857. S. 553 ff. 560.



nigliche Autorität die Vertreter des Landes zu berufen, war durch ihn überwunden worden; seine Vollmacht im Namen des russischen Kaisers mußte die fehlende Genehmigung des Königs ersetzen. Und gerade an diese Berufung der Stände knüpfte sich der entscheidende Wendepunkt. Es war eine überaus glückliche Fügung, daß in dieser so ganz exceptionellen Lage ein solches Organ des nationalen Willens existirte. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatten sich aus dem landschaftlichen Creditwesen periodische Zusammenkünfte von Deputirten herausgebildet, die anfangs nur den adeligen Gutsbesitz vertraten, in der Zeit der Bedrängniß aber (1808) auch durch Zuziehung der übrigen Stände verstärkt wurden.*) Ihre Berufung war also nichts Neues; man konnte mit Zuversicht erwarten, daß sie einen treuen und würdigen Ausdruck der Stimmungen in Preußen geben würden. So ungewiß die Verhältnisse noch waren, so peinlich gerade die Besten im Lande zwischen Furcht und Hoffen schwebten, das Eine stand doch Allen unzweifelhaft fest, daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen sei, die verlorene Selbständigkeit zu erkämpfen. Und dazu gab es, so wie der preußische Staat seit 1807 gestaltet war, nur ein durchgreifendes Mittel: die Bewaffnung des ganzen Volkes. Steins Erscheinen hatte diesen Gedanken vollends zur Reife gebracht; der Kern seiner Vollmacht bestand ja in der „Bewaffnung der Landwehr und des Landsturmes."

Auch dies war keine neue Sache in Preußen. Um von älteren Vorgängen zu schweigen, war gerade auf diesem ostpreußischen Boden nicht lange zuvor in einer ähnlich verzweifelten Lage eine verwandte Idee aufgetaucht. Schon im October 1806 hatten unter dem ersten Eindruck der Katastrophe von Jena ostpreußische Männer den Vorschlag an den König gebracht, die ganze Masse des Volkes zu bewaffnen. Wie dann in der Zeit der Reform Scharnhorst zu wiederholten Malen auf dies Ziel hinwies, ist früher erzählt worden.**) Daß solche Gedanken nicht flüchtigen Einfällen Einzelner, sondern einem tiefen Bedürfniß der Zeit entsprangen, bewiesen neben Anderem namentlich die Organisationen ähnlicher Art, die wahrscheinlich ganz unabhängig von den Gutachten, die Scharnhorst im Juli und August 1807 schrieb, im Mai und Juni 1808 in Oesterreich verwirklicht wurden. Selbst Rußland hatte zu dem Kriege von 1812 seine Druschinen aufgeboten. In Preußen waren jene Anregungen Scharnhorsts, an denen auch Stein lebhaft Antheil nahm, damals nicht bei Seite gelegt worden, vielmehr existirte aus dem Jahre 1808 ein ausgearbeiteter Entwurf zur Errichtung von Provinzialtruppen, die hier auch Landwehr genannt wurden,***) allein die politischen Verhältnisse zu Napoleon ließen zu wenig freie Bewegung, um diese Entwürfe

*) Ueber ihre Zusammensetzung s. den Aufsatz in Raumers Taschenb. S. 565 f. 611.

**) S. Band III. 156. 157. Vgl. 250.

***) S. Militärwochenblatt 1846, Beiheft S. 8 f. 62 ff. vgl. Droysen II. 89.

auszuführen. Doch wurden sie auch nicht vergessen; noch 1811 war in der Provinz Preußen zwischen York und Schön die Sache besprochen und ein Plan zu einer Volksbewaffnung ausgearbeitet worden, der die Genehmigung des Königs erhielt.

Mit Stein war jetzt auch Arndt nach Königsberg gekommen. Er hatte im Winter zu Petersburg den „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" geschrieben; in der schlichten und körnigen Sprache der h. Schrift schilderte derselbe die Noth der Zeiten und den Druck des Tyrannen, rief das Volk zur Freiheit, zur angeborenen Sitte und zum sittlichen Ernst zurück, wie ihn der bevorstehende Kampf gegen den Feind erforderte. In Königsberg erschien jetzt eine andere kleine Schrift von Arndt, die nachher, oft von Neuem aufgelegt, ihren Weg durch Deutschland machte: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" In kraftvollen Zügen war darin das russische Gottesgericht geschildert und gegen den fremden Zwingherrn die Volkskraft aufgerufen. Die Landwehr, aus den jungen Männern vom zwanzigsten bis zum fünfunddreißigsten Jahr gebildet, sollte nicht allein den heimathlichen Boden vertheidigen, sondern auch das wirkliche Kriegsheer verstärken; der Landsturm, aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterschied des Alters und Standes aufgeboten, hatte den heimischen Heerd zu schützen. „Wo der Feind ein- und andringt, da sammeln sich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, schneiden ihn ab, überfallen seine Zufuhren und Rekruten, erschlagen seine Kuriere, Boten und Kundschafter; sie sind dem Feinde ein furchtbares Heer, weit furchtbarer, als ordentliche Soldaten, weil sie allenthalben und nirgends sind. Der Landsturm gebraucht Alles, was Waffen heißt und wodurch man Ueberzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen; auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterlisten erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Ueberzieher hat in seinem Lande nichts zu thun." Dieser Kampf sollte die Uebermacht der Franzosen brechen, Deutschland seine natürlichen Gränzen wieder gewinnen. „Nicht an der Donau, nicht an der Elbe, ja nicht an der Oder und Weichsel und Pregel werden deutsche Männer sicher und ehrlich wohnen können, wenn die Franzosen ferner den heiligen germanischen Strom besitzen, der durch so viele Siege über sie und ihre Vorfahren geweihet ist."

So war der Gedanke der Volksbewaffnung vielfach vorbereitet; Kriegs- und Staatsmänner hatten ihn seit Jahren erörtert, ein Mann des Volkes brachte ihn jetzt dem populären Verständniß näher. Es kam nun darauf an, den Ständen, deren Zusammentritt bevorstand, einen fertigen Entwurf vorzulegen. Schön wandte sich an den Grafen Alexander Dohna, als den Präsidenten des ständischen Ausschusses von Ostpreußen und Litthauen, und forderte ihn auf, das Nöthige vorzubereiten. Alexander Dohna, der frühere Minister, war der älteste und bedeutendste von den Brüdern, die jetzt alle

an dem Kampfe gegen Napoleon rühmlichen Antheil nahmen. Einer von ihnen, Fabian, focht in Spanien gegen den gemeinsamen Feind; Friedrich und Helvetius waren in Rußland gewesen, und Friedrich, wie wir uns erinnern, an den Vorgängen von Tauroggen betheiligt; Ludwig, der schon in dem Kampfe von 1806—7 sich hervorgethan, nahm auch an dem großen Kriege, der bevorstand, rühmlichsten Antheil, bis er den Mühen und Anstrengungen erlag, noch ehe der Sieg erfochten war. Er und sein Bruder Friedrich wurden vom Grafen Alexander zu den Berathungen, die jetzt in den ersten Februartagen in Königsberg stattfanden, zugezogen; auch Karl von Clausewitz und Dörnberg nahmen Theil. Aus diesem Kreise, der mit Scharnhorst durch viele Bande zusammenhing (Clausewitz war einer seiner vertrautesten Schüler, Friedrich Dohna sein Schwiegersohn), erwuchs ein Entwurf, an dem wohl Clausewitz und Alexander Dohna den größten Antheil hatten.*) Darnach sollte ein Landsturm und eine Landwehr gebildet werden. Der Landsturm, aus allen waffenfähigen Männern bis zum sechszigsten Jahre gebildet, mit Sensen, Aexten, Piken, überhaupt jedem tödtlichen Instrument bewaffnet und nur in rohen Umrissen militärisch organisirt, soll aufgeboten werden, wenn der Feind sich der Provinz nähert. Wo der Feind mit Macht ist, verhalten sich die Einwohner ruhig, oder wandern nach den nächsten Kreisen; wo er nicht mit Macht ist, beginnt der kleine Krieg, dessen Hauptzweck ist, über die feindlichen Detachements und Traineurs mit Ueberlegenheit herzufallen. Während so der Landsturm dazu diente, den Feind auf einen schmalen Strich Landes einzuschränken, hatte die Landwehr zwar auch zunächst die Aufgabe, indem sie die rückziehende und geschwächte Armee verstärkte, das Land zu vertheidigen. Aber sie ward so weit militärisch organisirt, daß sie mit den Truppen gemeinschaftlich fechten konnte. In Uniform und Exercitium einfacher und nur dann einberufen, wenn der Feind die Gränzen überschritt, ward die Landwehr aus den Männern von 18 bis 40 Jahren gebildet, wo möglich mit Gewehren bewaffnet, in starke Bataillone organisirt und wenn sie mit der Armee focht, je ein Bataillon Landwehr jedem Regiment Linie beigegeben. Die Officiere gingen aus der Landwehr selbst hervor.

Am 5. Februar trat der Landtag in Königsberg zusammen, von dem Schön gesagt hat: „er ist wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte. Die Yorksche Convention war ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war, wie er war; er gab ihr erst Fundament und Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosakenoperation, die ebenso schnell zurück als vorwärts geht, wenn das Volk auf dem Landtage nicht sprach, wie es sprach." Die Versammlung war ein treuer Ausdruck der edlen und

*) S. die Zusammenstellung im Beiheft zum Militärwochenblatt 1846. S. 11. Der Entwurf ebendas. S. 70—71. Ueber Ludwig Dohna s. Arndt Wanderungen S. 139 f.

patriotischen Stimmungen, welche das Volk erfüllten. Voll loyaler Hingebung an den König, ängstlich gewissenhaft in der Pflichttreue gegen ihn und bei aller Besonnenheit doch voll Thatkraft und zu jeglichem Opfer bereit, das war der Geist, in welchem die Versammlung jetzt zusammentrat, um über „die Mittel zur allgemeinen Vertheidigung des Vaterlandes" zu berathen. Der erste bedeutungsvolle Schritt, nachdem die Form der Berathungen festgestellt und Dohna zum Vorsitzenden erwählt war, bestand in der Absendung einer Deputation an York; er sollte die Berathungen zu einem rechten Ziele leiten. Es war ein denkwürdiger Augenblick, als nun York in die Mitte der Abgeordneten trat, in seiner Stellung als Generalgouverneur „und als treuester Unterthan des Königs" ihre Treue und Anhänglichkeit in Anspruch nahm, in wenigen kraftvollen Zügen die Lage schilderte und mit den Worten schloß: „ich hoffe die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ist die Uebermacht zu groß, nun so werden wir ruhmvoll zu sterben wissen." In lautem, begeisterten Jubel erhob sich dann die ganze Versammlung zu dem Rufe: es lebe York! „Auf dem Schlachtfeld bitte ich mir das aus," sagte der General in ernstem Tone, als er die Versammlung verließ.

Nun erst war der rechte Aufschwung eines männlichen, thatkräftigen Eifers über die Versammelten gekommen; in wenig Tagen waren die Dinge zum Abschluß geführt. Nach Yorks Vorschlag ward ein Ausschuß gewählt, der mit ihm die Dinge vorberieth, um sie dann der ganzen Versammlung zum Beschlusse vorzulegen. Bis jetzt hatte die Provinz an gedienter Ersatzmannschaft, den sogenannten Krümpern, und an Rekruten etwa 30,000 Mann gestellt; York forderte noch 20,000 Mann Landwehr und 10,000 Mann Reserven, außerdem ein Cavallerieregiment, Alles auf Kosten der Provinz. Bei der Organisation ward der Entwurf zu Grunde gelegt, wie er aus dem Kreise von Dohna und Clausewitz hervorgegangen war. Alle ohne Unterschied des Standes und der Religion, nur Geistliche und Lehrer ausgenommen, sollten bis zum 45sten Jahre landwehrpflichtig sein; zunächst ward durch freiwilliges Aufgebot die nöthige Mannschaft gestellt, das Fehlende durch das Loos ergänzt. Eine Generalcommission und fünf verschiedene Specialcommissionen, alle auf ständische Weise gebildet, hatten mit ausgedehntester Vollmacht, ohne an die bestehenden Behörden gebunden zu sein, die Durchführung der einzelnen Organisationen in die Hand zu nehmen. Die fertigen Beschlüsse sollten durch eine Deputation an den König gebracht und seine Genehmigung erwirkt werden. Denn auch in diesen Momenten einer ganz freien Selbstthätigkeit vergaßen die „Vertreter der Nation" keinen Augenblick ihr Verhältniß zum Monarchen; es sollte auch jeder Schein vermieden werden, als seien ihre Handlungen nur aus der Anregung des russischen Kaisers hervorgegangen. Man verbarg sich, wie Alexander Dohna in einer tief bewegenden Rede es aussprach, das ganze ungeheure Wagniß nicht, das in diesem Augenblick begonnen ward und dessen Mißlingen Vaterland

und Existenz kosten mußte; aber man vertraute auch darauf, daß der König das nicht mißbilligen werde, was in dem Geiste unerschütterlicher Treue und patriotischer Gesinnung unternommen war.

Schon am 8. Februar waren alle wesentlichen Beschlüsse gefaßt und zwar einmüthig gefaßt, Alexander Dohna zum Präsidenten der Generalcommission gewählt, die Adresse an den König entworfen. Ihr Verfasser war August Wilhelm Heidemann, der Oberbürgermeister von Königsberg. Was Dohna innerhalb der Ritterschaft, war Heidemann unter den Bürgern. Unermüdet und voll edlen Feuers war er gleich verdient durch seinen Antheil an den neuen Organisationen, wie durch die Macht seines Wortes und Beispiels, wodurch er den Gedanken des großen Kreuzzugs in alle Kreise des Volkes trug. Auch ihn hat sein Eifer früh hinweggerafft; schon im November 1813, als eben die deutschen Feldzeichen siegreich bis zum Rhein getragen waren, erlag der kaum 42jährige Mann der aufreibenden Arbeit, die er der guten Sache gewidmet.

Am 9. Februar hatte die denkwürdige Versammlung ihr Werk vollendet. Wem die Erinnerung noch frisch war an die namenlose Stumpfheit, womit nach der Katastrophe von Jena Alles, Behörden, Körperschaften, Volk den alten Staat hatten ruhmlos zusammenbrechen lassen, wie groß mußte dem diese Versammlung erscheinen! In jener trostlosen Apathie sprach sich das Verdammungsurtheil über das alte Wesen aus; in diesem Aufschwunge feierte der Geist der Reform von 1807—8 seinen schönsten Triumph. Wie oft hatten die einseitigen Bewunderer des Alten, York nicht ausgenommen, über die rheinische und ostpreußische Schule von Staatsmännern ihre Bitterkeit ausgegossen! Es mußte als eine eigene Fügung der Dinge erscheinen, daß gerade York berufen war, im Bunde mit diesen ostpreußischen Männern jetzt das Werk der Befreiung zu beginnen.

Eine Eingabe an den König (12. Febr.), die in Yorks Namen von Heidemann abgefaßt war, motivirte und erläuterte das, was geschehen war. Dieselbe berührte auch den zarten Punkt der königlichen Autorität, die zu dem Allen nicht mitgewirkt, und die ungewöhnliche Stellung der Generalcommission, auf die ein Theil dieser Autorität übertragen war. „Ein Monarch wie Ew. k. M., sagte York, dessen Schild die Liebe seiner Unterthanen ist, darf nicht die Sorgen eines Despoten theilen. Der leiseste Mißbrauch verliehener Gewalt würde fürchterlich geahndet werden, so wie Vertrauen zu den Getreuen nur die schönsten Früchte erzeugen wird. Wann aber mehr als in diesem hochwichtigen Augenblick wäre ein vertrauensvoller Verein zwischen dem Monarchen und seinem Volke erhabener und erhebender? In dem großen Plane der Vorsehung, so schloß die Eingabe, kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nöthig. Allein in seiner Unabhängigkeit und Größe muß er dastehen, wenn er seinen hohen Beruf erfüllen soll. Jetzt oder nie

ist der Zeitpunkt, wo er sie durch Anstrengung aller Kräfte wieder erwerben kann, nur darf der geflügelte günstige Moment nicht unbenutzt verstreichen."

Am 13. Februar reiste Graf Ludwig Dohna mit diesem Schreiben, den ständischen Adressen und dem Berichte Auerwalds nach Breslau ab. Ganz ohne bittere Beimischung sollte diese Sendung nicht sein. Der Hof war noch nicht in der gehobenen Stimmung, aus welcher die Entschlüsse in Ostpreußen hervorgegangen waren. Man sah dort mehr das Ungewöhnliche der Formen, als das Große der Thaten. „Trägt denn der General York schon eine Bürgerkrone?" hätte man, so hieß es, am Hofe spöttisch gefragt. Auch der König selbst war an die absoluten Ordnungen zu sehr gewöhnt, um die Eigenmächtigkeit zu vergessen, welche die Thaten von Tauroggen und Königsberg an der Stirne trugen. Er hat den kühnen General, der den Anstoß zu dem Allem gab, und dessen Name mit den glorreichsten Siegen des kommenden Kampfes eng verflochten war, nachher mit Glanz und Ehren überhäuft, aber aus seiner ersten persönlichen Begegnung im Jahre sprach doch eher ein leiser Vorwurf als Zufriedenheit heraus, und ein Verhältniß näheren Vertrauens scheint sich auch nachher nicht mehr hergestellt zu haben. So hatte denn auch Graf Ludwig Dohna keine leichte Sendung, bis das Geschehene in Breslau gebilligt war; allein die Ereignisse schritten riesenschnell und man mußte bald als die glücklichste Fügung preisen, was anfangs halb unmuthig ertragen worden war.

Indessen ging das Werk ungestört fort trotz des Schweigens, das man von Breslau aus auch jetzt noch gegen den General einhielt. Wenige Tage nachdem die Stände ihre Beschlüsse gefaßt, hatten sich York und die Commission auch mit Auerswald über die Ausführung verständigt und es ward nun ohne Zögern zum Vollzug geschritten. Die Leistungen entsprachen den Zusagen, unter denen das Werk begonnen war. In Ostpreußen und Litthauen hat im Jahre 1813 von je 26 Seelen Einer die Waffen ergriffen. Es wurden zwanzig Bataillone Fußvolk, siebzehn Schwadronen Reiterei errichtet, die Landwehr auf Kosten des Landes ausgerüstet, und das Alles in einer Provinz, die bis zur Weichsel etwas über eine Million Bewohner zählte und auf der seit sechs Jahren alle Schrecken des Krieges und feindlicher Bedrückung im höchsten Maße gelastet hatten.*)

Aber es ging ein frischer, jugendlicher Geist durch dies Volk. Durch die Erinnerung einer großen Geschichte gehoben, trat es jetzt in ganzer Herrlichkeit aus der bescheidenen Stellung hervor, die es im Laufe der letzten Zeiten den deutschen Dingen gegenüber eingenommen hatte. Seine ange-

*) S. die Angaben bei Friccius I. 99. 100. Beitzke, Geschichte der Freiheitskriege. I. 149. 150.

borne Tüchtigkeit und Strenge war nun von einer edlen Begeisterung durchdrungen, und kündigte die heldenmüthige Hingebung an, die es im kommenden Kampfe bewähren sollte. Es war, wie Arndt der Augenzeuge sagt, jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiste erblüht und erglüht; durch diese Kraft haben Greise wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja fast Knaben von sechszehn, siebzehn Jahren ihren Säbel wie mit vollster Manneskraft geschwungen. Ich werde, fügt der 90jährige Greis hinzu, das Schwingen dieser Morgenröthe deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Anfang eines neuen jungen Lebens nimmer vergessen.*)

In den Tagen, wo die Stände ihre entscheidenden Beschlüsse faßten, war auch die letzte Stelle in Ostpreußen, die noch französische Truppen besetzt hielten — die Festung Pillau — frei geworden. Der Platz, der das frische Haff und die Häfen von Königsberg und Elbing schließt, war durch einen Vertrag vom 29. Mai 1812 den Franzosen so weit eingeräumt worden, daß ein Bataillon von ihnen einrücken und ein Franzose Commandant sein solle; übrigens blieben drei preußische Compagnien unter Oberstlieutenant von Treskow dort zurück, die Vorräthe blieben Eigenthum des Königs, und von den Wällen sollte die preußische Fahne wehen. Der Vertrag, von der Uebermacht des Gegners aufgedrungen, wurde bald verletzt; die französische Besatzung wurde beträchtlich vermehrt, die preußische durch Entsendungen bis auf 300 Mann geschwächt. Durch die Ereignisse in den letzten Wochen des Jahres 1812 ermuthigt, faßte Treskow den Entschluß, Pillau frei zu machen und seinem König zu retten. Mit ebenso viel Muth als Klugheit wurde das ausgeführt. Erst ward die preußische Besatzung auf ihre frühere Stärke gebracht und ihr wichtigere Posten anvertraut, dann mit den Bürgern Einverständnisse angeknüpft, die ihm gegen den französischen Gouverneur Castella und seine Leute ihre Mitwirkung sicherten. Dann drang Treskow auf die strenge Erfüllung des Vertrags, zuletzt forderte er geradezu die Räumung. Castella suchte vergebens bei Murat und Rapp Rath und Hülfe; Gewalt zu brauchen, wagte er nicht mehr. Glücklicher war Treskow gewesen; er hatte es durch eine Sendung nach Königsberg bewirkt, daß am 6. Februar ein kleines russisches Corps vor Pillau erschien, nicht stark genug den Platz zu nehmen, aber doch hinreichend, der Thätigkeit Treskows im Innern den rechten Nachdruck zu geben. Treskow erklärte nun offen, daß er die Russen nicht mehr als Feinde betrachte; jeder Versuch eines Widerstandes gegen sie werde das Zeichen sein, auf Alles, was Franzose sei, loszuschlagen. Dem russischen Führer, General Siewers, bedeutete er, daß seine Aufforderung an Castella nur dahin lauten dürfe, Stadt und Festung dem König von Preußen zurückzugeben. Beides ward erreicht; die Franzosen waren froh, freien Abzug zu

*) E. M. Arndt Wanderungen S. 128.

erlangen, der Russe fühlte sich nicht stark genug, mehr zu fordern. Pillau kam ausschließlich in preußische Hände zurück.

So war also in den ersten Wochen des Februar Ostpreußen frei und in voller gewaltiger Rüstung gegen den Feind; eben jetzt fiel auch in dem Preußen, das westlich von der Weichsel lag, die Entscheidung zum Kriege.

Zweiter Abschnitt.

Preußens Bruch mit Napoleon.

Als Napoleon auf seiner Flucht von der Beresina in Dresden eine kurze Rast hielt, war es sein Erstes, sich an die Monarchen Oesterreichs und Preußens zu wenden. Von der Noth gedrängt, ließ er jetzt jene mißtrauische Beschränkung des Vertrags vom Februar 1812 fallen, die Preußen nur 20,000 Mann zu rüsten erlaubte, und schlug dem König selber vor, eine größere Truppenmacht zu stellen. Der König könne daraus sehen, fügte der Imperator hinzu, wie viel Vertrauen er in die Beständigkeit der preußischen Politik setze; er sei durchaus zufrieden gewesen mit der Haltung der preußischen Truppen in dem jüngsten Feldzuge und sie sollten fortan ein besonderes Corps bilden. Das klang anders als der Ton, den man in Berlin seit 1806 gewohnt war; natürlich, es war Preußen jetzt die Aufgabe zugedacht, mit seinen letzten Kräften die Folgen der russischen Katastrophe von Napoleon abzuwehren. Die Antwort des Königs, von Krusemark überbracht, wies auf die Noth und Erschöpfung des Landes hin, sprach sich aber zugleich befriedigt darüber aus, daß die Preußen in Zukunft abgesondert kämpfen sollten. Man werde zu dem Ende die disponible Mannschaft aus den Landen rechts von der Weichsel bei Graudenz sammeln, und, wie es Augereau gewünscht, einen Cordon in Schlesien zeihen. Dazu stimmten die Instructionen, die General Krusemark vor seiner Abreise nach Paris am 31. December 1812 erhielt. Er sollte auf die Noth und Unzugänglichkeit der Mittel Preußens hinweisen; seine Anhänglichkeit an das System beweise der König durch die Anstrengungen, die er dafür mache; um so dringender sei aber die Bezahlung der für Frankreich gemachten Vorschüsse. Sollte Napoleon Vorschläge machen über neue Verbindlichkeiten, so hatte Krusemark darüber zu berichten, aber in keinem Falle durfte er irgend ein Abkommen oder einen Vertrag eingehen ohne ausdrücklichen Befehl des Königs und sollte zu diesem

Zweck seinen Mangel an Vollmachten vorschützen. „Sie werden im Uebrigen fühlen, so schloß die Instruction,*) daß die wichtigsten Gegenstände, die Sie in diesem Augenblick verfolgen müssen, einmal die vom Wiener Hofe angebotene Vermittlung ist, dann die Aussicht, ob Krieg oder Friede kommen wird, die Mittel und Pläne des Kaisers zum Kriege und der Geist, der in Frankreich herrscht."

Diese Aeußerungen lassen ungefähr die Stimmung erkennen, welche in den letzten Wochen des scheidenden Jahres in Berlin herrschte. Man begriff vollkommen, daß die Lage eine andere sei als zuvor, und war keineswegs geneigt, sich so ohne Weiteres von Napoleon als schützenden Damm gegen den östlichen Feind aufwerfen zu lassen, aber man überschaute doch noch nicht die ganze ungeheure Veränderung so klar, wie dort, wo man dem Schauplatz der Ereignisse näher war. Die Aufregung und die Thatenlust, die weiter östlich am Niemen alle preußischen Patrioten schon ergriff, war hier noch fremd; man wollte abwarten, die Verhältnisse sondiren, wie sich das in dem Verkehr mit York vor dessen Capitulation bezeichnend kundgab. Bemerkenswerth war die Aeußerung über das Verhalten Oesterreichs. Es bot seine Vermittlung an. Wir werden später sehen, wie es in der ganzen ersten Hälfte des Jahres 1813 der Grundgedanke der Wiener Politik war, sich aus dem Verhältniß der Allianz vom März 1812 allmälig loszuschälen und dieselbe mit der unabhängigen Stellung eines bewaffneten Vermittlers zu vertauschen; der erste leise Versuch dazu fällt also noch in die letzten Tage des Jahres 1812. Es ist nicht völlig klar, wie weit die Beziehungen zwischen Wien und Berlin damals gediehen waren, doch hat die Behauptung nichts Unwahrscheinliches, daß schon im Mai des vorigen Jahres zu Dresden eine Annäherung zwischen beiden Monarchen stattgefunden habe und sowol damals als nachher im Herbst Erörterungen gepflogen worden seien über eine von Oesterreich und Preußen gemeinsam einzuschlagende Politik.**) Es mögen feste Verabredungen nicht getroffen worden sein; einig war man aber wohl an beiden Stellen in der kühleren Auffassung der Lage und in der Erwartung, daß eine österreichische Vermittlung von erwünschtem Erfolge sein werde.

Allein das Berliner Cabinet, so wenig es geneigt schien, den kühnen Hoffnungen ungesäumter Erhebung enthusiastisch zu folgen, war doch zugleich bemüht, aus der veränderten Lage sich den Vortheil eines selbständigeren Verhältnisses gegen Napoleon zu sichern. In der Provinz Preußen hatte Bülow, der während Yorks Abwesenheit dessen Stelle vertrat, gleich nachdem ihm der Untergang des Napoleonischen Heeres klar geworden war, aus eignem Antrieb Schritte gethan, Mannschaft und Vorräthe mehr zusammenzuziehen und ihnen wo möglich Graudenz als Sammelpunkt anzuweisen. Eine Ca-

*) Aus einer in Knesebecks Papieren befindlichen Abschrift.

**) Vgl. Droysen, Leben Yorks I. 438. 439.

binetsordre vom 20. Dec. wies ihnen dann an, an der Weichsel ein Reservecorps zu bilden; mündliche Instructionen ließen keinen Zweifel darüber, daß es im Plane der Regierung lag, alle Materialien des Krieges so zu vereinigen, daß sie möglichst rasch zur Verfügung des Königs stehen konnten, und zwar sollte dies, so gut es ging, den Augen des Verbündeten verborgen bleiben. Bülow war der rechte Mann, dies ebenso schnell wie vorsichtig auszuführen. Dem Ansinnen Murats, die vorhandene Mannschaft zu den Franzosen stoßen zu lassen, wich er geschmeidig aus und mied überhaupt so viel wie möglich jede nähere Berührung mit ihren Führern. Es kam wohl vor, daß nach seiner Anordnung eine Abtheilung kampffähiger Leute, die durch Königsberg nach der Weichsel hin zogen und die Murat requiriren wollte, in Schafpelze eingehüllt, wie Fuhrleute truppweise die Hauptstadt durchzogen, während ihre Gewehre auf den Gepäckwagen versteckt waren. Wie dann die Franzosen wiederholt verlangten, er solle seine Leute zu ihnen stoßen lassen, gab er die stereotype Antwort, seine Truppen beständen nur aus rohen und unbekleideten Rekruten, die noch durchaus nicht für kriegerische Unternehmungen gebraucht werden könnten. Unter den Augen der Franzosen gelang es ihm, die kleinen und zerstreuten Depots von ihnen unabhängig zu sammeln und daraus den Kern einer Streitmacht zu bilden, an die sich später so glorreiche Erinnerungen des Kampfes knüpfen sollten.*)

So ward wohl leise an den Fesseln der französischen Freundschaft gerüttelt, aber weiter zu gehen schien nicht an der Zeit. Noch war ein Theil des Landes in feindlichen Händen, Berlin selbst und das nahe Spandau von den Franzosen besetzt; selbst wenn die Ungeduld loszubrechen größer gewesen wäre, die That erschien doch immer als ein Wagniß, das zunächst die persönliche Sicherheit des Königs auf's Spiel setzte. Friedrich Wilhelm selbst, noch durch die trüben Erinnerungen von 1806 beherrscht, hatte von einer Volksbewegung keine so günstigen Erwartungen, wie Stein, York, Scharnhorst, Gneisenau; er hatte sich 1808, 1809 und nachher ihrem Drängen widersetzt, es war nicht zu denken, daß seine Abneigung gegen rasche und verwegene Entschlüsse jetzt mit einem Male überwunden war. Zudem waren erst in den Weihnachtstagen Nachrichten eingegangen, die über den ganzen Umfang der Katastrophe im Osten klarer sehen ließen.

Am 2. Januar kam der Adjutant des Königs, Graf Henckel, von York gesandt, in Potsdam an; er hatte das preußische Corps am 26. Dec., also in dem Augenblick verlassen, wo die Capitulation noch nicht geschlossen, aber ihr Abschluß zu erwarten war. Der König war im höchsten Grade überrascht und zwar unangenehm überrascht; es wurde die größte Behutsamkeit empfohlen, um den peinlichen Verlegenheiten, die drohten, auszuweichen.

*) Vgl. (Prittwitz) Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Potsdam 1843. I. 9 ff. 14. 20 f. 24. 25. 43.

Am Abend des 4. Januar erschien ein Adjutant Macdonalds und brachte dem französischen Gesandten, Graf St. Marsan, die Nachricht von dem abgeschlossenen Vertrage. Der Gesandte war gerade mit Hardenberg, Fürst Hatzfeld, Narbonne bei Augereau zu Tisch, als der Unglücksbote eintrat; man kann sich den Eindruck denken. Hardenberg eilte sogleich zum König, ihm Bericht zu erstatten; gegen Mitternacht kam er zum französischen Gesandten zurück. Der König, erzählte er, habe ausgerufen: „da möchte Einen ja der Schlag rühren", er werde York absetzen und vor ein Kriegsgericht stellen, die Truppen zurückberufen. Erst am frühen Morgen des 5. kam Major Thile und überbrachte in Yorks Auftrag die genaue Nachricht von der Convention von Tauroggen. Im Ganzen schien der König nicht unzufrieden darüber, daß York die Truppen nicht nutzlos auf's Spiel gesetzt, aber die Motivirung, mit der York dem französischen Marschall den Schritt kundgegeben, erweckte um so mehr seine Mißbilligung. Sie trage, sagte er, gewissermaßen einen politischen Charakter, durch den das Gouvernement in seiner augenblicklich wehrlosen Lage compromittirt werde. Und bei dieser Auffassung blieb man zunächst stehen; es schien durchaus keine andere Wahl möglich als den aufkeimenden Verdacht der Franzosen so rasch wie möglich zu entwaffnen und durch Verwerfung der Convention wenigstens den König und die Regierung vor Gewaltthätigkeiten Augereau's sicher zu stellen. So wurden noch am 5. Jan. im Einverständniß mit St. Marsan die bekannten Beschlüsse gegen die Capitulation gefaßt und Major von Natzmer abgesandt, um sie nach dem Hauptquartier Yorks zu überbringen. Ein Schreiben an Murat sprach die Indignation des Königs über Yorks That aus und stellte es dem Schwager Napoleons anheim, in Bezug auf die zurückkehrenden Truppen seine Anordnungen zu treffen. Nach Paris sollte sofort Fürst Hatzfeld abgehen, um dem Kaiser beruhigende Erklärungen zu geben.

Wenn es der nächste Zweck dieser Schritte war, die Franzosen zu beschwichtigen, so ward dieser erreicht. Nur Einzelne waren scharfsichtig genug, zu sehen, daß auch beim besten Willen des Hofes sich auf die Dauer ein Bündniß nicht halten ließe, wo so viel Haß gesäet war*). Die Meisten waren ohne Mißtrauen. St. Marsans Depeschen nach Paris gaben eine ungemischte Befriedigung über die Haltung des Königs und Hardenbergs kund. „Sie scheinen ganz aufrichtig zu sein, schrieb er an Napoleon; der König zeigte sich sehr beunruhigt über die gefährliche Lage, in die Macdonald versetzt ist**)." Auch der plumpe Augereau, obwohl gewarnt durch ein anonymes Schreiben, das ihm Davoust zugesandt, war voll Zuversicht. „Ich habe das größte Vertrauen in die Hingebung des Königs von Preußen; man müßte aber auch etwas mehr Vertrauen zu ihm haben. Will man allen den De-

*) S. Narbonne bei Villemain I. 240.

**) S. die einzelnen Berichte bei Fain, manuscrit de l'an 1813. I. 203 ff.

nunciationen und Intriguen Glauben schenken, so kann ich für die Ruhe Preußens und Deutschlands nicht mehr einstehen." Hardenberg ließ freilich nichts unversucht, die Franzosen einzuschläfern. Es war früher einmal das Project aufgetaucht und, wie man sagte, zuletzt noch im Mai 1812 zu Dresden besprochen worden, den preußischen Thronerben mit einer Bonaparte'schen Prinzessin zu vermählen. Der Staatskanzler nahm die Miene an, als greife er jetzt im Ernst diesen Gedanken wieder auf. So könne Preußen durch einen Familienbund eng an Frankreich geknüpft und aus ihm ein „Schlagbaum des Nordens" gemacht werden. Der König sei zwar seiner Natur nach geneigt, mehr den Rücksichten des Familienvaters als der Politik zu folgen, auch störe ihn die confessionelle Verschiedenheit, aber er habe den Vorschlag doch nicht ungünstig aufgenommen. Was der Gesandte selbst über persönliche Aeußerungen des Königs berichtete, stimmte damit zusammen. Friedrich Wilhelm III. sprach sich in bestimmten Worten dahin aus, daß er dem französischen Bündniß treu bleiben werde und die Illusionen der Thoren nicht theile, die glaubten, Napoleon sei zu Boden geworfen. „Sagen Sie dem Kaiser, daß ich zwar keine Geldopfer mehr bringen, aber, wenn er mir Mittel zukommen läßt, ihm 50—60,000 Mann ausheben und bewaffnen kann. Uebrigens, fügte er bedeutsam hinzu, ist es in der gegenwärtigen Lage ein Glück, daß Preußen ruhig ist, denn wenn es in diesem Lande einen Aufstand gäbe, so wäre das ein Funke, der durch ganz Deutschland zünden würde*)."

Selbst in diesen Freundschaftsbetheuerungen ist ein gewisses Schillern nicht zu verkennen; indem Hardenberg die Anhänglichkeit Preußens an das französische Bündniß betheuert, knüpft er doch des Königs Mitwirkung schon an Concessionen und unterläßt es nicht, auf die Stimmungen in Deutschland mit leiser Drohung hinzuweisen. Was sonst im Stillen und Geheimen geschah, ließ vollends keinen Zweifel darüber, daß man mehr darauf dachte, die französischen Bande zu lösen als sie fester zu knüpfen. Ein Vertrauter des Staatskanzlers berichtet, daß in dem Augenblick, wo Fürst Hatzfeld reisefertig war, um nach Paris zu gehen, Hardenberg sich schon eifrig mit den Gedanken des Widerstandes beschäftigte und eben mit Staatsrath Hippel den künftigen Kampf besprach, als sich Hatzfeld melden ließ, um die letzten Weisungen für Paris mitzunehmen. „Daß nur der nichts davon hört," äußerte der Staatskanzler; „denn Niemand weniger als der darf wissen, was hier vorgeht." Auch die Sendung Natzmers, scheinbar ganz im Interesse der

*) Fain, manuscrit I. 212 f. Man darf übrigens nicht vergessen, daß viele dieser Aeußerungen so wiedergegeben sind, wie sie Hardenberg dem französischen Gesandten berichtete; namentlich an einzelnen Ausdrücken ist deutlich zu sehen, daß sie nicht vom König stammen, sondern daß sie ihm der Staatskanzler in den Mund gelegt hat.

Franzosen angeordnet, trug diesen doppelsinnigen Charakter. Neben seinem officiellen Auftrag, York abzusetzen und die Truppen zurückzurufen, hatte Natzmer im tiefsten Geheimniß die Weisung erhalten, sich ins russische Hauptquartier zum Kaiser zu begeben und mit ihm eventuelle Verabredungen zu treffen. Wie er dann zu den russischen Vorposten kam und von Wittgenstein ihm nicht erlaubt ward, zu York zu gehen, ist früher erzählt worden; so begab er sich denn gerades Weges ins russische Hauptquartier, wo er am 13. Januar eintraf. Sein geheimer Auftrag lautete: dem Czaren ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen anzubieten, wenn derselbe geneigt sei, den Krieg gegen Napoleon mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen und ohne Aufenthalt die Weichsel und Oder zu überschreiten. Alexander war natürlich über das Anerbieten hocherfreut und ging bereitwillig in die Wünsche ein, die ihm der König kundgeben ließ. Der Grund zu dem russisch-preußischen Bündniß ward also in demselben Augenblick gelegt (13. Jan.), wo sich Hatzfeld auf dem Wege nach Paris befand.

In dieselben Tage fällt ein anderes Anzeichen der Umkehr. Es wurde auf britische Anträge, die durch den Gesandten in Stockholm, Thornton, an Preußen gekommen waren, zum ersten Male eingehend geantwortet; der preußische Geschäftsträger am schwedischen Hofe ward (16. Jan.) angewiesen, sich, natürlich mit all der Vorsicht, welche die beengte Lage Preußens gebot, um die Pläne der britischen Politik zu erkunden und zu ermitteln, welche Vortheile England im Falle einer unmittelbaren Mitwirkung Preußen gewähren wolle*).

Verglich man mit diesen diplomatischen Schritten die fortdauernde, eifrige Rüstung, so konnte kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß der König und sein leitender Minister den Bruch mit Frankreich vorsichtig vorbereiteten. Rasche und verwegene Entschlüsse lagen nicht in der Art Beider; der ganze Sinn ihres Thuns war aber doch, die Bande allmälig zu lösen, die man in dem Augenblick in Ostpreußen gewaltsam zerriß. Wohl blieben auch jetzt die Anhänger der französischen Allianz nicht unthätig; es wurde von ihnen an Tilsit und Erfurt erinnert und die Sorge ausgesprochen, Rußland werde auch diesmal Preußen nur compromittiren, um sich dann auf seine Kosten mit Napoleon zu verständigen. Ihnen schien der engste Anschluß an Napoleon für Preußen jetzt vom größten Vortheil zu sein; dadurch werde der Krieg an der Weichsel festgehalten, der Sieg Napoleons gesichert und für Preußen sei dann die Wiederherstellung früherer Macht gewiß. Solche Gedanken, welche die Ehre und das Gewissen des Staates an niedrigen Calcul zu verkaufen riethen, sind wohl damals noch laut geworden; das Gerücht sprach sogar vorübergehend vom Rücktritt Hardenbergs und der Berufung eines Ministeriums Hatzfeld; allein es liegt nirgends ein Beweis vor, daß diese

*) S. Bignon XI. 280.

Rathschläge und Wünsche auf den König und seinen leitenden Minister tieferen Eindruck gemacht haben. Vielmehr deutete Alles auf den nahen Bruch; jede franzosenfreundliche Kundgebung war von irgend einem Act begleitet, der auf das Gegentheil hinwies. So brachten die Zeitungen am 19. Januar die bekannten Actenstücke gegen York, aber am nämlichen Tage wurde ein Edict erlassen, welches 10 Millionen Tresorscheine creirte. Die gefahrvolle Lage, hieß es darin, fordert uns zu Maßregeln auf, durch welche die Vertheidigung des Vaterlandes bewirkt, die Selbständigkeit unseres Reiches erhalten und das Wohl unserer getreuen Unterthanen behauptet werden kann*).

Wenn noch gezögert ward mit einem offenen Schritte der Entscheidung, so geschah dies offenbar nur, weil man erst die Antwort Alexanders erwarten wollte. War seine Mitwirkung einmal gesichert, dann konnte die Abreise des Königs erfolgen, ohne die ein freies Handeln nicht möglich war. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar kam Natzmer nach Berlin zurück; er brachte die willkommensten Versicherungen vom Kaiser, aber auch den dringenden Rath, nicht einen Augenblick länger in der Hauptstadt zu bleiben. Nun ward ohne Zögern zur Abreise gerüstet. Es war in den letzten Tagen Manches geschehen, was dem warnenden Rathe Alexanders Nachdruck gab; es kamen neue Truppenzüge an und das militärische Treiben in der Hauptstadt gestaltete sich unruhiger als bisher. Ungeachtet des Protestes der preußischen Behörden gaben die Franzosen verschiedenen Abtheilungen Quartier in Potsdam, das nach dem Vertrag vom Jahr 1812 frei sein sollte von französischer Besatzung. Es konnte darum das Gerücht schon Glauben finden und ward durch eigene Aeußerungen von Franzosen bekräftigt, daß Augereau damit umgehe, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Indessen auch ohne diese Sorge war seit Natzmers Botschaft kein Grund mehr zu zögern.

Am Morgen des 22. Januar erschien zu Berlin eine von Hardenberg unterzeichnete Bekanntmachung, welche verkündigte, daß der König beschlossen habe, seine Residenz auf einige Zeit nach Breslau zu verlegen, und daß während seiner Abwesenheit eine Oberregierungscommission die dringendsten Geschäfte erledigen werde. Vor Tagesanbruch hatte der König die Reise angetreten; um das Zusammentreffen mit französischen Truppen zu meiden, war der Weg über Beeskow, Sagan und Haynau eingeschlagen, auch Truppenabtheilungen zur Escorte aufgeboten worden. Am 25. Jan. traf der König in Breslau ein.

Als das erste offene Zeichen vom Hofe und der Regierung, daß man die französischen Fesseln zerbrechen wolle, machte der Schritt allenthalben im

*) Der Zwangscurs, der zugleich verordnet ward, erregte großes Mißvergnügen; s. Prittwitz Beiträge I. 88. 187. 205. Drum wurde er auch Anfang März aufgehoben.

Lande einen freudigen und erhebenden Eindruck. Zwar wurde in jener Bekanntmachung Hardenbergs den Berlinern noch anbefohlen, sich gegen die Franzosen wie gegen Alliirte zu benehmen, und ausdrücklich erwähnt, daß der französische Gesandte dem König folge; allein das täuschte Niemanden mehr, als höchstens die Franzosen selbst. Das Volk sah nur Eines: daß der König frei war und nun so handeln konnte, wie er wollte. Gleich jetzt gab sich die gehobene Stimmung in der Opferfreudigkeit kund, womit die Forderungen der Regierung erfüllt wurden; der Bann, der auf dem Volke lag, war gebrochen. Die eben erst einberufenen Rekruten und Krümper waren schon vor Ende des Monats auf ihren Sammelplätzen; freudig und mit Zuversicht gingen sie ihrer Bestimmung entgegen, an vielen Orten wurden sie beim Auszug und Durchmarsch mit Musik begleitet*). Die am 19. und 20. Jan. ausgeschriebenen Pferde wurden in drei, vier Tagen in bester Beschaffenheit gestellt.

So war die Spannung der Gemüther auf's Höchste gesteigert, und man harrte mit Ungeduld der Maßregeln, die des Königs Aufenthalt in Breslau zur Reife bringen würde. Da erschien als bedeutungsvolles Lebenszeichen die Verordnung vom 3. Februar, welche die Bildung freiwilliger Jägercorps verfügte. Die gefahrvolle Lage des Staates, hieß es, erfordere eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Aufwand verstatteten. Bei der Vaterlandsliebe und treuen Anhänglichkeit an den König bedürfe es nur der schicklichen Gelegenheit, diesen Gefühlen und dem Durst nach Thätigkeit so vieler jungen Leute eine bestimmte Richtung anzuweisen, um durch sie die Reihen der älteren Vertheidiger des Vaterlandes zu verstärken und mit diesen in der Erfüllung der ersten aller Pflichten zu wetteifern. Die Jägerabtheilungen sollten besonders dazu dienen, diejenige Classe der Staatsbürger, welche nach den bisherigen Cantonsgesetzen vom Dienst befreit, und die wohlhabend genug wären, sich auszurüsten, in einer ihrer Erziehung und den übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militärdienst aufzufordern und dadurch besonders solchen jungen Leuten Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich gute Dienste leisten und später geschickte Officiere und Unterofficiere abgeben könnten. Die Jägerabtheilungen sollten nur aus Freiwilligen bestehen, die sich selbst kleideten und beritten machten; sie sollten den Dienst leichter Truppen versehen und ihre vorzüglichste Uebung sollte in dem gehörigen Gebrauch ihrer Waffen bestehen. Die ersten Monate sollten sie von commandirten Officieren und Unterofficieren befehligt werden, dann gingen ihre Officiere aus ihrer Mitte durch Wahl hervor.

Wir erinnern uns, die Reformen von 1807 und 1808 hatten zwar die alte militärische Organisation in ihren wesentlichen Zügen völlig umgestal-

*) Prittwitz a. a. O. I. 37.

tet, namentlich die bunte Zusammensetzung der Armee aus In- und Ausländern beseitigt, aber die allgemeine Wehrpflicht und was damit zusammenhing, hatte damals noch nicht durchgesetzt werden können. Noch bestand eine Cantonseinrichtung mit zahlreichen Exemtionen, die den Kern der gebildeten Jugend vom Kriegsdienst fernhielt. Die Verordnung vom 3. Februar sollte diese Lücke einigermaßen decken, aus dem Kreise der bisher Eximirten einen Theil durch freiwilligen Aufruf heranziehen und in ihnen zugleich eine Pflanzschule von Officieren gründen. Von der Wirkung, die dieser Aufruf machen würde, hatte Niemand eine Ahnung, auch die nicht, die am entschlossensten zum Bruche drängten. Am 9. Febr. ward darum eine zweite Verordnung erlassen, welche alle Exemtionen für die Dauer des Krieges aufhob. Jeder junge Mann zwischen dem vollendeten 17. und 24. Jahre, der sich nicht binnen acht Tagen zu den freiwilligen Jägercorps gemeldet, sollte der Aushebung verfallen sein. Ausgenommen waren nur Geistliche, active Officianten, Gebrechliche, Söhne von Wittwen und Solche, welche die einzigen Ernährer ihrer Familie waren. So war mit einem Federstrich das Cantonswesen aufgehoben, die Conscription an die Stelle gesetzt. Erst die Freiwilligkeit, dann die Conscription, später sogar (22. Febr.) eine überflüssige Strafandrohung gegen die Säumigen und Widerwilligen, das war ein Widerspruch, den man auch im Volke wohl empfand. Nicht als wenn es an dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht Anstoß genommen hätte, nur sah es durch die zweite Verordnung den Werth der ersten herabgesetzt. Es hätte gern ganz freiwillig das dargebracht, was jetzt als Zwang erscheinen konnte. Aber in den leitenden Regionen unterschätzte man noch immer die freie Opferbereitschaft des Volkes.

Nur wenige Tage freilich und auch die Kleingläubigsten vermochten nicht mehr zu zweifeln. Der Eindruck des Aufrufs vom 3. Februar übertraf alle, auch die kühnsten Erwartungen. In feurigem Wetteifer drängten sich Alle herzu; es bedurfte wahrhaftig keiner zwingenden Bestimmung, um die ganze Nation freiwillig zu den Waffen zu bringen. Die Universitäten lösten sich auf, die oberen Classen der Gymnasien wurden leer; Referendarien, Kaufleute, Künstler, Handwerker und Bauern drängten sich zum Dienste. In Berlin allein, das noch von den Franzosen besetzt war, meldeten sich in drei Tagen 9000 Freiwillige; in Breslau, wo Steffens vom Katheder in begeisterten Worten die Jugend zum Kampfe trieb,*) lösten sich Regierungscollegium und Hochschule auf; auch Schwache und Gebrechliche wollten nicht ausgeschlossen sein, und wenn man sie verschmähte, wenigstens mit freiwilligen Gaben die Rüstung der Andern decken. Wenn der Vermögende in reichem Maße gab, so raffte der Arme in edelm Stolze sein Letztes zusammen,

*) S. Steffens, Was ich erlebte VII. 73 f. Von dem Eindruck gibt auch Rahden Zeugniß, Wanderungen I. 55.

um nicht zurückzubleiben. Die Blätter jener Tage sind erfüllt mit rührenden Zügen von Vaterlandsliebe und Aufopferung; aus allen Kreisen des Volkes strömten Liebesgaben, um das nächste dringende Bedürfniß der Rüstung zu decken. Kein Stand, keine Körperschaft schloß sich dabei aus. Ein Beamter z. B., der viertausend Thaler Vermögen besaß, gab ein Viertheil davon hin, Andere verzichteten auf ihre Besoldungen, arme junge Leute verkauften ihre Bücher, Landkarten und Musikalien, um für eigene und fremde Rüstung die Mittel zu gewinnen. Einzelne Bauern führten ihre letzten Pferde als freiwillige Gaben nach Breslau, Frauen und Jungfrauen gaben ihr Geschmeide, und wenn sie nichts der Art besaßen, den Haarschmuck ihres Hauptes, Kinder von 10 Jahren brachten mit der rührenden Klage, zu jung zu sein zum Kampf, ihr Taschengeld und ihren Sparpfennig zum Opfer. Von allen Seiten drängten sich die Anerbietungen, Freiwillige auszurüsten und zu unterstützen; wie der Stand und der Lebenskreis, so machte auch das Bekenntniß keinen Unterschied. Unter den Ersten, die eine reiche Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegten, war der Aelteste der Berliner Judenschaft. Wittwen, arme Invaliden, Dienstboten gaben wetteifernd ihr Scherflein hin. Vielen hatte der Krieg nichts mehr gelassen, als ihre Trauringe; freudig gaben sie „Gold für Eisen", wie die sinnige Inschrift auf den eisernen Ringen lautete, die man damals als Gegengabe für die Tausende von Trauringen schmieden ließ.

Nicht die Jünglinge allein, auch verheirathete Männer, Familienväter meldeten sich zum Eintritt. Ihrer Ungeduld zu genügen, verkündigte ein Aufruf vom 10. Februar, daß die vorausgegangene Bestimmung über das Dienstalter nur die Verbindlichkeit abmessen, keineswegs aber diejenigen ausschließen solle, die älter als 24 Jahre ihr innerer Beruf zu den Waffen führe. Einige Wochen später mußte abgemahnt werden vom freiwilligen Eintritt; es drängten sich von den jungen Beamten so viele zu den Waffen, daß ein Stillstand der nöthigsten Geschäfte zu besorgen war.

Es waren Tage, welche die Schmach und das Elend vieler Jahre vergessen ließen. Was für ein Volk, in dem unter Druck und Leiden sich ein so köstlicher Schatz von menschlicher und bürgerlicher Tugend erhalten hatte! Es bedurfte hier der gewaltsamen Mittel nicht, womit die geläufige Taktik der Revolutionen die Massen in Fieberhitze bringt; alle die dämonischen Hebel, die z. B. 1792 angesetzt wurden, um den Fanatismus des Volkes zu entzünden — Argwohn, Furcht, Schrecken — sie haben diese Erhebung nicht befleckt. Es ging eine religiöse Weihe durch die Gemüther; aus der Predigt und vom Genuß des Abendmahles weg zogen die Freiwilligen in den „heiligen" Krieg.

Noch war der Feind nicht genannt, gegen den die Kraft des Landes aufgerufen ward; aber Jeder kannte ihn. Ward jetzt vollends die letzte Hülle aufgedrungener Freundschaft abgeworfen und ohne Säumen zum Kampfe

geschritten, so waren große Erfolge gewiß. Im Volke brannte Alles vor Ungeduld, loszubrechen; kaum vermochten die Behörden zu hindern, daß sich die Erbitterung nicht in einzelnen unwillkürlichen Ausbrüchen Luft machte. Ostpreußen hatte sich schon zur Rüstung aufgerafft, aus Pommern ward berichtet, daß ohne Bürgerkrieg an die Fortdauer des französischen Bundes nicht zu denken sei; in Berlin sann man auf einen plötzlichen Ueberfall der französischen Besatzung, kurz, allenthalben drängten die Stimmungen frisch und gewaltig zum Kampfe. Wurden sie rasch entfesselt, so nahm man dem Feinde die nöthige Frist zur neuen Rüstung und riß wahrscheinlich in Oesterreich und im Rheinbunde die Bevölkerung unwiderstehlich mit fort.

Am Hofe, auch seit er zu Breslau war, wurden die Dinge kälter und bedächtiger angesehen. Wohl geschah Manches, was auf eine rasche Entscheidung hindeutete. Es sammelten sich allmälig in der schlesischen Hauptstadt die hervorragendsten Persönlichkeiten der Kriegspartei, wie Blücher, Boyen, Clausewitz und Andere. Scharnhorst ward herbeigerufen und übernahm die Stelle eines Generalquartiermeisters, Gneisenau kam aus England und brachte die Verheißung englischer Hülfe und die Aussicht auf die Landung eines englisch-schwedischen Heeres. Aber der König war darum doch noch nicht gesonnen, dem ungeduldigen Drängen zum Kampfe ohne Zögern nachzugeben. Sein Mißtrauen, ob die Bewegung im Volke tief und nachhaltig sei, war noch nicht überwunden. Erst wie er von den Fenstern des Breslauer Schlosses die lange Reihe von Wagen sah, welche die Berliner Freiwilligen brachten, da wich auch von ihm die bittere Erinnerung an die Tage der Schmach und Gleichgültigkeit, und Thränen entrollten seinen Augen, als ihn Scharnhorst fragte, ob er sich nun überzeuge, daß es Ernst sei mit der Opferfreudigkeit seines Volkes? Und selbst jetzt war die Entschließung noch nicht so leicht und einfach, wie sie der populären Ungeduld erschien. Das Wagniß, mit der bescheidenen Macht Preußens dem immer noch gewaltigen Kolosse Bonaparte'scher Macht den Handschuh hinzuwerfen, ward hier bedächtiger erwogen, als draußen im Volke; gegen ein rückhaltloses Hingeben an Rußland sprach die Erinnerung an Tilsit, vielleicht auch die stille Sorge, für die französische Despotie das Uebergewicht des slavischen Ostens einzutauschen. Man mochte es wohl ahnen, daß Rußland sofort die Hand auf Polen legen werde, auch wenn man noch nicht wußte, daß Alexander schon im Januar mit polnischen Malcontenten ganz insgeheim über die Uebertragung der polnischen Krone unterhandelte.*) Es ist schon früher erwähnt worden, daß der König

*) Une publicité intempestive — schrieb Alexander am 13. Januar an Czartoryski — donnée à mes intentions sur la Pologne jetterait complètement l'Autriche et la Prusse dans les bras de la France; résultat qu 'il est très essentiel d'empêcher, d'autant plus que ces deux puissances me témoignent déjà les meilleures dispositions. (Bignon XI. 412.) Der Brief wurde von den Oesterreichern aufgefangen.

seine Entschlüsse gern mit denen Oesterreichs vereinigt hätte; wenn beide Staaten, in Unabhängigkeit verbunden, etwa die Stellung bewaffneter Vermittler einnahmen, dann schien das französische, wie das russische Uebergewicht abzuwehren und ohne allzu große Opfer eine bessere Ordnung der Dinge zu erkämpfen. Eine solche Wendung hätte auch der persönlichen Anschauung Friedrich Wilhelms III. am ersten entsprochen. Er sah sich noch als Verbündeten Napoleons an und es lag nicht in seiner Weise, den Bruch mit ihm ungestüm zu suchen; erst wenn ihm Napoleons Haltung zeigte, daß an freiwillige Einräumungen nicht zu denken sei, vielmehr die alte Politik festgehalten werden sollte, dann hatte er kein Bedenken mehr, mit ihm zu brechen. Aber Napoleon sollte „sich erst ins Unrecht setzen."

Seit der Abreise des Königs nach Breslau war man in Paris mißtrauischer, aber nicht nachgiebiger geworden. Napoleon äußerte sich gegen Krusemark nur ganz unbestimmt dahin, daß er als Opfer für den Frieden auf dem Festlande Entschädigungen aus den polnischen und westphälischen Gebieten zu gewähren bereit sei; würde der Friede ein allgemeiner, so sei er für diesen Preis wohl geneigt, „größere Modificationen seines Systems" eintreten zu lassen. Das Ansinnen des Königs, einen Gesandten ins russische Hauptquartier zu senden, schlug er kurzweg ab; die Rüstungen Preußens erschienen ihm verdächtig. Auch jetzt noch war es Hardenbergs Taktik, des Königs und seinen eignen guten Willen eifrig zu betheuern; aber der Hof stehe unter dem mächtigen Druck einer Volksbewegung, die täglich wachse. Der König, sagte er zu St. Marsan, müsse das Volk bewaffnen, damit man es nicht gegen ihn bewaffne. Wenn die Russen kämen, versicherte Krusemark, müsse der König auswandern; die Bewegung sei mächtiger als er. Bei diesem diplomatischen Spiele war es vielleicht Napoleon noch einmal in die Hand gegeben, durch einen Act weiser Nachgiebigkeit Preußens Action zu lähmen; entschloß er sich zu einem namhaften Opfer, so schien es denkbar, daß man im Cabinet des Königs den sichern Gewinn einem ungewissen Kampfe vorzog. Aber eben dazu vermochte sich der französische Kaiser nicht zu entschließen; jetzt, wie später, beherrschte ihn die Berechnung, daß eine erste Nachgiebigkeit immer größere nach sich ziehen, vielleicht den ganzen kühnen Bau seines Weltreichs in Gährung bringen werde. So hielt er Preußen hin bis in den Februar; außer vagen Andeutungen war nicht das Mindeste geschehen, dem drohenden Umschwunge entgegenzuwirken. Er verlangte nur neue Opfer; ob er deren irgend nennenswerthe bringen wolle, erschien völlig zweifelhaft. Damit half er vollends dem König und seinen Rathgebern über ihre letzten Bedenken hinweg. Eine Note Preußens vom 15. Februar ließ zuerst die entscheidende Wendung ahnen. Darin war auf einen Waffenstillstand hingedeutet, die Räumung von Danzig, Stettin, Küstrin und Glogau gefordert und das bedeutsame Wort hinzugefügt: der König werde nach der Haltung Napoleons seine weiteren Schritte bemessen.

In dem Augenblick, wo diese Eröffnung gemacht ward, war bereits nach einer andern Seite hin ein wichtiger Schritt geschehen. Am 9. Februar war insgeheim Knesebeck ins russische Hauptquartier abgesandt worden, um dort abzuschließen. Er fand den Czaren in Chlodava bei Kalisch, sein Empfang war überaus verbindlich, Alexander überströmte von freundlichen Versicherungen. Gleichwol zog sich der Abschluß über Erwarten hinaus. Die Russen und Knesebeck verstanden sich nicht so leicht zusammen; die Frage über die künftige Gestaltung der Gebiete war zu wenig vorbereitet, als daß man rasch hätte ins Reine kommen können. Knesebeck besorgte russische Forderungen auf Kosten Ostpreußens, während schon jetzt die Wünsche des Czaren vorzugsweise auf Polen gingen; die von Rußland angebotene Entschädigung Preußens mit Sachsen ward ihrer ganzen Bedeutung nach nicht gewürdigt und nichts Festes darüber ausgemacht. So vergingen wieder kostbare Tage ohne Entscheidung. Um die Sache rascher zu beendigen, entschloß sich Alexander zu einer unmittelbaren Sendung nach Breslau. Stein und Anstett wurden dazu auserseheu. Am 27. Febr. traf Stein in Breslau ein, stellte mit allem Nachdruck die Lage vor, wies auf die Erhebung Ostpreußens, auf den guten Willen des russischen Kaisers hin, und wie man kaum eine andere Wahl mehr habe, als entweder im Bunde mit ihm die verlorene Macht wieder zu erlangen, oder die Kosten der französischen Freundschaft mit Abtretungen an Rußland zu bezahlen. Obwol von Franzosen und Franzosenfreunden zudringlich umspürt, hatte er doch seinen Auftrag bald erfüllt; seinem Vorschlage gemäß wurde Scharnhorst nach Kalisch gesandt, um dort den in Breslau zwischen Hardenberg und Anstett abgeschlossenen Vertrag zu unterzeichnen (28. Februar). Die Ueberzeugung, daß von Napoleon eine wesentliche Aenderung des Systems nicht zu erwarten sei, die Gewißheit, daß jedes längere Säumen die Lage Preußens nur in unheilvollster Weise verwickeln könne, die Nachrichten, die jetzt Graf Ludwig Dohna aus Königsberg brachte — dies Alles wirkte zusammen, die letzten Bedenklichkeiten zu überwinden.

Der Vertrag von Kalisch stellte die Unabhängigkeit Europas als Ziel voran. Die Zeit werde kommen, hieß es darin, wo die Verträge nicht mehr bloße Waffenstillstände seien, sondern mit religiösem Glauben unverletzlich bewahrt würden; in diesem Sinne hätten Rußland und Preußen ihre alte Freundschaft freiwillig erneuert, beide gleichmäßig geleitet von dem hochherzigen Beweggrund, Europa frei zu machen. Die Allianz zwischen beiden Mächten sollte ein Trutz- und Schutzbündniß sein; als ihr nächstes Ziel war bezeichnet: Preußen in Verhältnissen wiederherzustellen, welche seine Ruhe und Sicherheit verbürgten. Beide Mächte versprachen sich gegenseitig mit allen verfügbaren Mitteln zu unterstützen; als unmittelbare Streitmacht versprach Rußland 150,000, Preußen ohne die Festungsgarnisonen 80,000 Mann ins Feld zu stellen. Daneben verhieß Preußen die Stärke seiner Armeen so hoch zu steigern, als es nur irgend seine Mittel, namentlich die Organisation

einer nationalen Wehrkraft zuließen. Die verfügbare Macht hatte sich sofort an die russische anzuschließen. Die Kriegsoperationen sollten gemeinsam verabredet, auch alle Unterhandlungen gemeinsam geführt, kein Friede, kein Vertrag, keine Uebereinkunft irgend einer Art geschlossen werden, außer in gemeinsamem Einverständniß. Beide Monarchen wollten sich von Allem, was sich auf ihre Politik bezog, gegenseitig vertrauliche Mittheilung machen, namentlich sofort gemeinsam alle Mühen aufwenden, um den Wiener Hof zum Anschluß an ihre Sache zu bewegen. Die Bemühungen Preußens um die britische Mitwirkung versprach Rußland auf's nachdrücklichste zu unterstützen. Zwei geheime Artikel setzten genauer das Verhältniß Preußens und seiner Wiederherstellung fest. Da die völlige Sicherheit und Unabhängigkeit Preußens, hieß es, nur dann auf solide Weise hergestellt werden kann, wenn man ihm die wirkliche Stärke wiedergibt, die es vor dem Kriege von 1806 gehabt hat, so verpflichtet sich der Kaiser von Rußland, gemäß den Erklärungen, womit er den Wünschen des Königs zuvorgekommen ist, die Waffen so lange nicht niederzulegen, als bis Preußen in den statistischen, geographischen und finanziellen Verhältnissen wiederhergestellt ist, die es vor jenem Kriege hatte. Zu diesem Zweck verspricht der Kaiser auf's allerfeierlichste, für die Entschädigungen, die im Interesse beider Mächte und der Vergrößerung Preußens geboten werden könnten, alle die Gebiete anzuwenden, die im nördlichen Theil von Deutschland besetzt werden könnten, nur die Besitzungen des Hauses Hannover ausgenommen. Es soll ferner bei allen Anordnungen zwischen den verschiedenen Provinzen Preußens die Gemeinsamkeit und Abrundung festgehalten werden, die nothwendig sind, um einen unabhängigen Staatskörper zu bilden. Um dieser Bestimmung die Genauigkeit zu geben, die dem vollen Einverständniß beider Mächte entspricht, so verbürgt der Kaiser dem König von Preußen außer seinen gegenwärtigen Besitzungen besonders Altpreußen, mit welchem zugleich ein Gebiet vereinigt werden soll, das diese Provinz sowol militärisch als politisch mit Schlesien verbindet.

Im preußischen Interesse wäre zu wünschen gewesen, daß der Umfang und die Art seiner Entschädigungen genauer in dem Vertrag festgestellt worden wäre. Bei der Schwäche des russischen Heeres und dem mächtigen Gewicht, das Preußen trotz seiner Kleinheit in die Wagschale warf, hätte Rußland dies Bündniß nicht so wohlfeil erkaufen dürfen. Das ist eine „Verstärkung, welche die Vorsehung mir schickt," sagte Alexander selbst von der Hülfe Preußens. Aber Niemand im preußischen Lager hatte von der Unzulänglichkeit der russischen Streitkräfte eine Ahnung. Der Czar selbst und seine Generale hatten die Zahl ihrer Truppen auf's gröbste übertrieben;*)

*) In einem Schriftstück aus jenen Tagen (Toll II. 396) war z. B. das Witt-

freilich hätte man ihre wirkliche Stärke gekannt, so wäre es vielleicht nie zum Kalischer Bündniß gekommen. Aber die Preußen trauten den russischen Angaben; sie erschienen als hülfesuchend, während sie in Wahrheit die Hülfe leisteten. So ließ man es sich stillschweigend gefallen, daß Rußland die polnischen Gebiete, die bis 1807 preußisch gewesen, vorläufig in Besitz nahm; selbst die künftige Bestimmung von Danzig und Thorn war nach dem Vertrage zweifelhaft. Rußland hatte also den wichtigsten Theil der Vergrößerungen, auf die es Werth legte, in Händen, während Preußen mit Zusagen, statt mit reellen Pfändern abgefunden war. Die Situation war allerdings so beschaffen, daß selbst ein mangelhafter Vertrag mit Rußland wünschenswerther war, als keiner; verderblicher als die Unklarheit über die künftigen Gestaltungen war das längere Zaudern mit den Entschlüssen, welche die Gegenwart dringend forderte. Das mochte auch Männer wie Stein und Scharnhorst bestimmen, weniger ängstlich, als es die russische Ueberlieferung und Politik rathsam machte, den Abschluß zu beschleunigen. Es schien ihnen vor Allem das Wichtigste, den Feind zu schlagen, nicht aber ängstlich über die Beute zu markten. Sie zweifelten nicht, daß nach erfochtenem Siege die Entscheidung darüber in dem hohen und uneigennützigen Geiste erfolgen werde, in welchem der Kampf von ihnen unternommen war. Sie täuschten sich insofern, als es Preußen doch nachher entgelten mußte, im Augenblick des Kampfes nicht gleich überall an die Sicherung seiner Vortheile gedacht zu haben. Wir werden sehen, daß es eine höchst verderbliche Illusion war, auch nur einen Augenblick sich von dem Glauben an russische Hochherzigkeit einwiegen zu lassen; der Czar hat selbst in diesen Flitterwochen des neuen Bundes daran gedacht, die Hansestädte, Pommern u. s. w. an auswärtige Mächte zu vergeben. Nur trug der Kalischer Vertrag nicht die größte Schuld an späterem Mißgeschick; vielmehr hat Hardenbergs leichtfertige Unbeständigkeit nachher zu Paris wie zu Wien die günstigsten Momente versäumt, um die Lücken des Vertrages auszufüllen.

Eine bedeutungsvolle Ergänzung des Kalischer Bündnisses war der Vertrag, der am 19. März zu Breslau von Stein und Nesselrode im Namen Rußlands, von Hardenberg und Scharnhorst im Namen Preußens unterzeichnet ward. Er enthielt die politischen Grundsätze, welche bei der Besetzung und Verwaltung der zu befreienden deutschen Gebiete in Anwendung kommen sollten. Es war darin ausgemacht, daß sofort im Namen der beiden Mächte ein Aufruf verkündigt werden sollte, der als Zweck des Kampfes die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche bezeichnete und die Fürsten und Völker einlud, zu diesem Ziele mitzuwirken. Jeder deutsche Fürst, der in einem bestimmten Zeitraum dieser Aufforderung nicht

genstein'sche Corps auf 35,000 Mann angegeben, während es nach Abzug seiner Entsendungen nicht viel über zehntausend stark war! Vgl. ebendas. 403. 404 ff.

entsprach, war mit dem Verluste seiner Staaten bedroht. Es sollte ferner ein Centralverwaltungsrath mit unbeschränkten Vollmachten errichtet werden, an dem zunächst Abgeordnete Rußlands und Preußens Theil nahmen; sobald England zum Kriege thätig mitwirkte, und die übrigen deutschen Fürsten sich anschlossen, sollten auch sie je einen Vertreter dazu stellen. Dieser Verwaltungsrath sollte in den besetzten Ländern vorläufige Verwaltungen herstellen, sie überwachen und ihnen die Grundsätze vorzeichnen, nach denen die Hülfsquellen der Länder der gemeinsamen Sache nützlich zu machen waren. Die Einkünfte der besetzten Gebiete wurden zwischen Rußland und Preußen gleichmäßig getheilt; die hannoversche Regentschaft sollte daran im Verhältniß zu der Truppenzahl, die sie stellte, Theil nehmen. Alle zu besetzenden Länder von Sachsen bis zu den Gränzen Hollands, mit Ausnahme der alten preußischen und der hannoverschen Besitzungen, sollten in fünf große Abschnitte getheilt werden: Sachsen mit den Herzogthümern, der Rest vom Königreich Westfalen, die Herzogthümer Berg, Westfalen und Nassau, das Departement der Lippe, die Departements der Elbmündungen und Mecklenburg; jedem dieser Abschnitte sollte ein Civil- und ein Militärgouverneur vorgesetzt sein; der erstere hing vom Centralrath ab und umgab sich mit einem Landesrath, der zweite stand für Alles, was sich auf die Kriegführung bezog, unter dem Oberfeldherrn. Die Aushebung, Bewaffnung und die nothwendigen Requisitionen waren dem Centralrath übergeben; er sollte in den genannten Gebieten das stehende Heer, die Landwehr und den Landsturm bilden. Ihm stand es auch zu, für die Stellen der Gouverneure und die übrigen die Personen zu wählen, die er durch Talent und Ansehen für die geeignetsten hielt. Von dem Vertrag sollten Oesterreich und England ohne Verzug in Kenntniß gesetzt werden.

Am 4. April ward der Centralverwaltungsrath gebildet; Rußland ernannte Stein und Kotschubey, Preußen Schön und Rhediger zu Mitgliedern. Der Vorsitz war dem russischen Minister des Innern zugedacht, fiel aber, da er nicht in Deutschland erschien, an Stein. Die Behörde sollte sofort in Dresden ihre Thätigkeit beginnen und den Kreis derselben je nach dem Vorrücken der Truppen erweitern.

Man wird in diesem Vertrage auf den ersten Blick die Ideen wieder erkennen, wie sie Stein schon vor dem Beginn des deutschen Kampfes verfochten hatte. Der Gedanke einer Verwaltung, die an die alte Reichseinheit erinnerte und die Sondersouverainetäten bei Seite schob, die den Kampf nur als gemeinsame deutsche Sache betrachtete und die widerstrebenden Fürsten als „Compensationsgegenstände“ behandelte — hatte Stein schon beschäftigt, ehe er noch den deutschen Boden wieder betreten hatte. Es sollte damit nicht allein die Herstellung der Mittel zum Kampfe erleichtert, sondern auch für die künftige Organisation Deutschlands eine bedeutsame Vorarbeit gewonnen werden.

Eben darum hatte aber die neue Behörde von vornherein auf den größten Widerstand zu rechnen. Daß in Oesterreich solch ein Verfahren nicht erwünscht war, bedarf kaum der Bemerkung; auch England verbarg seine Mißstimmung nicht, Schweden desgleichen. Die britischen Diplomaten fanden die Sache höchst übereilt und unzeitig; sie fühlten sich verletzt, daß man sie nicht zu Rathe gezogen, und nahmen besonders an der Theilung der Einkünfte zwischen Rußland und Preußen großen Anstoß. Sie meinten, wenn die Sache bekannt werde, könne sie nur Napoleon nützen und eher vom Beitritt abschrecken als dazu ermuthigen.*) Dieser Widerspruch der Verbündeten fand natürlich eifrige Zustimmung an den Anhängern der Sonderſouverainetäten; sie verbargen jetzt und später keinen Augenblick ihren Widerwillen gegen die neue Anordnung. Schon im ersten Momente hörte man die Spottrede: Freiherr vom Stein sei „deutscher Kaiser" geworden oder wolle es doch werden. Das Schicksal des Centralverwaltungsrathes ließ sich darnach erwarten.

Mit dem Bunde von Kalisch war der entscheidende Schritt für Preußen geschehen; es war nun keine Rückkehr zu den Franzosen mehr möglich. Napoleon war seiner Taktik treu geblieben, Preußen ohne Gegenwirkung der Strömung zu überlassen, die König und Cabinet dem Anschluß an Rußland zutrieb; er traute den Freundschaftsversicherungen nicht, die der Staatskanzler auch jetzt noch mit überflüssiger Freigebigkeit ausspendete, aber er that auch nichts, durch ein kluges Opfer den schwankenden Verbündeten an sich zu fesseln. Der französische Gesandte in Breslau täuschte sich nicht mehr; wenn nicht irgend etwas, schrieb er am 2. März, für den König geschehe, werde es unmöglich sein, ihn im französischen Bündnisse zu erhalten. Aber Napoleon blieb schweigsam und ließ die Forderungen unerwiedert, die Preußen am 15. Febr. fast im Tone eines Ultimatums gestellt hatte. Ganz ähnlich wie später zu Prag, zu Frankfurt, zu Chatillon versäumte er den Moment, wo ein mäßiges Nachgeben ihm eine große Katastrophe abwenden konnte. Als er endlich sein Schweigen brach, war es zu spät.

Am 15. März zog Kaiser Alexander unter dem Jubel des Volkes in Breslau ein; es war die erste offene Manifestation des Kalischer Vertrags. Der französische Gesandte verstand sie und reiste ab. Am andern Tage sandte ihm der Staatskanzler eine Erklärung, welche die Beschwerden Preußens seit Tilsit in gedrängten Zügen zusammenfaßte, den Bund mit Rußland und den Entschluß zum Kriege verkündete. „Das endliche Resultat, welches dieser Schritt bezweckt, soll ein Friede sein, welcher auf billigen Grundlagen ruht und darum desto dauernder sein wird."

Auch dem Volke verkündete jetzt der König seine Entschließung. Ein

*) Castlereagh letters and despatches, VIII. Second Series VIII. 364 f. Vgl. Third Series I. 6.

Aufruf vom 17. März, „An Mein Volk" überschrieben und vom Staatsrath von Hippel verfaßt, schlug in einfacher, aber ergreifender Rede die tiefsten Saiten an, die im Gemüthe einer edlen Nation anklingen können. Wie matt erschien die zugespitzte Dialektik der Manifeste von 1806 neben diesen kraftvollen Worten der Wahrheit!

„So wenig für Mein treues Volk, als für Deutsche — sagte der König — bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten; aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit 7 Jahren geduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde...... Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer

gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

Am gleichen Tage verkündete der König dem Volke die Errichtung der Landwehr und des Landsturms. „Mein getreues Volk, sprach er, wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eignen Heerd Alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften..... Meine Sache ist die Sache Meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa."

Eine neue Zeit schien sich anzukündigen. Die Fürsten und ihre Berather, deren Kraft und Rüstung sich wehrlos erwiesen hatten im Kampfe gegen den fremden Zwingherrn, wandten sich jetzt hülfesuchend an ihre Völker; das alte heilige Band, das die Könige und die Nationen zu Einem verbinden soll, ein Band, das die Könige selbst zuerst gelockert, es kam jetzt in den Tagen äußerster Noth wieder zu Ehren.

Wenn irgend etwas die völlige Umkehr der Dinge anzeigte, so war es der Ton, in dem die Träger der alten Politik den neuen Völkerkampf verkündigten. Nicht Friedrich Wilhelm III. allein, der unter allen deutschen Königen am ersten ein Recht hatte, so zu seinem Volke zu reden, auch der russische Czar und seine Feldherren schrieben jetzt das Recht und die Freiheit der Nationen auf ihre Fahnen. Wittgenstein rief die Westfalen und die Sachsen zur Freiheit auf. „Freiheit oder Tod, sagte er ihnen, ist das Losungswort. Sachsen! Deutsche! unsere Stammbäume, unsere Geschlechtsregister schließen mit dem Jahre 1812. Die Thaten unserer Ahnen sind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die Erhebung Deutschlands bringt wieder edle Geschlechter hervor und gibt denen, welche es waren, ihren Glanz zurück." Einer von diesen Aufrufen, den Kutusow am 25. März zu Kalisch unterzeichnete (er war von Karl Müller, einem der eifrigsten Patrioten, verfaßt), hat eine verdiente Berühmtheit erlangt. Es war darin mit einer gewissen Feierlichkeit die „Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit" als Zweck des Krieges verkündet; die Monarchen von Rußland und Preußen kämen nur, um den Völkern Deutschlands „diese entwandten, aber unveräußerlichen Stammgüter wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten." In diesem Sinne fordern Rußland und Preußen treue Mitwirkung von Allen, „besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei gerne voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen." Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, kann demgemäß als Wirkung fremden Zwanges länger nicht geduldet werden. „Hiemit ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem S. M. der Kaiser aller Reußen zum wiedergebornen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es

kann dies, da Sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dies Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europens Völkern erscheinen können."

Es war nicht zu verkennen, dieser Aufruf trug trotz späterer Ableugnungen einen officiellen Charakter; er enthielt in kühnen, verheißungsvollen Worten das politische Manifest der beiden Verbündeten. Vielleicht ist dem Aufruf bisweilen zu viel Werth gegeben und den Zusagen eine bindende Kraft beigelegt worden, die für uns schon um des russischen Unterzeichners willen etwas Widerstrebendes hat, aber als Symptom dieser Zeiten wird das Actenstück stets bedeutsam bleiben. Wie mächtig mußte die neue Strömung der Dinge, wie allgemein die Hoffnungslosigkeit an die Macht der alten Künste sein, wenn selbst im Hauptquartier des Selbstherrschers aller Reußen an die Freiheit und Selbständigkeit der Nationen appellirt und den widerstrebenden Dynastien mit der „verdienten Vernichtung" gedroht ward! Nichts natürlicher freilich, als daß man, sobald die Bedrängniß vorüber und der Sieg erfochten war, der freigebigen Worte rasch vergaß, ja daß dann als Verbrechen galt, was jetzt ein willkommenes Nothmittel war!

Von der bewegten Stimmung jener Tage wurden die Worte und Verheißungen nicht auf die Goldwage gelegt. Ueber die zukünftige Gestaltung Deutschlands waren selbst unter den Staatsleuten so wenig vorbereitete und übereinstimmende Ansichten vorhanden, daß man sich nicht wundern durfte, wenn es in den Massen des Volkes an fertigen und abgeklärten Meinungen völlig fehlte. Dort war man darüber ebenso wenig im Reinen, als der Verfasser des Kutosow'schen Manifestes eine bestimmte und scharfe Vorstellung von der künftigen Verfassung Deutschlands haben mochte. Der Enthusiasmus ist zudem seiner Natur nach uneigennützig und rechnet nicht; die Hunderttausende, die jetzt bereit waren, ihr Leben einzusetzen im Kampfe gegen den verhaßten Feind, waren von diesem einen Gefühle ganz erfüllt und fragten zunächst nicht nach dem Lohne, den man ihnen etwa verhieß. Nur in Einem waren Alle einmüthig, in der Erwartung, daß, wie des Königs Aufruf sagte, der Sieg die Wiederkehr einer glücklichen Zeit bringen werde. Für die Ehre und Größe des Vaterlandes, nicht für seine Entwürdigung ergriffen diese die Waffen; sie wollten den Feind und all sein Wesen für immer verbannt wissen aus Deutschland, die großen wie die kleinen Bonaparte'schen Künste sollten hier keine Stätte mehr haben. Der Druck, die Willkür, die Soldatendiktatur, die brutale Verleugnung alles dessen, was dem Menschen ehrwürdig und theuer ist, sollten abgethan werden für immer. Nach so furchtbaren Lehren und Züchtigungen durfte ein Volk wie dieses, das eben jetzt

seine schönste Probe bestand, mit Recht fordern, daß ein redliches und gewissenhaftes Regiment ihm die Gefahr der Wiederkehr ähnlicher Zeiten erspare. Dazu bedurfte es keinerlei Verheißung; die höchste sittliche Pflicht gebot das und nicht ungestraft durfte man diese Mahnung vergessen. Daran auch nur zu zweifeln, wäre der treuen Loyalität jener Tage wie entehrendes Mißtrauen erschienen.

Die Leute, die sich bisher unter Bonaparte gebeugt und dies als hohe Weisheit anempfohlen, trieben es jetzt, wie es Ihresgleichen immer in ähnlichen Lagen treiben; sie schwammen auch mit dem neuen Strome, um, wenn die Fluth verlaufen war, sich wieder ihr Nest zu bauen. Wie damals Stein nach Breslau kam und der König über seine drängende, fast zwingende Weise verdrießlich schien, sah er sich vom Hofe und den Höflingen wie in der guten Bonaparte'schen Zeit gemieden; vom Nervenfieber ergriffen, blieb der tapfere Mann, der mehr als ein Anderer zur Katastrophe Napoleons beigetragen, ganz einsam und verlassen, nur die wenigen erprobten Freunde suchten ihn in seinem unscheinbaren Dachstübchen auf. Erst wie der Czar in Breslau erschien und ihn aufsuchte, war er wieder eine wichtige Person geworden, um deren Gunst man warb, die von eifrigen Besuchern bestürmt ward. Schon jetzt, in diesen ersten schönsten Tagen der Begeisterung, mußte Stein den weichen Staatskanzler daran mahnen, daß er die ganz unwürdigen und gefährlichen Menschen entferne; es war vergeblich. Sein eigenes scharfes Wort trieb sie freilich nicht weg; galt doch von gar Manchen, was er damals von Einem sagte: er hat eine Eselshaut, woraus man Pergament machen könnte, sie färbt sich nicht.*)

An dem Tage, wo der König zuerst seinem Volke den Entschluß des Krieges verkündete, ward auch die Errichtung der Landwehr verordnet. Graf Ludwig Dohna war gegen Ende Februar von Königsberg eingetroffen und machte Mittheilung über das, was dort geschehen war. Unter den Männern, die sich jetzt in Breslau zusammenfanden, war der Gedanke nichts Neues; wir wissen, Scharnhorst hatte sich schon früher damit beschäftigt, mit Gneisenau, Grolmann und Boyen war die Ausführung besprochen und neuerdings noch Entwürfe vorbereitet worden, die allerdings zu keinem bestimmten Ergebniß gekommen waren. Die Anerbietungen, die Dohna aus Preußen brachte, stießen wohl in manchen Kreisen auf Widerwillen und Mißtrauen, für Scharnhorst und seine Freunde waren sie eine willkommene Förderung der eigenen Gedanken. Die hochsinnige That, womit Ostpreußen vorangegangen war, überwand manch scheues Bedenken und beschleunigte die Ausführung. Nur galt es, manche Abweichung im Einzelnen auszugleichen, in die verschiedenen Entwürfe Harmonie zu bringen und neben der Landwehr

*) Pertz III. S. 310 f. 322. 326.

die rasche Schlagfertigkeit der Linie nicht zu versäumen. In Ostpreußen hatte man die Thätigkeit der Landwehr auf die Provinz beschränkt und die Leitung einer besonderen Generalcommission übergeben, die Errichtung von Landwehrcavallerie war dort ganz bei Seite gelassen, zudem die Stellvertretung gestattet worden; Alles Fragen, die wichtig genug waren, um genau geprüft zu werden.*) Wenn sich darüber einzelne Differenzen entspannen, so wurden sie doch rasch ausgeglichen, und in dem Moment, wo der Krieg erklärt ward, konnte auch die Verordnung über die Landwehr erscheinen.

Die Landwehr, aus Fußvolk und Reiterei bestehend, sollte in der Weise durch die Stände errichtet werden, daß jeder Kreis einen Ausschuß wählte, der ihre Aushebung und Bildung betrieb. Die Landwehr bestand aus Freiwilligen, und zwar zunächst aus den wehrbaren Männern vom 17. bis zum 40. Jahre. In jedem Kreise wurden von dem gewählten Ausschusse die Wehrpflichtigen dieses Alters zusammenberufen, ihnen in wenigen kräftigen Worten der Zweck der Einrichtung vorgestellt und dann die Freiwilligen vorgerufen; was an der zu stellenden Mannschaft noch fehlte, ward durch das Loos ausgehoben. Die so gebildete Mannschaft ward dann in die Kirche geführt, wo der Geistliche eine kurze herzliche Anrede an sie hielt und ihnen das Ehrenvolle und Rühmliche ihres Berufes vorstellte. Nach der Predigt leisteten die Landwehrmänner den Soldateneid. Die Officiere bis zu den Hauptleuten wurden von dem Ausschuß der Kreise aus der ganzen Volksmenge gewählt und vom König bestätigt; die Chefs der Bataillone, Brigaden und Divisionen ernannte der König. Die Landwehr erhielt keinen Sold, so lange sie in ihrem Kreise blieb; außerhalb desselben gebraucht, trat sie in den Sold des stehenden Heeres. Sie kleidete sich selbst, oder ward von den Ständen und Gemeinden bekleidet; Waffen und Munition, so weit solche nicht von den Kreisen gefertigt werden konnten, lieferte der Staat aus seinen Zeughäusern. Die Bekleidung sollte einfach und der Gesundheit zuträglich sein; eine Litewka von blauem oder schwarzem Tuch mit farbigem Kragen der Provinz, lange, weite leinene Hosen, eine tuchene Mütze bildeten die Uniform des Landwehrmannes; die Officiere trugen die Interims-Uniform der Stände, jedoch ohne alle Stickerei, und eine ähnliche Mütze wie die Gemeinen. Jeder Landwehrmann ward durch ein Kreuz von weißem Blech mit der Inschrift: „mit Gott für König und Vaterland“ bezeichnet, welches vorn an der Mütze angeheftet ward. Die Infanterie, jederzeit in drei Gliedern aufgestellt, trug im ersten Gliede Piken, in den beiden andern Flinten; der Landwehrreiter trug eine Uhlanenpike, einen Säbel und eine Pistole.

Es lag in der Natur der Dinge, daß die Bildung, Ausrüstung und Uebung dieser neuen Wehrkraft trotz aller Energie erst nach Monaten voll-

**) Vgl. Beiheft zum Militärwochenblatt 1846. S. 24—27. Die betreffenden Verordnungen ebendas. S. 77 ff.



endet sein konnte; an den ersten Kämpfen im Mai hat nur die ostpreußische Landwehr, deren Bildung zuerst vorbereitet war, Theil nehmen können. In den andern Provinzen waren die Verhältnisse zum Theil sehr ungünstig und es gehörte alle Opferwilligkeit dieser Zeit dazu, die Schwierigkeiten zu überwinden. Die Mark z. B. hatte unter den Jahren des Krieges und der Occupation furchtbar gelitten; noch standen viele Tausende von Feinden da, deren Verpflegung das Land leisten mußte, in deren Händen sich noch die festen Plätze befanden. An Geld, an Waffen, an Officieren war hier wie anderwärts großer Mangel. Fand man doch in der ganzen Provinz Pommern, als im April die Waffenvorräthe aufgenommen wurden, nicht mehr als 6 Gewehre, 126 Flinten, 21 Pistolen, 58 Privatgewehre, 18 Säbel, 9 Degen und 9 Pallasche! In einzelnen Theilen derselben Provinz war die Armuth so groß, daß sich viele Familien von einer Art Kohl ernährten, den sie aus wilden Kräutern und Gräsern bereiteten, an Leistungen in Geld oder Naturalien war also hier nicht zu denken. In Westpreußen war natürlich die Bevölkerung polnischer Zunge ein mächtiges Hinderniß; in vielen Gegenden entwich dort die waffenfähige Bevölkerung nach dem Herzogthum Warschau oder suchte sich auf andere Weise dem verhaßten Dienst für Preußen zu entziehen*).

Indessen je mehr man diese Schwierigkeiten in Rechnung brachte, um so erstaunlicher waren die Resultate. Im Großen und Ganzen ist die Erwartung, womit man das Werk begann, überall vom Geiste der Bevölkerung übertroffen worden. Die Ausschüsse, die Officiere, die Mannschaft, Alle wetteiferten, das mühevolle Werk so rasch wie möglich zu vollenden. Ungeachtet der beispiellosen Opfer, die schon gebracht waren, zeigte sich fast allenthalben die größte Bereitwilligkeit; Freiwillige stellten sich in Menge, die Verlosung ward mit größter Ordnung und Gewissenhaftigkeit vollzogen, es flossen ansehnliche freiwillige Gaben, die Ausrüstung zu unterstützen. An manchen Orten mußte unter den Freiwilligen geloost werden, weil sich ihrer eine größere Anzahl stellte, als man brauchte. Nicht die Jugend und das Mannesalter allein drängte sich herzu; auch rüstige Siebziger, die früher im Heere gedient, ließen sich nicht abweisen, sondern wollten in der Landwehr als Gemeine dienen. Manches kleine Dorf übernahm es auf eigene Kosten, für die Familien der Ausgezogenen und für die wiederkehrenden Invaliden zu sorgen.

Mit der Landwehr zu gleicher Zeit ward das stehende Heer ergänzt und ausgerüstet. Hier war, wie wir uns erinnern, seit Jahren vorgearbeitet. Die Rekruten waren fortwährend exercirt und wieder entlassen worden, so

*) Die genaueste Auskunft findet man in den Beiheften zum preuß. Militärwochenblatt von 1857 und 1858, welche die Organisation der Landwehr in der Mark, Pommern und Westpreußen ganz im Einzelnen schildern.

daß binnen drei Jahren eine geübte Mannschaft von 150,000 Mann bereit war. Gewehre waren, soweit es die Mittel erlaubten, seit 1808 und 1809 angekauft und fabricirt worden, die Feldartillerie, die im Kriege fast ganz verloren gegangen, war wieder angeschafft, die Festungen, die man noch in der Gewalt hatte, neu armirt und zu Sammelplätzen der nöthigen Streitmittel ausgerüstet worden. Nur dadurch war es jetzt Scharnhorst möglich, inmitten des Dranges dieser Tage, mit mäßigen Geldmitteln, während ein Theil des Landes noch von den Franzosen besetzt war, Rüstungen auszuführen, denen die Geschichte nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Es wurden die vorhandenen Bataillone auf die Kriegsstärke von 800 Mann gebracht, 52 neue Reservebataillone geschaffen, die Garnisonscompagnien in Bataillone umgeschaffen, die Cavallerieregimenter ergänzt und wiederhergestellt. Das Land mußte die Truppen bekleiden, zum Theil selbst ausrüsten, die Pferde ohne Bezahlung stellen, schon seit Anfang Februar auch die Verpflegung liefern. Fast die größte Schwierigkeit war es, für diese gewaltige Mannschaft die nöthige Zahl Officiere zu finden. Die activen waren tüchtig, aber nicht zahlreich. Von den inactiven und verabschiedeten waren natürlich Viele nicht brauchbar; auch die Ernennung von Fähndrichen, Kadetten und Unterofficieren vermochte das Bedürfniß nicht völlig zu decken. Erst allmälig erwuchs aus den freiwilligen Jägerbataillonen die rechte Pflanzschule für tüchtige Officiere.

Neben den freiwilligen Jägern, der Linie und der Landwehr hat der patriotische Opfermuth dieser großen Tage noch andere militärische Körper ins Leben gerufen, die mit den denkwürdigen Ereignissen der folgenden Zeit innig verflochten sind. In Ostpreußen hatte York die Anregung zur Errichtung eines Nationalcavallerieregiments aus Freiwilligen gegeben; ein Beispiel, dem nachher Pommern und Schlesien gefolgt sind. In Schlesien erhielten schon am 18. Februar die Majors v. Lützow, v. Sarnowsky und v. Petersdorf die Erlaubniß vom König, ein Freicorps zu bilden, das aus Freiwilligen, namentlich vom Auslande, bestehen, sich selbst kleiden und remontiren sollte. Später folgten Oberstlieutenant Reuß und Hauptmann Reiche mit ähnlichen Schaaren. Aehnlich wie in Schills und Braunschweigs Corps sollte sich der Kern der patriotischen Jugend darin sammeln, deren Heimath und Regierung noch das Napoleonische Joch trugen. Von diesen Freicorps ist das erste auch das zahlreichste und berühmteste geworden. Unter Lützow sammelte sich rasch ein auserlesener Kern deutscher Jugend. Zum guten Theil aus Studirenden gebildet, voll tapfern Muthes und patriotischer Begeisterung, kündigten sie sich gleich Braunschweigs schwarzem Corps auch äußerlich als eine Schaar der Rache gegen den Erbfeind an. Das schwärmerische Pathos und die Poesie jener Tage fand in ihnen den unmittelbarsten Ausdruck. Persönlichkeiten, wie Theodor Körner, in dem der Held und der Sänger vereinigt war, haben durch ihr Leben wie ihren Ausgang dem Corps eine höhere Weihe gegeben.

Hier war auch Jahn thätig, der seit 1810 und 1811 mit regem Eifer und unverkennbaren Erfolgen das Turnen neu belebt und aus ihm ein Mittel der künftigen Erhebung geschaffen hatte. Wie er selber in einer Aufzeichnung aus jenen Tagen sagt, begann das noch unter der Fremdherrschaft. „Wecken und Wachhalten — das gab keinen Anstoß. Sich erhalten und die Umstände und Gelegenheit abwarten war nichts Aeußerliches. Und die jugendlichen Gemüther ahnten verschwiegen, was sie zu erstreben berufen waren." Bei seinen Uebungen schien er ganz das Vorspiel eines künftigen Krieges vor Augen zu haben und schulte die Jugend zum bevorstehenden Kampfe gegen den Feind. Als der Aufruf vom 3. Februar erschien, eilten alle wehrhaften Turner ins Feld; auch Jahn begab sich „als Werber und Beitreiber" nach Breslau*).

Die Errichtung des Landsturms sollte nach der Verordnung vom 17. März erst geschehen, wenn die der Landwehr beendigt war. In einzelnen Gegenden trugen indessen besondere Verhältnisse dazu bei, daß es früher geschah. So wurden in der Mark und an der Elbe, wo die Magdeburger Garnison starke Verheerungen übte, schon in den ersten Tagen des April Maßregeln getroffen, das Aufgebot des Landsturms einzuleiten. Was in dieser Richtung geschah, war je nach den Oertlichkeiten verschieden; zu dem Bemerkenswerthesten gehört das, was der Major v. der Marwitz im Lebus'schen Kreise vorschlug. Wenn der Feind — sagte er — nirgends Unterstützung und Bewirthung, keine Heilmittel für die Kranken und keine Transportmittel für seine Bedürfnisse findet, dagegen von allen Seiten angefallen wird, sobald er sich einzeln zeigt, so kann er nicht im Lande bleiben. Um dies zu erreichen, sollte der Landsturm planmäßig organisirt und wenn der Feind den Kreis oder die Provinz betrat, Städte und Dörfer rein ausgeräumt, Weiber, Greise, Kinder und Heerden fortgetrieben werden. Wie der Feind durch den Landsturm umzingelt, seine Boten aufgefangen, seine Verbindungen gestört wurden, so sollte auch die Auswanderung und Wegschaffung gleichsam militärisch geleitet werden, damit, wenn das Feuer der Allarmstangen den Anzug des Feindes verkündete, rasch Alles dazu bereitet war, ihm nichts als eine Einöde zu überlassen**).

Um die neuen unter sich so verschiedenen Organisationen besser zu leiten, hatte der König am 14. März das ganze Land von der Elbe bis an die russische Gränze in vier Militärgouvernements eingetheilt und jedem derselben einen Militär- und einen Civilgouverneur vorgesetzt. Von der Elbe bis zur Oder (mit Ausschluß von Schlesien) waren General Lestocq und Staatsrath Sack, von der Oder bis zur Weichsel (ebenfalls ohne Schlesien) General Tauenzien und Großkanzler Beyme, von der Weichsel bis zur russischen

*) S. Pröhle Jahns Leben S. 53 f. Stawitzky Gesch. des 25. Regiments S. 6.
**) S. Prittwitz Beiträge I. 466 f. 473 f.

Gränze General Massenbach und Staatsrath von Schön, in Schlesien General Graf Götzen und Minister von Altenstein als Gouverneure gesetzt. Sie standen unmittelbar unter dem König und dem Staatskanzler; in Gemeinschaft hatten beide, der Civil- und der Militärgouverneur, alle Organisationen zu leiten, sie mochten sich auf das stehende Heer, die Landwehr oder den Landsturm beziehen.

Die Summe dessen, was durch alle diese Organisationen unter die Waffen gestellt worden ist, übersteigt Alles, was in ähnlicher Lage ein Staat von diesem Umfang und diesen Hülfsquellen geleistet hat. Nach einer Berechnung, die im Mai 1813 angestellt ward, sind bis dahin ungefähr 95,000 Mann Soldaten zur Linie neu ausgehoben worden; rechnet man dazu an freiwilligen Jägern nur zehntausend, dann den früheren Bestand der Armee zu 46,000 Mann und die Landwehr in der Stärke von 120,000 Mann, so hat Preußen mit seinen nicht 5 Millionen Einwohnern bis zum Anfang des Frühjahrfeldzuges ein Masse von 271,000 Streitern, also von 18 Seelen 1 Mann zu den Waffen gestellt*).

Nur eine Erhebung des gesammten Volkes vermochte dies Außerordentliche zu leisten; wie schwächlich erschienen damit verglichen die Rüstungen, welche die alte Staats- und Kriegskunst gegen den Imperator aufgebracht! Den edlen patriotischen Geist, der in diesen Leistungen sich ankündigte, zu pflegen und zu ermuthigen, schuf der König auf Scharnhorsts Rath am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, den Orden vom „eisernen Kreuz." Er sollte nur in diesem Kriege verliehen werden, die Ertheilung aller anderen Orden während des Krieges ruhen. Das „eiserne Kreuz" sollte sie alle ersetzen und von Höheren und Geringeren gleichmäßig erworben werden können. „In der jetzigen großen Katastrophe, hieß es in der Stiftungsurkunde, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte."

Die Streitkräfte Preußens sammelten sich in vier Gruppen: eine bildete York in Ostpreußen, die zweite Bülow bei Graudenz, die dritte Borstell bei Colberg, die vierte vereinigte sich in Schlesien. An der letzten Stelle konnte die Rüstung am umfassendsten und ungestörtesten vorgenommen werden; die

*) So die Berechnung vom 16. Mai 1813 im Militärwochenblatt 1847. S. 245 ff.

Befehlshaber in den andern Provinzen hatten dagegen mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren glückliche Ueberwindung wesentlich ihr Verdienst war. In welch peinlicher Lage sich York viele Wochen lang befand, ist früher erzählt worden; aber auch die Situation Bülows war nicht weniger schwierig. An Bülows Namen knüpft sich eine Reihe der glorreichsten und glücklichsten Thaten des künftigen Krieges; von Großbeeren und Dennewitz bis zu den letzten Entscheidungskämpfen des Jahres 1815 ist er mit allen großen Ereignissen unzertrennlich verflochten. Unscheinbarer als diese Erfolge, aber kaum weniger verdienstlich war die Thätigkeit, die er jetzt an der Weichsel entfaltete; denn hier hat er die Armee gebildet und erhalten, die er nachher zu unvergeßlichen Siegen führte.

Friedrich Wilhelm von Bülow (geb. 1755) stammte aus einem alten Rittergeschlecht, das in seinen zahlreichen Zweigen eine nicht unbedeutende Reihe eigenthümlicher und scharf markirter Persönlichkeiten hervorgebracht hat. Tüchtig geschult und vielseitiger gebildet, als es bei den Officieren der älteren Generation gewöhnlich war, versah er eine Zeit lang die Stelle eines Gouverneurs beim Prinzen Louis Ferdinand, war mit ihm 1793 ins Feld gezogen, hatte dann in den Friedensjahren als Chef eines Füsilierbataillons eine hervorragende militärische Tüchtigkeit bewährt und gehörte 1806 zu der nicht großen Zahl höherer Officiere, die zwar das allgemeine Mißgeschick nicht abzuwenden vermochten, aber doch die preußische Waffenehre unbefleckt erhalten haben. Sein Unternehmen zum Entsatz von Danzig im Frühjahr 1807 war nicht glücklich gewesen, aber es hatte seinen Muth und seine Einsicht bewährt. Nach der Tilsiter Katastrophe war er erst an Blüchers Seite in Pommern verwendet worden, dann im Jahr 1812, als York nach Rußland zog, hatte er dessen Stelle als Gouverneur von Preußen und Litthauen provisorisch übernommen. Er stand eben noch in Königsberg, als das denkwürdige Ereigniß von Tauroggen in seinen nächsten Folgen sich entwickelte. Ihm ward jetzt die schwierige Aufgabe, fast unter den Händen der Franzosen die Streitmittel, die er unter sich hatte, und die Ergänzungen, die er an sich zog, vor ihnen sicher zu stellen und der freien Verfügung des Königs zu retten. Ihn wie York wiesen die Schwankungen des Cabinets ganz auf sich selber an, und es gehörte die ganze Feinheit seines überlegenen und geschmeidigen Geistes dazu, um wie York diesen „schmalen, zwischen zwei Abgründen dahinlaufenden Weg" mit Sicherheit zurückzulegen. Denn während er auf der einen Seite nur mit Mühe sich und seine Truppen den Anforderungen der Franzosen allmälig entzog, konnte er sich zugleich kaum der ungeduldigen Ansinnen erwehren, womit die Russen ihn bestürmten. Von einem aufgedrungenen Verbündeten, mit dem jetzt die physische Berührung schon durch den furchtbaren Typhus verderblich ward, sich losmachen und sich zugleich vor den Zudringlichkeiten eines zweifelhaften Alliirten schützen, von beiden bedrängt, seine Streitkräfte zusammenhalten, ergänzen und dem König

den Kern einer tüchtigen Armee zuführen, das war die schwierige Aufgabe, die Bülow mit Meisterschaft löste. Erst an der Weichsel, in der Nähe von Graudenz, dann in Neustettin war er mit angestrengtem Eifer thätig, zwischen Franzosen und Russen, die kleine, unfertige Truppenschaar zu einem starken und schlagfertigen Heereskörper heranzubilden*).

Die Reste der französischen Armee waren indessen von Königsberg nach Elbing, von Elbing nach Posen zurückgewichen, wo sie um Mitte Januar eintrafen; Murat verließ hier das Heer und übergab den Oberbefehl an den Vicekönig von Italien. Von den Russen war nur der rechte Flügel — Tschitschagoff, Wittgenstein und Platow — eine große Strecke vorausgezogen; namentlich die Kosaken unter Tschernitscheff und Tettenborn wagten sich weit nach Westen vor und drängten die Franzosen noch im Laufe des Januar bis an die Gränzen der Neumark. Aber das Centrum war eben noch auf dem langsamen Marsche von Wilna nach der Weichsel, der linke Flügel näherte sich erst zu Anfang Februar Warschau. Von den am weitesten vorgeschobenen Truppen mußte ein guter Theil zurückbleiben, um die festen Plätze zu beobachten; das, was Wittgenstein in der zweiten Hälfte des Februar von der Weichsel westwärts nach der Netze und Warthe hinführte und womit er am 27. Driesen in der Neumark erreichte, betrug nicht viel über zehntausend Mann. Nur Kosakenschwärme waren ihm vorausgestreift.

Selten ist wohl ein Land in so wunderlich zerrissenen Verhältnissen gewesen, wie jetzt Preußen. In einem Augenblick, wo die denkwürdigste und großartigste Kriegsrüstung von Breslau aus geleitet ward, stand nur Schlesien, und auch dies mit Ausnahme von Glogau, zur Verfügung des Königs; ein Theil der Russen war vorgeschoben bis zur Neumark, aber doch zu schwach, etwas Namhaftes zu unternehmen. Auf dem Marsche von Königsberg nach Elbing war York mit 19 Bataillonen, 16 Schwadronen und 6 Batterien, aber zwischen ihm und den Russen hielten die Franzosen noch Danzig, Thorn und die polnischen Festungen besetzt. Am östlichen Ufer der Oder rückten die Russen heran, die westlichen Uebergänge und die Festungen Küstrin und Stettin hatten noch die Franzosen in Händen. Wie eine Oase lag dazwischen als Stützpunkt und als Waffenplatz preußischer Rüstung die Feste Colberg, wo Borstell commandirte und die einzelnen Truppenstämme sammelte und ergänzte. Die Kurmark war durch die Besetzung der Oderfestungen von den östlichen Provinzen getrennt, die sächsische Niederlausitz schied sie auch von Schlesien; westlich war sie durch Magdeburg im Schach gehalten. Französische Truppen waren seit Ende Januar durch die Ankunft der Division Grenier wieder in beträchtlicher Zahl vereinigt, man rechnete, daß sich damals gegen 36,000 Mann in der Mark befanden, darunter allein einige zwanzigtausend

*) S. Prittwitz I. 40 ff. 104 ff. Varnhagen, Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz S. 120 ff.

in und bei Berlin. Wo die Franzosen in größerer Masse beisammen waren, regte sich die alte Brutalität, besonders bei den neuen Zuzügen, die nicht die bittere Schule von 1812 durchgemacht hatten. Sie traten der Volksbewegung hemmend entgegen, bemühten sich, den Zuzug der Freiwilligen aufzuhalten oder suchten mit Drohungen den unverhohlenen, kaum mehr zu bändigenden Haß der Bevölkerung einzuschüchtern; aber die Volksbewegung erwies sich mächtiger als sie, die Tage, wo das Blendwerk ihrer Macht die Gegner gefesselt hielt, waren dahin. Ungestört entwickelte sich unter ihren Waffen die Rüstung gegen sie und schon kamen drohende Zeichen, daß ihre Sicherheit in der preußischen Hauptstadt gefährdet war.

Am 22. Februar waren York, Bülow und Wittgenstein in Conitz zusammengetroffen, um gemeinsame Maßregeln zu besprechen. Die beiden preußischen Generale hatten eben noch eine Weisung Kutusows, der ihnen befehlen wollte,*) mit Wittgenstein vereinigt gegen Berlin zu operiren, rundweg abgelehnt, allein sie verkannten die Nothwendigkeit nicht, einen Schritt vorwärts zu thun. Ließ sich doch nicht absehen, wie nach Allem, was geschehen war, die französische Allianz erhalten werden sollte; ihre Auflösung machte aber den Bund mit Rußland unvermeidlich — eine Wendung, die vielleicht schon jetzt eingetreten war oder doch so bald eintrat, daß ein rasches Vorrücken nach Westen dringend geboten war. Eine Andeutung, die von Knesebeck kam, bestätigte das. So ward denn zu Conitz verabredet, daß Wittgenstein über Landsberg, York über Soldin, Bülow über Stargard gegen die Oder aufbrechen sollte.

Die leichten Reiter der Russen unter Tschernitscheff, Tettenborn, Dörnberg waren indessen weit vorausgestreift; schon in den ersten Tagen des Februar hatten Kosakenschwärme die Gränzen der Neumark erreicht. Einzelne verwegene Reiterstücke zeigten, daß die Franzosen ihre frühere Haltung verloren hatten. Einige vierzig Kosaken durften es wagen, sich bei Soldin auf eine Colonne von 1500 Mann mit sechs Kanonen, Reste des vormals so gefürchteten Davoust'schen Corps, zu werfen und sie in die Flucht zu treiben; in Zirke wurden die Ueberreste zweier Reiterregimenter, in Wrietzen ein westfälisches Bataillon aufgehoben. Noch immer wären die Franzosen stark genug gewesen, sich auf Küstrin und Stettin zu stützen,**) die untere Oder gegen

*) In dem charakteristischen Actenstück (d. d. 8. Febr.) hieß es: Befehlen Sie dem preußischen Corps des Generals York, über die Weichsel zu gehen und sich gegen Neustettin vorzubewegen; zur Blokade von Danzig aber verwenden Sie keine preußischen Truppen.

**) S. Beitzke I. 226 f. In Crossen standen etwa 2300 Baiern, in Frankfurt Bertrand mit 3000 Mann, in Küstrin waren 3000, in Schwedt über 4000; die Besatzung von Küstrin betrug 9000 Mann. Die Division Grenier zählte 17,000 Mann, die Besatzung von Berlin betrug 10,000 Mann, darunter freilich nur etwa 5600 waffenfähige Leute.

diese leichten Reiterschwärme zu behaupten und damit auf die Entschlüsse und Thaten in Schlesien einen fühlbaren Druck zu üben. Aber sie hatten inmitten einer Bevölkerung, deren Haß sich mit jedem Tage unverhohlener kundgab, ihr altes Selbstvertrauen verloren. Sie räumten erst die Oder, dann auch die Spree.

Ermuthigt durch die letzten Erfolge, hatten die russischen Streifcorps die Oder überschritten und näherten sich über Werneuchen, Altlandsberg und Bernau der preußischen Hauptstadt. Am 20. Februar vereinigten sich Tschernitscheff und Tettenborn, etwa 3000 Reiter stark, und streiften bis an die Thore von Berlin, ja sie hatten die Dreistigkeit, die Besatzung zur Uebergabe aufzufordern. Eine französische Reiterabtheilung rückt vor die Stadt, wird aber von Tettenborn geworfen und die Kosaken drängen den Fliehenden nach in die Stadt bis auf den Alexanderplatz. Einzelne streifen verwegen durch die Straßen, holen französische Officiere aus ihren Quartieren und führen sie gefangen hinweg. Das Erscheinen der Kosaken, der Kampf in den Straßen der Stadt steigerte die Aufregung der Bewohner auf's Höchste. Die Franzosen fürchteten einen Ausbruch und hatten trotz ihrer Truppenzahl die Zuversicht nicht mehr, den Widerstand zu bemeistern. In der That fehlte nur wenig zum offenen Aufstand; von den freiwilligen Jägern, die in der Stadt waren, schloß sich eine Anzahl den Kosaken an. Erst am Abend räumten die Reiter die Stadt, deren Ausgänge nun von den Franzosen verrammelt wurden.*) Die Kosaken lagerten sich ungestört erst auf einer Anhöhe vor der Stadt, von der die Franzosen sie vergebens zu verdrängen suchten, dann bei Oranienburg, von wo sie durch einzelne Streifzüge den Feind und seine Verbindungen beunruhigten.

Das schwer heimgesuchte Land hatte jetzt eine doppelte Last zu tragen, den verhaßten Verbündeten und den willkommenen Feind; aber der Eifer für die gute Sache und die Hoffnung, daß der Noth bald ein Ziel gesetzt sein würde, ließ kleine Sorgen nicht aufkommen. Die Franzosen, nun nicht mehr darüber im Zweifel, wem die gewaltige Rüstung des Volkes galt, wurden wachsamer, suchten die Bewaffnung und den Auszug der Freiwilligen und Rekruten zu hindern. Allein, es ward wenig damit erreicht, hundertweise entkamen die Aufgebote auch jetzt noch dem Weichbilde der Hauptstadt und fanden den Weg nach Schlesien. Mit dem Argwohn des Drängers wuchs nur die Erbitterung des Volkes; ein so unnatürlicher Zustand war nicht mehr lange zu erhalten. Auch die Franzosen fühlten das und es war ein deutliches Zeugniß für die Unheimlichkeit ihrer Lage, daß der trotzige Augereau am 25. Februar das Commando an Gouvion St. Cyr übergab und Berlin verließ. Zwei Tage später schwärmten die Kosaken abermals vor den Thoren von Berlin. Am 2. März überschritt die Vorhut Wittgensteins die Oder und näherte sich der Hauptstadt.

*) S. Prittwitz, Beiträge I. 196.

Die Franzosen fingen an, die Räumung Berlins in Erwägung zu ziehen. Noch war, nach dem Urtheil kundiger Militärs, ihre Lage nicht so verzweifelt, daß der Abzug unvermeidlich war. Sie konnten einige dreißigtausend Mann vereinigen und die untere Oder gegen den viel schwächeren Wittgenstein so lange behaupten, bis der andere Flügel der Feinde Dresden erreicht hatte.*) Aber ihre Unruhe überschätzte die Macht der Feinde und die Physiognomie des Landes ward täglich peinlicher. Ihre eigenen Berichte erzählen uns, wie die Zuzüge der Rekruten nach Schlesien ununterbrochen fortdauerten und wie es einen tiefen Eindruck auf sie machte, wenn unbewaffnete Bauernhaufen, an ihren Bataillonen vorüberziehend, die Truppen mit drohenden Blicken maßen und unter kriegerischem Jubelgeschrei den Weg nach Schlesien einschlugen.

Der Vicekönig hatte die Garnison von Berlin seit dem Kosakenüberfall auf den Straßen bivouakiren lassen und bis auf 15,000 Mann verstärkt. Freilich waren die Truppen aus Heerestrümmern bunt gemischt, vom Typhus täglich mehr gelichtet, beinahe ohne Reiterei und nur die Artillerie in leidlichem Zustande. Unter den höheren Officieren war allein Gouvion St. Cyr, Augereau's Nachfolger, der entschiedenen Meinung, man müsse Berlin so lange wie möglich halten, nöthigenfalls von Magdeburg Verstärkungen heranziehen, um den Andrang der Russen abzuwehren. Aber der Vicekönig war nicht der Mann für solch gewaltsam gespannte Zustände; er hatte schon die Oder preisgegeben, um eine schwächere Stellung an der Spree zu beziehen; es war nicht zu denken, daß er jetzt, wo eine Massenerhebung zu fürchten, vielleicht ein Straßenkampf in Berlin auszufechten war, anders handelte. Die Nachricht, daß Wittgensteins Vorhut am 2. März die Oder überschritten, gab wahrscheinlich den Ausschlag. Am frühen Morgen des 4. brachen die Franzosen auf, um Berlin auf immer zu verlassen; der Rückzug ging nach Wittenberg, Meißen, Dresden; in wenig Wochen war das rechte Ufer der Elbe frei vom Feinde.

Die Franzosen hatten sich kaum zum Aufbruch von Berlin in Bewegung gesetzt, als ihnen auch schon Tschernitscheffs Kosaken auf dem Fuße nachdrängten. Noch in der Stadt, auf dem heutigen Belle-Alliance-Platz, kam es zum Zusammenstoß und die Kosaken jagten dem zurückziehenden Feinde eine Anzahl Gefangener ab. Im Laufe des Tages rückte, von Fürst Repnin und von Benkendorf geführt, unter dem rauschenden Jubel der Bevölkerung die Vorhut des Wittgenstein'schen Corps ein; vorerst gegen 500 Mann Kosaken und Baschkiren, bei denen sich nur ein kleiner Theil regelmäßige Reiterei und Fußvolk befand. Wittgenstein selbst beschleunigte seinen Marsch, voll Ungeduld, an dem Triumphe, womit die neuen Verbündeten begrüßt wurden, selbst Theil zu nehmen. Am 11. März hielt er seinen feierlichen Einzug,

*) Hofmann, Feldzug von 1813 S. 18.

von den Behörden und dem noch anwesenden Prinzen Heinrich eingeholt, von der Bevölkerung mit begeistertem Jubel empfangen und an diesem und den nächsten Tagen festlich geehrt. In der Freude, endlich frei zu sein von dem verhaßten Joche, übersah man es, daß der russische General etwas gar zu selbstgefällig die Huldigungen wie verdienten Tribut entgegennahm und der preußischen Truppen und Feldherren nicht die leiseste Erwähnung that, deren Verdienst es vorzugsweise war, daß die Russen vom Niemen bis zur Spree vorwärts geschoben worden waren. Indessen es sollte der Hauptstadt bald die Freude werden, auch diese zu begrüßen.

Wir erinnern uns, York war auch dann noch in peinlicher Ungewißheit geblieben, als durch die Abreise des Königs von Berlin der erste Schritt geschehen war, das Verhältniß zu den Franzosen zu lösen. Er hatte in Ostpreußen die Volkserhebung organisirt, der König den Aufruf vom 3. Februar erlassen und Unterhandlungen mit Rußland angeknüpft; gleichwol lasteten auf dem General noch immer die Verdammungsdecrete vom Januar. Gegen Ende Februar kam ihm die wenig tröstliche Weisung zu, zum Zweck eines kriegsrechtlichen Erkenntnisses eine auf blos militärischen Gründen beruhende Rechtfertigung über den Abschluß der Convention einzureichen. York schrieb (27. Febr.) die Rechtfertigung und war darauf gefaßt, nach Breslau vor ein Kriegsgericht beschieden zu werden. Indessen, wenige Tage nachher, kamen die ersten ermuthigenden Nachrichten. Von Kalisch schrieb Kaiser Alexander, daß der Vertrag zwischen Rußland und Preußen abgeschlossen sei, und in Arnswalde trafen ihn endlich (6. März) von Breslau officielle Mittheilungen, die Alles bestätigten. Der Vertrag mit Rußland sei abgeschlossen, solle jedoch vorerst noch nicht bekannt gemacht werden. Knesebeck und Scharnhorst würden ihm genauere Mittheilung über die gemeinsamen Operationen machen, einstweilen solle er sich dem Marsche der Russen nach der Oder anschließen und auch Bülows Corps solle seinem Commando untergeben werden. Sobald der Abschluß des russischen Bündnisses bekannt gemacht sei, sollten die Feindseligkeiten gegen die Franzosen beginnen, früher nicht. Die ersehnte Rehabilitation ließ nun nicht mehr lange auf sich warten. Eine Cabinetsordre vom 12. März kündigte dem General an, daß eine Commission ihn wegen des Abschlusses des Vertrags für völlig vorwurfsfrei erklärt habe, und ein Armeebefehl machte dies dem Heere mit dem Beifügen bekannt: daß General York nicht nur in dem Commando des ihm untergebenen Armeecorps bestätigt, sondern ihm auch zum Beweise allerhöchster Zufriedenheit und ungetheilten Vertrauens der Oberbefehl über die Truppen Bülow übertragen sei.

Eine Zeit peinlicher Prüfungen war damit abgethan, dem General seine ganze Zuversicht und Unbefangenheit wiedergegeben. In einer warmen Ansprache an sein Heer verkündigte er den Umschwung, der erfolgt war, und dankte dem Corps für das Vertrauen, das es ihm sowol während des Feld-

zuges, als in einer späteren ungewissen Zeit mit steter Zuversicht bewiesen habe. Während die Truppen Borstells Stettin einschlossen, sollte ihm Bülow, der bei Stargard stand, über die Oder folgen; er selbst brach ohne Säumen nach Berlin auf.

Am 17. März hielt York seinen Einzug in der Hauptstadt, mit ihm die 18,000 Mann stattlicher Truppen, deren Heldenmuth binnen Jahresfrist die siegreichen Adler Preußens von der Katzbach bis an die Seine trug. Es waren Momente unvergeßlicher Freude, als das treue Volk zuerst wieder preußische Truppen sah und gerade diese Truppen, von denen der Anstoß des ungeheuren Umschwunges gekommen war. Alle Feierlichkeit officiellen Empfanges und alle Feste, womit die Wiedergefundenen geehrt wurden, waren überboten durch den unermeßlichen Jubel, womit die Bewohner der Hauptstadt den Einzug der Tapfern begleiteten. Man bewunderte die Leichtigkeit und Frische dieser Truppen; die steife Schwerfälligkeit alter Zeiten war verschwunden, Alles erschien freier und vollkommener.*) Jetzt erst fühlte man sich wieder frei und selbständig, nach einer langen Zeit unsäglichen Druckes. Für York war es ein Tag hoher Genugthuung, der alle bitteren Erinnerungen schweigen hieß. Doch zeigte er äußerlich nichts von den Empfindungen, die ihn bewegten; ein Bild stolzer Strenge und Kälte ritt er vor seinen Truppen her, ohne den Blick auf die jubelnde Menge rechts und links zu wenden.

Der Tag, an dem dieser denkwürdige Einzug erfolgte, war derselbe, an dem der König die Ansprache „An Mein Volk" erließ. Nun war der letzte Zweifel gehoben und alle Herzen schlugen in ungetheilter Freude dem bevorstehenden Kampfe entgegen. Das Land war bis auf einzelne Plätze frei vom Feinde; ganz ungestört konnte sich jetzt die kriegerische Rüstung entfalten. Die Freiwilligen und Rekruten sammelten sich an den Orten ihrer Bestimmung, Pferde und Vorräthe wurden genügend eingebracht, die Mark Brandenburg z. B. hatte trotz aller beengenden Verhältnisse noch vor der zweiten Hälfte des März Alles, was ihr auferlegt war, bis auf ganz kleine Rückstände geliefert. Was am Volke und seiner Thätigkeit lag, ist Alles ohne Säumen und freudig geschehen, um eine rasche und glückliche Benutzung der Umstände möglich zu machen.

Der erfrischende Eindruck dieser Ereignisse ging durch den ganzen deutschen Norden; der Haß gegen die Fremdherrschaft und die Ungeduld, sie abzuschütteln, war in Preußen kaum größer, als in den jüngst erst einverleibten Gebieten an der Elbe, Weser und Ems. Wenn jetzt eine ansehnliche Streitmacht, stark genug, die vereinzelten Haufen der Franzosen zu überwältigen,

*) Niebuhr, Lebensnachr. I. 542.

in diesen Gegenden erschien, sie hätte in den Hansestädten, in Hannover, ja bis nach Holland und Belgien hin ähnliche Stimmungen gefunden, wie in Preußen; überall wären die Bevölkerungen aufgestanden, Freiwillige hätten sich angeschlossen, eine Landwehr sich gebildet. Ehe die Franzosen Zeit gewannen, sich zu rüsten, konnte sich dort im Nordwesten Deutschlands eine ansehnliche Macht bilden, stark genug, ihnen für immer die Rückkehr zu verwehren.

Die Bedeutung eines solchen Unternehmens ist denn auch in diesen ersten Tagen glücklichen Vordringens nicht übersehen worden, nur fehlte es noch an Mitteln, es im Großen auszuführen. Mit unzulänglichen Kräften freilich die Sache anzugreifen, war bedenklich; man erkaufte vielleicht dann einen ephemeren Triumph für bittere Niederlagen und zog über die schutzlosen Gebiete das ganze Unwetter Bonaparte'scher Rache herbei. Im russischen Lager zu Berlin befand sich ein Mann, der ganz bereit dazu war, die wichtige Aufgabe mit der Verwegenheit und dem Leichtsinn eines glänzenden Husarenstreiches auszuführen — Oberst Tettenborn. Wir sind im Laufe unserer Geschichte ihm schon mehrmals begegnet. Tettenborn war im Jahr 1778 in der Grafschaft Sponheim geboren, wo sein Vater badischer Forstbeamter war; seit seinem 16. Jahre hatte er sich in österreichischen Kriegsdiensten herumgetrieben und als leichter Reiterofficier einen gewissen Ruf erworben; er war bei dem Rückzug des Erzherzogs Ferdinand, im Jahre 1805, mit Ehren genannt worden, hatte sich dann bei Wagram ausgezeichnet, war 1812 in russische Dienste übergetreten und führte mit seinen leichten Reitern manch verwegenen und geschickten Streich gegen die fliehenden Feinde aus. Eben jetzt noch befand er sich unter den Ersten, die, dem Gros des Heeres weit voraus, bis nach der Oder und Spree hin vorausgeschwärmt waren. Eine frische, rheinländische Natur von vielseitiger Begabung und voll Lebenslust, als Parteigänger von Wenigen übertroffen, war Tettenborn für kühne und überraschende Reiterstücke wie geschaffen, aber nicht der Mann, um ein Unternehmen von der politischen Wichtigkeit auszuführen, wie die Erhebung des deutschen Nordwestens war. Eine natürliche Leichtfertigkeit, angeborener abenteuernder Sinn und die finanzielle Bedrängniß, die der einzige beständige Zug seines Lebens war, machten ihn zu einer so ernsten Sache nicht geeignet und weckten schon früh den Vorwurf, daß er es mehr auf eine Razzia, als auf die dauernde Befreiung Norddeutschlands abgesehen hatte.*) Ob außerdem mit dem Angriff auf Hamburg nicht specielle russische Absichten zusammenhingen, war wenigstens der Erwägung werth.

An der Spitze von vier Kosakenregimentern, zwei Schwadronen Husaren

*) So z. B. Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution II. 321. Vgl. in der Zeitschrift des Vereins für hamburg. Geschichte. Neue Folge I. 1. 1854 den Aufsatz von Peter Poel, S. 15. 29. 30 ff.



und ebensoviel Dragoner, mit zwei Stücken leichten Geschützes verließ Tettenborn am 12. März Berlin; sein Ziel war Hamburg. Die vordem blühende Hansestadt war vortrefflich gelegen für weiter greifende Unternehmungen; ihr Besitz gestattete ein unmittelbares Einwirken auf Dänemark und eine regere Verbindung mit England. Die Lage selbst schien äußerst günstig; die Macht der Franzosen war gering, die Stimmung der Bewohner im höchsten Maße aufgeregt. Schon auf die erste Kunde von der Katastrophe in Rußland im Januar 1813 war im Kreise der Patrioten der Gedanke einer Erhebung erwacht; man besprach sich mit Gleichgesinnten und sann auf auswärtige Hülfe. Perthes arbeitete eine Schrift an den Herzog von Oldenburg aus, um ihn zur Leitung und Mitwirkung zu bestimmen; mit 10,000 Mann schien es möglich, ungewöhnliche Resultate zu erreichen. Auch das russische Ministerium ward darum angegangen, vertraute Männer gingen nach London ab, um das britische Cabinet zu bearbeiten.*) In London hatte man früh auf den deutschen Nordwesten den Blick gerichtet und wenigstens an die Erhebung Hannovers gedacht. Schon im Januar war Freiherr von Hammerstein abgesendet worden, um die Stimmung der Bevölkerung zu erforschen und Maßregeln vorzubereiten, die eine Landung britischer, schwedischer und russischer Truppen unterstützen konnten. Ihr erster Zweck sollte sein, die wider alles Völkerrecht erfolgte Einverleibung der norddeutschen Gebiete zu annulliren.

Der Zustand dieser Gebiete war immer unerträglicher geworden. Die alte Quelle des Wohlstands der Hansestädte, Handel und Gewerbe, lagen völlig darnieder, dagegen drückten übermäßige Steuern und die Last einer brutalen Einquartirung. Die gewohnten Lebensbedürfnisse, Kaffee, Zucker, Wein und Tabak standen in enormen Preisen. Drum wuchs die Noth mit jedem Tage; in Lübeck z. B. waren bald nach der Occupation Hunderte von Bankerutten ausgebrochen, die Grundstücke, massenhaft zum Verkauf geboten, waren rasch tief entwerthet, Hunderte von Häusern standen unbewohnt. Dagegen hatte man als Gegengaben eingetauscht: den Schmuggel, zu dem zum Theil die bittere Noth zwang, das französische Douanenwesen und eine wohlorganisirte geheime Polizei. Die Folge war, daß, wie ein Berichterstatter aus der alten Hansestadt sagt, die Sittlichkeit fortwährend rückwärts ging; Diebstähle, wilde Ehen, Kinderaussetzungen mehrten sich, Frivolitäten und Gemeinheiten fanden in nicht wenigen Häusern durch die französischen Militärs Eingang, selbst in manchen höher gestellten Familien fehlte es nicht an

---

**) S. Perthes Leben I. 239. 241. Hamburg. Zeitschr. S. 7. 8. Zander, Gesch. des Kriegs an der Nieder-Elbe. S. 5 ff. Lebensbilder III. 333 ff. Von der Art wie die Franzosen in den occupirten Städten hausten, gibt die Darstellung Klug's ein anschauliches Bild. S. Gesch. Lübecks während der Vereinigung mit dem französischen Kaiserreich I. 79 ff.

Beispielen von Unehre und Schande.*) Drum gährte auch in allen Besseren ein kaum verhüllter Haß gegen die fremde Gewalt, der sich seit den ersten Gerüchten von einem Mislingen in Rußland verständlich genug kund gab.

Von Hamburg war seit Anfang Februar der größere Theil der französischen Truppen nach Magdeburg abgezogen; es blieben, einschließlich der Douaniers, nur etwa 1000 Mann unter Carra St. Cyr zurück. Das reichte nicht hin, den lange verhaltenen Haß in Schranken zu halten; in der Masse ward es unruhig. Die gewohnte Visitation an den Zollstätten führte zu Widersetzlichkeiten, Conscribirte wurden befreit, und wie die Präfecturgarde, eine aus Hamburger Bürgersöhnen gebildete Schaar, eingeschifft werden sollte, kam es am 24. Februar zu einem ernsten Tumult. Am Altonaer Thore wurde die Zollwache erstürmt, das Wachthaus zertrümmert, am Hafen suchte das Volk die Einschiffung zu hindern, trieb den Maire mit Steinwürfen zurück, riß den französischen Adler herab und verwüstete das Haus eines besonders verhaßten Polizeibeamten. Die Franzosen mußten schon, um die Ruhe wiederherzustellen, dänische Husaren aus Altona requiriren und zum Schutze der Stadt die Bildung bewaffneter Bürgerwachen gestatten. Um von der Wiederholung solcher Auftritte abzuschrecken, wurden dann von dem französischen General die beliebten Mittel des Terrorismus angewandt. Am 2. März wurde einer von den am 24. Febr. Arretirten, der zufällig in Rußland geboren, aber seit Jahren in Hamburg ansässig war, als russischer Spion erschossen; am andern Tage folgten sechs weitere Executionen. Die Unglücklichen wurden vor eine militärische Commission gestellt, und nachdem man ihnen eine Anklage und ein Urtheil verlesen, von denen sie kein Wort verstanden, sofort füsilirt. Aber diese Grausamkeiten schärften den Haß, ohne die Sicherheit der Franzosen zu mehren. Auch in Stade, in Lübeck und an andern Orten war es zu unruhigen Auftritten gekommen; schon verkündigten Gerüchte die nahe Ankunft der Russen. Die alten Mittel verfingen nicht mehr; vergebens wurde noch in den letzten Stunden die Lüge ausgebreitet, der Kaiser werde ankommen und ein großes Armeecorps in der Nähe sich sammeln, die Franzosen fühlten sich selber unheimlich inmitten einer Bevölkerung, deren Trotz und Widerwille sichtbar wuchs. So entschloß sich denn Carra St. Cyr die Stadt zu räumen; am 12. März verließ er mit seinen Truppen, den Behörden und Cassen die Stadt und ermahnte die Hamburger, „Sr. M. dem Kaiser auch fernerhin treue Anhänglichkeit zu bewahren."

Tettenborns Colonne, die am nämlichen Tage Berlin verließ, traf am 14. März in Ludwigslust ein und bestimmte den Herzog von Mecklenburg-Schwerin, sein Verhältniß zum Rheinbund aufzugeben und sich für die Russen und Preußen zu erklären. Der erste Abfall vom Rheinbunde machte Eindruck und hätte bedeutsam werden können, wenn die große Kriegführung

*) Klug a. a. O. 121.

der nächsten Wochen energisch und rasch genug gewesen wäre, um diesem ersten kleinen Beispiel größere nachzuziehen. Am 15. März traf Tettenborn in Lauenburg ein, der ersten Stadt, die zum französischen Kaiserreich gehörte. Die kecke Schaar ward vom Volke mit Jubel begrüßt, die Bürger stellten sich ihrem Führer zur Verfügung, die kaiserlichen Adler wurden herabgerissen und die alten Landesfarben wieder aufgepflanzt. Auf dem weiteren Marsch gegen Hamburg erhielt Tettenborn die Nachricht, daß auch eine französische Colonne ihren Weg dahin nehme. Es war General Morand, der mit 2500 Mann Fußvolk, einiger Reiterei und 16 Geschützen aus Schwedisch-Pommern kam, um sich nach Hamburg zu wenden. Aber die Dänen, damals über ihre künftige Politik noch nicht entschieden, protestirten gegen den Durchmarsch durch ihr Gebiet; darum suchte Morand weiter oben, nicht weit von Bergedorf die Elbe zu überschreiten. Tettenborn erreichte ihn noch (16. März) und nöthigte ihn durch geschickte Angriffe am frühen Morgen des andern Tages die Elbe schnell zu überschreiten, wobei er 6 Geschütze und eine Anzahl Gefangene in den Händen der Russen lassen mußte. Nun war der Weg nach Hamburg frei.

Wenige Tage vor dem Abmarsch der Franzosen war ein vertrauter Bote Tettenborns in Hamburg eingetroffen und hatte mit Ludwig von Heß, einem der ungeduldigsten Franzosenhasser, Einverständnisse angeknüpft; man war in der Stadt also nicht unvorbereitet. Es fragte sich nur, sollte die von den Franzosen eingesetzte Municipalität die Befreier empfangen oder der alte Senat wieder eingesetzt werden? Tettenborn, bei dem jetzt am 17. Abgeordnete der Municipalität erschienen, bedeutete ihnen nach dem Rathe der Hamburger Patrioten: er verhandle nur mit freien Bürgern Hamburgs und wenn bis zum andern Morgen die von den Franzosen bestellten Autoritäten ihre Stellen nicht niederlegten, werde er die Stadt als feindlich behandeln. Die Municipalität löste sich auf und am andern Morgen ließ der wiederhergestellte Senat unter dem Geläute der Glocken die Freiheit der Stadt proclamiren.

Indessen war schon am Mittag des 17. ein Trupp Kosaken in die Stadt gesprengt; die Steinthorwache übergab dem Führer, einem Deutschen, der schon unter Schill gedient, die Schlüssel der Stadt. Der Jubel, sagt ein Augenzeuge, war unbeschreiblich. Deutsch, Ruß, Kosak, Alexander waren die einzigen verständlichen Laute, in vielen Augen standen Thränen.*) Am 18. März hielt Tettenborn seinen Einzug. Viele Tausende waren entgegengezogen nach der Gegend des Steinthors, bedeckten die Wälle und die Fenster der nahgelegenen Häuser. Sobald der Zug sichtbar ward, erhob sich ein Ruf, der aus allen Herzen drang. Was irgend begeisterter Jubel erfinden konnte, ward aufgeboten, den Befreier und seine Schaar zu ehren.

---

*) S. den Brief bei Perthes I. 252. Vgl. Varnhagen Denkwürdigk. II. 411 f. Poel in der Hamb. Zeitschr. S. 23 f.

Man wechselte Worte, die der Augenblick ohne Dolmetscher verständlich machte, Bürger und Kosaken umarmten sich; es war, als ob die Ankömmlinge lauter Mitbürger wären, die nach langer Abwesenheit wieder von den Ihrigen bewillkommt würden. Glockengeläute, Freudenschüsse und ununterbrochene Rufe rauschender Begeisterung geleiteten den Zug durch die dichtgedrängten Straßen, Fahnen und weiße Tücher winkten der Schaar entgegen, ihre Pferde selbst wurden mit grünen Zweigen und Blumen bekränzt, Festlichkeiten und Ehren aller Art drängten einander. Es war ein Taumel der Freude und Hingebung über die Menschen gekommen, wie ihn Niemand bei diesem ruhigen und ernsten Volke für denkbar gehalten hätte. Nicht der Haß über die Zwingherrschaft war es allein, der sich jetzt unwiderstehlich kund gab; die Zeit der Noth hatte auch ein früher ungekanntes Gut — deutsch zu sein — wie einen köstlichen Schatz kennen gelehrt.

In der nächsten Umgebung trat rasch der Umschwung ein. Lübeck erwartete die Aufforderung nicht, die alte Verfassung wiederherzustellen; die Bürgermeister wurden im Triumph nach dem Rathhause gezogen und das Volk stimmte auf dem Markte ein feierliches Danklied an. In Harburg, in Stade wurden die alten Autoritäten wieder eingesetzt, in Lüneburg desgleichen. Der Präsident der Bremischen und Verdenschen Ritterschaft rief die Stände beider Herzogthümer zusammen, um eine provisorische Regierung einzusetzen und eine Volksbewaffnung zu bilden. Im Bremenschen und Oldenburgischen war Alles in größter Gährung und erwartete mit Ungeduld den Anlaß, die verhaßten Ketten abzuschütteln.

Die ersten Tage der neuen Freiheit wurden in ungemischter Freude genossen; Tettenborn verkündete Herstellung der freien Schifffahrt und des Verkehrs mit England, confiscirte das französische Eigenthum und rief in einer beredten Proclamation die Hamburger auf, das Schwert zu ziehen und die Fremdlinge vom deutschen Boden zu verjagen. Dem ersten Jubel folgte aber die ernstere Sorge: wie man die Stadt vor neuer Bedrohung des Feindes schützen könne. Zunächst ward die Bildung einer hanseatischen Legion aus Freiwilligen beschlossen; es stellten sich in wenig Tagen etwa 2000 Mann; das war freilich nicht genug, einen mächtigen Gegenschlag Napoleons abzuwehren. An Geld ward vorerst die mäßige Summe von 200,000 Thalern bewilligt; freiwillige Gaben wurden wohl von Einzelnen reichlich gespendet, zumal von Solchen, bei denen der gute Wille größer war, als das Vermögen, aber sie reichten nicht aus, die Heeresrüstung zu bestreiten. Wie Tettenborn dann eine größere Waffenmacht verlangte, wurde die Errichtung eines Hamburgischen Bürgercorps von sechs Bataillonen beschlossen; allein die Ausführung der militärischen Maßregeln war schwerer, als man gedacht. Es fehlte in der Handelsstadt an Uebung und Kriegserfahrenheit, ältere Elemente, an welche sich die neuen hätten anschließen können, waren sehr wenige vorhanden. Auch der Geist der einträchtigen Ordnung und des Gehorsams,

wie er sich da leicht bildet, wo eine militärische Ueberlieferung vorhanden ist, war so schnell nicht herzustellen. Zwar kündigte sich mancherlei Zuzug aus der Nähe und Ferne an. Zu Tettenborns Fahnen stellten sich junge angesehene Russen, Jünglinge aus Preußen und anderen norddeutschen Gebieten,*) der Herzog von Mecklenburg sandte sein Gardebataillon von 400 Mann nach Hamburg, aus Pommern ward ein Detachement von einigen hundert Preußen nach Hamburg bestimmt, im Oldenburgischen rüstete Major von Berger eine Schaar, in Hannover bildete Graf Kielmansegge ein Scharfschützencorps, allein gerade in Hamburg selbst blieben die Rüstungen hinter dem Bedürfniß zurück.

Ein Theil der Schuld lag an den Hamburger Behörden. Es war nach dem Abmarsch der Franzosen im Kreise der eifrigen Patrioten der richtige Gedanke aufgetaucht, daß weder die von den Franzosen eingesetzte Municipalität fortbestehen, noch der alte Senat wieder eingesetzt werden solle; man hatte eine Zwischenbehörde im Auge, die, aus den kräftigsten Mitgliedern des früheren Senats und einer Anzahl der angesehensten Bürger gebildet, als außerordentliche Commission die Leitung der Dinge in die Hand nehmen sollte. Statt dessen war der frühere Senat wieder ins Leben getreten. Mit ihm kam denn freilich die Bedächtigkeit und Langsamkeit zurück, welche diesen Behörden alter Zeit überall eigen war. Statt, wie es die Lage erforderte, die rücksichtsloseste Energie zu entfalten, legte der Senat eine diplomatische Vorsicht und ein Zögern an den Tag, das man in solcher Zeit mit Recht Halbheit und Zaghaftigkeit nennen konnte. Der Senat dachte z. B. anfangs nur an die Gewährung von 100,000 Thalern, was für die Kräfte der Stadt, wie für das dringende Bedürfniß eine wahrhaft ärmliche Leistung gewesen wäre. In der Bevölkerung regte sich viel tüchtiger Eifer; aber was sich hier in freiwilligem Muthe anbot, galt in den Augen der Pedanten als unbekümmerter Leichtsinn, welcher das Wohl der Stadt in blindem Eifer auf's Spiel setze. Besannen sie sich doch sogar, mit Dänemark, Preußen, Rußland und England sich möglichst rasch in Verbindung zu setzen, und nur mit Mühe kam es zu einer Absendung an den russischen Kaiser. Es war in dieser zögernden Vorsicht etwas von dem Geiste der hannoverschen Aristokratie von 1803, die Alles vermeiden wollte, was „Ombrage erregen" konnte. So wurden denn die Anstalten schlaff und langsam genug betrieben; Tettenborns Geduld war bald erschöpft und es entstand zwischen ihm und dem Senat ein peinliches Verhältniß, daß vollends alle frische Thätigkeit lähmte. Mit Recht klagten die Patrioten, daß die Ruhe und Weisheit, deren man sich im Senat berühmte, weder geeignet sei, die Rückkehr der Franzosen abzuwehren, noch ihre Wuth und Rache zu beschwichtigen, wenn sie wirklich wiederkamen.

Aber auch über Tettenborn ward begründete Klage erhoben. Gleich nach dem ersten Siegesjubel war selbst unter den Gutgesinnten das Bedenken

*) Bei Varnhagen II. 431 f. sind die bedeutendsten Namen genannt.

wach geworden, daß die Macht, die der Oberst mitbrachte, ihrer Zahl und Zusammensetzung nach am allerwenigsten dazu geschaffen sei, eine Stadt, wie Hamburg, gegen einen nachdrücklichen Angriff der Franzosen zu vertheidigen. Dies leichte, halb asiatische Reitervolk mochte vortrefflich sein, um einen geschlagenen Feind zu verfolgen und todtzuhetzen, aber zum regelmäßigen Krieg war es wenig geeignet. Die anfangs mit Begeisterung empfangenen Befreier erschienen bei näherer Betrachtung wie kostbare Gäste, die bei ihrer losen und ungebundenen Organisation mitunter recht lästig werden konnten. Die Stadt selbst wurde gar zu sehr wie eine russische Erwerbung behandelt, ihre Schlüssel nach Petersburg geschickt, die Legion mußte dem Czaren schwören. Zu übersehen waren diese Dinge nicht; wir werden unten erfahren, welch schändliche Absichten der „großmüthige" Alexander mit der deutschen Nordküste eine Zeit lang verfolgte. Tettenborn selbst ward auch von den Eifrigsten bald weniger enthusiastisch beurtheilt, als im ersten Augenblick der Begrüßung. Man räumte ihm gern ein, daß er eine leichte Reiterschaar mit Tapferkeit und Geschick führen und die Masse momentan begeistern konnte, aber man zweifelte an seiner Fähigkeit, etwas Größeres nachhaltig durchzuführen und die planmäßige Vertheidigung einer großen Stadt zu leiten. Er und sein Gefolge erschienen wie ein rechtes Kosakenhauptquartier, an das sich auch manches blos abenteuernde oder gar unwürdige Element anhing.*) Man nahm Anstoß an der brutalen und geringschätzigen Weise, die dort herrschte, man klagte über die beliebte Drohung mit dem Kantschu, über die gränzenlose Unordnung und Verschwendung, über den Leichtsinn, womit die patriotischen Gaben der Unbemittelten vergeudet wurden. Es wurden darüber, freilich aus dem Kreise der Senatsmänner, Geschichten erzählt, die allerdings, wenn sie begründet waren, die Frivolität der militärischen Lenker in noch übleres Licht stellten, als die pedantische Vorsicht der Verwaltung. Ein achtbarer Zeuge versichert: kein noch so kostbares Hauptquartier französischer Generale sei der Stadt so theuer zu stehen gekommen, als dieses russische; und Klagen darüber vorzubringen, war bei der ächt russischen Weise, die man sich im Hauptquartier angewöhnt, mindestens bedenklich.

An tüchtigen Kräften hat es wohl auf keiner Seite gefehlt, nur an dem rechten Zusammenwirken. Was war nicht allein ein Mann wie Perthes werth, dieses ächte Vorbild deutscher Bürgertugend, ein Charakter, in dem sich nüchterne Geschäftstüchtigkeit mit wahrer Idealität glücklich verband, bei dem der junge, patriotische Thateneifer dieser Tage zugleich von der schlichten, frommen Sitte alter Zeiten getragen war. Auch der feurige Ludwig von Heß konnte bei aller sanguinischen Unruhe und Reizbarkeit seines Wesens in

*) Selbst von der hanseatischen Legion klagt Perthes I. 291: Unreines böses Gut haben unsere Kosakenfreunde ihr gleich nach der Errichtung einverleibt und die Feigheit und Gleichgültigkeit unseres Senats hat es nicht verhindert.

der rechten Umgebung Tüchtiges leisten. Unter den Jünglingen, die sich Tettenborn angeschlossen, waren viele der Edelsten und Tüchtigsten, die Deutschland zählte, auch manch erprobter Officier, wie Ernst von Pfuel, der unter preußischen, österreichischen und russischen Fahnen gegen die Franzosen gefochten und der jetzt beschäftigt war, das Fußvolk der hanseatischen Legion zu organisiren. Aber es fehlte die rechte Eintracht unter den verschiedenen hier wirksamen Kräften, und darum schwand auch allmälig die Zuversicht, daß man hinlänglich gerüstet sei zum Kampfe. Schon in den letzten Tagen des März mußte Tettenborn in einer Ansprache an die Bevölkerung den beunruhigenden Gerüchten entgegentreten, die da und dort bereits laut geworden waren, wenn gleich vorerst noch nichts Ernstliches zu besorgen war.

General Morand, der am 17. März über die Elbe zurückgegangen und nach der Weser hingezogen war, ging nun wieder vorwärts. Er hatte etwa 2500 Mann mit einer Anzahl Geschütze bei sich und dachte vor Allem Lüneburg zu züchtigen; auch dort hatte man die französischen Autoritäten abgeschüttelt, einen Trupp Kosaken mit Jubel aufgenommen und mit ihrer Hülfe französische Reiterpikets abgewehrt. Die Bewegung Morands war indessen nicht unbemerkt geblieben; eine kleine Rüstung wurde dazu bestimmt, die Franzosen zurückzuwerfen und die Erhebung des hannoverschen Landes zu organisiren. Der Führer sollte Dörnberg sein, der seit 1809 zu wiederholten Malen ausersehen gewesen war, seinen Ruf und seine Verbindungen auf diesem Terrain zu verwerthen. Am 23. März traf er mit einer Abtheilung Reiterei in Havelberg ein; mit Benkendorfs Detachement vereinigt und durch preußische Truppen verstärkt, hatte er ein russisches Jägerbataillon, vier Schwadronen Husaren, zwei Schwadronen Dragoner, drei Regimenter Kosaken, ein Regiment Baschkiren und zwei russische Geschütze, von preußischen Truppen ein Füsilierbataillon und eine halbe reitende Batterie unter sich. Außerdem ward Tschernitscheff erwartet. Der erste Versuch, auf das linke Elbufer vorzudringen, hatte keine Folgen; Dörnberg stieß auf eine Colonne unter Montbrun, die ihn nöthigte, den Fluß wieder zu überschreiten. Glücklicher war er ein zweites Mal. Montbrun ward zurückgedrängt und der Uebergang der verschiedenen Abtheilungen ungestört vollzogen. Am 31. März waren sie am linken Elbufer zwischen Werben und Lenzen vereinigt und setzten sich auf die Nachricht, daß Morand Lüneburg bedrohte, dahin in Bewegung. Sie konnten freilich nicht hindern, daß Morand vor ihnen eintraf und mit seinen 2500 Mann (Sachsen und Franzosen) nach kurzem Widerstande den Ort besetzte*) (1. April); aber sie wollten wenigstens so rasch als möglich die Stadt befreien und das Strafgericht von ihr abwenden, das Morand beim Einzug angedroht hatte. Gleich nach seinem Einzug hatte der

*) Ausführlichere Details über die Lüneburger Vorgänge vor der Besetzung gibt Zander S. 55 ff. und Volger, die merkwürdigsten Begebenheiten in Lüneburg S. 2 ff.

französische General eine Menge von Verhaftungen vorgenommen und verkündet, am andern Tage (2. April) werde er eine Anzahl Bürger füsiliren lassen. Das Schicksal hat es anders gewendet; der zweite April ist für Morand selbst der Tag der Execution geworden. Die vereinigten Abtheilungen, die Dörnberg führte, waren noch am 1. April in der Nähe der Stadt angelangt; am andern Morgen begann der Sturm. Die Stadt wurde tapfer und hartnäckig vertheidigt, aber der Angriff war von unwiderstehlicher Energie. Namentlich das preußische Füsilierbataillon unter Major Borke, das Dörnberg beigegeben war, bedeckte sich mit Ruhm; es erstürmte das Lüner Thor, trieb den Feind vor sich her in die Stadt und machte dadurch auch den Angreifern an den andern Thoren Luft. Von verschiedenen Seiten angegriffen, durch ein wüthendes Straßengefecht bedrängt und außer Stande, die Stadt zu halten, suchte Morand wenigstens den kleinen Theil seiner Truppe, der noch nicht verwundet oder gefangen war, zu retten, sah sich aber draußen im freien Felde von russischen Reitern und Geschütz angegriffen und nach der Stadt zurückgedrängt. Hier wehrten 150 Mann des genannten Füsilierbataillons seinen Andrang so lange mit siegreicher Energie ab, bis er von Reiterei und Artillerie so umstellt war, daß ihm nichts als ein hoffnungsloser Kampf der Verzweiflung übrig blieb. Schwer verwundet fiel der General in die Hände der Sieger; die meisten seiner Leute waren getödtet oder gefangen, sein Geschütz genommen. Es war der erste ernstere Zusammenstoß, der den großen Krieg eröffnete, man durfte sagen, im Kleinen ein Vorbild der denkwürdigen Kämpfe, die bevorstanden. Die Tapferkeit namentlich der Preußen, die unwiderstehliche Gewalt, womit sie die vordem für unüberwindlich geltenden Reihen der Gegner niederrannten, hat sich in diesem ersten Gefechte bewährt, wie in den folgenden großen Schlachten. Auch der bittere Beigeschmack des Sieges ward nicht erspart, Deutsche gegen Deutsche fechten zu sehen.

Indessen blieb dieser erste rühmliche Erfolg vorerst ein vereinzelter; dem Siegesjubel von Hamburg und Lüneburg folgten Tage, deren Bitterkeit selbst die vorausgegangenen Erlebnisse hinter sich ließ. Während die Rüstungen in Hamburg hinter dem, was die Lage forderte, weit zurückblieben und im verbündeten Hauptquartier man genug gethan zu haben glaubte, wenn man einige Streifcorps von Parteigängern entsendete, statt aus dem Gebiete zwischen Weser und Elbe ein tüchtiges Kriegslager für Deutschland zu schaffen, während die Engländer und Schweden in unverantwortlicher Weise zauderten, bot Napoleon das Aeußerste auf, um vor Allem, ehe seine Gegner die Bedeutung ihrer Versäumnisse erkannten, wieder Herr des nordwestlichen Deutschlands zu werden. Dies reiche Gebiet diente trefflich dazu, den Krieg zu nähren, sein Besitz wehrte ihm die britischen Landungen ab und hielt Dänemark bei der französischen Allianz fest.

Darum hatte Napoleon gleich nach seiner Rückkehr Sorge getragen, daß

zwischen dem Niederrhein und der Weser eine neue stattliche Heeresmacht gebildet ward, um die Gebiete bis zur Elbe wieder zu gewinnen. Davoust, wie Marmont sagt, „ein Mameluk im vollen Sinne des Wortes", der zudem durch seine rücksichtslose Hartherzigkeit den Bewohnern dieser Lande noch in herber Erinnerung war, sollte auf's Neue den Oberbefehl hier übernehmen. Unter ihm commandirte Vandamme, eine Persönlichkeit, die den Trotz eines Bonaparte'schen Soldaten mit der Wildheit eines jakobinischen Schreckensmannes verband. Er war Ende März von Wesel aufgebrochen, hatte in Wesel, Münster, Osnabrück und Bremen vier Militaircommissionen als Schreckensgerichte eingesetzt und übernahm dann in Bremen den Befehl über drei Divisionen, die ungefähr 24,000 Mann stark waren. Davoust befand sich in Celle, als das Gefecht bei Lüneburg stattfand, und eilte rasch herbei, um die russisch-preußischen Streifcorps zurückzudrängen. Schon am Tage nach dem Gefecht näherte sich die Division Lagrange den Thoren von Lüneburg; es blieb Dörnberg und seiner kleinen Schaar nichts übrig, als über die Elbe zurückzugehen. Indessen hatte Vandamme schon sein wildes Wesen in Bremen begonnen.

Bremen hatte neben Hamburg am meisten unter der französischen Tyrannei gelitten. Seit 1806 war es durch militärischen Druck, durch Einquartierungen und Lieferungen heimgesucht. Unter dem beliebten Vorwande, gegen Englands Despotie auf den Meeren zu agiren, war die Stadt noch während des preußischen Krieges in Besitz genommen, die Bürger entwaffnet, die Kassen geleert, drückende Erpressungen auferlegt worden. Seitdem waren Truppen ab- und zumarschirt, hatten die Stadtcommandanten und höheren Officiere ein förmliches Raubsystem ins Werk gesetzt, und wenn die Stadt sich einmal weigerte, wie im September 1807, die unmäßigen Täfelgelder der Generale zu bewilligen, wurden ein paar Regimenter mehr herbeigerufen und zur Strafe einquartirt. Schon im Jahr 1807 lagen Handel und Schifffahrt völlig darnieder; dafür hatte man die Last französischer Douaniers eingetauscht, die an den Küsten herumspionirten, um den Schmuggel zu überwachen. Es ist im Einzelnen kaum aufzuzählen, wie groß schon in dieser Zeit die Lasten gewesen sind, welche der alten Hansestadt aufgebürdet wurden; im Ganzen wurde auch hier so verfahren, wie es der bekannte Ausspruch Daru's gegen einige Beschwerdeführer erwarten ließ: „Sie haben keine Vorstellung, wie viel ein Land ertragen kann."*) In Bremen, wie in den übrigen occupirten Gebieten an der Nordsee hätte man damals gern Zuflucht im Rheinbunde gesucht, aber es gefiel dem Imperator nicht, die wiederholt angebrachte Bitte darum zu gewähren. Die Hansestädte blieben in diesem Zwischenzustande, der weder Selbständigkeit noch französische Einverleibung

*) Einzelne Angaben s. bei Duntze, Bremen unter französischer Gewaltherrschaft 1851.

war, durch welchen aber die Verhältnisse am unleidlichsten wurden. Es konnte scheinen, als liege es im Plane der Bonaparte'schen Politik, den politischen und ökonomischen Druck auf diese Gebiete so lange fortzusetzen und zu steigern, bis die Einverleibung in das Kaiserreich fast wie eine Erleichterung erschien, weil sie wenigstens der unberechenbaren Willkür jedes Generals und Intendanten ein Ziel setzen mochte. Die letzten Wochen des Jahres 1810 hatten, wie wir uns erinnern, diese Entscheidung endlich gebracht, und die Bonaparte'schen Erfindungen, die Präfectenwirthschaft, Conscription, Polizei, Fiscalität und Zollquälerei waren nun auch an die Küsten der Nordsee verpflanzt worden. Nur war es eine Täuschung, zu glauben, die willkürliche Erpressung werde jetzt ihr Ende finden. Neben der Last französischen Steuerdruckes dauerten die Kriegscontributionen, Lieferungen, Tafelgelder, die gezwungenen Anleihen und Aehnliches mehr ungemindert fort, der Bestechungen für Licenzen, Pässe, Zeugnisse u. s. w. gar nicht zu gedenken, womit der höchste wie der niederste Beamte erkauft werden mußte.

Der Eindruck der großen Katastrophe war darum auch in diesen schmählich mißhandelten Gebieten so lebhaft gewesen, wie an irgend einer Stelle. Mit Ungeduld sah man dem Momente entgegen, wo man sich mit einiger Aussicht auf Erfolg gegen die verhaßten Dränger erheben konnte. Was hätte, wenn nach Steins Rath die Engländer rechtzeitig eine Landung ausrüsteten, schon im März und April hier geschehen können! Aber man überließ die aufgeregte Bevölkerung sich selbst, und ihre vereinzelten Auflehnungen dienten nur dazu, das Schreckenssystem der Feinde zu beschönigen. Auf die Nachricht von Hamburgs Befreiung und dem Heranschwärmen der Kosaken war die Erbitterung des Volkes an der unteren Weser nicht mehr zu bändigen. Mit tapferem Muthe, aber planlos und ohne Rückhalt ward der Aufstand begonnen; in Blexen erhoben sich unter den Küstenkanonieren die eingebornen Friesen und jagten ihre französischen Officiere weg. Es geschah eben in dem Augenblick, wo die Napoleonische Kriegsmacht neu verstärkt die Anstalten traf, auch Hamburg und die Elbgebiete wieder zu unterwerfen. Es war ihr nicht schwer, die vereinzelten Schilderhebungen in der Nähe zu züchtigen. Am 25. und 26. März begann eine französische Colonne in Blexen ihr blutiges Handwerk zu üben; das Dorf wurde geplündert und verwüstet, die angesehensten Einwohner als Geiseln mitgeschleppt. Von den Gefangenen wurden neunzehn in den nächsten Tagen füsilirt. In Oldenburg war der französische Unterpräfect beim ersten Ausbruch der Unruhen geflüchtet und hatte fünf angesehenen Männern als provisorischer Regierungscommission seine Gewalt übertragen. Von ihnen ward die erbitterte Bevölkerung beschwichtigt, Sicherheit und Eigenthum geschützt, die öffentlichen Kassen gehütet; ihre Aufrufe verkündigten, daß sie im Namen und Auftrag des geflüchteten Präfecten verfuhren. Das hinderte nicht, daß am 23. März eine mobile Colonne in die Stadt einrückte, die Mitglieder der Commission ver-

haftete und als Aufrührer vor das Kriegsgericht nach Bremen schleppte. Dort wurden am 10. April zwei von ihnen, von Fink und von Berger, nach einem tumultuarischen Urtheil des Vandamme'schen Schreckenstribunals erschossen. Selbst der bestellte Ankläger hatte nur auf Gefängnißstrafe von einigen Monaten angetragen, aber die beiden Angeklagten sollten dafür büßen, daß sie früher als Anhänger der legitimen Regierung bekannt waren. Auf den Einwand eines Bremer Bürgers, man werde doch nur die Thatsachen, nicht die Meinungen richten, erwiederte der Präsident: Ja, aber die Thatsachen nach den Meinungen. Wie einst vor den jakobinischen Gerichten von 1793 wurde den Angeklagten selbst die Vertheidigung unmöglich gemacht und von dem Vorsitzenden mit der Frechheit eines Fouquier-Tinville ihnen Kürze oder Schweigen auferlegt.*) Zwei Tage nach dem Mord ward in dem nahen Brinkum an fünf Einwohnern die gleiche Strafe vollzogen, am 21. April ging das Dorf Lilienthal in Flammen auf, weil angeblich Einwohner von dort auf französische Posten geschossen haben sollten.**) Gegen zweihundert Gebäude wurden niedergebraunt. Am andern Tage schickte Vandamme ein Commando, welches die unglücklichen Einwohner unter den Trümmern aufsuchte, wegjagte und sie des Restes ihrer Habe beraubte. Der Graf von Bentink ward als Hochverräther vor das Blutgericht geladen; zwei Mitglieder von der Verwaltungscommission in Varel auf die Citadelle nach Wesel gebracht. Wo die mobilen Colonnen auf aufrührerische Bauernhaufen stießen, wurde gehaust wie in dem Vendeerkriege von 1793 und 1794. Bei Bremerlehe z. B. schlug man die Zahl der Bauern, die niedergehauen wurden, auf hundertundfunfzig an; achtzig, wird berichtet, seien außerdem nach kurzem Standrecht erschossen worden.

Es waren die Anfänge des Schreckenssystems, womit das nordwestliche Deutschland in den Fesseln der Fremdherrschaft erhalten werden sollte. Es gehörte die eherne Stirn eines Bonaparte'schen Jakobiners dazu, um, wie Vandamme in dem Tagesbefehl vom 3. April that, dem Volke zu verkündigen: „Ich werde dem Lande kein Leid anthun, als was ich nicht umhin kann ihm zuzufügen; in den Grundsätzen reinster Ehre auferzogen, werde ich niemals meiner Pflicht etwas vergeben; ich werde in allen Stücken das Beispiel von dem geben, was wir dem Herrscher und dem Vaterlande schuldig sind."

Ein solches System strafte sich freilich selber. Auf die Dauer unausführbar, verrieth es nur die innere Schwäche und Gewaltsamkeit der Zustände. Es gab schon jetzt dem Kriege eine Wendung, welche den Frieden

*) S. Finks und Bergers Ermordung, von Dr. Gildemeister. Bremen 1814.

**) Nach dem Preuß. Correspond. Nr. 34, der eine genauere Mittheilung über diese Vorgänge gibt, war ein im Dorfe noch zurückgebliebener Kosak der angebliche Lilienthaler, der auf die Franzosen schoß.

mit Napoleon unmöglich machte. Der kleinmüthigen und würdelosen Diplomatie, die noch nach Leipzig den Unterdrücker gern amnestirt und mit der Rheingränze beschenkt hätte, ist durch diese Thaten und die bitteren Kämpfe, die jetzt folgten, ihre Arbeit doch erschwert worden. Die blutigen Schatten der Gefallenen drängten sich zwischen sie und störten das schmähliche Vermittlungswerk. Es war vom Schicksal so bestimmt, daß wir die günstigsten Momente, den Feind mit raschen Schlägen an den Rhein zu drängen, versäumen sollten; er mußte noch einmal mit einer gewaltigen Heeresrüstung, freilich seiner letzten, mitten in Deutschland erscheinen und in einem beispiellosen Kampfe seine Kräfte so verbluten, daß ihm nichts mehr übrig blieb zur Schutzwehr des eigenen Landes. Ein leichterer Krieg hätte ohne Zweifel den faulen Frieden kaum abgewehrt; die Furchtbarkeit des Kampfes und seine Opfer schlossen wenigstens im Volke bald jeden Gedanken an Versöhnung aus.

Dritter Abschnitt.

Der Feldzug im Mai 1813.

Die Lage, in welcher der große Krieg begonnen ward, ließ sich nun schon klarer überschauen. Nicht alle die kühnen Hoffnungen, womit die edelsten und muthigsten Männer zum Kampfe gedrängt, hatten sich erfüllt. Es waren unschätzbare Wochen versäumt, der erste überwältigende Eindruck der Ereignisse vom December und Januar nicht so benutzt worden, wie es geschehen konnte. Dem Feinde blieb Zeit genug, Athem zu schöpfen, die schwankenden Verbündeten neu an sich zu fesseln, die Widerstrebenden zu bändigen. Friedrich Wilhelms III. scheue Vorsicht hatte mit der Entscheidung so lange wie möglich gezögert und erst nachgegeben, als Verhältnisse und Einwirkungen zusammentrafen, denen er sich nicht mehr entziehen konnte; jetzt mußte er sich doch sagen, daß er sich in einen schweren, wagnißvollen Kampf von ungewissem Ausgang begebe. Der neue Verbündete hatte, wie 1806—1807, zunächst mehr freigebige Versicherungen als große reelle Hülfe zu bringen; was sonst angeknüpft war, gab im höchsten Falle nur Hoffnungen. Von den einheimischen Mächten stand die am nächsten betheiligte, Oesterreich, noch zuwartend bei Seite und ihre kühnsten Wünsche gingen zunächst nicht über eine Vermittlung hinaus; der Rheinbund, zwar von dem ersten Eindruck der russischen Katastrophe fühlbar getroffen, blieb doch für jetzt in Bonaparte'schen Banden. Daß sich im deutschen Westen verwandte Stimmungen im Volke regten, dafür lagen wohl manche Anzeichen vor. Im Bergischen erwachte der Geist der Insurrection gleich nach den ersten Botschaften der russischen Niederlage; schon am 2. Februar war Peter Luckenhaus aus Wald in Düsseldorf als Aufrührer ergriffen und am andern Tage erschossen worden. In Westfalen war ein Lieutenant Kupfermann mit 25 Husaren aufgebrochen und suchte den Weg nach der Elbe. Aus Baiern berichtete ein Emissär, daß die Stimmung des Volkes gänzlich gegen Frankreich gehe und man mit Begierde

einem Kampfe mit Napoleon entgegenblicke. Nicht nur der Kronprinz, selbst Wrede neige sich zum Krieg gegen die Franzosen.*) Aber die Regierungen hielten noch fest. Vom König von Baiern durfte Napoleon rühmen: „so wie der, sollten sie alle sein;“ im Moniteur ward, wie wenn es sich von einem gewöhnlichen Unterpräfecten handelte, ein anderer rheinbündischer Monarch gelobt, weil er „sich ausgezeichnet habe.“ Der Würtemberger Despot erließ damals (3. März) die denkwürdige Verordnung, wonach für Hochverrath, Majestätsverbrechen und „alle die Störung der Sicherheit und Ruhe beabsichtigenden Verbrechen“ Ausnahmsgerichte geschaffen wurden, bei denen die „hergebrachte Defension“ eines Angeklagten wegbleiben sollte. Dafür konnte auch Napoleon ihn rühmen, daß er in der Schnelligkeit seiner Truppenrüstung mit Frankreich selbst gewetteifert habe.

Es hätte gleich damals starker und rascher Schläge bedurft, um diesen Bann zu zerbrechen und die rheinbündischen Dynastien zum Verlassen der Napoleonischen Fahnen zu zwingen. Denn auf freiwillige Sympathien durfte man hier nicht zählen; diese regten sich seit dem Moskauer Gottesgericht wohl in den Bevölkerungen des deutschen Südens und Westens, aber nicht in den Fürsten und Berathern. Wie hätten sie auch zu deutscher Gesinnung kommen sollen? Sie theilten mit Napoleon die Schuld deutschen Elends, sie hatten zum Lohn für den Abfall von der vaterländischen Sache größere Gebiete, höhere Würden, ausgedehntere Hoheitsrechte eingeerntet. Das dynastische Interesse und ein Gefühl gemeinsamer Schuld fesselte sie gleichmäßig an des Unterdrückers Sache. Drum gab es für die beiden östlichen Verbündeten nur den einen Weg, den Stein früher angedeutet und der noch in Kutusows Proclamation nachklang: die Widerstrebenden zu zwingen, die Feindseligen zu opfern. Es war der Weg, den auch Napoleon selber einschlug.

Von großer Wichtigkeit war es, wie sich Sachsen zu dem deutschen Kampfe stellte. Sachsen war von dem Einfluß der östlichen Begebenheiten am unmittelbarsten getroffen; die neuen Rüstungen berührten seine Gränze und es fiel ihm leichter, als irgend einem andern Rheinbundsgliede, sich von der fremden Herrschaft loszureißen. Das war auch die Stimmung im Lande; man hatte die alten preußisch-sächsischen Zerwürfnisse vergessen und fühlte sich mächtig angeregt von dem Beispiel der preußischen Nachbarn. Die ersten Aufrufe, die von dorther nach Sachsen kamen, verfehlten im Volke und im Heere ihren Eindruck nicht.**) Nur der Hof blieb unberührt

*) Handschr. Bericht ins Blüchersche Hauptquartier.

**) Das bezeugen auch die Mittheilungen aus den Papieren eines sächs. Staatsmannes (Joseph von Zezschwitz) Camenz. 1859. S. 193. Zezschwitz, ein Mitglied der Regierungscommission, war für Neutralität im Einverständniß mit Oesterreich, schrieb aber besorgt am 16. Febr., daß sich bei einer preußischen Besetzung „die Stimme des Volkes auf eine bei künftigem Wechsel des Glückes nachtheilige Weise aussprechen

von dem, was die Nation bewegte. König Friedrich August besaß die Tugenden eines ehrenwerthen Privatmannes, er war gutmüthig, gerecht, religiös, aber weder sein Geist noch sein Charakter war einer so außerordentlichen Lage, wie die jetzige war, gewachsen. Von Natur und Gewöhnung ganz ein Mann des alten Regimes, pedantisch und ceremoniös, selber von mittelmäßiger Art und fast ausschließlich von mittelmäßigen Leuten umgeben, hatte der König von dem hochsinnigen und idealen Zuge dieser Zeit nicht einmal ein leises Verständniß. Napoleon hatte ihn 1806 mit wohlberechneter Großmuth behandelt, ihn an Rang und Besitz erhöht und ihn in den Formen die französische Herrschaft weniger brutal empfinden lassen, als die andern Verbündeten. Das vergalt ihm Friedrich August mit sklavischer Verehrung; ihm war Napoleon wie ein höheres Wesen, dessen Zauber ihn gefangen hielt. An wenig Höfen hatte die Anbetung des korsischen Zwingherrn so servile Formen angenommen, wie in Dresden; die Vorgänge von 1807 und 1812 legten dafür Zeugniß ab. Der König selbst, dessen persönliche Ehrbarkeit man rühmte, hatte sich seit Tilsit namentlich in dem Verfahren gegen Preußen aus lauter Unterwürfigkeit gegen Napoleon zu Dingen bestimmen lassen, die weder ehrenhaft noch anständig waren.*) Drum hätte auch jetzt über seine Haltung kaum ein Zweifel bestehen können, wäre Napoleon nicht fern und die Verbündeten ihm ganz nahe gewesen. Dem peinlichen Conflict zu entgehen, wählte er einen ganz unköniglichen Ausweg; er brach, sobald die Volksbewegung in Preußen die Regierung und den Hof mit fortriß, von Dresden auf (25. Febr.), nahm seine Familie, die Minister, Millionen an baarem Geld und an Obligationen, auch die Juwelen aus dem grünen Gewölbe mit und flüchtete, von zwei Küraſſierregimentern gedeckt, nach dem Voigtlande.**) Es war ein beredter Gegensatz der neuen und der alten Zeit!

dürfte" und fügte hinzu: „die preußische Denkweise und Verfahrungsart habe weit mehr Anziehendes und Verwandtes mit Sachsen, als die österreichische."

*) Wie z. B. die schmähliche Bayonner Convention vom 10. Mai 1808 und die in Folge davon verfügte Confiscation preußischer Capitalien im Herzogthum Warschau.

**) Selbst die Partei der Neutralität mit Oesterreich war darüber sehr unzufrieden, obwol sie offenbar den Anschluß an die deutsche Sache fast mehr fürchtete als Napoleon. In den angeführten Denkwürdigkeiten von Zezschwitz S. 195. 196 wird großer Nachdruck darauf gelegt, daß Oesterreich nicht zu „revolutionären Mitteln" greifen werde und daß man nur im Bunde mit ihm Sachsen „vor Preußens Einfluß und vor Volksbewegungen" schützen könne. „Das Interesse des Kaisers Napoleon wird durch diesen Schritt nicht compromittirt, es ist leicht zu erkennen, daß Napoleon vor Allem die Sicherung des eigenen Thrones im Auge hat; seine Besorgniß vor Volksbewegungen spricht sich sehr deutlich aus und es muß ihm höchst wichtig sein, diese im Zaum zu halten." Es ist von hohem Interesse, die sächsische Politik jener Tage durch die eigenen Bekenntnisse characterisirt zu sehen.

Dort in Preußen begab sich der König mit seinem ganzen Hause ins Lager, das die gesammte Jugend- und Manneskraft des Landes, den Fürsten neben dem Bauernsohne vereinigte, bereit einen Krieg zu beginnen, dem Alle ihre letzten Kräfte und Mittel zutrugen, einen Krieg so ungeheurer Art, daß, wenn der Sieg nicht erfochten ward, nichts als der Untergang übrig blieb. Und hier ward das Land dem Spiele des Zufalls überlassen; wer der Stärkere war, dem gehörte es, indeß der König, mit Gold und Juwelen schwer bepackt, das Weite suchte, bis die Fluth verlaufen war. Als dann das Drängen des Volksgeistes sich immer mächtiger kundgab, der Bund von Kalisch geschlossen ward und Kutusows drohender Aufruf erschien, da fühlte sich der sächsische Monarch auch im Voigtlande nicht mehr sicher, sondern entwich erst nach Regensburg, dann nach Prag, um unter den Fittigen der Metternich'schen Vermittlungspolitik Schutz zu suchen. Wir werden ihm dort wieder begegnen, wie er der deutschen Sache beharrlich seine Mitwirkung weigert, aber von Napoleon fast wie ein Gefangener in seine Residenz zurückgebracht wird, um nun den Kelch fremder Dienstbarkeit bis auf die Neige zu leeren.

Die politische Stellung Sachsens war seit der Flucht des Königs ganz unklar geworden. Der deutschen Sache sich anschließen wollte Friedrich August offenbar nicht, drum wich er der mächtig anschwellenden Strömung aus, allein auch Napoleon hatte Ursache sich zu beklagen. Der König sammelte seine Heeresmacht in Torgau, verschloß aber diese Festung wie den Königstein den Franzosen und weigerte sich, die Verstärkungen an Reiterei, die Napoleon forderte, zu liefern. Wohl wies er die Anträge Rußlands und Preußens, die man ihm nach Regensburg nachsandte, wiederholt zurück, aber er scheute sich auch vor Napoleons Forderungen und flüchtete vor ihnen nach Prag, sobald der Kaiser den Rhein überschritten hatte. Es wäre Sache des Landes gewesen, sich selbst zu helfen. Die Regierungscommission, die der König zurückgelassen, war freilich ein treuer Ausdruck der Politik, die ihn nach Plauen, Regensburg und Prag trieb; dem Volke fehlten zum rechten Aufschwunge die zwei Dinge, die in Preußen das Meiste thaten: der unbegränzte Druck der jüngsten Tage und die große, erhebende Ueberlieferung glücklicherer Zeiten. Es war gut gesinnt, nur hatte es die verzweifelte Energie nicht, die jetzt allein Druck und Entehrung von ihm abwenden konnte. Auch im Heere neigten die Stimmungen mehr zu Deutschland als zu Napoleon; aber es fehlte der Mann, der wie York hier rasch die rechte Entscheidung geben konnte. Die in Torgau vereinigten Truppen commandirte General Thielmann, den wir als eifrigen und vorlauten Anhänger Bonaparte'scher Glorie vom Jahr 1809 her kennen. Wie so viele rheinbündische Officiere hatte ihn der Ehrgeiz an die neuen Fahnen des Glückes und der Macht gefesselt; er besaß aber Einsicht genug, die veränderte Lage zu begreifen, und war jetzt eifrig für den Anschluß an die östlichen Verbündeten. Den König zu bekehren gelang ihm indessen nicht; es blieb ihm daher nur übrig, auf

eigene Hand die Truppen dahin zu führen, wohin das wahre Interesse des Landes wie die eigene Sympathie sie trieb. Aber es hat ihm die wahre Entschlossenheit gefehlt, den rechten Zeitpunkt und die rechten Mittel rasch zu ergreifen.*) Er theilte dies Geschick mit den verbündeten Monarchen selbst. Sie hatten zwar in einer drohenden Proclamation die „Vernichtung" der widerstrebenden Rheinbundsfürsten angekündigt, allein ihre Handlungen bewiesen, daß ihnen dynastische Rücksichten doch schwerer wogen, als jenes Manifest eingestand. In Worten drohen und in Thaten schlaff sein, war aber das Schlimmste, was geschehen konnte; die Schwankenden wurden nicht erschreckt, sondern nur erbittert und schlossen sich um so rückhaltloser an den Herrn und Meister an, dem sie ihre junge Souveränetät verdankten. Napoleon hat nachher in wenig Wochen die gelockerten Fesseln des Rheinbundes wieder fester geknüpft, am Rhein wie in Sachsen; er kam, befahl, ließ den Zaudernden nur die allerknappste Frist — und sie gehorchten. Er zeigte seinen Gegnern, was sie thun sollten.

So blieb denn Deutschland auch in diesem erhabensten Augenblick seiner Geschichte der überlieferte Jammer nicht erspart, in zwei Lager getheilt den großen Kampf auszufechten. In der Nation war man wohl einig; denn auch im Rheinbunde sehnten sich alle edlen und unabhängigen Seelen dem Kampfe mit dem verhaßten Feinde entgegen, und in Oesterreich waren die Nachklänge des großen Jahres 1809 mächtig genug, um den kleinen Calcul der Diplomaten und die nächste Sorge materieller Bedrängniß zu übertönen, aber die Dynastien wollten nichts wagen für die Herstellung deutscher Selbständigkeit. Waren sie auch nicht alle von offener, bewußter Feindseligkeit gegen die junge Erhebung erfüllt, wie z. B. der Württemberger Autokrat, so standen sie ihr doch mißtrauisch und fremd gegenüber, warteten, bis der Dränger aus Westen von Neuem erschien, und stellten ihm dann ihren letzten Thaler und ihren letzten Mann zum Todeskampf gegen die deutsche Sache.

Die Bündnisse nach Außen, die Rußland und Preußen indessen eingegangen, waren kein Ersatz für diesen Schaden deutscher Zustände; sie ließen unsere Entzweiung nur bitterer empfinden. England beurtheilte die Dinge lange Zeit noch mit dem Mistrauen, das durch die niederschlagenden Erfahrungen früherer Jahre geweckt war; es zögerte trotz aller dringenden Mahnungen, die von Männern wie Stein und Gneisenau kamen. Noch im Januar beschränkte sich Lord Castlereagh darauf, durch seine Agenten den Anschluß an Rußland und das Vertrauen zur Politik des Czaren anzuempfehlen; die Ereignisse in Ostpreußen hatten ihn überrascht und seine Politik überholt.**) Seine Rathschläge und Mahnungen waren nun überflüssig; man

*) S. Holzendorffs Beiträge zur Biographie des Generals Thielmann. S. 97. 114. Beitzke I. 266—268.

**) Castlereagh despatches Second Series. VIII. 303—305. 312.

brauchte Geld, Waffen und eine rasche Landung. Das Einzige, wozu er sich erhob, war die Annahme von Gneisenau's Anerbieten, nach Colberg zu gehen und dort die Besatzung zu bestimmen, daß sie sich gegen Frankreich erkläre. Aber das Wichtigste, die Landung, blieb jetzt und nachher den zweideutigen Händen Schwedens überlassen. So ließ sich England eine unschätzbare Gelegenheit entschlüpfen, durch eine kraftvolle Diversion an der Weser eine entscheidende Wirkung auf den Krieg zu üben.

Höchst unsicher und in jedem Falle peinlich für die deutsche Sache hatten sich die Beziehungen zu den scandinavischen Staaten gestaltet. In Schweden verfolgte Bernadotte, seit er zum Kronprinzen erwählt war, nur den einen Gedanken, wie er seine Dynastie befestigen könne. Vor Allem schien ein Ersatz für Finnland nothwendig und er glaubte ihn in Norwegen gefunden zu haben. Um die Erwerbung Norwegens drehte sich daher vor dem großen Kriege und während desselben seine ganze Politik, bis er einen Augenblick, durch die Ereignisse zu kühneren Entwürfen fortgerissen, daran dachte, den französischen Thron selber zu besteigen. In früheren Tagen, noch vor dem Bruche zwischen Frankreich und Rußland, hatte er wegen Norwegen bei Napoleon angeklopft; dessen Antwort war aber ablehnend ausgefallen. Nun wandte er sich an Alexander und fand dort geneigtere Aufnahme. Kurz ehe der Krieg begann, war am 5. April 1812 zu Petersburg ein Vertrag unterzeichnet worden, worin Rußland als Gegendienst für eine schwedische Landung an der norddeutschen Küste versprach, die Abtretung Norwegens zu bewirken und selbst mit 35,000 Mann Hülfstruppen dazu mitzuwirken. Dänemark sollte vorerst in Frieden aufgefordert werden, Norwegen abzutreten und zwar gegen eine Entschädigung in der Nähe seiner deutschen Staaten; weigerte es sich, so ward es durch die Waffen gezwungen. Erst nach der Erwerbung Norwegens sollte das schwedische Heer nach Deutschland übergehen. England wollte man einladen, dem Bündniß beizutreten und die Bedingungen zu gewährleisten. Trotz dieses Vertrages hörte Bernadotte nicht auf, auch die Beziehungen zu Napoleon zu pflegen; er schien sich durch die russischen Zusagen für so wenig gesichert zu halten, daß er nicht nur fortfuhr, den französischen Kaiser mit Freundschaftsbetheuerungen heimzusuchen, sondern ihm auch sechs Wochen nach dem Petersburger Vertrag ein Bündniß gegen Rußland anbot — natürlich für die Zusage von Norwegen. Napoleon, wenn gleich ohne Kenntniß von dem geschlossenen Bunde mit Rußland, beurtheilte doch den Gascogner ganz richtig, wenn er ihm erklären ließ: er wolle nicht auf Kosten eines getreuen Verbündeten einen zweifelhaften erkaufen.

Nun begann der Krieg. In dem Augenblick, wo Napoleon sich fertig machte, den Niemen zu überschreiten, wurde zu Wilna ein neuer Vertrag (3. Juni) abgeschlossen, der den Bund zwischen Rußland und Schweden fester knüpfte. Einen Monat später ward zu Oerebro der Friede beider nordischen Mächte mit England wiederhergestellt; von der Gewähr für Norwegen und

den gehofften Subsidien war aber noch keine Rede. Indessen machte der Lauf des Krieges es dem russischen Kaiser höchst wünschenswerth, mit Schweden ganz in's Klare zu kommen, damit er sicher blieb von dieser Seite und seine Truppen aus Finland gegen den gemeinsamen Feind verwenden könnte. Auch die früher in Petersburg besprochene Unternehmung nach Norwegen hätte er jetzt lieber vertagt gesehen. Einmal mochten die Vorstellungen Steins, der nachdrücklich darauf hinwies, wie nutzlos für die gemeinsame Sache der Zug gegen Norwegen und wie viel dringender eine Landung in Norddeutschland sei, Eindruck auf den Czaren machen; dann waren ihm selber für den nächsten und wichtigsten Zweck seine Streitkräfte nöthig. Gegen Ende August trafen Alexander und Bernadotte in Abo zusammen. Am 30. ward dort ein neuer Vertrag abgeschlossen, auf Grund der früheren Verabredungen. Um den Zeitpunkt einer Landung in Norddeutschland zu beschleunigen, sollten 25,000 Mann Russen Ende September, weitere zehntausend zwei Monate später nach Schonen gebracht werden. Dann würde Schweden seine Operationen gegen die dänischen Inseln beginnen; sollte sich Dänemark nicht freiwillig zum Beitritt und zur Abtretung von Norwegen entschließen, so wurde Seeland vom Kronprinzen besetzt. Dagegen verbürgte Schweden dem russischen Kaiser den Besitz bis zur Weichsel. Großbritannien sollte dazu vermocht werden, diese Bedingungen zu gewähren. In einem geheimen Artikel verpflichteten sich beide Mächte, der Allianz die Kraft und den Charakter eines Familienvertrages zu geben und im Fall irgend eine Macht die Ruhe Schwedens oder Rußlands stören sollte, sich mit einem Hülfscorps von 12 bis 15,000 Mann zu unterstützen.*) Ungeachtet dieses neuen Vertrages blieb die Expedition gegen Dänemark vorerst noch ausgesetzt; Alexander hatte es gewünscht und Bernadotte war mit anscheinender Großmuth diesem Wunsche entgegengekommen. Er mochte sich überzeugt haben, daß Rußland die versprochenen 35,000 Mann vorerst noch selber sehr nöthig habe, um den Krieg mit einigem Glück zu führen, und außerdem ward mit dem Verschieben des dänischen Unternehmens auch die unbequeme Landung in Norddeutschland in die Ferne gerückt.

So blieb es dem schwedischen Kronprinzen vorerst erspart, sich durch einen feindseligen Angriff gegen Napoleon zu compromittiren; er konnte lauern und abwarten, wie die Umstände sich gestalteten. Denn daß Bernadotte von einer uneigennützigen und hochherzigen Theilnahme an der großen Sache getrieben sei, glaubte schon damals von den Eingeweihten Keiner. Selbst Alexander, der sich gern darin gefiel, sein Verhältniß zu dem Kronprinzen im Lichte persönlicher Herzensfreundschaft erscheinen zu lassen, sprach

*) Die genaueste Nachricht darüber gibt Touchard-Lafosse. Bd. II. 44 f. der deutschen Bearbeitung. Vgl. übrigens den lehrreichen Aufsatz in der Zeitschrift für Hamburg. Geschichte 1854 I. 155 ff.

ohl gelegentlich einmal die Besorgniß aus, man könne durch allzugroße Sprödigkeit ihn Napoleon wieder in die Arme führen. Unsere deutschen Männer trauten ihm vollends gar nicht. Mit Recht warnte Stein schon im September 1812: wenn die verheißene Landung im Norden stattfinde, dürfe man weder dem Gascogner und seinen armen, raubsüchtigen Schweden noch Rußland das Schicksal Deutschlands überlassen. Dieses werde sich im Osten vergrößern wollen, jener werde Dänemark mit deutschen Provinzen für Norwegen zu entschädigen suchen. Wiederholt sprach Stein auch später seine Misstimmung darüber aus, daß Alexander dem Kronprinzen eine solche Einwirkung auf die großen Angelegenheiten einräume. Das schwedische Wesen, sagte er einmal, ist eine Seifenblase und wirkt gleich ihr. Aehnlich lauteten über Bernadotte die Urtheile von Gneisenau, Münster und den ihnen gleichgesinnten Männern, die dem diplomatischen Schauplatze näher standen. Die Unthätigkeit des Kronprinzen im Sommer und Herbst 1812 ward geradezu als Zweideutigkeit angesehen; daß er den Geldmangel und die Misernte in Schweden vorschützte und sich über die allerdings zähe Sparsamkeit Englands in Betreff der Subsidien beklagte, um sein Zögern zu entschuldigen, galt für leere Ausflucht, und zwar nicht nur in den Augen Steins und Gneisenaus, sondern auch des Czaren selbst, der dem Verdacht Raum gab, daß der Kronprinz, durch Napoleons glückliches Vordringen frappirt, erst den weiteren Gang der Ereignisse abwarten wolle, ehe er sich entschied.*)

Bemerkenswerth war es in jedem Falle, daß die schwedische Politik erst dann ein Lebenszeichen von sich gab, als die ersten ungünstigen Nachrichten über Napoleons Moskauer Expedition eintrafen. Nun erschien mit einem Male ein Manifest, das offene Feindseligkeit gegen Frankreich verkündete, und der französische Gesandte ward angewiesen, Stockholm zu verlassen. Wenn Bernadotte damit beabsichtigte, neue Pfänder für seine verdächtig gewordene Treue zu geben, so erreichte er wenigstens an einer Stelle, in London, seinen Zweck; die Sprödigkeit, sich mit Schweden näher einzulassen, Geld zu spenden, Norwegen zu garantiren, ließ etwas nach. Noch immer hatten freilich die britischen Staatsmänner die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Dänemark sich in Frieden mit Schweden auseinandersetzen und seine Truppen der gemeinsamen Unternehmung anschließen werde; in diesem Falle, meinte man, werde der Kronprinz wohl seine unmittelbare Forderung Norwegens verschieben und sich mit einem Versprechen für die Zukunft begnügen.**)

*) Außer den übrigen Berichten geht dies auch aus den panegyrischen Angaben bei Touchard-Lafosse deutlich hervor. S. II. 55 f. Daß der Kronprinz vor Allem über Norwegen Sicherheit haben wollte, bevor er etwas that, zeigt auch der Brief vom 17. October 1812 in den Lebensbildern III. 99 f.

**) Thorntons Depeschen vom 8. und 30. Dec. 1812 in Castlereagh letters and despatches VIII. 295, 283 ff. Die späteren Berichte vom Januar ebendas. S. 314 ff.

Indessen die eine wie die andere Hoffnung schlug fehl. Weder Dänemark ließ sich in der erwünschten Weise beiziehen, noch war Bernadotte geneigt, ohne bestimmte Unterpfänder in Thätigkeit zu treten. Die britische Politik kam zu der Ueberzeugung, daß es dem Kronprinzen jetzt Ernst sei, mit Frankreich zu brechen, aber daß es auch irgend eines Zugeständnisses bedürfe, um ihn zur Activität anzuspornen. So entschloß sich denn das Londoner Cabinet zum Nachgeben; seit Januar ward eifrig unterhandelt und am 3. März ein Bündniß zu Stockholm unterzeichnet, worin den Schweden für eine Landung von 30,000 Mann und für Begünstigungen des britischen Handels Subsidien bewilligt, Guadeloupe abgetreten und die Mitwirkung zugesichert ward zur Acquisition von Norwegen. Damit hoffte England die raschere Thätigkeit Schwedens im deutschen Norden gesichert zu haben. An das schwedische Heer sollten sich russische und preußische Truppen anschließen und sämmtlich dem Oberbefehl des Kronprinzen unterstellt sein; ein am 22. April zwischen Preußen und Schweden abgeschlossener Vertrag setzte das preußische Hülfscorps auf 27,000 Mann fest.

Es ist eine sehr peinliche Sache, neben dem gewaltigen Strome einer großartigen Volkserhebung, wie die ersten Monate des Jahres 1813 sie zeigen, diesen trüben diplomatischen Canälen nachgehen zu müssen; aber zum Verständniß der deutschen Dinge ist es unentbehrlich, sie zu kennen. Man würde einen guten Theil der Geschichte des denkwürdigen Jahres und seiner bedeutendsten Kämpfe nicht verstehen, wenn man die Antecedentien Bernadotte's, seine Absichten und seine Taktik übersähe. Er läßt sich, wie wir eben sahen, schon vor dem russischen Kriege Norwegen vom Czaren versprechen, hält sich aber daneben die Chance noch offen, sich mit Napoleon wieder zu verständigen, ja er treibt diesen Doppelsinn seiner Politik, während Napoleons glücklichem Vordringen nach Moskau, bis zu einem Punkte, der ihn schon Vielen als einen Abgefallenen erscheinen läßt. Wie dann die Lage sich ändert, geht er ein Paar Schritte vor gegen Napoleon, aber doch nur so weit, um die Sehnsucht Rußlands und Englands nach seiner thätigen Mitwirkung zu erhöhen. Es gelingt ihm auch, sich im Preis so hoch als möglich zu steigern und die Gewähr Englands für seine norwegischen Pläne ebenso zu erlangen, wie vorher die Rußlands. Der gleiche Grundgedanke, der den schwedischen Kronprinzen bis hierher geleitet hat, ist auch — das darf man nie vergessen — das bestimmende Motiv bei seinem künftigen Handeln in Deutschland; andere als norwegische Interessen hat er auch hier keinen Augenblick gekannt.

In dieser Politik ist keine Ader von dem großen, opferbereiten Geiste, der in demselben Augenblick unser Volk zum Kampfe trieb. Und nicht Bernadotte allein, auch der Czar, auch England sind von ähnlichem Calcul erfüllt. Der Czar läßt sich schon bei Zeiten die Weichselgränze garantiren, England vergißt seine Handelsvortheile nicht, beide zusammen verüben in einem Moment, wo sie die Freiheit der Welt und die Herstellung des alten

Rechts auf ihre Fahnen schreiben, durch die Verträge über Norwegen an einem freien Volke ein Stück von treuloser Gewaltthat, das an die Theilung Polens und an die schlechtesten Tage Bonaparte'scher Politik erinnert. Und wie nahe lag die Gefahr, daß nicht mit Deutschland im Moment seiner stolzesten Erhebung ein gleiches Spiel gespielt ward, wie mit Norwegen oder Dänemark! Es hing doch nur an einem Haar und man hätte den Ersatz für die schwedische Entschädigung in Deutschland gesucht, das heißt, die Gebiete an der Weser und Elbe, deren Raub durch Napoleon einer der letzten Anläſſe des großen Krieges gewesen, wären ihm wieder abgeraubt worden, um damit Dänemark für Norwegen zu entschädigen. Um dies zu erläutern, müssen wir einen Moment den Beziehungen zu Dänemark nachgehen.

Dänemark hatte, so lange Napoleon in der Blüthe seiner Macht stand, dem französischen Bündniß willig gedient. Ohne in den großen Krieg wirksam einzugreifen, hatte es doch Handlangerdienste gethan, die willkommen waren. Die Katastrophe Schills im Jahre 1809 war durch dänische Waffen herbeigeführt worden; der nach Helgoland abziehenden Heldenschaar des Braunschweiger Herzogs hatten die Dänen noch vom Weserufer aus ihre unwirksamen Kugeln nachgesendet. Zugleich hatte die dänische Krone nach dem Umsturz des deutschen Reiches durch Napoleon den Versuch gemacht, die Einverleibung Holsteins zu erschleichen.*) Als freilich die Katastrophe von Moskau erfolgte, dachte auch Dänemark an die Umkehr. Noch im December 1812 wurde in Petersburg wegen eines russischen Bündnisses angeklopft und im Januar 1813 erfolgten die ersten Schritte, um mit England wieder ein freundschaftliches Verhältniß einzuleiten.**) Von England ließ die Antwort ziemlich lange auf sich warten; dagegen kamen von anderer Seite Anträge, die zeigten, daß im Lager der Gegner Frankreich bereits über Dänemark verfügt war. Schweden erhob (Mitte Decbr.) das förmliche Verlangen, Norwegen abzutreten und sich dafür mit Schwedisch-Pommern entschädigen zu lassen. Rußland unterstützte dies Ansinnen und schlug den Dänen vor, vorerst durch sofortige Besetzung Lübecks, Hamburgs und Bremens sich schadlos zu halten. Nicht nur dies und Schwedisch-Pommern, sondern selbst Holland stellte der Czar freigebig in Aussicht, wenn sich die dänische Politik ungesäumt den Wünschen der Verbündeten füge. Man war überhaupt nach alter Weise nicht verlegen, auf deutsche Kosten recht reichlich zu entschädigen; Bernadotte meinte, auch Mecklenburg-Schwerin könne man hingeben, wenn nur er selber Norwegen bekäme!***)

*) S. Droysen und Samwer, die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Hamb. 1850 S. 11 f.

**) Ebendas. S. 42 Anm. S. auch die Denkschrift Rist's in der angeführten Hamb. Zeitschr. I. 69. Vgl. den Brief Friedrichs VI. ebendas. S. 166.

***) Thorntons Depesche in Castlereagh despatches VIII. 315. Vgl. Bignon XI. 373.

Zum Glück für Deutschland fehlte es der dänischen Politik an Raschheit des Entschlusses. Es war ihr damals sehr nahe gelegt, wenigstens Hamburg und Lübeck einstweilen als Pfänder in die Hand zu nehmen; nicht nur Rußland und Schweden ermunterten dazu, auch der in Hamburg commandirende französische General Carra St. Cyr, wie er einmal seine Stellung als unhaltbar erkannte, forderte die Dänen auf, die Stadt zu besetzen. Nach seinem Abzug und vor Tettenborns Ankunft konnte die Besetzung ohne Schwierigkeit stattfinden; man hätte sie vielleicht als eine Erlösung von den Franzosen mit Dank begrüßt. Es sind auch im Rathe der dänischen Staatsmänner alle diese Vortheile damals eifrig erwogen worden, aber es siegte jene Unschlüssigkeit, welche eine machtlose Neutralität gern für Selbständigkeit ausgibt.*)

Indessen waren aber die Dänen doch in peinlicher Ungewißheit über Norwegen; die Erklärungen Schwedens und Rußlands hatten alle Sorgen darüber erwecken müssen. Von England kam endlich gegen Ausgang März eine Antwort; sie sprach von Norwegen nichts, aber sie lautete kalt und abgemessen und enthielt die bedenkliche Aeußerung: der Weg zur Friedensunterhandlung gehe über Schweden.

Da erschien am 22. März, wie ein dänischer Diplomat sagt, „einem Schutzengel zu vergleichen“, Fürst Dolgorucky, aus dem Hauptquartier in Kalisch vom russischen Kaiser unmittelbar abgesandt, um den engeren Anschluß Dänemarks an die Verbündeten einzuleiten. Er brachte die Aufforderung an Dänemark, sich der Coalition anzuschließen, und versicherte auf die Frage wegen Norwegens, es seien darüber von Rußland keine bindenden Zusagen gegeben worden. Wie sich das dänische Cabinet gleichwol noch besann und eine Garantie aller dänischen Staaten verlangte, wurde das nicht unfreundlich aufgenommen und die Sache so hingestellt, als sei jene frühere Forderung Norwegens nur erhoben worden, weil die dänische Gesinnung damals höchst zweideutig erschienen sei. Schweden schwieg über Norwegen; aus Petersburg und aus Wien ward berichtet, das norwegische Verlangen sei beseitigt; zugleich bot der russische Abgesandte in Kopenhagen Alles auf, die Vortheile des Anschlusses an das große Bündniß recht einleuchtend hervorzuheben. Wurden doch die früher angebotenen Entschädigungen jetzt wie ein freiwilliger Lohn für die Theilnahme am Kriege wiederholt; die Hansestädte, selbst Holland als lockende Beute hingehalten. So gelang es die Bedenken der dänischen Staatsmänner zu überwinden; sie entschlossen sich, gegen die Garantie der Integrität dänischer Gebiete ein Hülfsheer zu den Russen stoßen zu lassen. Im Anfang April wurde Graf Karl Moltke abgesandt, um dem Czaren diese Vorschläge zu überbringen; zur nämlichen Zeit ging Graf Bernstorff nach London, um das Verhältniß mit England wiederherzustellen. Wenn Bernadotte damals in einer Unterredung mit dem dänischen Geschäfts-

*) S. Rist's Denkschrift a. a. O. 71. 72.

träger wenigstens auf die Abtretung von Drontheim zurückkam und als Ersatz wieder die Hansestädte und Mecklenburg vorschlug, so schien dies eben nur zu beweisen, daß zwar Schweden die alten Gelüste noch nicht habe fallen lassen, aber von den verbündeten Mächten der Gedanke an die Abtretung aufgegeben sei. Der Kaiser will uns Norwegen garantiren, schrieb damals (30. März) der Dänenkönig kurz nach Dolgoruckys Ankunft, und uns zum Frieden mit England verhelfen. So ward denn auch eben jetzt, zum Beweis, daß man in die russischen Intentionen bereitwillig eingehe, der Entschluß gefaßt, das von den Franzosen von Neuem bedrohte Hamburg zu „schützen." Mit der Versicherung, daß der König der Unabhängigkeit der Hansestädte nicht entgegen sei, ward am 10. April dem Fürsten Dolgorucky und dem dänischen Consul in Hamburg die Eröffnung gemacht, daß der dänische Monarch in Anbetracht der drohenden Gefahren sich entschlossen habe, Hamburg und Lübeck seine Protection zuzuwenden, indem er sie durch seine Truppen besetzen lasse.*)

Was sollte dies doppelte Spiel bedeuten? War doch von Rußland zu wiederholten Malen, von England erst neulich, am 3. März, dem schwedischen Kronprinzen Norwegen versprochen worden; warum lockte man jetzt Dänemark mit Verheißungen, die dem offen widersprachen? Schwerlich hat der russische Unterhändler seine Vollmachten überschritten; eher scheint es, daß ein neues Schwanken in dieser leidigen Sache eingetreten war. England zwar zeigte sich entschlossen, die Bernadotte'schen Wünsche zu erfüllen und empfing den dänischen Abgesandten, Bernstorff, mit der Frage, ob er ermächtigt sei, Norwegen abzutreten; wie er das verneinte, wurde jede weitere Verhandlung abgebrochen. Aber Alexander zeigte sich lauer und schien nicht abgeneigt, Dänemark auch ohne das Opfer Norwegens in den Bund aufzunehmen. Bernadotte säumte denn auch nicht, dem Czaren zu bedeuten, daß er sich aller Verbindlichkeiten für entledigt erachte, wenn man ihm die gegebenen Zusagen nicht halte; er fand Unterstützung bei England. Da wurde denn freilich die Sendung Dolgorucky's dem Urheber selber unbequem und er mochte es bereuen, Dänemark so weit entgegengekommen zu sein. Auch war es nichts weniger als erwünscht, daß die in Kopenhagen versprochenen Abtretungen in Norddeutschland ziemlich laut besprochen und selbst in der Presse erörtert wurden. Es schien doch nicht an der Zeit, die Hanseaten, die Mecklenburger und die Pommern, deren Begeisterung und Opferwilligkeit

*) „Daß die Schweden", schrieb König Friedrich VI. am 13. April, „an mehreren Stellen angreifen werden, ist möglich. Von Holstein halte ich doch den Angriff für abgewendet, da ich Rußland gelobt habe, Hamburg, Lübeck und Travemünde zu besetzen..... auch meine Truppen mit Rußland zusammenwirken zu lassen, sobald ich Frieden mit England erlangt habe."



man noch bedurfte, schon wissen zu lassen, daß sie vielleicht zur auswärtigen Entschädigung bestimmt waren.*)

Eine Zeit lang blieben die Dinge noch in der Schwebe. Wenn Dänemark es unterließ, die Hansestädte zum Schutz gegen die Franzosen zu besetzen, so geschah dies nur, weil man sich über die Bedingungen der Occupation mit Tettenborn nicht verständigen konnte; im Uebrigen schien das Verhältniß zu Rußland ganz ungetrübt und noch bis in die zweite Hälfte des April kamen freundliche Eröffnungen aus dem russischen Hauptquartier. Indessen ward aber Bernadotte dringender und England stand ihm zur Seite. Alexander mochte die Zweideutigkeit des Spiels ziemlich empfinden, indem er erst Schweden heimlich Norwegen versprochen und dann mit Dänemark eine Verhandlung über ein Bündniß gepflogen hatte, worin von jener Abtretung keine Rede war; er mußte eine der beiden Allianzen opfern und es neigte Alles dahin, daß dies die dänische war. Um aber vom Czaren den Schein einer Treulosigkeit abzuwenden, wurde die Schuld auf den Unterhändler geworfen. Am 3. Mai erhielt Dolgorucky plötzlich einen Erlaß, der in herben Worten sein Verfahren mißbilligte, die Verhandlung desavouirte und den Unterhändler abberief. In Dänemark war man, wohl mit Recht, überzeugt, daß der Gesandte in gutem Glauben gewesen war und behandelte ihn demgemäß auch in seiner Ungnade mit aller Auszeichnung.

So war denn die Stellung der scandinavischen Staaten zum großen Kriege entschieden; Schweden trat in das große Bündniß ein, Dänemark blieb aller Voraussicht nach mit dem französischen Kaiser und seinen Geschicken verflochten. Diese Wendung, so widerwärtig die einzelnen Vorgänge sind, war für Deutschland ohne Zweifel noch nicht die schlimmste; sie wehrte uns wenigstens die Vergrößerung Dänemarks an der Weser, Elbe und Trave ab. Aber daß Bernadotte's Hülfe doch nicht wohlfeil erkauft war, und daß sich Steins Wort, „das schwedische Wesen sei eine Seifenblase", in der That erfüllte, davon wird die folgende Geschichte bei mehr als einem bedeutenden Anlasse Zeugniß abzulegen haben.

Wir sind dem Gange dieser großen und kleinen Dinge ohne Unterbrechung gefolgt, um die Motive, die Kräfte und die Schwierigkeiten, mit denen wir in den Kampf eintraten, in einem zusammenhängenden Bilde darzulegen. Es ist Zeit, auch das Thun des Gegners ins Auge zu fassen.

Man wird, zumal bei Betrachtung der Schwierigkeiten in Deutschland selbst, wohl nicht versucht sein, seine Macht zu gering anzuschlagen. Noch waren seine Mittel gewaltig, sein Genie und seine Thatkraft ungebeugt, die russische Katastrophe hatte seine Macht und seinen Nimbus wohl schwer er-

*) Vgl. die Zeitschrift des Vereins für Hamburg. Gesch. 1854. I. 77 ff. 171 ff.

schüttert, aber nicht gebrochen. Noch blieb er ein furchtbarer Gegner, zumal der deutschen Zerrissenheit gegenüber, die sich auch in diesem glorreichsten Augenblick nicht verleugnet hat. Zwölf blutige Schlachttage, in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt und an Opfern reicher, als mancher große Weltkrieg, haben beredtes Zeugniß abgelegt, was auch nach dem Verhängniß von 1812 der Mann und seine Hülfsquellen noch bedeuteten.

Er hatte die Reste seiner Armee verlassen, weil die politische Lage in Deutschland und Frankreich das zu gebieten schien. Wäre ich bei der Armee geblieben, äußerte er gegen Marmont,*) so hätte ich mich am Niemen gehalten, Murat wird an die Weichsel zurückgehen; das ist der Unterschied in militärischer Hinsicht. Aber nach den Verlusten, die wir erfahren, und in meiner Stellung als Souverain, machte meine Anwesenheit bei der Armee in solcher Entfernung und diesen Umständen meine Situation bedenklich. Hier bin ich auf meinem Throne und werde bald in der Lage sein, neue Hülfsmittel zu schaffen und unsre Unglücksfälle gut zu machen.

Es war seine wohlberechnete Taktik, den Eindruck, den die Katastrophe auf ihn selbst gemacht, zu verbergen durch die Miene scheinbarer Unbeweglichkeit und ungetrübter Zuversicht. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt," sagte er in Warschau spottend seinem Gesandten de Pradt, als dieser in sprachlosem Erstaunen den flüchtigen Imperator in seinem unscheinbaren Absteigquartier aufsuchte. Wer hat nicht Unglücksfälle gehabt, fügte er hinzu; bei mir stehen sie nur im Verhältniß zu meinem Glücke, werden aber bald gut gemacht sein. Er rühmte seine Gesundheit, seine ungeschwächte Kraft und schien sich selbst mit einem gewissen Behagen in die neue Situation zu versetzen. Ich bin für außerordentliche Abenteuer geschaffen, sagte er, die umgestürzte Welt ist mein Element; aber ich werde sie wieder zu ordnen wissen. In Kurzem werde ich mit 300,000 Mann an der Weichsel stehen und die Russen züchtigen für Erfolge, die das Werk der Natur, nicht ihr Verdienst sind.

Das war die Tonart, die er anschlug, der eignen Gemahlin und den Vertrauten, wie den Staatsmännern und Behörden gegenüber. Nur die Kälte, so lautete die Fiction, hatte das Unheil verschuldet; in Kurzem werde Alles wieder gut gemacht sein.

Napoleons Rückkehr nach Paris, die der Botschaft des 29. Bulletins fast auf dem Fuße folgte, war das Erste, was den Eindruck der Hiobspost fühlbar minderte. Man mochte ihn im Stillen anklagen und verdammen, sein Wesen und Walten blieb doch immer von so imponirender Macht, daß sein persönliches Erscheinen allein jenes Gefühl der Sicherheit einigermaßen wiedergab, das durch die entsetzliche Niederlage bis auf's Tiefste erschüttert war. Die abenteuerliche Mallet'sche Verschwörung, so sehr sie die schwache Seite

*) Mémoires du duc de Raguse IV. 150. Vgl. Thiers XV. 127.

des Systems entblößte, ließ doch auch empfinden, was an dem einen Manne Alles hing. So erweckte denn auch sein Kommen die Franzosen aus der dumpfen Betäubung, die der Unglücksbotschaft gefolgt war; überall gab sich eine neue Spannung und Thätigkeit kund, deren Schöpfer und Leiter er war. Die Nation sollte über das vergangene Unheil gar nicht zur Besinnung kommen, sondern alles Denken und Thun sich nur dem neuen Kampfe zuwenden, der bevorstand. In diesem Sinne empfing er seine Minister, die Behörden, den Staatsrath, den Senat; seine Reden an sie betonten kaum die Niederlage, sie ermuthigten nur zum neuen Kriege. An seiner Haltung und seinem Tone war nicht zu erkennen, daß der rein menschliche Schmerz, der Millionen bewegte, auf seine Seele irgend einen tieferen Eindruck gemacht; er bewährte überall die kalte und stolze Fassung, wie in den Tagen seines Glückes. Auch das officielle Echo seines Willens, der Moniteur, hielt den Ton der Siegeszuversicht früherer Tage fest. Ich wünsche den Frieden, erklärte der Kaiser bei der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers, aber nie werde ich einen andern als einen ehrenvollen und dem Interesse so wie der Größe meines Reiches angemessenen Frieden schließen. Der Minister des Innern entrollte vor der gesetzgebenden Versammlung ein glänzendes Bild alles dessen, was unter dem Kaiserreich für das innere Wohl des Landes, für Cultur des Bodens, für Industrie, Canäle, Häfen, Straßen geschehen war, um zu beweisen, „wie unermeßlich die Hülfsquellen, wie fest gegründet das System des Reiches und wie hoch verdient eine Regierung sei, deren Arbeiten stets nur dem gewidmet wären, was groß und ruhmwürdig für Frankreich sei." Auch die Schmeichler, die unter dem ersten Eindruck der Niederlage verstummt waren, fanden die Sprache wieder; so reich wie in den Tagen des Sieges strömten die Ergebenheitsadressen von allen Seiten zusammen.

Gleichwohl täuschte sich Napoleon über den Ernst der Lage nicht. Wenn er in der Rede an den legislativen Körper die Energie seiner Völker und ihre ungeschwächte Liebe pries und „mit Genugthuung" verkündete, daß die Bewohner Italiens, des ehemaligen Hollands und der neu vereinigten Nordseegebiete wetteiferten mit den alten Franzosen, und wenn er im zuversichtlichsten Tone versicherte: „ich bin zufrieden mit dem Benehmen aller meiner Verbündeten" — so waren das nur die alten Künste, womit er so lange die Welt geblendet; er selber täuschte sich nicht mehr. Am Tage, wo er jene Rede sprach, am 14. Februar 1813, wußte er sehr genau, wie wenig Ursache er hatte, das Benehmen „aller seiner Verbündeten" zu preisen; er sah das Zaudern des österreichischen, das Schwanken des preußischen Cabinets, die wachsende Macht der Volksbewegung dort klar vor Augen; er wußte, welch eine mächtige, ungekannte Gährung die alte Völkerwelt Europas anfing zu erschüttern.

Es ist nicht zu verkennen, daß gerade diese neue Art des Kampfes tiefen Eindruck auf ihn machte. Der erwachte Geist der Nationen erweckte ihm

Grauen, wenn er gleich die Miene annahm, ihn zu verkennen und zu mißachten. Der Ideologie — rief er gleich nach seiner Rückkehr dem Staatsrath zu — muß man alles Unglück, das Frankreich betroffen hat, zuschreiben; ihre Lehren haben die Herrschaft der Blutmenschen herbeigeführt. Wer anders hat das Princip der Insurrection als einer Pflicht proclamirt? Die Agenten Englands, sagte er dem gesetzgebenden Körper, verbreiten bei allen Nachbarvölkern den Geist der Revolte gegen ihre Fürsten. England sucht das ganze Festland dem Bürgerkriege und der Anarchie preiszugeben. Nicht ein Land Europas, verkündete er bei einem andern Anlasse, wird von Frankreich abfallen; alle werden taub für die Intriguen Englands sein.

Aber während er dies sprach, ward er schon durch die Ereignisse Lügen gestraft. Im December hatte er noch hoffen können, daß Rußland erschöpft an der Weichsel bleiben, Oesterreich und Preußen sich nicht entscheiden würden. Er rechnete damals noch auf einen stattlichen Rest der großen Armee, der sich sammeln und reorganisiren konnte. Dann wäre ihm Zeit gegönnt gewesen, bis zum Frühjahr neue Kräfte zu sammeln und gestützt auf seine Festungen an der Oder und Weichsel die Russen weiter zurückzutreiben. Aber in sechs Wochen hatten sich die Verhältnisse gewaltig geändert. Die Reste seiner Macht, über alle Erwartung vermindert, waren bis an die Oder, Spree und Elbe zurückgeschoben, die Russen näherten sich, von Yorks und Bülows Truppen unterstützt, bereits der Mark, der preußische Hof entwand sich dem französischen Einfluß und begann die gebundene Kraft des Volkes zu entfesseln. Was eben jetzt, im Februar und März, dort geschah, kündigte einen Kampf an, dessen Gewalt Napoleon wohl ermaß, auch wenn er sich vor der Welt den Schein gab, ihn zu schmähen und zu mißachten.

Den stolzen Versicherungen zum Trotz, welche die unverminderte Erhaltung seiner ganzen Macht verkündigten, sah er die Zeit kommen, wo Opfer nicht mehr abzuwenden waren. Aber die fatalistische Consequenz des Systems wollte es so, daß diese Opfer nicht gebracht werden konnten, ohne die moralische Macht des Ganzen zu erschüttern. Er hat darüber selbst auf St. Helena ein bezeichnendes Bekenntniß abgelegt. Der Kaiser, hieß es dort, war zu den größten Opfern bereit, aber der Augenblick sie anzubieten schien ihm bedenklich. War gleich seine materielle Macht groß, so war doch seine auf die öffentliche Meinung gestützte Macht noch größer und glich einem Zauberwerk. Es galt, diese nicht zu verlieren. Ein falscher Schritt, ein übel angebrachtes Wort konnte für immer dies Blendwerk zerstören. Eine große Umsicht, ein scheinbar unerschütterliches Zutrauen in seine Kräfte waren ihm demnach vorgeschrieben; vor Allem mußte er die Dinge kommen sehen.

Die Dinge kamen rascher und ungewöhnlicher, als er es bei seiner Ankunft in Paris erwartet hatte. Mochte er damals noch glauben, er könne im Frühling mit einem neuen Heere durch das regungslose Deutschland, von Oesterreich und Preußen nicht verlassen, vielleicht wirksam unterstützt, den

russischen Krieg in einem raschen Feldzuge an der Weichsel beendigen, so hatte schon die That Yorks mit ihren nächsten Folgen diese Hoffnung vernichtet. Unter dem Eindruck dieser Botschaft wurde am 11. Januar eine Aushebung von 350,000 Mann beschlossen, und um diese Zahl zu erreichen, mußten nicht nur das erste Aufgebot der Nationalgarde und die noch nicht einberufenen Conscribirten der letzten vier Jahre beigezogen, sondern es mußte auch auf die Conscription des Jahres 1814 vorgegriffen werden. Die regelmäßigen Mittel reichten schon nicht mehr hin, das Bedürfniß zu decken. Die politische Lage ward aber mit jedem Tage schwankender. Die Freundschaftsbetheuerungen des in halber Gefangenschaft befindlichen Berliner Cabinets, die Desavonirung Yorks, Hatzfelds Mission, Hardenbergs fingirter Eifer für einen Bonaparte-Hohenzollernschen Familienbund konnten wohl einen St. Marsan und Augereau, aber nicht Napoleon über die wahre Lage täuschen. Wenn er Preußen traute, warum verbat er sich jede auch in das harmloseste Gewand gekleidete Sendung an Rußland? warum that er nicht irgend einen entgegenkommenden Schritt, um wenigstens dem Hofe und der Regierung den Abfall zu erschweren? Während er bei Oesterreich es wenigstens an Bemühungen nicht fehlen läßt, die Politik des Cabinets in den Bahnen der französischen Allianz zu erhalten, ist es bemerkenswerth, wie wenig er es sich angelegen sein läßt, das Gleiche bei Preußen zu thun. Es war schwerlich Geringschätzung der preußischen Macht (noch während des Krieges vom Jahre 1812 hatte er mehr als einmal unwillkürlich verrathen, daß er sie noch immer fürchte); es war das geringe Vertrauen, irgend eine dauerhafte Freundschaft zu gründen. Eine innere Stimme mußte ihm sagen, daß es zwischen diesem Volke und ihm keine Gemeinschaft mehr gab; seit 1806 hatte er namenlosen Haß gesäet, jetzt ging die Aussaat auf.

Seit des Königs Abreise, dem Aufruf vom 3. Februar und der nun begonnenen unvergleichlichen Rüstung des Volkes war für ihn kein Zweifel mehr, was bevorstand; er kannte den Feind, gegen den Preußen seinen letzten Mann und seinen letzten Thaler als Opfer stellte. Aber er läßt die „Dinge kommen"; die Ereignisse vom März, die Kriegserklärung, der Bund mit Rußland überraschen ihn nicht mehr; wie er dem preußischen Gesandten beim Abschied sagte: Lieber ein offener Feind, als ein Freund, der stets auf dem Punkte steht abzufallen.

Seine Antwort auf die Kriegserklärung Preußens war eine neue Aushebung von 180,000 Mann. Also über eine halbe Million Menschen war seit Januar zu den Waffen gerufen. Freilich ist von diesen ungeheuren Rüstungen nicht Alles so vollzogen worden, wie es auf dem Papier stand. Wir erinnern uns, schon im Jahr 1809 hatte das große Reich die Last eines doppelten Krieges, am Ebro und an der Donau, nur mit Anstrengung ertragen können. Seitdem hatte der spanische Kampf und die russische Katastrophe Hunderttausende verschlungen; die Kräfte der Nation waren erschöpft,

die mannbare Jugend aufgezehrt, man mußte mit unreifem Stoff die Lücken ausfüllen. Die alte freudige Kriegslust war dahin; die Conscription ward jetzt als verhaßte Geisel empfunden und von den Hunderttausenden, die im Frühjahr 1813 zu den Fahnen gerufen wurden, hat sich ein guter Theil durch die Flucht dem Rufe entzogen.*) Auch was sich zu den Fahnen fand, war dem alten Material nicht mehr zu vergleichen; diese jungen Truppen schlugen sich zwar unter der Leitung des Kaisers mit heroischem Muthe, aber sie waren durch die Strapazen übertriebener Märsche und durch mangelhafte Verpflegung rasch aufgebraucht. Einzelne Waffengattungen waren so rasch gar nicht herzustellen. Das Geschütz mußte erst mit Anstrengung ergänzt, die Reiterei neu gebildet werden. Zur Reiterei fehlte es an Pferden, an geübten Soldaten und an der tüchtigen Schule von Officieren und Unterofficieren, die eine neue Cavallerie heranziehen konnten.**) Und welche Geldmittel waren nöthig, um eine ganz neue Heeresrüstung zu schaffen! Was vorhanden war, reichte dazu nicht entfernt hin. Um die Milliarde, die dazu nöthig, aufzubringen, bedurfte es der gewaltsamsten Mittel, die der nationalen Wohlfahrt gleich schmerzliche Wunden schlugen, wie die immer neuen Aushebungen an Menschen.

Was aber mit diesem unvollkommenen Material möglich war, hat Napoleon geleistet. Sein rastloses Thun, sein Drängen, seine Eile steht in bemerkenswerthem Gegensatz zu den Bedenken, dem Zaudern seiner Feinde. Während sie in langen Erwägungen die kostbarsten Momente verlieren, concentrirt sich alle seine Thätigkeit auf die rasche Eröffnung des Kampfes. Indessen sie die wichtigen Gebiete zwischen Elbe und Weser dem abenteuerlichen Streifzuge einer leichten Reiterschaar überlassen, läßt er Vandamme am Niederrhein ein Armeecorps bilden, um die Abgefallenen zu züchtigen. Während die Gegner sich noch besinnen, wie sie gegen die Rheinbundsfürsten verfahren sollen, zwingt er sie zu neuen Opfern und sichert sich ihre Treue, indem er aus ihren Landen das große Uebungslager seiner neuen Heere macht. Bei Frankfurt bilden Souham, Bessières und Marmont frische Streitkräfte, bei Würzburg Ney und Oudinot, an die sich auch die Contingente Württembergs, Badens und Hessens anschließen sollen. Die Baiern sammeln auf seinen Befehl bei Bamberg eine neue Rüstung. Am Niederrhein macht Vandamme sich marschfertig, aus Oberitalien rückt Bertrand mit einem neuen Armeecorps nach Deutschland vor. Die alte und junge Garde wird neu organisirt, aus dem Innern Frankreichs und aus Spanien 150 Stämme zu Bataillonen genommen, an die sich die neuen Truppen anzuschließen haben, von der Flotte werden Matrosen und Seesoldaten herbeigeholt, um die Lücken zu decken. In der Raschheit und Vielseitigkeit dieses Thuns bewährt sich

*) Ueber die Auftritte, die selbst in Paris stattfanden, s. Thiers XV. 197 f.

**) S. Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen S. 9. 12 ff.

seine ganze Virtuosität; er sammelt Truppen, läßt sie unbewaffnet über den Rhein schaffen, auf dem Marsch und an den Ruhepunkten ihnen die Waffen austheilen und sie schnell einüben. Das Alles ist seit Anfang des Jahres in vollem Zuge; als er die ersten Anzeichen von Preußens drohendem Abfall erhielt, bildeten sich am Main schon neue Streitkräfte; als der Krieg erklärt wird, waren schon ansehnliche Massen auf dem Marsch nach Mitteldeutschland begriffen. Alles wurde mit Meisterschaft darauf angelegt, daß er zuerst und mit Ueberlegenheit auf dem Kampfplatze erschien.

Mit dieser Schnelligkeit und schöpferischen Kraft verglichen macht das Thun der Gegner den Eindruck zögernder Langsamkeit. In dem Augenblick, wo der französische Kaiser die schwache Aufstellung Eugens an der Elbe verstärkte und von Dresden an bis zur Mündung eine Macht von 60—70,000 Mann vereinigte, stand die freilich sehr verminderte Heereskraft der Russen Wochen lang an der polnisch-schlesischen Grenze. Als Kutusow endlich (7. April) von Kalisch aufbrach, hatte Napoleon bereits Armeen nach Deutschland geworfen; als der russische Feldherr die Elbe erreichte (24. April), brach auch der Gegner schon von Mainz auf, um den Verbündeten überlegene Massen entgegenzuführen. Wohl bereitete sich in Preußen eine colossale Rüstung vor, aber sie war noch nicht vollendet; es bedurfte wahrscheinlich noch Monate, bis die gesammte Kraft des Volkes in voller kriegerischer Entwicklung war. Die Russen waren vorerst schwächer, als die Bescheidensten erwartet hatten. Das „Hauptheer" unter Kutusow zählte 17,000 Mann; Miloradowitsch, der jetzt vor Glogau von schlesischen Reservebataillonen abgelöst ward, 11,500; bei Blüchers Corps in Schlesien befanden sich neben 26,000 Mann Preußen 10,000 Russen unter Wintzingerode; Wittgensteins Heer zählte gleichfalls nur 10,000 Russen, während York, Bülow und Borstell, 28,000 Mann Preußen stark, den Hauptkern bildeten. Ohne Barclay's mäßige Streitkraft, die erst nach dem Fall von Thorn verfügbar war, und ohne die leichten Streifcorps an der untern Elbe war also vorerst nur eine Heeresmacht von etwas über 100,000 Mann in Bewegung; dazu stellte Preußen die stärkere, Rußland die kleinere Hälfte. Auf etwa 48,000 Mann reducirte sich für jetzt die Leistung des stolzen moskowitischen Verbündeten.

Gleichwohl machten die Russen ein Uebergewicht geltend, wie es zu ihren wirklichen Leistungen außer Verhältniß stand. Schon die russische Organisation der Truppen begünstigte das. Viele russische Regimenter bestanden jetzt nur aus einem oder zwei Bataillonen; bei jedem Infanteriecorps war eine Abtheilung Reiterei und einige Batterien. Bei diesen beiden Waffengattungen hatte ein General oft nur wenige hundert Mann unter sich; überhaupt war es die Eigenthümlichkeit der damaligen russischen Heeresbildung, kleine Truppenkörper, aber eine Menge von Führern mit Generalsrang zu

haben. Gerade umgekehrt war es bei den Preußen. Aus Gründen der Sparsamkeit hatte der Chef eines Regiments, das aus drei Bataillonen zu 800 Mann bestand, in der Regel nur Majorsrang; ja selbst eine Brigade, die zwei Infanterieregimenter, ein Grenadierbataillon, 2 Reiterregimenter und eine Abtheilung Artillerie enthielt, wurde nicht immer von einem General, sondern von einem Obersten commandirt.*) Dieses Verhältniß machte es möglich, daß sich die Russen überall vordrängten und die Führer ganz kleiner Truppencorps, vermöge ihres höheren Ranges, auch den Oberbefehl über die Preußen an sich nahmen, wo ungewöhnlich starke Truppenkörper von Officieren mit bescheidenen Titeln befehligt wurden. Auf preußischer Seite waren unstreitig die fähigereren Führer, aber auf russischer der größere Anspruch. Trotz ihrer geringen Truppenzahl fühlten sich die Russen überall als die große Weltmacht und schätzten Preußen, im Anfang wenigstens, nicht nach seiner Rüstung, sondern nach seinem Umfang. Sie nahmen wohl die Miene von Beschützern an, deren Großmuth für Preußen einen Krieg führte, der Rußland selbst nichts anging. Darin waren überall die Reminiscenzen von 1806—7 zu spüren; ja es klang auch wohl hie und da in der allerersten Zeit die Geringschätzung preußischer Bravour durch, wie in den Tagen nach Jena und Auerstädt. Die glorreichen Kämpfe, die folgten, haben dies freilich bald ausgeglichen. Aber das Uebergewicht der russischen Leitung dauerte bis zum Waffenstillstand und ward durch manch schweres Opfer gebüßt. Erst wie die Preußen die Führung in die Hand nahmen, kam die Zeit der großen und entscheidenden Erfolge.

Für jetzt war nicht daran zu denken, daß einem preußischen Führer ein leitender Einfluß eingeräumt ward, obwol die Kutusow, Wittgenstein, Barclay mit Blücher, York, Bülow, Scharnhorst, Gneisenau nicht verglichen werden konnten. Die Preußen mußten sich damit begnügen, ihre besten Talente, wenigstens so gut es ging, zu verwenden. Das einzige Hauptquartier Blüchers, dem Scharnhorst, Gneisenau und Müffling im Generalstabe zur Seite standen, enthielt mehr Intelligenz und Thatkraft, als die ganze russische Führung in den drei Kriegsjahren aufgeboten hat. Es war ein unübertrefflich glücklicher Griff Scharnhorsts, daß er die Wahl auf Blücher zu lenken wußte; aber erst nach dem Waffenstillstande gelang es, dem General die selbständige Stellung zu erringen, in der er seine wahre Virtuosität entfalten konnte. Für jetzt war er dem russischen Oberbefehl unterworfen und mußte von dessen Mißgriffen die Folgen mittragen.

War Napoleon vorerst noch der Stärkere durch seine Raschheit, durch die Einheit der Leitung, wie durch die größere Zahl, so waren dagegen in der Qualität der Truppen seine Gegner ihm überlegen. Was er in's Feld führte, war das letzte Aufgebot meist ganz neuer Truppen, aus der Nation

*) S. Friccius I. 135.

mühsam zusammengebracht, zum Theil noch unreife Jugend, die das Genie des Führers wohl rasch ausbilden, zu äußerster Anstrengung begeistern und zum Siege führen konnte, die aber in ihrer künstlichen Frühreife um so rascher aufgebraucht wurden von den Mühen des Kampfes. Dagegen stellten die Russen lauter gediente Truppen in's Feld, die Preußen theils schon im Kampf erprobte, theils seit Jahren eingeübte Mannschaft, die den Kern der Nation enthielt, die Blüthe der Jugend, wie die reife Kraft des Mannesalters, Alle von einer großen Idee des vaterländischen Kampfes begeistert, Officiere und Soldaten aus einem Gusse — eine Heeresrüstung, wie sie edler und herrlicher niemals ins Feld geführt worden ist.

Was hätte mit diesen Kräften erreicht werden können, wenn sie, wie es thunlich war, statt gegen Ende März einen Monat früher sich gegen die Elbe in Bewegung setzten! Ein erfahrener Militär meint: wenn die Hauptmacht der Russen auch erst Mitte December von Wilna sich gegen Insterburg in Bewegung gesetzt und mit den Preußen rasch vereinigt über Plozk nach Dresden vorgedrungen wäre, so konnte bis Ende März der Rhein und somit auch der Rheinbund gewonnen sein.*) Die größte Schuld daran, daß dieser durchschlagende Erfolg verloren ging, hatte die Schwäche und das Zaudern der Russen; die Bedenken des preußischen Cabinets, wie die Taktik Oesterreichs waren zum guten Theil nur die Folgen davon. Kutusow hatte jeden Anlaß begierig ergriffen, Erholungsquartiere für seine Truppen zu suchen; noch zur Zeit der Kalischer Verhandlung gab er für den Fall des preußischen Anschlusses an Wittgenstein die Weisung, daß, sobald die Preußen vorrückten, auch die Hauptarmee aufbrechen solle; „sie soll sowol für Sie, als für die Preußen als Reserve dienen." Als König Friedrich Wilhelm durch Natzmer den ersten Antrag eines Bündnisses bringen ließ, stellte er die Bedingung, daß die Russen unverweilt über die Weichsel und Oder vorrückten; der Czar hatte das damals zugesagt. Jetzt wandten sich die Dinge so, daß die Russen ihr Vorgehen von dem thätigen Auftreten Preußens abhängig machten. In Kutusows Hauptquartier blieb immer die Rücksicht auf die russische Armee, ihre Verpflegung, ihre Ruhe, ihre Ergänzungen der Hauptgesichtspunkt; alle die großen sittlichen Factoren des Kampfes, die Lage Preußens, die Rücksicht auf Deutschland und seine nationale Erhebung wurden dort entweder nicht berücksichtigt oder nicht verstanden. Dagegen war man um so rühriger, die eigenen Hülfsquellen ins Fabelhafte zu übertreiben und über die Stärke, die man ins Feld stellte, selbst officielle Berechnungen auszugeben, die auch ein mäßiger Scharfblick als Fiction erkennen mußte.**)

Scharnhorsts Vorschlag, den er nach Kalisch brachte, ging dahin: gleich im Frühjahr nach der Elbe und durch Sachsen so weit gegen den Rhein vor-

*) Hofmann, Feldzug von 1813 S. 28.

**) S. Toll, Denkwürdigkeiten II. 401. 402 ff. 404 f.

zugehen, als Napoleon es sich gefallen lassen mußte. Dabei rechnete er darauf, daß alle Deutschen sich erheben würden, sobald Napoleon die Fürsten nicht mehr zwingen könnte, seine Vasallen zu sein. Kaiser Alexander ließ sich in Kalisch für diesen Plan gewinnen und gab Zusagen, daß alsbald die Bewegung nach der Elbe beginnen sollte; allein nach Scharnhorsts Entfernung blieb Kutusow wieder dabei, daß „die Hauptarmee einstweilen noch als allgemeine Reserve bei Kalisch stehen bleiben sollte." Bis in die erste Woche des April verweilte er dort in aller Ruhe. Es scheint in der That, als sei die alle Erwartung übertreffende Schwäche der russischen Macht, vielleicht auch die Sorge vor russenfeindlichen Regungen in Polen der Hauptgrund dieses Verfahrens gewesen und als hätten die Russen nur eben gethan, wozu die Umstände sie zwangen. Gewiß ist freilich, daß auch bei günstigeren Verhältnissen Kutusows Ansicht und Wille allem dem widerstrebte, was auf deutscher Seite als Zweck und Mittel des großen Krieges betrachtet ward.*)

Jetzt begann erst (gegen Ende März) die Bewegung nach der Elbe, wo der Vicekönig von Italien, auf Magdeburg gestützt, den Strom deckte, bis Napoleon selbst herankam. Von Polen und Schlesien rückten Kutusow und Blücher nach der sächsischen Hauptstadt heran; aus der Mark Wittgenstein, um die Elbe zu überschreiten und nach Sachsen vorzudringen.**) Die Franzosen hatten die Flußübergänge; Wittenberg und Magdeburg waren in ihren Händen. Es ließ sich erwarten, daß sie das feindliche Heer nicht ruhig würden den Strom passiren lassen. In der That kam es nicht weit von der Elbe, bei Möckern, zum heftigen Zusammenstoß, dem ersten, womit auf diesem Kriegsschauplatz der große Kampf eröffnet worden ist.

Der Vicekönig ging von Magdeburg mit den Corps von Grenier und Lauriston am 2. April auf das rechte Ufer der Elbe. Er nahm eine Stellung zwischen Burg und Gommern, welche die Straße von Magdeburg nach Möckern durchschnitt; der Mittelpunkt seiner Linie war an dieser Straße bei Königsborn und Nedlitz. Seine Aufstellung war in der Front durch die Ehle gedeckt, ein Flüßchen, das weder breit noch tief ist, aber durch seine morastigen Ufer den Uebergang erschwert. Auch die ganze Umgebung ist mit vielen Gräben durchschnitten.***) Die Franzosen zählten 37,000 Mann, von Wittgensteins Corps waren etwas über 20,000 Mann herangekommen, nämlich

*) S. Müffling, Aus meinem Leben S. 31. 32. Toll S. 411. 412. Ueber die russische Schwäche s. Clausewitz VII. 266. 267.

**) Wie man im Hauptquartier über Wittgensteins Bewegungen unzufrieden war und es offen aussprach, daß eine Vorwärtsbewegung des Hauptheeres nutzlos sei, s. bei Toll II. 423. 424. Ebenda ist auch eine Denkschrift Tolls vom 9. April mitgetheilt, woraus hervorgeht, welch wunderliche Nachrichten und Vorstellungen über die Operationen des Feindes dort curſirten.

***) S. preuß. Militärwochenblatt 1833 S. 4975, wo sich eine ausführliche Beschreibung des Gefechts bei Danigkow findet.

nahezu 6000 unter York, ungefähr die gleiche Zahl von Bülows und Borstells Truppen und 8000 Russen unter Berg.*) Wittgenstein traf rasch die Anstalten zum Angriff, als er am Morgen des 5. April erfuhr, der Feind wolle sich gegen Magdeburg zurückziehen. Bülow und Borstell sollten gegen Zehdenik, York gegen Gommern, Berg in gleicher Richtung zu Yorks Unterstützung aufbrechen.

Yorks Avantgarde — zwei Bataillone des ersten ostpreußischen Regiments, zwei Schwadronen von den Leibhusaren, das zweite Dragonerregiment, 1 Pulk Kosaken und eine reitende Batterie — war bereits am Abend zuvor gegen Leitzkau vorgerückt; sie führte jetzt um Mittag (5. April) General Hünerbein auf der Straße gegen Gommern vor. Bei Danigkow entspann sich das Gefecht; die französische Cavallerie und die Tirailleurs wurden geworfen, aber im Dorfe fanden die Preußen hartnäckigeren Widerstand. Zweimal griffen sie die große Straße und Brücke erfolglos an; erst eine dritte Attake, energisch mit dem Bajonnet auf die Brücke unternommen, während die Tirailleurs durch die Ehle wateten, überwältigte den Feind, der sich nach preußischem Zeugniß mit vieler Bravour schlug. Das Gefecht hatte vier Stunden gedauert, bis der Feind zum Weichen kam; jetzt langte auch York mit dem Gros seiner Truppen an und besetzte das eroberte Dorf mit frischen Bataillonen.

Indessen war nicht weniger heftig eine Strecke nordwärts bei Vehlitz gefochten worden.**) General Borstell, dessen Colonne aus dem pommerschen Grenadierbataillon, zwei Bataillonen des ersten pommerschen Regiments, den Füsilieren des vierten ostpreußischen, dem Regiment Königin-Dragoner und anderthalb Batterien bestand, war in den Nachmittagsstunden von Zeppernik aufgebrochen, um auf die linke Flanke und den Rücken der französischen Aufstellung, die York angriff, zu operiren. Die Kanonade, die immer stärker zu seiner Linken von Danigkow her ertönte, beschleunigte seinen Marsch; er sandte die Dragoner und einen Theil des Geschützes im Trab gegen Vehlitz vor. Das Dorf war vom Feinde stark besetzt und wurde, als Borstells Reiter und Geschütze ankamen, eben von der russischen Reservedivision Bergs lebhaft beschossen. Die Kanonade hatte eine Zeit lang gedauert, bis die Infanterie herankam und von York der Befehl eintraf, anzugreifen. Borstell richtete die ostpreußischen Füsiliere und die pommerschen Grenadiere gegen die linke Seite des Dorfes, zwei Bataillone von dem pommerschen Regiment gegen die rechte. Berg diente als Reserve und unterstützte den Angriff zur Linken, eine Reiterabtheilung unterhielt gegen Zehdenik hin die Verbindung mit Bülow. Der Angriff war schwierig; die Ehle ist hier 4 — 5 Fuß tief und zwanzig breit, die einzige Brücke bei Vehlitz lag im Bereich der feindlichen

*) S. Prittwitz, Beiträge I. 337.

**) S. außer dem Militärwochenbl. 1833 S. 4978 ff. Mach, Gesch. des k. pr. zweiten Infanterieregiments 1843 S. 230 ff.

Geschütze, das Terrain ringsum war sumpfig und durchschnitten, nur ein Damm in der Nähe des Dorfes konnte mit Geschütz befahren werden. Die ostpreußischen Füsiliere gingen aber, trotz des mörderischen Feuers der Feinde, muthig durch den Fluß; ein Theil drang mit dem Bajonnet auf vier feindliche Kanonen ein, von denen rasch zwei auf eine sinnreiche Weise vernagelt wurden, indem die Füsiliere ihre Bajonnete in die Zündlöcher stießen und abbrachen. Das zweite pommersche Bataillon ging indessen in ganzer Fronte durch den Fluß; kaum jenseits angelangt, ward es von einem Schwarm Reiter empfangen, der 800—1000 Mann stark in vollem Rennen auf die preußische Flanke anstürmte. Die braven Pommern formirten sich augenblicklich in ein Viereck, ließen die Reiter herankommen und begrüßten sie auf eine Entfernung von vierzig bis funfzig Schritt mit einer wohlgezielten Salve. Die preußischen Dragoner und die Russen zersprengten dann vollends die feindliche Reiterschaar. Das Dorf ward vom Feinde in voller Flucht verlassen. Jetzt hatte auch das erste pommersche Bataillon den Fluß durchwatet, war in das Dorf vorgedrungen und setzte sich gegen den nahen Windmühleberg in Bewegung, der vom Feinde noch stark besetzt war. Zugleich drängten die Füsiliere, die links vom Dorfe den Fluß durchschritten, nach dieser Höhe; ein letzter hartnäckiger Kampf zwang den Feind auch hier zum Weichen.

Indessen hatte auch Bülow bei Zehdenik ein ruhmvolles Gefecht geliefert. Er war mit 5 Bataillonen, 8 Schwadronen und 3 Batterien am frühen Morgen aufgebrochen und hatte den General von Oppen mit dem Leibhusarenregiment bis Hohenziaz vorgeschoben. Oppen war nach alter Rittersitte von seinem Landgute Siede bei Berlinchen zu Pferde aufgebrochen und kam mit einem halbmilitärischen Ueberrocke und einer Mütze bekleidet, einen breiten Säbel umgeschnallt am 20. März in Bülows Lager. Der hieß ihn als alten Bekannten herzlich willkommen. „Da haben wir einen bekommen," sagte er nachher zu seiner Umgebung, „der das Einhauen liebt und alle Tage einhauen wird."*) Er sollte jetzt eine Probe davon liefern. Er war gegen Möckern und Zehdenik vorgegangen und stieß hier auf eine ansehnliche feindliche Colonne, die 3 Bataillone und 1200 Pferde nebst einer Batterie stark hinter einem breiten Graben aufgestellt war. Oppen sandte an Bülow, er möge ihm das Dragonerregiment, das aus dem litthauischen und zweiten westpreußischen combinirt war, zur Unterstützung senden. Mittlerweile hielten die Husaren mit großer Kaltblütigkeit das feindliche Feuer aus. Die Sonne war eben am Untergehen, als die Verstärkung eintraf. In vollem Trabe ging Major von Platen, der „tolle" Platen, mit den Dragonern zum Angriff, die Husaren folgten, nur eine Schwadron blieb zur Deckung der Geschütze zurück. Der Feind, im Vertrauen auf den breiten Graben, wartete den Angriff ab; Platen setzte aber rasch hinüber mit dem Rufe: „das Regi-

*) Prittwitz I. 294. Vgl. 343.

ment mir folgen", die andern folgten, wie es eben gehen wollte. Nach kurzem Handgemenge wurde die feindliche Cavallerie zersprengt, viele niedergehauen, ungefähr 100 Mann gefangen.*)

Wir durften uns wohl gestatten, den Verlauf dieses Treffens etwas ausführlicher, als es im Plane unserer Darstellung liegt, zu erzählen. Es war, neben dem Gefechte von Lüneburg, das drei Tage vorher Dörnberg gewonnen, die erste namhafte Waffenthat des großen Krieges von 1813. Das neue preußische Heer hatte hier seine erste glorreiche Bluttaufe empfangen. Fast nur die Preußen nahmen an dem Kampfe Theil; ihre stürmische Bravour warf an drei Stellen einen überlegenen Feind zurück, nahm ihm Trophäen und gegen tausend Gefangene ab und zwang ihn zum Rückzug über die Elbe. Auf allen Seiten machte diese erste Begegnung tiefen Eindruck. Die Franzosen waren betroffen von dieser überwältigenden Energie der Gegner, den Russen imponirte sie, in Preußen selbst und den benachbarten westfälischen Gebieten erhoben sich die patriotischen Hoffnungen an diesem ersten glänzenden Probestück.

Unmittelbar große Vortheile aus dem Erfolg bei Möckern zu ziehen, gestattete die ganze Lage nicht. Noch lagen Spandau, Magdeburg, Wittenberg und Torgau im Rücken; die Masse der Streitkräfte, die von Osten her erwartet wurden, stand entweder noch mit Kutusow bei Kalisch oder war durch dessen Saumseligkeit an rascherem Vordringen gehindert. Selbst wenn Blücher mit seinem Corps schneller herankam und sich mit Wittgenstein vereinigte, war es nicht rathsam, ohne die Ankunft der übrigen Streitkräfte zu Angriffsoperationen zu schreiten.**) Es war für die Verhältnisse Kühnheit genug, daß Wittgenstein, während Bülow und Borstell bei Magdeburg, Kleist vor Wittenberg blieb, mit Yorks und Bergs Truppen bei Roslau die Elbe überschritt (8. bis 10. April) und bei Köthen und Dessau eine Stellung nahm.

Es war dabei freilich mehr auf moralische Erfolge, als auf weitere Unternehmungen abgesehen. So lange das russische Hauptheer noch nicht einmal Dresden erreicht hatte, durfte eine Armee von 30,000 Mann, die im Rücken mehrere Festungen und sich gegenüber einen überlegenen Feind hatte, nicht allzuviel auf eigene Hand wagen. Aber vielleicht war auf die Volksstimmung in Sachsen und Westfalen zu wirken und die schwankenden Zustände dort zu einer klaren Entscheidung zu bringen. Möglich auch, daß die sächsische Armee in Torgau sich bei der Annäherung des verbündeten Heeres für die deutsche Sache erhob, oder das jüngst erst rasch befestigte und von den Franzosen besetzte Wittenberg unter dem Eindruck der letzten Erfolge

*) S. außer dem oben angeführten Militärwochenbl. 1846 S. 132 und 1847 S. 3—4.

**) S. die Bemerkungen von Clausewitz VII. 263 f.

seine Thore öffnete. Diese Umstände wurden mit in Betrachtung gezogen, als jetzt Kleist mit 5000 Mann Preußen und 2000 Russen, also mit sehr mäßigen Kräften, einen Angriff auf Wittenberg machte (17. April); er fand heftigeren Widerstand, als er erwartet, und der Versuch ward abgeschlagen. Dagegen lieferte der Festungskrieg auf den weiter rückwärts liegenden Gebieten manch erwünschten Zuwachs. Am 4. April waren Czenstochau und Thorn gefallen; damit wurden Sackens und Barclays Truppen für die späteren Kämpfe verwendbar. Am 27. April fiel auch Spandau und machte Thümens Brigade frei. Schon vorher war eine russische Colonne unter Woronzof, die vor Küstrin abgelöst worden, an der Elbe angelangt, eine andere traf bei Wittenberg ein. So konnte Wittgenstein wenigstens die Corps von Bülow und Kleist auf das linke Ufer der Elbe an sich heranziehen. In der Stärke von ungefähr 30,000 Mann stand er in den letzten Tagen des April auf der Linie von Köthen nach Halle und Leipzig und sah der Vereinigung mit Blücher entgegen.

An der obern Elbe hätten die Verbündeten mit größerer Raschheit im März leicht Meister werden können, aber Kutusows Zaudern gab dem Feinde Zeit, die dringendste Gefahr abzuwenden. In der zweiten Woche des März standen nur etwa 5000 Mann bei Dresden vereinigt, mit denen General Reynier aus der Lausitz nach der Elbe zurückgewichen war. Es waren gemischte Truppen, meistens Sachsen, Baiern und Würzburger, deren Sympathie für den Bonaparte'schen Dienst wenigstens zum Theil erschüttert war. Auch in der Bevölkerung regte sich der Widerwille gegen die fremden Gebieter; als Reynier Anstalten traf, einen Pfeiler der Elbbrücke zu unterminiren, entstand in der sächsischen Hauptstadt eine kleine Emeute; das Volk unterbrach die Arbeiten, insultirte französische Officiere und drängte in Masse mit dem Rufe „die Franzosen fort!" vor Reyniers Wohnung.*) Der General hatte die Mittel nicht, solche Ausbrüche mit der rechten Strenge zu unterdrücken und zu strafen. Erst wie Davoust am 13. März mit Verstärkungen eintraf, welche die Dresdener Besatzung auf 12,000 Mann brachten, kehrte Alles ins gewohnte Geleis zurück. Einzelne Anwandlungen eines Widerstandes schüchterte der Marschall durch Martialgesetze ein, für deren rücksichtslose Vollziehung schon Davousts Name Bürge war. Jetzt endlich näherte sich die Vorhut der östlichen Streitkräfte, etwa zehntausend Mann, meistens Reiterei, die Wintzingerode führte; am 18. März streiften die ersten Kosaken am rechten Ufer der Elbe. Davoust war vom Vicekönig angewiesen, Dresden gegen überlegene Streitkräfte nicht zu vertheidigen, nur die Flußübergänge zu zerstören. Ohne Säumen ließ daher der Marschall, als die Ankunft des Feindes sich ankündigte, am andern Tage zwei Bogen der Elbbrücke sprengen, ohne daß der stille Groll der Bevölkerung es diesmal gewagt hätte, dem

*) S. Aster, Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden. 1844. S. 21 f.

harten Gebote sich entgegenzusetzen. Am 20. März verließ er die Stadt mit dem größten Theil der Truppen, zerstörte auch bei Meißen die Brücke, zog die dort aufgestellten Reste der Baiern an sich und brach nach der niedern Elbe auf. Nur einige tausend Mann Rheinbundstruppen unter General Durutte waren in Dresden zurückgeblieben; es gelang ihnen, von Wintzingerode einen Waffenstillstand und ungestörten Abzug zu erhalten. Am 26. März räumten sie Dresden; am andern Tage rückten die ersten Kosaken ein.

Während Wintzingerode weiter westlich zog, näherte sich Blücher mit dem schlesischen Heere; am 30. März begann dasselbe seinen Einzug in die sächsische Hauptstadt. Noch stand im verbündeten Lager die Hoffnung fest, daß es gelingen werde, Sachsen friedlich zu sich herüberzuziehen; in Blücher's Ansprachen, wie in seinen Handlungen prägte sich die Hoffnung freundlichen Einverständnisses aus. Er forderte das sächsische Volk auf, sich gegen den fremden Unterdrücker zu erheben, und erklärte einstweilen für den König, der in fremder Gewalt und der Freiheit des Entschlusses beraubt sei, das Land in Verwaltung zu nehmen; seine eignen Truppen ermahnte er, das sächsische Volk freundlich und wie künftige Bundesgenossen zu behandeln, in der Hoffnung, daß man die billigen Bedürfnisse der Armee befriedigen werde. Um der Volksbewegung freieren Spielraum zu geben, entfesselte Blücher zugleich die Presse und drängte die leitenden Behörden, der gemeinsamen Sache sich ohne Rückhalt anzuschließen. Aber die Herren, welche die vom König zurückgelassene Immediat-Commission bildeten, waren nicht so leicht zu erwärmen; ihnen hieß Blüchers Aufruf revolutionär, sie fanden die angesonnenen Forderungen für die Unterhaltung des Heeres unbillig, sie klagten über Eroberungsabsichten, als Preußen sich damals allerdings ohne Noth beeilte, den 1807 abgetretenen Cottbuser Kreis sofort in Besitz zu nehmen. Ueber die nothwendigen Leistungen fanden zwischen Blücher und der Commission sehr bald Erörterungen statt, die für den preußischen General peinlich und für die sächsischen Herren nicht eben ehrenvoll waren. Im Volke war wohl gute Gesinnung genug vorhanden, aber es fehlte die Kraft, sich selbst zu helfen und die widerstrebenden Autoritäten mit fortzureißen. Es wartete hier Einer auf den Andern; die Behörden auf den König, das Volk auf die Behörde, das Heer auf die Generäle, aber in keinem Kreise war eine Persönlichkeit zu finden, welche die Einsicht und Entschlossenheit gehabt hätte, die entscheidende Losung zu geben. So bereitete sich schon jetzt die Katastrophe vor, der nachher das sächsische Fürstenhaus erlag.

Es ist lehrreich zu sehen, wie sich das entwickelt hat; schon weil das, was sich hier abspielt, eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der preußischen Politik von 1805—6 zeigt. Die Männer, die dem sächsischen Monarchen nahe standen, hatten zwar eine tiefe Abneigung gegen Alles, was Volksbewegung hieß, aber sie waren darum doch keineswegs Franzosenfreunde. Einzelne von ihnen hatten wenigstens eine lebhafte Empfindung davon, mißbraucht

zu sein von einem herrschsüchtigen und unmoralischen System, und sehnten sich dringend, die französische Allianz abzuschütteln, die sie selber als Gefangenschaft, nicht als Bündniß bezeichneten. Ja es dämmerte ihnen wohl die Ahnung auf, daß es besser sei im Kampfe gegen den siegreichen Napoleon zu unterliegen, als mit ihm zu siegen, und „das innere gute Bewußtsein, die Achtung der Mit- und Nachwelt zu verlieren."*)

So lauter waren freilich nicht die Empfindungen Aller. Gerade in der unmittelbarsten Umgebung des Königs befanden sich Männer wie der Minister Graf von Senfft und General von Langenau, deren Taktik ganz an die lavirende, kurzsichtige Pfiffigkeit der preußischen Staatsmänner von 1806 erinnert. Entweder, so reflectirte Langenau beim ersten Anmarsch der Russen, die Franzosen haben die Mittel, die Elbe zu vertheidigen, oder sie haben sie nicht. Schlagen sie im ersten Falle die Russen, so sind diese ihres Schicksals werth; schlagen sie sie nicht, so ist Deutschland für sie verloren. Wir müssen uns daher, war sein Rath, nach allen Seiten umsehen; „ich glaube und traue vorerst Niemanden, und mache Front nach allen Seiten." Oder wie er sich einige Tage später ausdrückte: „wirkliches Uebergewicht erkenne ich noch von keiner Seite, und bin bis dahin neutraler, als jemals."**)

Mit diesem Manne befand sich, nach seinem eignen Zeugniß, der Minister Senfft in vollkommener Harmonie; „ich bin, schrieb er, mit Senfft zufriedener als jemals." Beide Männer hatten den entscheidenden Einfluß auf einen Monarchen, von dem sie selber klagten, daß er „mit seinem Märtyrerglauben" das größte Hinderniß und daß es eine Riesenarbeit sei, „ihn so weit zu bearbeiten, daß er ohne fremde Götter auf sich selbst stehen lerne." Beide Männer waren keine Franzosenfreunde, sondern nannten damals eine unbedingte Hingebung Friedrich Augusts an Frankreich einen Bruch mit seinem Volke, aber sie haben es doch durch ihre Schlauheit dahin gebracht, daß ihr König in der unwürdigsten und unfreiesten Dienstbarkeit der Franzosen sein Ende fand.

Es war ihr Rath, der Friedrich August von Plauen nach Regensburg führte; ich bin, schrieb damals Langenau, fast stolz genug zu behaupten, daß dies ihn vor jeder unfreiwilligen Handlung schützt. Vor seiner Flucht aus Dresden hatte der König eine Proklamation erlassen, worin er seine „Zuversicht" auf den glücklichen Erfolg verkündigte, „den die mächtige Unterstützung unseres großen Alliirten, der thätige Vorstand der verbündeten Mächte und die erprobte Tapferkeit unserer Krieger verspricht"; jetzt lautete das politische Programm seiner Rathgeber: Neutralität im Bunde mit Oesterreich. Sie äußerten sich sehr gekränkt über den kurz angebundenen Ton, den die bekannten Ansprachen der alliirten Feldherrn angeschlagen hatten; sie betonten mit Nachdruck, daß ihr Herr eine Königskrone trage und sich nicht behandeln lasse

*) Aeußerungen von Joseph v. Zezschwitz a. a. O. 200. 201.

**) S. die Briefe in den Mitth. eines sächs. Staatsmannes S. 209—211. Vgl. 224. 230. 232 f.

„wie die Fürsten von Reuß oder Waldeck." So lange solche Schritte nicht zurückgenommen werden, schrieb Senfft am 7. April, so lange man nicht dem König die ihm gebührende Achtung bezeugt, ihm nicht Unterwerfung nach einem einseitigen Ausspruche, sondern Unterhandlungen auf ehrenvolle Bedingungen, wie sie einem selbständigen Staate gebühren, anträgt, so lange ist keine directe Annäherung möglich.

Diese gesteigerte Zuversicht erwuchs den sächsischen Staatsmännern aus der Hoffnung auf Oesterreich; seit man in Regensburg günstige Eröffnungen von Wien erhalten hatte, und persönliche Unterhandlungen mit dem König von Baiern stattfanden, waren die Senfft und Langenau überzeugt, die beste und vortheilhafteste Lösung gefunden zu haben. Sie übersahen dabei nur, daß Oesterreich zwar kein Interesse hatte, solche Anträge zurückzuweisen, aber daß es sie schwerlich zur Richtschnur seiner Politik machte. Man hatte in Wien ein kühneres Ziel vor Augen, als einen Neutralitätsbund mit dem Könige von Sachsen; die Verhältnisse abzuwarten, die Kräfte der kämpfenden Parteien zu messen, und dann mit dem ganzen Gewicht seiner Macht, aber auch mit der vollen Sicherheit des eignen Erfolges die Entscheidung zu geben — dahin strebte schon jetzt die Politik des österreichischen Cabinets mit ebensoviel Vorsicht wie Geschmeidigkeit.

Unter diesen Umständen mußte ein Versuch Friedrich Wilhelms III., durch eine unmittelbare Botschaft den sächsischen Monarchen zu gewinnen, erfolglos bleiben. Er sandte den General von Heister mit einem Schreiben nach Regensburg, das den König aufforderte, die „nie wiederkehrende Gelegenheit zur Zerbrechung der französischen Fesseln zu nützen, und alle seine Streitkräfte mit den Heeren Preußens und Rußlands zu vereinigen." Die Erwiederung (16. April) war lakonisch und ausweichend; aber eine deutliche Antwort lag in der Thatsache, daß der sächsische Monarch wenige Tage später Regensburg verließ und nach Prag abreiste.

Die Rathgeber des Königs schwelgten in der Hoffnung, ihr Ziel erreicht zu haben; aus ihren vertraulichen Briefen spricht die triumphirende Zuversicht des Gelingens und die bestimmte Erwartung, daß der Bund mit Oesterreich so gut wie fertig sei. „Der Allianztractat mit Oesterreich, schrieb Langenau am 18. April, ist hoffentlich in diesem Augenblick in Wien ratificirt, und wahrscheinlich geht meine Wenigkeit in Kurzem nach Wien, um den Kaiser zu complimentiren .... Unendliche Hindernisse, zahllose Schwierigkeiten mußten bekämpft werden; sie sind es; es lebe Freund Senfft." Und zwölf Tage später schrieb Senfft: „Unsere Entscheidung ist vor dem Siege eingetreten, und wird auch nach einem Unfall, an dessen physischen Folgen für Sachsen man freilich ohne Schaudern nicht denken kann, dieselbe bleiben. Vor Frankreich sind wir unwiderruflich geschieden."*)

*) S. a. a. O. S. 242. 253.

Wenige Wochen, nachdem diese prahlenden Worte geschrieben waren, sah Deutschland den König von Sachsen im Gefolge Napoleons. Was mit dem Wiener Hofe unterhandelt und verabredet war, ward in der Fluth drängender Ereignisse rasch begraben, Oesterreich selbst ging seinen eignen vorsichtig berechneten Weg, und die Schwäche der sächsischen Vermittlungspolitik gab sich in stummem Gehorsam den Geboten des Mannes hin, für den die Waffen am 2. Mai entschieden hatten. Wie damals ein einsichtiger sächsischer Beamter schrieb:*) „der blendende Schein des schützenden Bundes mit Oesterreich, die schmeichelnde bequeme Hoffnung einer ruhigen imponirenden Neutralität verschwinden vor der beleuchtenden Fackel einer ruhigen patriotischen Kritik." Unser König, warnte ein Anderer ungehört, ist im Begriff seine Krone zu verlieren.

Indessen knüpften Stein und Boyen im Auftrag der verbündeten Monarchen zugleich mit Thielmann in Torgau Unterhandlungen an. Der erwiederte freilich gleich anfangs auf Steins ungeduldiges Drängen: „ich bin kein General York," und blieb in Bedenken befangen, statt durch einen muthigen Entschluß seinem Lande und seinem König den dankbarsten Dienst zu leisten. Die Vorschläge der Verbündeten gingen dahin: Sachsen seine Integrität zu garantiren, alle Lieferungen entweder baar zu bezahlen oder durch Länderentschädigung zu ersetzen; nur sollte sich dann Thielmann sofort anschließen und der König nicht länger hindern, daß das sächsische Volk seinen Sympathien für die deutsche Sache folge. Aber der König, an den darüber berichtet war, gab (Mitte April) eine ablehnende, wenn auch geschraubte Antwort, die manche Deutung zuließ; das lähmte vollends Thielmanns Entschluß, zumal ihm Senfft in klaren Worten ankündigte, jedes willkührliche Aufstehen in Masse oder im Einzelnen werde als unvereinbar mit seinen Unterthanenpflichten angesehen.**) So wurden die sächsischen Verhältnisse auf eine Weise verfahren, die nur mit einer Katastrophe enden konnte. In Regensburg und dann in Prag saß der König mit seinem Hofe und wartete, von Leuten wie Senft-Pilsach und Langenau berathen, auf die Entscheidung Oesterreichs; in Torgau hoffte die Armee, überwiegend gut gestimmt, daß ihre Führer den Anstoß geben würden, und von den Führern kam der Fähigste zu keinem Entschluß, weil er einen Bescheid von Regensburg oder Prag ersehnte. In Dresden waltete eine Regierungscommission, in der neben einem verlegenen, ängstlichen Pedanten, wie der Minister von Globig war, und einigen gutgesinnten, aber einflußlosen Leuten ein gewöhnlicher, ehrgeiziger Bureaukrat, wie Herr von Manteuffel, dominirte. Die Deutschgesinnten dachten daran, diese Behörde zu beseitigen und den ständischen Ausschuß an die Spitze der Geschäfte zu rufen, aber es fehlte auch dazu der rechte Schwung. Stein

*) Finanzrath von Loeben an Zezschwitz S. 258. Vgl. 260 a. a. O.

**) S. Pertz, Leben Steins III. 324 ff. Vgl. Zezschwitz S. 267.

möchte nicht Unrecht haben, wenn er die Masse als „weiche Wortkrämer", die nur ihrem Eigenthum anhingen, bezeichnete und von ihnen sagte, der Zustand der Herabwürdigung des Vaterlandes und das Unglück der Zeit berühre sie weniger, als die Unbequemlichkeiten des Krieges, die Entfernung des Königs und die Zerstörung der Dresdener Brücke. Zu dem Allem freilich stimmte die scheue Unentschlossenheit in der Politik der beiden verbündeten Monarchen; viele Wochen unterhandelten sie fruchtlos mit dem König, mit Thielmann, mit dem Lande, während Napoleon nachher durch ein Machtgebot in wenig Stunden die Entscheidung erlangt hat. Ein Mann wie Stein wäre wohl auch rascher zum Ziel gelangt, wenn man ihm ganz freie Hand ließ; es war so, wie er den ungeduldig Drängenden, die zu kühnen Schritten riethen, damals gesagt hat: „So klug wie Sie bin ich auch; aber ich bin weder Kaiser von Rußland noch König von Preußen."

Um diese Zeit war endlich die ganze Macht der Verbündeten an der Elbe angelangt; am 24. April zogen auch, von der Bevölkerung mit festlichem Jubel empfangen, die beiden Monarchen in Dresden ein. Wenige Tage später kam schon die Nachricht von Napoleons Anmarsch. Bis zuletzt hatte das verhängnißvolle Zögern gedauert, das die Leitung Kutusows charakterisirte. Blücher war bereits am 3. April von Dresden aufgebrochen, mußte aber dann vierzehn Tage (14—28.) in Altenburg stehen bleiben, weil das „Hauptheer" noch zurück war. Erst zwei Wochen, nachdem Blücher die Elbe überschritten, folgte Miloradowitsch. Alles erschien langsam und verzettelt, auch wenn man mit Bonaparte's drängender Raschheit und Unermüdlichkeit keinen Vergleich anstellte. Wohin das führen sollte, war nicht abzusehen, zumal Kutusow durch körperliches Leiden vollends an aller frischen Thätigkeit gehemmt war. Er lag jetzt eben krank zu Bunzlau, als Napoleons Annäherung gemeldet ward. Unter diesen Umständen war es ein wahres Glück für die große deutsche Sache, daß er in der Nacht vom 28—29. April seinem Leiden erlag und damit zunächst ein Uebergang vorbereitet ward, der für Besseres Raum schaffte. Das starre und hochmüthige Altrussenthum, das höchstens an Eroberungen im eigenen Interesse dachte, der großen Sache des Kampfes fremd war und die Deutschen mit der Beschränktheit von Barbaren geringschätzte, war wenigstens vom Steuerruder entfernt.

Seit diesem Todesfall war nicht zu zweifeln, daß man dem Feinde entgegengehen werde zur Schlacht; zwar war viel kostbare Zeit verloren, Wittgenstein und Blücher hatten Wochen lang still liegen müssen, bis die übrigen Streitkräfte herankamen, und der moralische Eindruck raschen Vorgehens war verscherzt worden. Aber wie dem auch sein mochte, darüber konnte kaum ein Zweifel bestehen, daß, wenn der Feind jetzt kam, man ihm entgegengehen

und ihn angreifen mußte. Die Lage der Verbündeten war so, daß sie ihn entweder schlagen oder wenigstens dem Kampfe nicht ausweichen durften.

Wie man in den letzten Wochen vor dem Zusammenstoß in Sachsen in Blüchers Hauptquartier die Dinge ansah, darüber wollen wir Scharnhorst, den Generalquartiermeister des Heeres, selber reden lassen.*) „Mit unserem Elbübergange, schrieb er aus Penig am 5. April, hat es folgende Bewandtniß. Als der General Blücher die Nachricht erhielt, daß die Franzosen auf Berlin operirten, beschloß er schnell auf Leipzig, anfangs in der Direction auf Plauen und dann sich rechts wendend, zu marschiren. Unsere Cavallerie sollte gegen Naumburg und Jena, die des Wintzingerode'schen Corps über die Saale, die Kosaken nach Halberstadt und Nordhausen gehen. Man hoffte dadurch der feindlichen Armee, welche von Magdeburg vorgehen wollte, Besorgnisse zu erregen und die Feinde überhaupt zu bewegen, die Gegend von der Elbe bis an die Weser zu verlassen." In diesem Sinne hatte die Armee ihr Vorrücken begonnen; sie blieb freilich immer abhängig von dem, was hinter ihr Kutusow that. „Es ist sehr wichtig, schrieb darüber Scharnhorst, daß die große russische Armee jetzt folgt; stände in diesem Augenblick diese zwar schwache, aber des Sieges gewohnte Armee an der Elbe und in Dresden, so könnten wir frei operiren und entscheidende Schläge wagen." Drang freilich der Feind rasch und ungehindert vor, so war eine Bewegung rückwärts unvermeidlich. „Unser Plan ist dann, schrieb darüber Scharnhorst, mit den drei Infanteriebrigaden im übelsten Falle die Oberelbe zu vertheidigen, mit dem Wintzingerode'schen Corps und der Cavallerie den Feind auf seinem linken Flügel zu umschließen, so den Besitz des Landes zwischen der Elbe und Weser sich zu versichern und den Insurrectionskrieg in Thätigkeit zu setzen." Am nämlichen Tage kamen Nachrichten von der Verstärkung und Annäherung des Feindes. Es wurden Maßregeln genommen, um einem möglichen Angriff zu begegnen, im Uebrigen blieb man bei dem vorher festgestellten Plane. „Wir werden nur dann schlagen, schrieb Scharnhorst am 6. April, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu bietet. Tritt diese nicht ein, so werden wir bei Dresden über die Elbe mit einem Theil zurückgehen und mit dem andern, vorzüglich Cavallerie, ihm in die linke Flanke operiren."

Gegen alle Unternehmungen mit vereinzelten Kräften sprach sich Scharnhorst entschieden aus. „Jetzt — schrieb er am 14. April an Major von Röder**) — da die große Armee auf dem Marsche nach der Elbe ist, sollen wir uns in gewagte Unternehmungen einlassen, deren Ausgang, wenn er unglücklich ausfiele, uns die Hülfe Oesterreichs, wovon der sichere, glückliche Erfolg des Krieges auf die Dauer abhängt, raubte? Das wäre für unser Vaterland nicht zu verantworten. Uebrigens glauben Sie mir nur, daß un-

*) Aus seinem handschr. Briefwechsel mit Knesebeck.

**) S. Militärwochenblatt 1847. S. 83 f.

sere Streitkräfte in eben dem Maße wachsen, wie die französischen, und daß es nicht darauf ankommt, einen Strich Landes zu gewinnen, sondern den Feind zu schlagen."

So hing denn freilich gar Vieles von der Schnelligkeit und dem guten Willen des russischen Führers ab, und die Blücher'sche Armee mußte, so gut es ging, die Zeit unfreiwilliger Unthätigkeit zu benutzen suchen. „Wir sind, schrieb Scharnhorst am 15. April, mit unserem Hauptquartier bald rechts, bald links gezogen, um den Feind über unsere Direction, unser Vor- und Zurückgehen zweifelhaft zu machen. Unser Zweck war, das Land zwischen der Saale und Böhmen, das fruchtbare Sachsen, in Besitz zu nehmen und durch die Umschlingung des Harzes vermittelst unserer Detachements dem Zusammenhange der etwaigen Offensivoperationen des Feindes Hindernisse in den Weg zu legen, so wie durch Auffangen sicherer Depeschen die Pläne ihrer Heerführer zu erforschen, um unsere Operationen zweckmäßig einleiten zu können."

Indessen häuften sich die Nachrichten von Napoleons drängender Eile. Man schloß daraus im Hauptquartier Blüchers, daß er gerade jetzt hoffte, eine glückliche Entscheidung herbeizuführen und auf die Entschlüsse der Höfe zu wirken. „Wir müssen daher," schrieb Scharnhorst am 16. April an Knesebeck, „einmal uns nur vereinigt, dann nicht unter nachtheiligen Umständen schlagen. Kann keine vereinigte Schlacht stattfinden, so müssen wir eher über die Elbe zurückgehen, als uns einzeln in ein bedeutendes allgemeines Gefecht einlassen. Wäre die Hauptarmee eher an die Elbe gekommen, so hätten wir in offensiven Operationen den Feind höchst wahrscheinlich einzeln geschlagen; wir haben aber unter den Umständen uns nicht gewagt von dem Uebergang der Elbe zu weit zu entfernen, auch haben wir die Lage des Feindes nicht hinlänglich gekannt."

Zwei Tage später erwog Scharnhorst von Neuem die Frage des Zusammentreffens mit dem Feinde. „Sollen wir uns, sagte er, mit ihm schlagen, so müßte die russische Hauptarmee sich mit unsern Corps am linken Ufer vereinigen; will man dies nicht, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als Napoleons linke Flanke zu umgehen und einer Schlacht mit seiner vereinigten Macht auszuweichen. Dies ist aber allerdings gefährlich. Es scheint, fügte er hinzu, daß der Feind durch sein Vordringen sich zuerst hinter der Saale mit dem Vicekönig vereinigen und dann auf uns vordringen will. Wäre ich der commandirende General der Armee, so marschirte ich heute noch auf Halle mit Allem, was ich hätte, vertriebe den Vicekönig und wendete mich nachher gegen die anmarschirende Armee."

In einem kurzen Memoire, das er an den König und an den Fürsten Wolchonsky richtete, faßte Scharnhorst seine Vorschläge zusammen. Die Hauptarmee, sagte er, solle so bald als möglich die Elbe passiren und die Corps von Wittgenstein und Blücher sich vor die Flügel der Armee in einer

angemessenen Position aufstellen. Während die Hauptarmee dann die Elbe vertheidigte, sollten Wittgenstein und Blücher dem Feinde in die linke Flanke und in den Rücken fallen. „Wir stellen uns jetzt in der Gegend von Altenburg oder sonst wo auf und Graf Wittgenstein macht eine Bewegung links, um sich mit uns zu vereinigen. Wir wenden Alles an, den Feind glauben zu machen, daß wir ihm hier eine entscheidende Schlacht in einer Defensivstellung liefern wollen. Wahrscheinlich wird sich der Kaiser mit seiner Hauptmacht gegen diesen Punkt wenden. So wie der Feind sich von Erfurt in Bewegung setzt, welches mit der Hauptmacht nach unseren Berechnungen ungefähr den 22. geschehen kann, lassen wir eine Kette von Cavalleriepostten gegen ihn stehen und marschiren plötzlich rechts ab, vereinigen uns ganz mit Wittgenstein und gehen über Halle gegen den Vicekönig, den wir angreifen, wo wir ihn finden. Diese Schlacht kann nicht zweifelhaft sein. Wir verfolgen unsere Vortheile gegen den Vicekönig so weit als möglich und suchen ihn aufzureiben, wenn er nicht in Magdeburg Schutz sucht. Hierauf wenden wir uns links, umgehen den Harz und rücken gegen die Straße von Eisenach vor."

Was im Hauptquartier der Monarchen die Meinung war, läßt ein Schreiben, das Knesebeck am 22. April an Scharnhorst richtete, ungefähr errathen. Er beklagte es auch, daß Scharnhorst nicht die Vollmacht habe, unter Umständen allein zu handeln; „es werden dadurch, meinte er, vielleicht viele glückliche Momente ungenützt vorübergehen, vorzüglich der, den Feind anzugreifen, wenn er mitten in seiner Bewegung ist und ehe er sie vollendet und uns umsponnen hat, wie Friedrich II. sagt, ihn ins Tempo zu stoßen." Aber gegen den Angriff auf den Vicekönig ward das Bedenken laut, daß sich derselbe nach Magdeburg ziehen, die Schlacht vermeiden und die Verbündeten zwischen zwei feindliche Armeen bringen werde. Auf der andern Seite war es freilich, schon wegen der Stimmung der Völker, bedenklich, dem Kampfe ganz auszuweichen. „Es scheint daher, schloß Knesebeck, eine Schlacht mit vereinten Kräften meines Erachtens das Beste, oder man müßte gewiß sein, den Vicekönig zu einer Schlacht zwingen und von Magdeburg abschneiden zu können. Wollen wir aber mit allen Kräften schlagen, so ist unstreitig die Ebene von Leipzig dazu der schicklichste Ort. Vielleicht würde es auch zweckmäßig sein, die Colonnen des Feindes anzufallen, so wie sie die Saale passirt sind."

Namentlich in diesem letzten Falle war sogar, wenn Napoleon an Zahl überlegen war, ein Erfolg nicht unwahrscheinlich. Er hatte das steile Thal der Saale im Rücken und mußte auf eine Ebene hervorkommen, die den Verbündeten vortheilhaft war. Die Letzeren hatten 25,000 Mann Cavallerie, er nur 5000. Vielleicht erwartete er den Angriff nicht einmal, ward überrascht und ging dann nicht mit der gewöhnlichen Zuversicht zu Werke.*) Wie

*) So Clausewitz VII. 270. 271.

dem aber auch sein mochte, eine Schlacht war nöthig; ein fortgesetzter Rückzug, da die Elbe nicht lange den Feind aufhalten konnte, drängte von Oesterreich ab und führte bis in die Lausitz, nach Schlesien, ja vielleicht nach Polen zurück. Bei der Zuversicht, womit man den Kampf aufgenommen, und nach den Anstrengungen, womit man sich dazu gerüstet, hatte ein solches Zurückweichen etwas Unerträgliches. Man verrieth damit eine Unsicherheit und Schwäche, die alle hochgespannten Hoffnungen der Nation rasch niederschlagen mußte. Nicht nur Sachsen war dann verloren, auch ein Theil des eigenen preußischen Gebietes gerieth in feindliche Gewalt, und konnte seine begonnene Kriegsrüstung nicht vollenden; von einer moralischen Wirkung auf die übrigen deutschen Gebiete war ohnedem keine Rede mehr. So drängten schon politische Erwägungen zur Schlacht, auch wenn dieselbe unter nicht eben günstigen Verhältnissen aufgenommen werden mußte. Indessen die militärische Situation erschien nicht einmal so mißlich. Die Ebenen um Leipzig waren vielmehr wohl gelegen für eine Armee, die wohl im Ganzen schwächer, aber an kräftigeren Truppen reicher und an Reiterei fünfmal so stark war, als der Feind. Sie schien hier ganz auf ihrem rechten Schlachtfelde zu sein.

Am 24. April hatte Napoleon Mainz verlassen. Seine Truppen, obwol auf dem Wege erst formirt, bewaffnet und eingeübt, waren doch mit größter Schnelligkeit nach Sachsen in Marsch gesetzt worden; als der Kaiser von Mainz aufbrach, hatte ein großer Theil des Heeres den Thüringer Wald schon überschritten; am 25. April befand er sich selbst in ihrer Mitte. Er vereinigte jetzt die alte und die junge Garde, von Mortier und Bessières geführt, das dritte und vierte Armeecorps unter Ney und Bertrand, das sechste unter Marmont, das zwölfte unter Oudinot; an der Elbe erwartete ihn der Vicekönig mit dem fünften und eilften Corps, die unter Lauristons und Macdonalds Führung standen. Ein Cavalleriecorps unter Latour-Maubourg war noch in der Bildung begriffen. War dies Alles vollständig und vereinigt, so konnten die Streitkräfte Napoleons sich auf 160—170,000 Mann belaufen; in Wirklichkeit waren jetzt wohl nur 120—130,000 mit dritthalbhundert Geschützen beisammen, und unter der ganzen Masse nur etwa 5000 Reiter.*) Von diesen Truppen war nur die alte Garde und ein Theil von Bertrands und Eugens Truppen kriegsgeübt; die große Mehrzahl bestand aus Rekruten, deren Kriegstüchtigkeit sich erst bewähren mußte. Dazu kamen

*) Nach Plotho I. 111 betrugen die Garden 15,000 Mann, Ney zählte 40,000, Bertrand 20,000, Marmont 25,000, Macdonald 15,000, Lauriston 15,000 Mann; von diesen 130,000 Mann war nur Lauriston gegen Leipzig detachirt; die übrige Masse war ohne Zweifel zum weitaus größten Theil auf dem Schlachtfelde vom 2. Mai vereinigt. Das Corps von Oudinot, das noch im Saalthale zurückstand, wird auf 25,000, das noch in Bildung begriffene Reitercorps Latour-Maubourgs auf 10,000 Mann angegeben.

die Rheinbundscontingente, deren Eifer wenigstens nicht außer Zweifel stand; Napoleon selbst äußerte es gegen Ney, daß man den Rheinbundfürsten nicht trauen dürfe, und aus der Vertheilung ihrer Truppen sprach ein ähnliches Gefühl des Mißtrauens. Die Badener und Hessen und ein Frankfurter Bataillon waren in Ney's Armeecorps neben vier französischen Divisionen als fünfte untergesteckt, die Württemberger bildeten einen Theil von Bertrands Corps. Die überlegene Führung durch erprobte Feldherren half freilich manchen dieser Mißstände überwinden, und daß die Leitung des Ganzen in der Hand eines genialen Mannes zusammenfloß, war nicht hoch genug anzuschlagen. Gelang es ihm, einen ersten Erfolg zu erfechten, so lebte auch der alte Zauber wieder auf, der an seinem Namen hing und den die jüngste Katastrophe verdunkelt hatte. Die Neulinge fühlten sich dadurch gehoben, bei den Schwankenden ward die erschütterte Anhänglichkeit an die vordem unbesiegten Fahnen neu befestigt.

Gegen diese Heeresmacht hatten die Verbündeten einige neunzigtausend Mann aufgeboten. Von den Russen war das Corps von Berg, dem wir schon bei Möckern begegnet sind, mit 7450, Wintzingerode mit eilfthalbtausend Mann anwesend; Miloradowitsch führte 11,500 Mann, die Hauptreserve oder das Gardecorps unter Tormasoff zählte über siebzehntausend, einige kleinere Abtheilungen, die zu preußischen Corps detachirt waren, beliefen sich auf fünf- bis sechstausend Mann. Von preußischen Streitkräften war zuerst Blüchers Corps mit drei- bis vierundzwanzigtausend Mann zu nennen, dann York, der etwa zehntausend zählte und von Bülows Corps gegen fünftausend Mann. Rechnete man dazu die freiwilligen Jägerabtheilungen, so mochten neben 52,000 Russen einige 40,000 Preußen zum Kampf vereinigt sein.*) Dabei befanden sich 25,000 Mann Reiterei, 204 preußische und 320 russische Geschütze; in beiden Waffengattungen waren die Verbündeten sehr überlegen, an Fußvolk freilich um etwa 40,000 Mann schwächer, als das Napoleonische Heer. Aber in der Beschaffenheit der Truppen, ihrem Alter, ihrer Kraft und Uebung standen die Russen wie die Preußen dem Gegner voran. Vor Allem die Preußen waren durch den edelsten Geist patriotischer Begeisterung gehoben. Bescheiden und demüthig, sagt ein Mitlebender,**) kühn und entschlossen ging der Gemeine wie der General dem Feinde entgegen; jeder Einzelne hatte den Willen, zu siegen. Nur die Führung war ungleich. An Wittgenstein war nach Kutusows Tode das Commando übertragen worden. Wittgenstein hatte sich 1812 und bei dem ersten Vordringen im Jahre 1813 einen glänzenden Ruf und eine Popularität erworben, womit seine späteren Erfolge nicht mehr gleichen Schritt zu halten

*) S. Plotho I. 110.

**) Friccius I. 142.

vermochten. Es konnte Jemand mit gutem Recht für einen brauchbaren General gelten, ohne darum Napoleon als Feldherr gewachsen zu sein, zumal bei einem Heer, das aus zwei Nationen gebildet war und in dessen Hauptquartier die beiden Monarchen selbst mit ihrem Gefolge sich befanden.*) Man weiß, wie schwer es in solcher Situation ist, rasch und planmäßig zu handeln, zumal wenn, wie es hier der Fall war, nur Blücher und Wintzingerode dem Commando Wittgensteins unterstellt waren; Tormasoff und Miloradowitsch als ältere Generale hatten eine selbständige Stellung. So kam es, daß im Grunde Niemand oder Jedermann commandirte; der Kaiser, d'Auvray, Diebitsch, Blücher, Scharnhorst, ja selbst die Adjutanten des Kaisers — vielleicht am wenigsten von Allen Wittgenstein selbst.**)

Napoleon kam durch das Saalethal herab, um über Naumburg, Weißenfels, Lützen gegen Leipzig vorzudringen, von Norden her ward der Vicekönig zur Vereinigung mit ihm erwartet. Es war, wie wir uns erinnern, im verbündeten Hauptquartier schon einige Tage vorher der Gedanke laut geworden, man müsse den Feind im Aufmarsch überfallen, sobald er die Saale passirt habe. Die Saalübergänge waren von ihnen beobachtet. Nach Halle war Kleist entsendet, von Wintzingerodes Truppen hielt eine kleine Abtheilung Reiter Merseburg besetzt, die Vorhut war gegen Naumburg vorgeschoben. Feindliche Anfälle auf Merseburg und Halle wurden zurückgewiesen, nur was bis Naumburg vorgerückt war, wich langsam zurück. In jedem Falle wollte Wittgenstein den über Halle vordringenden Feind wenigstens noch zwei Tage aufgehalten wissen. York entsendete zu dem Zweck den Obristlieutenant von Lobethal mit ostpreußischen Bataillonen, einer halben Schwadron litthauischer Dragoner und vier Geschützen nach Merseburg, wo nur eine Abtheilung russischer Reiter stand; er sollte die Saalebrücke vertheidigen, aber sich nicht in ein nachtheiliges Gefecht einlassen. Die kleine Schaar hatte kaum die Stadt besetzt und, so gut es in der Schnelligkeit ging, einige Anstalten zur Vertheidigung getroffen, als auch schon Macdonalds Armee sich näherte (29. April). In einem glänzenden Gefecht hielten die Preußen den größten Theil des Tages den Feind, der über zehntausend Mann stark war, von den Thoren der Stadt ab, warfen ihn, als eine Abtheilung plötzlich durch ein verrätherisch geöffnetes Pförtchen bis auf den Marktplatz vorgedrungen war, mit dem Bajonnet wieder hinaus und behaupteten die Stadt bis gegen

*) Ueber den Nachtheil der Anwesenheit von Monarchen, die nicht in Person commandiren, macht General Reiche (Memoiren I. 269) die richtige Bemerkung: Sie enthebt den Befehlshaber des größten Theils seiner Verantwortlichkeit, ist im Ganzen lähmend, bringt Unsicherheit und Schwankungen in die Entschlüsse, und es sprechen gewöhnlich zu viele Personen mit, welche nachher, wenn es schief geht, schon zu schweigen wissen.

**) S. Wolzogen, Memoiren S. 170. 171.

Abend, freilich mit einem nicht unbedeutenden Verlust von Soldaten und Officieren. Dann erst ward, vom Feinde wenig gedrängt, der Rückzug angetreten; gegen seine Uebermacht die Stadt und Brücke länger zu halten, war nicht denkbar.*)

Auch Halle mußte jetzt den mit Ueberlegenheit vordringenden Franzosen überlassen werden; Kleist räumte es, sobald er erfuhr, daß Macdonald in Merseburg eingerückt sei. Zugleich hatte im Süden die Spitze des Napoleonischen Hauptheeres Naumburg und Weißenfels erreicht. Wenn man sich auf den Feind werfen wollte, so lange er sich auf dem Marsche befand und ehe er sich vereinigte, so war es hohe Zeit. Die preußischen Streitkräfte standen jetzt (30. April) auf ziemlich nahem Raume beisammen; Kleist bei Leipzig, York bei Zwenkau, Blücher bei Borna. Vor ihnen, als Avantgarde der Armee bis Lützen vorgeschoben, stand Wintzingerode. Aber von den übrigen russischen Truppen befand sich nur Bergs Corps in der Nähe, bei York; die Garden und Miloradowitsch waren noch einige Märsche seitwärts. Um zur Schlacht so stark wie möglich zu sein, wollte Wittgenstein lieber noch einen Tag warten; am 2. Mai konnte der Zuzug eintreffen. Nur eine Recognoscirung gegen Weißenfels übernahm Wintzingerode am 1. Mai. Er stieß auf das Armeecorps von Ney, dessen Spitze durch eine Reiterbrigade und die Division Souham gebildet war. Ihren Andrang konnte die vorschwärmende Reiterei nicht aufhalten; sie mußte weichen und den Franzosen die Straße nach Lützen offen lassen. Aber ohne Opfer waren für den Feind die kleinen Gefechte nicht abgelaufen. Einer der ersten, der fiel, war Marschall Bessières, ihn hatte bei Rippach eine Kanonenkugel getroffen. Am Abend erreichte Ney die Dörfer Groß- und Kleingörschen, um die sich der Kampf des folgenden Tages bewegte.

Südlich von Lützen und der von Weißenfels nach Leipzig führenden Straße breitet sich, anfangs ganz eben, dann in einzelnen wellenförmigen Erhöhungen das Schlachtfeld aus, gegen Südwesten von dem Grunabach, östlich von dem Floßgraben wie eingerahmt. In der Nähe des letzteren wird durch vier Dörfer, Groß-, Kleingörschen, Rahna und Caja ein ungleiches Viereck gebildet, dessen Besitz, an Werth einer festen militärischen Position zu vergleichen, über den Ausgang des Kampfes entschied. Die Räume zwischen den Dörfern sind meist mit Wiesen ausgefüllt; diese, von Gräben vielfach durchschnitten, mußten, gleichwie die sumpfigen Niederungen und Hohlwege, die da und dort das Schlachtfeld unterbrachen, die Entfaltung der zahlreichen Reiterei der Verbündeten mehr, als es wünschenswerth war, erschweren.**)

*) S. die Beschreibung des Gefechts im Militärwochenblatt 1833 S. 4877 ff. Reiche Memoiren I. 263 f.

**) S. (A. Wagner) Plane der Schlachten und Treffen in den Feldzügen 1813—1815. Berlin 1821 I. 4. 5.

Auf diesem Schlachtfelde hielt Ney am Abend des 1. Mai die vier Dörfer sammt den in der Nähe gelegenen Punkten besetzt, sein Hauptquartier war in Caja. Die Corps von Macdonald und Lauriston waren von Norden, Bertrand und Marmont von Weißenfels her im Anmarsch, Oudinot stand noch in Naumburg zurück. Bis zuletzt hatte man in beiden Lagern keine genaue Kenntniß von der gegenseitigen Stellung; Napoleon, dessen wenig zahlreiche Cavallerie große Recognoscirungen nicht erlaubte, ahnte nicht, daß ihm die Hauptmacht der Verbündeten so nahe stehe; diese selbst blieben, trotz ihrer ansehnlichen Reiterei, lange Zeit darüber im Ungewissen, welchen Weg der französische Kaiser von der Saale aus einschlagen werde. Erst die letzten Stunden vor dem Kampfe beseitigten jeden Zweifel darüber, daß derselbe wirklich die Kühnheit besaß, mit seinem fast nur aus Fußvolk bestehenden Heere gerades Weges in die sächsische Ebene einzuschwenken und, während er auf Leipzig losging, seine rechte Flanke den Gegnern preiszugeben. Darauf ward der Plan des Angriffs gebaut.*) Es sollte die Gunst der Lage rasch und energisch benutzt werden, indem die verbündete Macht ohne Säumen die Elster überschritt, am frühen Morgen des andern Tages den rechten Flügel der Franzosen bei Lützen mit Ungestüm angriff, seine Marschlinie durchbrach, die noch getrennten Colonnen auseinander hielt und einzeln schlug. War der Feind einmal von der Saale abgedrängt und nach den sumpfigen Niederungen der Pleiße und Elster zurückgeschoben, so war es Sache der zahlreichen Reiterei, seine Niederlage zu vollenden. Der Plan war gut ausgedacht, wurde aber sehr unvollkommen ausgeführt. Die Anordnungen wurden theils zu spät, theils verkehrt gegeben. Blüchers Corps, das weiter zurückstand, ward ins Vordertreffen commandirt, York, der dem Schlachtfelde näher war, in's zweite. Die nächsten Wege für den Letzteren waren zudem durch Wintzingerode's Bagage verfahren; es wurde ihm eine Marschordre gegeben, in Folge deren er sich mit Blücher kreuzte und beide Armeecorps sich einander aufhielten. In Yorks Umgebung war man sehr mißvergnügt und machte seinem Unwillen offen Luft über die Unthätigkeit am Tage vorher und den übereilten, wirren Marsch am folgenden. Es gingen kostbare Stunden verloren. Obwohl die Truppen mit äußerster Anstrengung, zum Theil die ganze Nacht hindurch, marschirten, langten sie doch erst zwischen 10 und 11 Uhr Morgens am Floßgraben an, wo sie schon um sechs hätten sein sollen.**)

*) Die meisten preußischen Berichte nennen Scharnhorst als den Urheber des Plans, Wolzogen S. 167 und nach ihm Toll II. 445 dagegen Diebitsch, den Generalquartiermeister Wittgensteins. Auch in dem Leben General Krauseneck's S. 71. 72 ist Scharnhorst's Antheil bestritten. Welche Ansicht dieser in der letzten Zeit über den Angriff gehegt hat, haben wir oben aus seinen eigenen Briefen mitgetheilt.

**) S. Hofmann, Feldzug von 1813. S. 36. 37. Droysens York II. 202 ff. Die Verzögerung erfolgte, weil die Russen, die voranstanden, nicht ins erste Treffen sollten, sondern Blücher, und dieser also erst durchgelassen werden mußte.

Gegen Mittag begann, durch einen kleinen Höhenzug gedeckt, der Aufmarsch des Heeres gegen die feindliche Stellung. In erster Linie stand Blücher, dessen linker Flügel (die Brigade Klüx) durch westpreußische Regimenter gebildet war; zur rechten Zieten mit den schlesischen Truppen. Das Geschütz war durch einige schwere Batterien der Russen verstärkt. Zur Linken von Blüchers Corps war die preußische Reservecavallerie unter Oberst Dolfs aufgestellt, hinter derselben als Reserve der ersten Linie die Brigade von Roeder, zum größten Theil aus den Garden bestehend. Die zweite Linie bildete, gleichfalls in zwei Treffen aufgestellt, zur Linken York mit seinen meist west- und ostpreußischen Regimentern, den westpreußischen, brandenburgischen und litthauischen Dragonern, zur Rechten das russische Corps von Berg. Zur Linken des zweiten Treffens hielt Wintzingerode's Reiterei. Weiter rückwärts stand das russische Gardecorps als Hauptreserve der ganzen Armee.

Nachdem man eine Stunde gerastet (ein Theil der Preußen war seit 36 Stunden auf dem Marsche)*), begann der Angriff. Es standen bei Groß- und Kleingörschen, Rahna, Caja vier Divisionen des Ney'schen Corps, die Division Souham an der Spitze. Wittgenstein hielt diese Masse von 20 bis 30,000 Mann nur für eine Vorhut des Feindes; er hoffte sie leicht zu überrennen, um sich dann auf die Hauptmacht bei Lützen zu werfen. Statt dem Feinde in die Flanke zu fallen, griff er dessen wohl gedeckte Fronte an, und weil er ihn für schwächer hielt, als er war, begann er den schwierigen Angriff nur sparsam mit vereinzelten Kräften. Statt eines kurzen Gefechts entspann sich ein hartnäckiger und verbissener Kampf, dessen Dauer dem Feinde Zeit ließ, seine Massen näher heranzuziehen.

Das Feuer einiger Batterien eröffnete die Schlacht; dann ging die Brigade Klüx zum Angriff vor. Der Feind war im ersten Augenblick überrascht und es kostete Souham Mühe, die Verwirrung abzuwehren. Mit unwiderstehlichem Ungestüm drangen die Preußen gegen Großgörschen vor und nahmen das Dorf. Vergebens suchte Souham, unterstützt von den herankommenden anderen Divisionen, es ihnen wieder zu entreißen, auch Zietens Brigade ging jetzt vor und nahm Kleingörschen weg, während Klüx schon bis zu dem Dorfe Rahna vordrang. Die Franzosen leisteten den hartnäckigsten Widerstand, ihre Batterien spielten verheerend in die Flanke der Preußen, aber nichts kam der Energie, der Wuth, mußte man sagen, gleich, womit die Preußen sich in den Kampf stürzten. Die Dörfer standen bald in Flammen, auf engem Raume wüthete ein heftiges Gewehrfeuer, die Soldaten kämpften Mann an Mann mit Bajonnet und blanker Waffe — ein Ringen von beispielloser Heftigkeit und Erbitterung, aber ohne Entscheidung. Nur die Opfer, die auf beiden Seiten fielen, zeugten von der Energie des Gefechtes; die

*) Ueber den wirren und erschöpfenden Nachtmarsch s. Nahden's Wanderungen I. 65 f.

Preußen hatten gleich anfangs ansehnlichen Verlust an Mannschaft und Officieren: unter den ersten Gefallenen beim Sturme auf Großgörschen war Prinz Leopold von Hessen-Homburg. Indessen wuchs die Macht der Feinde. Von Marmonts Corps war bereits die Division Compans gegen Starrsiedel im Anrücken; Ney selbst, der sich, als der Kampf begann, beim Kaiser befunden, eilte herbei und führte die andern Divisionen seines Heeres zur Verstärkung heran. Es mochten jetzt beinahe 40,000 gegen 15,000 im Gefechte stehen. Einen Augenblick wichen die stark geschmolzenen Bataillone und gaben Rahna und Kleingörschen wieder preis. Auf's Neue angefeuert — Blücher und Scharnhorst gaben selbst das Beispiel heroischen Muthes — gingen sie bald wieder vor, der Feind wich und begann in aufgelösten Haufen gegen Caja zu retiriren. Nur Kleingörschen ward noch kurze Zeit behauptet. Jetzt drangen — es war ungefähr zwei Uhr geworden — auch die preußischen Garden vor, nahmen das Dorf und trieben den Feind bis Caja. Drei der Dörfer waren bereits von den Preußen erobert; das vierte schien ihrem gewaltigen Andrang nicht mehr widerstehen zu können.

Es war der glänzendste Moment der Schlacht. Wenn jetzt die russischen Reserven rasch in das Gefecht eingriffen, wenn die zahlreiche Reiterei gegen die rechte Flanke des Feindes geschickt und energisch benutzt ward, so schien der Sieg gewiß. Aber die Reiterei wußte man nicht recht zu gebrauchen, und die russischen Reserven standen noch zurück. Es wird sogar berichtet, des Kaisers Flügeladjutant, Fürst Wolchonsky, habe ihnen sagen lassen: das Treffen nehme eine so günstige Wendung, daß sie nicht zu eilen brauchten.*)

Eben jetzt, wo man es im verbündeten Lager versäumte, die errungenen Vortheile bis zur letzten Entscheidung zu verfolgen, ward vom Feinde der Kampf mit neuem Nachdruck wieder aufgenommen. Napoleon war seit dem Morgen im Marsch auf Leipzig. Dort erwartete er Wittgenstein zu finden. Daß Kleist sich mit etwa 5000 Mann auf der Merseburger Straße entgegenstellte und in den Morgenstunden den Angriff des überlegenen Gegners aushielt, um sich dann langsam auf Lindenau zurückzuziehen — das mochte jene Meinung bestätigen. Erst der Kanonendonner, der um Mittag von Großgörschen herübertönte, überzeugte den französischen Kaiser, daß die vereinigte Macht der Feinde seine Flanke bedrohte. Er bot seine ganze Kraft und Thätigkeit auf, das Versäumte nachzuholen. Was augenblicklich zur Hand war, mußte nach der Richtung eilen, wo sich der Kampf entsponnen.

*) Dazu stimmt auch eine Notiz des Herzogs Eugen von Württemberg in dem Tagebuch, welches das Beiheft zum Militärwochenbl. von 1858 S. 6 mittheilt. „Ich sandte zwar, erzählt er vom ersten Act der Schlacht, meinen Adjutanten, den Obersten von Wachten, mit 16 Kanonen in der Richtung auf Starrsiedel vor, und war im Begriff, durch Erstürmung dieses Dorfes der Reiterei den Weg auf die empfindlichste Stelle des Feindes zu bahnen, wurde aber durch höhere Befehle zurückgehalten."

Der Vicekönig mit Macdonalds Corps wurde auf die rechte Seite der Verbündeten, nach Eisdorf gewiesen, während Lauriston weiter auf Lindenau und Leipzig vordrang; was zwischen Markranstädt, Lützen und Weißenfels auf dem Marsche war, wurde gegen Caja und Starrsiedel gerichtet; an Marmont und Bertrand, die noch zurück waren, erging der Befehl, ihren Marsch gegen den linken Flügel der Verbündeten zu beschleunigen. Die Garden und die ihnen beigegebene Division Marchand, die aus Badenern und Hessen gebildet früher zu Ney's Corps gehört hatte, wandten sich von Lützen nach Großgörschen. Ney ward angewiesen, sich zu seinem Corps zu begeben und die bedrohten Punkte auf's Aeußerste zu halten. Bald bestätigten dringende Boten vom Kampfplatze die Besorgnisse, die der Kanonendonner von Großgörschen erweckt hatte. Napoleon selbst eilte mit verhängtem Zügel nach dem Schlachtfeld, wohin schon von allen Seiten die Verstärkungen unterwegs waren. Er traf ungefähr um die Zeit dort ein, wo der Kampf für die Gegner die günstigste Gestalt angenommen hatte. Außer den andern Dörfern war auch Caja verloren, Verwundete und Zersprengte kamen ihm flüchtig entgegen. Schon die persönliche Gegenwart eines solchen Feldherrn vermag die erschütterte Mannschaft aufzurichten und zu ermuthigen, wie viel mehr, wenn seine Ankunft zugleich von ansehnlichen Zuzügen frischer Truppen begleitet ist. Das Gefecht kam wieder zum Stehen; Caja wurde behauptet, selbst Rahna und Kleingörschen wieder genommen.

Abermals erneuerte sich nun, wie um Mittag, der heftigste Kampf zwischen den Dörfern. Auf engem Raume schlug man sich mit allen Waffen; Stunden lang rangen dicht an einander mit größter Leidenschaft, aber ohne bestimmtes Ergebniß, die Truppen und waren dabei einander so nahe, daß es auf beiden Seiten unglaublich viele Todte und Verwundete gab. Erst die preußischen Garden erfochten eine günstige Wendung. Mit unübertrefflicher Bravour drangen sie vor, nahmen die Dörfer abermals und warfen die Franzosen hinter Caja zurück.

So neigte sich also noch einmal die Wagschale des Sieges zu Gunsten der Verbündeten. Es war etwa sechs Uhr geworden, als die Franzosen wiederholt aus allen ihren Stellungen verdrängt waren; gelang es den Preußen, noch eine halbe Stunde über Caja hinaus vorzudringen, so war die französische Marschlinie zwischen Weißenfels und Leipzig durchbrochen, die glänzendsten Vortheile gewiß. Napoleon überschaute die ganze Folge einer solchen Wendung; wie ein Officier, der um ihn war, berichtet, malten sich auf seinen Zügen Verlegenheit und Ingrimm, als immer neue Versuche, den vordringenden Gegner zurückzuwerfen und die Dörfer wieder zu erstürmen, siegreich abgeschlagen wurden. Die Preußen waren bis zum Kamm einer Anhöhe zwischen Rahna und Starrsiedel gelangt, nachdem sie mit Geschützfeuer und dem Bajonnet die feindliche Linie niedergeworfen, aber es fehlte an frischen Kräften, um diesen Erfolg festzuhalten und zu benutzen. Blü-

chers und Yorks Truppen, dann die Garden waren lange Zeit fast allein im Gefecht gewesen; erst in der letzten Zeit war auch Bergs russisches Corps und ein Theil von Wintzingerode's Fußvolk hereingezogen worden, aber das reichte nicht hin, die jetzt mächtig anwachsende Zahl der Gegner aufzuhalten.

Schon waren bei Starrsiedel ansehnliche Verstärkungen der Gegner angelangt; der Vicekönig mit Macdonalds Corps traf etwa um sechs Uhr bei Eisdorf in der rechten Flanke der Verbündeten ein. Bei Caja war die Division Marchand angekommen, die Garden waren im Anmarsch. So wogte der Kampf noch eine Zeit lang hin und her, bis der kritische Augenblick für die Franzosen vorüber war und sie hoffen konnten, mit besserem Erfolge als bisher den Angriff zu erneuern.

Gegen sieben Uhr war Napoleon in der Lage, den entscheidenden Stoß zu führen. Er befahl dem Grafen Lobau mit sechszehn Bataillonen der jungen Garde vorzugehen und Caja zu erstürmen; er ließ zugleich auf der Höhe zwischen Caja und Starrsiedel durch Drouot eine Batterie von sechszig Geschützen aufpflanzen, unter deren Schutz sich eine furchtbare Schlachtlinie von allen noch kampffähigen Bataillonen bildete. Er selbst flog „in der Heißbegierde eines Siegers" von einem Punkt zum andern, trieb und drängte, damit der von dem heftigsten Feuer erschütterte Gegner nicht zum Athem komme. Jetzt war auch der Vicekönig bei Eisdorf angekommen und bedrohte die rechte Seite der Verbündeten; die Division Marchand brach gegen Kleingörschen vor.

Die Entscheidung war nun nicht mehr abzuwenden; zwischen Starrsiedel und Caja drang Napoleon mit der Hauptmacht durch, auch Rahna ging verloren. Zwar hatte Herzog Eugen von Würtemberg sich mit seinem Corps in Bewegung gesetzt, um über Eisdorf in die Flanke des auf Rhana vordringenden Feindes zu fallen; allein noch hatte seine Spitze das Defilee von Eisdorf nicht erreicht, als auf den Höhen gegenüber schon der Vicekönig mit ansehnlicher Macht erschien. Der Herzog mußte sich nun darauf beschränken, dem Gegner das Durchschreiten des Defilees unmöglich zu machen und dadurch die rechte Flanke der Verbündeten zu decken. Das gelang, im Uebrigen machte der Vicekönig Fortschritte, nahm Eisdorf und Kitzen, während die rheinbündische Division den Floßgraben überschritt und sich Kleingörschens bemächtigte. Nur in Großgörschen behaupteten sich noch die Preußen. Zwar suchte Wittgenstein jetzt die russischen Garden in den Kampf hereinzuziehen, allein bis sie sich näherten, war die Nacht eingebrochen. In einem großen Bogen, der sich von Eisdorf über die vier Dörfer gegen Starrsiedel hin ausdehnte, umklammerte der Feind die Aufstellung der Verbündeten.

Es hatten verschiedene Ursachen dazu beigetragen, daß es so gekommen war. Der ursprüngliche Schlachtplan war gleich anfangs verlassen worden; statt den Feind zu überraschen, hatte man sich verspätet; statt ihn im Marsche anzugreifen, verbiß man sich in einen furchtbaren Kampf um die Dörfer, der dem Feinde Zeit ließ, seine Massen zu sammeln. Hier wurden die edelsten

Kräfte in einem beispiellos hartnäckigen Ringen vergeudet, einzelne glänzende Erfolge errungen, aber die Zahl der Gegner war zu groß. Dagegen blieb die schöne Reiterei, in der die Verbündeten so überlegen waren, so gut wie unbenutzt; sie kam nur zur Unzeit in die Schußlinie der feindlichen Batterien, aber sie im rechten Moment auf einem günstigen Termin wirksam eingreifen zu lassen, ward versäumt. Noch in der Dunkelheit wollte Blücher, zürnend über dieses Unterlassen, die Feinde züchtigen und ließ eilf Schwadronen vorgehen, die auch unter dem überraschten Feinde anfangs Schaden und Verwirrung anrichteten,*) dann freilich vor dem Geschützfeuer zurück mußten. Den ganzen Tag lag die Wucht des Kampfes fast ausschließlich auf den Preußen; ihre Verbündeten erschienen mehr wie Zuschauer, als wie Theilnehmer des Kampfes. Das Corps von Berg hatte durch Hin- und Hermarschiren Zeit verloren, Winzingerode's Unthätigkeit erregte selbst das Mißfallen des Hauptquartiers, nur sein Fußvolk unter Herzog Eugen hatte sich tapfer geschlagen. Das Gardecorps hatte gar nichts gethan; Miloradowitsch stand ruhig und von Wittgenstein nicht gerufen bei Zeitz**) das dringende Ersuchen der preußischen Generale, auf's Schlachtfeld zu kommen, war ohne Erfolg.

So war, wie Gneisenau einige Wochen später schrieb***), die Idee zur Schlacht zwar gut, aber die Anlage schlecht. Man hielt sich mit Förmlichkeiten und Truppenentwicklungen zu lange auf, statt mit Colonnen auf den überraschten Feind loszugehen. Dazu kam das große Uebergewicht der feindlichen Infanterie und das Zurückbleiben von Miloradowitsch, das auch von Gneisenau zu den wesentlichen Gründen des Mißlingens gezählt wird.

Indessen man übersieht fast den Ausgang über dem Verlauf des Kampfes. Das war keine Schlacht, wie sie jeder Krieg in größerer oder geringerer Zahl aufweist; es war ein Kampf, so gewaltig und außerordentlich in jedem seiner Momente, wie der Feldzug, den er eröffnet hat. Die vaterländische Begeisterung, welche die Edelsten der Nation in's Lager trieb, hatte an diesem Tage ihre Feuerprobe bestanden; Freund und Feind wußte jetzt, welcher Art der Krieg war, dem man entgegenging. Auch die Conscribirten Napoleons hatten tapfer und ausdauernd gefochten, aber mächtiger, unwiderstehlicher war doch in allen einzelnen Momenten der Schlacht der Andrang der Preußen. Jene waren wohl mehr als einmal in wirre Haufen aufgelöst geflüchtet; ihre Geg-

---

*) S. die Schilderung Marmonts V. 22 f.

**) Nach Reiche's Memoiren I. 270 war er zurückgelassen worden, um Collisionen zu vermeiden; Miloradowitsch stand nämlich an Anciennetät über Wittgenstein.

***) Lebensbilder III. 321. Die gleiche Ansicht über die mangelhafte Ausführung spricht aus Scharnhorst's Aeußerung gegen Reiche: „Lieber Freund, ich habe die Bataille von Anfang an verloren gegeben."

ner hatten jede Elle Landes nur um vieles Blut preisgegeben. Wo gleiche Macht mit gleicher sich maß, waren die Preußen die Stärkeren; nur die größere Zahl der Gegner, nicht ihre größere Bravour hat ihnen am Abend die Eroberungen des Tages wieder entwunden. Niemals waren preußische Truppen stürmischer in's Feuer gegangen*), niemas hatten sie zäher ausgehalten; es war, als ob die kriegerische Kunst und Ueberlieferung der glorreichsten Zeiten von dem Haß der sieben Leidensjahre neu belebt und durchglüht worden wäre. Das Vorbild der Führer war des heroischen Muthes der Massen würdig; der König selbst und die Seinigen waren mitten im Gedränge, Scharnhorst und Blücher sah man mit blanker Waffe an der Spitze ihrer Leute auf den Feind eindringen, beide wurden verwundet aus dem Kampfe weggetragen. Selbst die Todten — sagt ein Zeitgenosse**) — lagen da mit verklärtem Angesicht; sie waren mit dem Gefühle aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt. Viel lauer waren die Russen; wer sie bei Borodino gesehen, sagt Wolzogen, erkannte sie kaum wieder als dieselben an. Sie meinten: nun da Rußland vom Feinde befreit sei, wäre es vorzugsweise Sache der Preußen, das Uebrige zu thun.

Die Verbündeten hatten allmälig etwa 54,000 Mann ins Gefecht gebracht, die Franzosen 68,000; bei jenen war in dieser Zahl viel Reiterei mit einbegriffen, bei diesen sehr wenig. Die Franzosen hatten größere Massen zugleich ins Treffen geführt, die Verbündeten hatten ihre Streitkräfte fast immer nur stückweise gebraucht und aufgezehrt. Der Verlust war, wie es die Art des Kampfes erwarten ließ, auf beiden Seiten sehr groß. Man zählte 8000 Preußen, 2000 Russen; die Franzosen mögen eher mehr als weniger eingebüßt haben***). Auf beiden Seiten befand sich unter den Opfern eine besonders große Zahl von Officieren. Trophäen waren nicht viele zu verzeichnen, die Preußen hatten fünf Kanonen, einige Pulverwagen genommen und 800 Gefangene gemacht, selbst aber keine verloren. Selten war ein Schlachtfeld an Opfern so reich, an Siegeszeichen so arm gewesen.

Auch war am Abend des Kampfes das Ergebniß noch ungewiß. Die Preußen nahmen eine weiter vorgeschobene Stellung als am Morgen ein, die Franzosen trafen keine Anstalt, den Vortheil, den sie in den Abendstunden errungen, mit Macht zu verfolgen. Wie nachher der Rückzug beschlossen ward, konnten die Verbündeten ruhig und in voller Ordnung ihn antreten; Napo-

*) „Animés d'une sorte de rage", ist der Ausdruck von Thiers XV. 391.

**) Plotho I. 125.

***) Thiers XV. 399 spricht sogar von 17—18000 Mann; aber er steigert auch den Verlust der Verbündeten auf 20,000, was allen deutschen Berichten widerspricht. Daß die Opfer der Franzosen sehr bedeutend waren, bezeugt auch A. Lefebvre (Revue des deux mondes 1857 S. 523); er spricht von 25,000 Todten und Verwundeten.

leon selbst war auf eine Fortsetzung der Schlacht am andern Morgen gefaßt und folgte erst am Mittag dem Rückzuge des Gegners.

So konnte es einen Moment zweifelhaft scheinen, wer der Sieger war; nur im Augenblick, wo man zurückzog, nicht mehr. Es war darum eine nutzlose Täuschung, auch in den nach dem Kampfe abgefaßten amtlichen Berichten von einem Siege zu reden und den Rückzug zu leugnen. Man weckte nur Hoffnungen, nach denen die Wahrheit um so schmerzlicher empfunden ward*). Der Kampf vom 2. Mai war in Wirklichkeit so groß, daß jede Uebertreibung den Eindruck nur schwächen konnte. Man mußte das Napoleon und den Franzosen überlassen, denen der Sinn für Wahrhaftigkeit nun einmal versagt war. Daß die sich diesen ersten Erfolg zu Nutze machen würden, um die Welt noch einmal in eine Wolke von Lügen einzuhüllen, ließ sich denken; aber ihre Bulletins übersteigen doch Alles, was man von Bonaparte'scher Wahrheitsliebe erwarten durfte. Diese Bulletins lassen die verbündete Armee auf 150—200,000 Mann anwachsen; gegen 30,000 Mann sind natürlich gefallen, die preußischen Garden ganz vernichtet, die russischen (die gar nicht im Feuer waren) stark mitgenommen, eine ansehnliche Masse von Gefangenen (fünftausend!) gemacht. Mit vielem Aufwand von Worten wird beschrieben, wie die Kämpfer von Großgörschen in wirrer Flucht dahingeeilt und anderthalb Stunden weit von den Franzosen verfolgt worden seien. Der berüchtigte Stein, so ward im Moniteur verkündet, ist tief verachtet von allen ehrlichen Leuten; „er wollte die Canaille gegen die Besitzenden aufwiegeln." Und in einem Aufruf an sein Heer, den er am Tage nach der Schlacht erließ, sagt Napoleon wörtlich: „Die Schlacht von Lützen wird über Austerlitz, Jena, Friedland und Moskwa gestellt werden! Im vergangenen Feldzuge hatte der Feind gegen unsere Waffen keine andere Zuflucht gefunden, als indem er die wilde Kriegführung seiner barbarischen Vorfahren nachahmte. Armeen von Tataren haben seine Felder, seine Städte, das heilige Moskau selbst verwüstet. Jetzt kamen sie in unsere Länder, an ihrer Spitze Alles, was Deutschland, Frankreich und Italien an schlechten Subjecten und Deserteuren aufzuweisen haben, um hier Empö-

*) S. Friccius I. 152 f. Prittwitz II. 86. 87. Aus den Berichten im preuß. Correspondenten Nr. 21 f. ergibt sich übrigens, daß Anfangs bei Vielen der aufrichtige Glaube, gesiegt zu haben, vorherrschend war. Die am 5. Mai von dem Militärgouvernement in Berlin veröffentlichte Proclamation steht auch mit den Thatsachen keineswegs in offenem Widerspruch. „Der Vortheil, heißt es dort, ist von Anfang an bis zur einbrechenden Nacht, welche die völlige Entscheidung verhindert hat, auf unserer Seite gewesen. — — Wir eilen dem Publikum diese Nachrichten mitzutheilen und werden ein Gleiches thun, sobald wir die officiellen Nachrichten von der wahrscheinlich am 3. d. fortgesetzten Schlacht erhalten werden." Es ist dies von Interesse, weil die Franzosen, wie z. B. Thiers (XV. 401) über diese Siegesberichte sehr ungehalten sind, aber für die Bülletinslügen natürlich kein Wort der Rüge haben.

rung, Anarchie zu predigen. Sie haben sich zu Aposteln aller Verbrechen gemacht....... In einem einzigen Tage habt ihr alle diese vatermörderischen Complote vereitelt. Ihr habt euch wohl verdient gemacht um das civilisirte Europa. Italien, Frankreich und Deutschland werden euch dafür Dank wissen!"*)

Es bedurfte der Lügen und Schmähungen nicht, um die Welt zu überzeugen, daß er der Sieger war. Nach einer Niederlage, die ihres Gleichen nicht hatte, ergläuzte noch einmal die verblaßte Glorie früherer Tage in frischen Farben. Dem Soldaten war sein Selbstvertrauen wiedergegeben, der Rheinbund noch auf einige Zeit fest gekittet, Sachsen beim Bunde festgehalten. Wohl war dieser Sieg theuer erkauft, ungeheure Opfer hatte er gekostet und doch war der Feind nicht einmal entschieden überwunden, nur ein Schlachtfeld war vorerst gewonnen, ein Schlachtfeld ohne Beute, ohne Gefangene, ohne Trophäen. Indessen auch dies war nicht zuviel für den nächsten Erfolg. Eine Niederlage am 2. Mai hätte wahrscheinlich schon jetzt eine gewaltige Katastrophe veranlaßt; der Sieg hielt die Schwankenden noch fest und gab die Mittel zu einem Kampfe, von dessen Art und Dauer freilich der 2. Mai eine erschreckende Probe aufwies.

Am Abend des Kampfes traf im verbündeten Hauptquartier die Nachricht ein, daß Bülow an diesem Tage Halle genommen habe. Der General war in den letzten Tagen des April, nachdem ihn Woronzof bei Magdeburg abgelöst, beschäftigt gewesen, den Elbübergang bei Roslau und die Straßen nach Berlin zu decken. Als der Entschluß zur Schlacht fest stand, hatte er von Wittgenstein den Befehl erhalten, eine Demonstration gegen Halle zu machen und den Angriff der Hauptarmee durch die Wegnahme dieses Ortes zu unterstützen. Es lagen von Franzosen vier Bataillone, ein Detachement Reconvalescenten und 6 Geschütze in der Stadt und diese selbst war mit Mauern und Thoren versehen, welche die Vertheidigung erleichterten. Was Bülow am frühen Morgen des 2. Mai zum Angriff heranführte, betrug 5000 Mann und 24 Geschütze.**) Rasch waren die Vorstädte genommen, aber an den Thoren der inneren Stadt, die meistens verrammelt waren, entspann sich ein hartnäckiger und zweifelhafter Kampf. Der General schein einen Augenblick daran gedacht zu haben, das Gefecht abzubrechen, allein seine Leute hatten sich mit solcher Hitze in den Kampf verbissen, daß es schwer gewesen wäre, den Befehl auszuführen. Namentlich am Galgthor hatte sich das heftigste Gefecht entsponnen. Das dritte Bataillon vom 3. ost

*) S. die angeführten Stellen bei Gonjon Bulletins officiels II. 160. 162 169. 175.

**) S. Militärwochenblatt 1835. S. 5464 ff. Prittwitz II. 7 ff.

preußischen Regiment, unter Major von Uttenhoven, anfangs allein, dann noch von einem andern Bataillon unterstützt, war hier trotz des heftigen Feuers bis an das Thor vorgedrungen; ein paar Schwadronen westpreußischer Dragoner unter Obristlieutenant von Treskow zwangen die feindlichen Geschütze zum Rückzug, indessen Uttenhoven seine Leute mit dem Bajonnet stürmen ließ und zugleich mit dem Feinde in die Stadt kam. Auch durch zwei andere Thore waren um dieselbe Zeit die Preußen eingedrungen und vergebens suchten die Franzosen in einem hitzigen Straßengefecht das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Drei Stunden, nachdem der Angriff begonnen, hatte der Feind die Stadt geräumt. Ueber vierhundert Gefangene und andere Trophäen blieben in den Händen der Sieger. Das tapfere Bataillon, das am meisten zum Siege beigetragen, war an diesem Tage zum ersten Mal, und zwar durch einen Nachtmarsch ermüdet, ins Feuer gekommen. Seine Gewehre waren so schlecht, daß Viele sich erst im Gefecht vom Feinde bessere eroberten. Am Morgen noch ohne Tschakos und kalblederne Tornister equipirten sich die Tapferen mit der feindlichen Bekleidung und erschienen nach dem Siege mit französischen Tschakos und Tornistern.

Mit der Botschaft von diesem Siege kam am Abend der Schlacht zugleich die andere in's Hauptquartier: daß Kleist, von Lauristons Uebermacht gedrängt, sich habe zurückziehen und Leipzig dem Feinde überlassen müssen. Ward die Schlacht am andern Tage erneuert, so konnte der französische Kaiser etwa 40,000 Mann frische Truppen in's Gefecht werfen; die Verbündeten hatten nur noch auf Miloradowitsch und 14 frische Bataillone russischer Garden zu rechnen. Zudem erklärte der Commandant der russischen Artillerie, Fürst Jachwil, es sei nicht mehr Munition genug vorhanden für eine zweite Schlacht. Es erwachte die Sorge, man könne eine wirkliche Niederlage erleiden und von der Elbe abgeschnitten werden. Im preußischen Lager zwar sprach sich offene Mißstimmung aus beim Gedanken an einen Rückzug, „so viel Blut soll vergebens geflossen sein", rief der verwundete Blücher und zeigte Lust, „noch in der Nacht die Franzosen zusammenzuhauen." *) Indessen

*) Es liegt uns ein handschr. Brief Blüchers an den König d. d. Colditz 4. Mai vor, worin es heißt: „Als ich am 3. in der Nacht vom vorliegenden Schlachtfeld zurückkehrte, fand ich zu meiner Verwunderung, da wir vom Feinde nichts zu befürchten zu haben schienen, bereits alle sowol russische als preußische Truppen abmarschirt — — der Feind, der in der Schlacht außerordentlich gelitten haben soll und der wie ein Besiegter sich betragen hat, wagte es nicht, uns zu verfolgen. Dies bestätigt die von allen Seiten eingegangenen Nachrichten, daß der Kaiser Napoleon bereits seine Anstalten zum Rückzug getroffen hatte. Den unwiderleglichsten Beweis dazu liefert aber der Umstand, daß gestern noch Halle von Bülow und Leipzig von den Truppen Kleists besetzt waren, und der Feind bis dahin noch keine Miene gemacht hatte, durch ein rasches Vordringen auf irgend einem Punkte unsere Communication zu unterbrechen."

auch sehr muthige Männer haben wenigstens später den Rückzug für nothwendig gehalten; er ward nicht als eine Folge der Schlacht, sondern als eine Folge der feindlichen Ueberlegenheit angesehen. Der Feind hatte vielmehr selbst in der Nacht sich ein Stück weit zurückgezogen und wartete der Erneuerung des Kampfes am folgenden Tage. Wollte man nun, so urtheilt Clausewitz, gegen eine dreifache Ueberlegenheit der feindlichen Infanterie nicht das Letzte auf's Spiel setzen, so mußte man sich zurückziehen, um sich seinen Verstärkungen zu nähern, und mit so wenig Terrainverlust als möglich den Zeitpunkt der österreichischen Kriegserklärung herankommen lassen. Auch lag in der Art, wie der Rückzug geordnet und unverfolgt angetreten ward, ein beredtes Zeugniß für den Kampf, der vorausgegangen war.

In der ruhigen Betrachtung späterer Tage mochte man wohl mit Recht so urtheilen; aber jetzt unter dem unmittelbaren Eindruck der Kämpfe des denkwürdigen Tages war ein tiefer Unmuth wohl gerechtfertigt. Voll von Streitlust, zumal nach einer Heldenprobe, wie er sie eben abgelegt, konnte der preußische Soldat den Gedanken nicht fassen, daß er vor dem Feinde zurückweichen solle. Der König selbst theilte diese Stimmung. Ihn hatte die Schlacht mit froher Zuversicht erfüllt; er konnte nicht aufhören, die Bravheit seiner Truppen dankbar anzuerkennen. Er und seine Umgebung hatten sich in der festen Meinung zur Ruhe begeben, daß am andern Morgen das Treffen fortgesetzt würde.*) Wie peinlich war er überrascht, als noch in der Nacht Kaiser Alexander zu ihm kam, um ihn auf die Nothwendigkeit des Rückzugs vorzubereiten! Den sichtbar verlegenen Erörterungen des Czaren setzte er anfangs die unverblümte Weigerung entgegen; „das kenne ich schon," sagte er voll Unmuth, „wenn wir erst anfangen zu retiriren, so werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen und auf diese Weise sehe ich mich schon wieder in Memel." Wie Alexander lebhafter in ihn drang, brach er das Gespräch in brüsker Weise ab und meinte, als der Kaiser sich entfernt: „das ist ja wie bei Auerstädt!" Zögernd gab er zuletzt nach, ohne indessen seinen Verdruß über diese unerwartete Wendung zu verhehlen.

Entmuthigt waren freilich die Stimmungen nicht. Die Begeisterung im Heere und im Volke nährte sich an dem Heldenkampfe des 2. Mai und der patriotische Eifer ward unter dessen Eindruck eher höher gespannt, als gelähmt. Aber das schlichte Gefühl der Massen war doch auch nicht versucht, das Mißlingen des Tages von Großgörschen zu leicht zu nehmen und sich mit der Illusion eines glorreichen Sieges zu beruhigen, neben dem der vorübergehende Rückzug nicht viel zu bedeuten habe. Wie der König, so empfanden es Tausende mit ihm, daß ein kostbarer Moment unwiederbringlich verloren war. Die Hoffnungen auf eine rasche Erhebung der ganzen Nation waren

*) S. Henckel von Donnersmark, Erinnerungen S. 185 ff.

vorerst vereitelt; es blieb unser Verhängniß, auch in diesem glorreichen Augenblick unserer Wiedergeburt halbirt zu sein. Der Rheinbund blieb noch bestehen und fuhr fort, der fremden Tyrannei zu dienen. Jener frischen, hinreißenden Macht des öffentlichen Geistes, wie sie sich im Februar und März im Norden und Osten angekündigt, war vorerst nach Süden und Westen hin ein Damm entgegengestellt, den nur neue blutige Kämpfe erschüttern konnten. Nicht mit den Waffen allein, auch mit Concessionen mußten vielleicht die widerstrebenden Regierungen des Rheinbundes gewonnen werden; den kühnsten Hoffnungen auf eine vollständige Verjüngung der deutschen Dinge ward auf dem Lützener Schlachtfelde die erste Beschränkung auferlegt. Dringender noch als vorher erschien jetzt Oesterreichs Hülfe. Der russische Beistand hatte in dieser ersten furchtbaren Probe den Erwartungen, die man gehegt, nicht entsprochen; das größte Verdienst, aber auch die größte Wucht des Kampfes lag auf Preußen; alles Hemmende und Störende, von Kutusows Oberbefehl an bis zu der fehlenden Munition herab, war von den Russen ausgegangen. So war Preußen in einen Krieg eingetreten, in dem ruhmvoll, aber vielleicht rettungslos die letzte Kraft der Nation sich verblutete, einen Krieg, den Rußland matt unterstützte, dem Oesterreich unthätig zusah und in dem vierzehn Millionen Deutsche noch an der Seite des fremden Unterdrückers fochten.

Je düsterer diese Aussichten waren, desto mehr mußte das russische Bündniß geschont, der Anschluß Oesterreichs möglich erhalten werden. Das Erstere war nach dem Kampfe vom 2. Mai nicht leicht. Ein Gefühl des Unwillens über die russische Führung war in den Preußen nicht zu unterdrücken; einzelne Verkehrtheiten auf dem Rückzuge weckten es nur auf's Neue.*) Und doch mußte man diese vordringliche russische Leitung ertragen, mußte den gerechten Groll über die Kutusow und Wittgenstein in der Brust verschließen, damit nicht ein unzeitiger Zwiespalt das Bündniß gefährdete.

In zwei Colonnen erfolgte der Rückzug; die Preußen zogen über Borna, Colditz und Döbeln auf Meißen zu, die Russen über Frohburg und Rochlitz nach Dresden. Am 6. und 7. Mai trafen beide an diesen beiden Elbübergängen ein. Man wollte sich nicht zu weit von Oesterreich entfernen und hoffte in dieser Richtung am ersten die Verstärkungen, die man erwartete (Barclay's und Sackens Corps), zu erreichen. Der Rückmarsch war so gut geordnet, die Reiterei so überlegen, daß es dem Feinde nicht gelang, ihn zu beunruhigen. Es kam wohl zu einzelnen hartnäckigen Gefechten bei Colditz, Etzdorf, Wilsdruf und Kesselsdorf (5—8. Mai), allein die Energie, womit

*) In einem Schreiben d. d. Königsbrück 10. Mai, das uns vorliegt, beschwert sich z. B. Gneisenau über die Art, wie die Russen ihre Verbündeten als Arrièregarde gebrauchten und es ihnen überließen, in vorher ausgesogenen Gegenden sich ihre Subsistenz zu schaffen. „Das Blüchersche Corps würde so hinten vom Feinde gedrängt und an Lebensmitteln zugleich Noth leidend sich auflösen und verschwinden."

die Corps von York und Miloradowitsch Widerstand leisteten, ließ dem Feinde keinen Vortheil; die Elbe ward ohne Hinderniß überschritten und die Uebergänge zerstört, so daß der Feind außer Stande war, rasch zu folgen.

Zunächst entschied sich jetzt das Schicksal Sachsens. Wir erinnern uns, wie Friedrich August, als Preußen ihn zum offenen Bunde einlud, um die Gefahren, aber auch die Ehre der deutschen Sache zu theilen, den Beitritt ausschlug. Er suchte eine Anlehnung an Oesterreich und dessen bewaffnete Vermittlung. Zu Ende April saß General Langenau in Wien, um gemeinsame Schritte zu verabreden; der König war indessen nach Prag gegangen. Die Forderungen Napoleons wurden nun ebenso abgelehnt, wie früher die Anträge der Verbündeten. An den König von Preußen schrieb Friedrich August (29. April), er habe sich den Maßregeln Oesterreichs und dessen bewaffneter Vermittlung völlig angeschlossen. Ein drohendes Gebot Napoleons, sich offen zu erklären, wenn er nicht Alles verlieren wolle, schien keinen Eindruck zu machen; vielmehr ward noch am 5. Mai an Thielmann die Weisung gegeben: Torgau den Franzosen nicht zu öffnen, auch wenn die Kriegsereignisse Napoleon an die Elbe zurückführen sollten. Indessen war aber die Entscheidung von Großgörschen gefallen. Am 6. Mai kam der französische Gesandte mit der Siegesnachricht und zugleich mit dem Befehle nach Prag, der König habe sich ohne Verzug an Frankreich anzuschließen. Spätere Boten drangen darauf, daß Torgau augenblicklich geöffnet, die sächsische Armee mit der französischen vereinigt werde; wenn nicht binnen sechs Stunden die Entscheidung erfolge, habe der König das Schlimmste zu gewärtigen. Von der Siegesbotschaft überwältigt, von Oesterreich rathlos gelassen, ohne irgend einen Mann von Muth und Character an der Seite, versprach der schwache König ungesäumte Rückkehr, um dem fremden Herrn seine Truppen und seine Schätze zur Verfügung zu stellen. Er überließ es seinen schwer compromittirten Unterhändlern und Feldherren, zu sehen, wie sie sich vor Napoleons Rache schützten. Thielmann, der die Erbitterung des Imperators am meisten erregt, suchte preußische Dienste; Langenau und Senfft-Pilsach gingen in österreichische.*)

Indessen hatte sich Napoleon (8. Mai) der sächsischen Hauptstadt genähert; der Deputation, die ihm entgegengeschickt ward, hielt er im herben Tone des Gebieters die Sympathien vor, welche die Bevölkerung für die Sache des deutschen Vaterlandes an den Tag gelegt. „Ihr verdientet, daß

*) Am 10. Mai hatte Thielmann (wahrscheinlich an Kleist) geschrieben: „Ich bin destituirt, der König von Sachsen hat auf eigne Hand, ohne aller seiner Diener Wissen, seinen Frieden mit Frankreich gemacht. Wäre es Zeit, daß Sie binnen hier und wenig Stunden kommen könnten, so würde ich Ihnen noch die Festung zu übergeben im Stande sein, aber man hat mich so gefaßt, daß ich nichts mehr thun kann. Können Sie nicht kommen, so ist Alles verloren. Die Generale sind gegen mich — ich verlasse Armee, Vaterland, Alles, und flüchte zu Ihnen, um mit Ihnen zu sterben.“ S. Allg. Zeit. 1858 Beil. 202.

ich Euch als erobertes Land behandelte. Nur Euer König ist Euer Retter. Nur aus Liebe zu ihm verzeihe ich Euch." Noch standen, als er auf Dresden heranrückte, die Russen in der Neustadt und machten Miene, den Elbübergang zu hindern; Napoleon fand indessen eine Strecke unterhalb der Stadt die Mittel zum Uebergang, und während die abziehenden Gegner ihre letzten Kugeln in die Altstadt sandten, begann er seine Truppen hinüberzuschaffen. Zwischen 60—70,000 Mann überschritten am 11. Mai den Strom, eine bunte Musterkarte von Truppen, welche den Umfang, aber auch die Unnatur des Napoleonischen Kaiserreichs veranschaulichte. Neben den Franzosen sah man hier acht württembergische, drei westfälische, ein badisches, ein darmstädtisches Regiment, Illyrier, Neapolitaner, Schweizer und Spanier im Dienste des Zwingherrn, alle nur noch durch die Furcht oder das Interesse der Dynastien, nicht durch die Sympathie der Völker zusammengehalten und so lose mit ihm verknüpft, daß ein entscheidendes Mißgeschick auf dem Schlachtfelde vielleicht bald Alle in ihre natürlichen Stellungen zurückführte.

Noch am nämlichen Tage ward Torgau geöffnet und das ganze dort aufgehäufte Kriegsmaterial von unglaublicher Menge und Mannigfaltigkeit den Franzosen zum Kampfe gegen die deutsche Sache ausgeliefert. Die Armee, gegen 12,000 Mann stark, ward zum größten Theile mit einer französischen Division unter den Oberbefehl Reyniers gestellt; die schöne sächsische Reiterei mußte die Lücken der französischen Cavallerie ausfüllen. Am 12. Mai führte Napoleon durch die Spaliere seiner Truppen den König von Sachsen in die Hauptstadt zurück; es war eine der letzten demüthigenden Scenen, welche der Bonapartismus den deutschen Fürsten bereitet hat. Bei dem harten Loose, das später den sächsischen Monarchen traf, ist nach deutscher Weise vielfach der Maßstab gemüthlicher Beurtheilung angelegt und für des Königs persönliche Bonhommie das Mitgefühl beansprucht worden. Dem gegenüber thut die Erinnerung Noth, wie unwürdig Friedrich August zehn Tage nach dem deutschen Heldenkampfe bei Lützen das Gefolge des Erbfeindes vergrößerte und ihm seine Truppen preisgab, damit sie im fremden Dienst deutsches Blut vergießen halfen.

An dem Tage, wo Napoleon seinen Einzug in Dresden hielt, hatten auch die übrigen Theile seines Heeres bei Torgau und Wittenberg die Elbe überschritten. Wohin er nun mit seiner ganzen Macht aufbrechen würde, war wenigstens seinen Gegnern vorerst ganz zweifelhaft. Nicht unwahrscheinlich war es, daß er sich gegen die preußische Hauptstadt wenden werde, und es konnte dann wohl einen Augenblick der Gedanke auftauchen, den Preußen liege es in diesem Falle zunächst ob, ihr Gebiet zu schützen, unbekümmert darum, was die Russen thäten.*) Der gerechte Unwille über den russischen

*) Wie wenig die Preußen über die Plane ihrer Verbündeten unterrichtet waren und welche Sorgen sie erfüllten, beweist ein Brief Gneisenau's d. d. Camenz 11. Mai, in

Oberbefehl mochte solche Trennungsgedanken unterstützen.*) Aber sie wichen doch rasch der besseren Einsicht, daß eine Trennung beider Heere das Verderblichste von Allem sei. Wenn es schon der vereinigten Macht nicht gelungen war, Napoleon zu schlagen, was sollte erst werden, wenn jeder der Verbündeten in kleinmüthiger Sorge seinen Weg ging und dem Gegner dann erwünschte Gelegenheit gab, jede der beiden Armeen getrennt zu schlagen? Mit den Russen vereinigt, mit Oesterreich in Verbindung bleiben, auch wenn inzwischen die eigene Hauptstadt in die Gewalt des Feindes fiel, das war es allein, was die Situation den Preußen vorschrieb; freilich ein Entschluß, der leichter gepriesen als nachgeahmt ist. Aber sie hatten so Vieles geopfert, daß sie auch dies mit freudiger Ueberwindung zu vollbringen vermochten. Doch wurden Schritte gethan, wenigstens die Hauptstadt zu schützen. Oberst Boyen ward nach Berlin geschickt, um die Bildung der Landwehr zu beschleunigen, die Ausführung des Landsturmedicts zu betreiben und Verschanzungen um Berlin theils anzulegen, theils angelegte zu vollenden, so daß der Feind sich nur nach angestrengtem Widerstande der Stadt bemächtigen könne. Außerdem sollte ein Vertheidigungsplan für die ganze Provinz entworfen werden. Boyen kam eben hin, als man mit „einem in unserer gegenwärtigen Stimmung kaum begreiflichen Jubel" den vermeinten Sieg von Großgörschen feierte. Aber auch nach der Enttäuschung fand er bei Behörden und Volk,

---

der angeführten Correspondenz. „Ich weiß nicht, schreibt G. an den König, zu welchen Maßregeln der Graf Wittgenstein sich entschließen, ob er noch hier in der Lausitz eine Schlacht anzunehmen entschlossen genug sein wird. Fast bezweifle ich es; in diesem Falle, so wie für den Fall, wenn hier eine Schlacht verloren ginge, müssen wir darauf denken, welche Operationen wir mit dem ferneren Rückzug verbinden wollen; denn gerade durch Schlesien nach Polen zurückzugehen, ohne einen andern Plan damit zu verbinden, als nur dem Feinde aus dem Weg zu gehen, würde keinem der Zwecke entsprechen, die wir uns jetzt vorsetzen müssen und von denen die Existenz des Staates abhängt."

*) In dem angeführten Schreiben war von Gneisenau auf solch einen möglichen Fall Bedacht genommen. Die preußische Armee, schlug er vor, sollte im Fall des Rückzugs nach Schlesien sich rechts gegen das schlesische Gebirge, die Festungen und verschanzten Lager von Glatz und Neisse wenden, alle Reserven, Landwehren und Depots dahin schaffen, während sich die Russen auf ihre Verstärkungen zurückzögen. „Wenn unsere Lage, schreibt er, irgend eine Eigenthümlichkeit hat, so ist es wohl die, daß wir entscheidende Schläge vermeiden und den Krieg in die Länge zu ziehen suchen.... Es ist für die Meinung von der höchsten Wichtigkeit, daß wir unsere Provinzen nicht nach 14 Tagen dem Feinde überlassen; ja ich gehe so weit, zu glauben, daß, wenn Oesterreich durch die Schlacht bei Großgörschen hätte wankend gemacht werden können, eine hartnäckige Vertheidigung Schlesiens ihm den Muth geben würde, von Neuem aufzutreten. Im unglücklichsten Falle ist es ehrenvoller, in den eigenen Provinzen unterzugehen, als mit einem unbedeutenden Ueberrest in fremden Ländern flüchtig umherzuziehen."

bei der Landwehr wie beim Landsturm den allerfreudigsten und opferbereitesten Willen.*)

Die Hauptquartiere der beiden Armeen, mehr aus Zufall als aus Absicht etwas auseinandergerückt, schoben sich nun wieder dichter zusammen; man war entschlossen, sich gemeinsam zu schlagen. Bis nach Schlesien sich zurückdrängen zu lassen durch eine Schlacht, die man anfangs als einen Sieg gepriesen, hatte etwas Widerstrebendes. So groß war das Mißverhältniß der Kräfte nicht, daß man es nicht wagen durfte, in einer günstigen Stellung einen neuen Kampf aufzunehmen. Man war das den Sympathien in Deutschland, den Hoffnungen auf Oesterreich und vor Allem der Stimmung der eigenen Heere schuldig; ein weiteres Zurückweichen mußte die moralische Haltung der Truppen mehr erschüttern, als ein Gefecht, in dem man sich ruhmvoll, wenn auch erfolglos, gegen eine Uebermacht schlug. Die Spree schien gut dazu geeignet, insbesondere die Gegend um Bautzen, dem Feinde eine zweite Schlacht anzubieten.**)

Napoleon überschritt nun mit den Corps von Macdonald, Bertrand und Marmont, im Ganzen etwa 70,000 Mann, die Elbe; es kam zu einzelnen hartnäckigen Gefechten mit der russischen Nachhut, namentlich am 12. bei Bischofswerda, wobei das Städtchen in Flammen aufging. Es folgten Oudinot, die Garden und das Reitercorps unter Latour-Maubourg. Seit dem 16. Mai fingen diese Massen an, sich nicht weit von Bautzen aufzustellen. Nur Ney war noch mit seinem Corps und denen von Lauriston und Reynier zurück. Napoleon hegte wirklich anfangs den Plan, ihn gegen Berlin zu entsenden, gab ihn aber wieder auf. Ehe noch der zweite Befehl

---

*) Nach einer handschr. Aufzeichnung Boyens.

**) Knesebeck schreibt d. d. Wurschen, 16. Mai, an Scharnhorst: „Nachdem wir nach Ihrer Abreise aus Dresden eine Zeit lang durch verschiedene Ansichten im Generalcommando bald nach der Bautzener, bald nach der Berliner Straße uns hinwenden wollten und demgemäß die Truppen bald rechts bald links schoben, hat endlich die Ansicht gesiegt, die Gebirgsstraße zu halten und in näherer Verbindung mit den österreichischen Operationen zu bleiben — — Indessen habe ich dennoch nicht für das Annehmen einer Schlacht stimmen können, Graf Wittgenstein aber glaubte, ehe die Oesterreicher sich erklärten, doch noch eine liefern zu müssen, und meinte, jeder Marsch rückwärts würde ihm mehr Leute kosten als ein Gefecht." Aehnlich schreibt Sir Charles Stewart am 18. aus dem Hauptquartier an Lord Castlereagh: I think they have decided wisely, if they can allure the enemy to take the bull by the horns; for every retrograde march, in the present position of affairs, prejudices public opinions etc. S. Castlereagh letters and despatches. III. Series I. 11. Nach den Mittheilungen des Generals von Natzmer (Bernhardi Tolls Denkw. III. 492) war es besonders Kaiser Alexander, der die Nothwendigkeit eines Kampfes verfocht. „Schlagen wir hier nicht, erklärte er, so kommen wir über die Oder und Weichsel zurück."

an Ney kam, war der Marschall auf die Nachricht von der Annäherung russischer Verstärkungen, aus eigenem Antrieb wieder eingebogen, um sich mit dem Kaiser zu vereinigen. Als ihn am 17. in Kalau die Ordre des Kaisers erreichte, war er schon in Bewegung, über Hoyerswerda gegen den rechten Flügel der Verbündeten vorzudringen. Napoleon sandte ihm von Bautzen aus die italienische Division Pery über Königswartha entgegen, um die Verbindung herzustellen.

Ueber große Massen hatte demnach Napoleon aller Erwartung nach zu verfügen; aber sie waren noch nicht beisammen. Seit dem 18. und 19. waren die Verbündeten im Stande, sich zu schlagen, und zwar mit Napoleon allein, ohne Neys Verstärkungen. Es ist unter den sachkundigen Militärs darüber nur Eine Stimme, daß dies Versäumniß ebenso grundlos, wie in seinen Folgen verderblich war. Freilich die Art des Oberbefehls erklärte Alles. Wittgenstein, dem es an Einsicht und gutem Willen nicht fehlte, besaß doch weder die Energie noch die überlegene Autorität, die nöthig war, um in solcher Lage die Zügel des Commandos fest in einer Hand zu halten. Miloradowitsch stand ihm im Dienstalter als General voran, Barclay, der eben herankam, desgleichen; es war nicht zu erwarten, daß sie gern und willig dem jüngeren Oberfeldherrn gehorchten. Wittgenstein fühlte dies so tief, daß er selbst den Kaiser bat, um der nöthigen Eintracht willen das Commando an Barclay zu übertragen. Aber der Kaiser zog es vor, sich überall selber einzumischen und, während der König sich schüchtern zurückhielt, den nachgiebigen Wittgenstein unter sein Obercommando zu stellen, oder unmittelbare Weisungen an die andern Generale zu erlassen. Die preußischen Führer, Blücher, York, Gneisenau, fühlten sich tief verstimmt;*) sie vermißten in der Führung den festen Willen, im Dienst die nöthige Präcision; sie klagten, daß man selten aus dem russischen Hauptquartier über die wichtigsten Dinge eine Entscheidung bekomme, überhaupt fast nicht gehört werde.

Es scheint kein Zweifel, daß dem Einfluß Alexanders die Verzögerung des Angriffs aus den Stellungen von Bautzen zuzurechnen ist. Wenigstens hat er es veranlaßt, daß auf die sichere Nachricht vom Anmarsch der feindlichen Verstärkungen statt eines raschen Angriffs auf Napoleon eine ganz seltsame Diversion unternommen worden ist. Barclay sollte mit seinen Truppen, die Langeron führte, mit Yorks Corps und der Grenadierdivision

*) S. Droysens York II. 221 f. In der oben angeführten hdschr. Correspondenz beschwert sich Gneisenau an Knesebeck wiederholt über die ungünstige Aufstellung auf den Höhen bei Bautzen. Nicht ihm (Knesebeck) gebe er die Schuld der fehlerhaften Aufstellung, aber da man aus dem russischen Hauptquartier selten etwas Entscheidendes über die wichtigsten Dinge erhalte, habe er auf diesem Wege Abhülfe erlangen wollen. „Nun habe ich, wie Sie mir gerathen, meinen Protest beim russischen Hauptquartier eingelegt."

Rajewsky, im Ganzen ungefähr in der Stärke von 23,000 Mann, dem Marschall Ney entgegengehen und ihn vom Zuzug nach Bautzen abhalten.*) Ob dies gegen eine so überlegene Macht möglich war, ließ sich billig bezweifeln; gewiß war nur, daß diese Theilung der Kräfte die verbündete Stellung bei Bautzen selbst merklich schwächen mußte. Es war gleichsam ein Ausfall, den man von Bautzen nach Hoyerswerda hin machen wollte.

Am 18. Mai, spät Abends um 9 Uhr erhielt Yorks Corps Befehl zum Aufbruch und hatte seinen Marsch schon angetreten, als ein anderer Befehl es zurückrief, bis dann eine neue Ordre zum Vorrücken commandirte. Dieser Anfang war wie die ganze Affaire überaus bezeichnend für die oberste Kriegsleitung. Um einen Weg von vierthalb Meilen zurückzulegen, brauchte man auf diese Weise fast funfzehn Stunden. Die russische Colonne war auf dem kürzeren und besseren Wege nach Königswartha entsendet worden und stieß um Mittag des 19. Mai auf dem Marsche dahin bei Johnsdorf auf feindliche Truppen. Es war die italienische Division Pery, die etwa 7 bis 8000 Mann stark von Bautzen aus detachirt worden war, um die Verbindung zwischen dem Hauptheere und Ney zu sichern. Das Gefecht, das sich entspann, endete mit einer vollständigen Niederlage der Italiener. Sie ließen 4 Generale, darunter Pery selbst, 14 Officiere und 740 Mann nebst 7 Kanonen als Trophäen in den Händen der Sieger. Erst nachdem dieser Schlag geschehen war, kamen die ersten Colonnen von Ney's Heer heran: sein Vortrab unter Kellermann und Reyniers Corps. Lauriston hatte, um Raum zu schaffen und die Flanke zu decken, den Weg zur Seite über Weissig einschlagen müssen.

Indessen war York in den ersten Nachmittagsstunden bei Hermsdorf auf dem Wege nach Weissig angelangt. Er hatte eben nothdürftig gerastet, als ein Befehl Barclay's eintraf: er solle auf Königswartha aufbrechen und Alles, was ihm entgegentrete, niederwerfen. York hatte sich kaum in Marsch gesetzt, als er im Walde bei Weissig auf Lauristons Corps stieß. Rasch besetzte er eine vortheilhaft gelegene Höhe, den Eichberg, und begann den Feind anzugreifen, als ein zweiter Befehl Barclay's kam: er solle statt auf Wartha nach Johnsdorf marschiren und den Russen als Reserve dienen. Der Befehl war in dem Augenblick erlassen, wo Barclay mit Ney's ersten Colonnen zusammentraf und einem Kampf mit überlegenen Kräften entgegensah. Für York aber war es eine peinliche Aufgabe, und er verhehlte das Barclay nicht, in einem Moment, wo er mit einem stärkeren Feinde in ein günstiges Gefecht

*) S. Militärwochenbl. 1847. Beiheft S. 41 f., wo sich eine erschöpfende Darstellung des Gefechts bei Königswartha-Weissig findet. Die Stärke wird dort so berechnet: das sogen. Moldauische Corps (Langeron) 12,000 Mann, York 5673, Rajewsky 5000 Mann. Ueber die Verminderung des Yorkschen Corps gibt Droysen II. 223 f. Auskunft.

verwickelt war, aufzubrechen und wahrscheinlich die ganze Wucht einer überlegenen Verfolgung auf sich zu ziehen. Indessen er gehorchte; dem Obergeneral ließ er freilich nachdrücklich die Lage vorstellen, in der er sich befand. Eine Nachhut unter Obristlieutenant Steinmetz, nur aus vier Bataillonen, ebenso viel Schwadronen und einer reitenden Batterie bestehend, sollte den Abmarsch decken. York war schon auf dem Wege, als ihm eine neue Ordre Barclay's zukam, die ihn anwies, die Gegend bei Weissig bis zu einbrechender Nacht zu behaupten. Nun kehrte der General wieder um, verstärkt durch 1600 Mann Russen, und schickte an Steinmetz den Befehl, seine Stellung festzuhalten. Steinmetz hatte schon den Rückzug vorbereitet und den Eichberg geräumt. Jetzt machte er wieder Front, drang von Neuem in den nahen Wald vor und hielt sich, nicht 1500 Mann stark, gegen 8000 bis gegen Abend. Da kam der ersehnte Zuzug, erst Reiterei und Geschütz, dann die Infanterie mit York selbst, später noch Russen. Es mochte allmälig die Stärke der Kämpfer auf mehr als achttausend wachsen — gegen etwa 14,000 Feinde, die im Ganzen ins Gefecht kamen. Es entspann sich ein neues mörderisches Gefecht; der Eichberg ward mehrmals genommen und verloren, die Preußen schlugen sich mit Heldenmuth, aber ihre Kraft fing an, unter der Wucht feindlicher Ueberlegenheit allmälig nachzugeben. Doch täuschte sich der Feind, wenn er glaubte, die tapfere Schaar nun rasch niederwerfen zu können; bis gegen Mitternacht hielt York mit bewunderungswürdiger Ruhe und Festigkeit die Franzosen in Respect, dann trat er den Rückzug an*). Die Russen hatten sich schon eine gute Zeit vorher auf den Rückweg gemacht; doch kam er ungefährdet nach Bautzen, um dort in früher Morgenstunde in die Schlachtlinie einzurücken. Beinahe zweimal 24 Stunden war das Corps marschirt, im Gefecht gewesen und wieder marschirt, ohne zureichende Rast und Nahrung. Wie die Leute gefochten gegen einen mehr als doppelt überlegenen Feind, bewies Lauristons Bericht; er behauptete, über 30,000 Mann gegen sich gehabt zu haben! Dafür war aber auch das schon sehr geschmolzene Corps abermals um 1500 Mann gemindert; die Steinmetz'sche Brigade, die noch 2000 Mann stark in's Gefecht ausgezogen war, hatte am Abend noch 950 übrig**). Gerade solche Truppen nutzlos zu opfern, war doppelt unverantwortlich. Statt das feindliche Corps — sagt eine militärische Auto-

*) Im Militärwochenblatt S. 85 heißt es: dem Terrain mit seinen bergenden Eigenschaften verdankte das Corps, daß es seinem Gegner fortwährend als eine überlegene Macht, als eine „Armee" erschien, gegen welche derselbe seine Kräfte, in den ersten Stunden wenigstens, mit großer Behutsamkeit verwendete, und vor welcher er selbst dann noch in respectvoller Haltung verblieb, als der Eichberg und der ganze Wald links ihm gehörte, und der Vortheil des Tages somit unzweifelhaft in seinen Händen lag.

**) Droysen II. 244 f.

rität*) — zu schlagen, war man der Gefahr, selbst geschlagen zu werden, nur mit Mühe entgangen. Die Trophäen, welche ein glückliches Ungefähr dem einen Theil leicht in die Hand spielte, konnten die Opfer nicht aufwiegen, welche der andere Theil in einem wahren Heroenkampfe bringen mußte, um sich nur zu behaupten. Mit rüstiger Kraft war man ausgezogen und mit gebrochener kehrte man heim, in der Wagschale eines neu entbrennenden Kampfes nicht mehr vollwiegend.

Indessen hatten sich bei Bautzen die beiden großen Heere ruhig gegenüber gestanden; Napoleon den Augenblick erwartend, wo er mit voller Ueberlegenheit angreifen konnte, die Verbündeten den einzigen Moment versäumend, wo sie im Stande waren, mit günstigen Aussichten dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Es ward diese gegenseitige Ruhe nur durch einen diplomatischen Zwischenfall unterbrochen; am 18. Mai erschien Caulaincourt, um im Auftrage seines Herrn Unterhandlungen mit dem russischen Kaiser anzuknüpfen. Es war also die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Scenen von Tilsit zu wiederholen. Aber er täuschte sich; der Bote ward zu einer abgesonderten Unterhandlung nicht angenommen. Man wollte nur gemeinsam und unter österreichischer Vermittlung verhandeln.

Am rechten Ufer der Spree erhebt sich eine ausgedehnte Hügelkette; auf einem Vorsprung des abschüssigen und vielfach gekrümmten Ufer liegt Bautzen. Die Wege sind, mit Ausnahme von zwei Heerstraßen sandig und steinig, einzelne Bäche, die zwischen steile Ufer tief eingeschnitten sind, und eine Menge von Teichen unterbrechen in der Ebene die Verbindung. Die Spree selbst läuft bis Oehna in einem steilen und tiefen Grunde und tritt erst bei Niedergurkau in ein weiteres Thal**). Dies war das Terrain, auf welchem die Verbündeten in einer weitausgedehnten, theilweise verschanzten Aufstellung von fast zwei Meilen die Schlacht erwarteten. Auf den ansehnlichen Höhen südwärts, den letzten Abfällen des Lausitzer Gebirges, stand der linke Flügel, die Russen unter Gortschakoff; das Centrum, die Preußen unter Blücher und York, hatte zum großen Theil seine Stellung auf der weit vorspringenden, zackigen Hügelreihe, den Kreckwitzer Höhen; der rechte Flügel, Barclay's Corps, senkte sich in die Ebene herab. Vor dieser Aufstellung waren, gleichsam als erstes Treffen, die Vortruppen näher gegen die Spree hingeschoben. Vor dem linken Flügel standen St. Priests, Herzog Eugens und Schachowski's russische Corps, unter dem Oberbefehl von Miloradowitsch, und hielten die Ufer von Doberschau bis Sinkwitz und Bautzen besetzt; im Centrum bei den Uebergängen von Oehna, Malsitz, Nimmschütz

*) Militärwochenblatt a. a. O. S. 83.

**) S. Wagner, Plane der Schlachten und Treffen. III. Heft. S. 13 f. und von den beiden Karten zur Schlacht das größere Blatt. Ueber die Verschiedenheit russischer und preußischer Aufstellung s. Müffling, Aus meinem Leben, S. 35. 36.

und Niedergurkau war ein preußisch-russisches Corps unter Kleist an der Spree aufgestellt, zur Rechten bildete eine russische Colonne unter Tschaplitz bei Malwitz und Klix die Vortruppe. Eine Strecke hinter der Hauptaufstellung stand die Reserve. In diesen weit ausgedehnten und durchbrochenen Stellungen hatten die Verbündeten einige 80,000 Mann vereinigt*), während Napoleon, wenn er Alles an sich heranzog, wohl die Stärke von mindestens 130,000 Mann erreichte.

Im verbündeten Hauptquartier hatte man sich nicht entschließen können, vorher anzugreifen; man erwartete den Feind. Wittgensteins Dispositionen hielten zu Blüchers großem Verdruß den Gedanken einer Defensivschlacht fest; wenn man gegen den stärkeren Gegner die Stellung bei Bautzen behauptete, so mußte die Schlacht als gewonnen gelten, auch wenn man dadurch keine weiteren Vortheile erkämpfte. Napoleons Plan dagegen war, zunächst auf dem rechten Ufer der Spree seinen Streitkräften Raum zur Entfaltung zu schaffen und auf den im Gebirge stehenden linken Flügel der Alliirten lebhaft loszudrängen, damit sie dorthin ihre Kräfte zögen und er um so nachdrücklicher ihren rechten Flügel in der Ebene treffen könne. Denn dorthin wollte er seinen Hauptschlag richten; dort erwartete er auch Ney, dessen Aufgabe es war, diese Seite der feindlichen Aufstellung zu überflügeln und im Rücken zu fassen.

Am Morgen des 20. Mai setzte sich die französische Armee in Bewegung, Oudinot auf der Rechten, um oberhalb Bautzen die Spree zu überschreiten und den linken Flügel des Feindes in den Bergen anzugreifen; an ihn lehnten sich die Corps von Macdonald, Marmont und Bertrand, die theils näher bei Bautzen selbst, theils unterhalb der Stadt den Fluß zu überschreiten hatten. Ney und Lauriston waren noch nicht angelangt; der Kampf dieses Tages hatte dadurch gleichsam einen vorbereitenden Charakter. Es galt zunächst, den Gegner so lange festzuhalten, bis die beabsichtigte Umgehung stattfinden konnte.

Oudinot kam ohne Hinderniß über den Fluß, Macdonald drang über

*) Plotho I. Beil. 125 f. berechnet 96000 Mann (68000 Russen, 28000 Preußen), ebenso Friccius; die Mittheilungen Bernhardis, die aus russischen Quellen geschöpft sind, (s. Denkw. Tolls III. 490—492) setzen es indessen außer Zweifel, daß Plotho die Russen zu hoch anschlug und daß die Annahmen von Clausewitz VII. 285 (80000 Verbündete gegen 120000 Franzosen) und Schulz (Gesch. der Kriege X. 1. 65.) der Wahrheit näher kommen. Auch ist es nicht unwesentlich, daß die Franzosen — ein seltener Fall — ihre große Uebermacht zugeben. Marmont (V. 108) rechnet kaum hunderttausend Alliirte gegen 150000 Mann, die Napoleon vereinigt hatte; Thiers XV. 444 sagt, daß der französische Kaiser den 100,000 Russen und Preußen 160—170,000 Mann entgegenstellen konnte. Die oben angeführte Erörterung von Bernhardi ergibt, daß auf verbündeter Seite am 19. Mai 82852 Mann unter den Waffen standen, 55,000 Russen und 28,000 Preußen.

die steinerne Brücke von Bautzen vor, warf die Russen zurück und wandte sich zum Angriff auf die Stadt. Marmont ließ unterhalb Bautzen mehrere Brücken schlagen und forcirte dort die Spree. Bertrand dagegen fand bei der Colonne, die Kleist führte, nachhaltigen Widerstand. In den Nachmittagsstunden war auf der ganzen Linie das Geschützfeuer im Gange; etwa um 5 Uhr befanden sich die Corps Oudinot, Macdonald und Marmont auf dem rechten Ufer der Spree. Oudinot drang nach dem linken feindlichen Flügel im Gebirge ziemlich weit vor, Marmont stürmte erst die Brücke, dann die Stadt, die gegen 6 Uhr von den Russen geräumt ward. Weiter abwärts leistete dagegen Kleist mit seinen 5000 Preußen und Russen auf den Höhen von Burg und dem Uebergang von Niedergurkau den zähesten Widerstand. Zur rechten Zeit sandte ihm Blücher nach Gurkau eine Verstärkung von 3000 Mann, mit denen er dann gegen den Andrang von zwei feindlichen Divisionen bis zum Abend glücklich Stand hielt. Erst als Marmont eine Colonne zu seiner Umgehung in Bewegung setzte, entschloß er sich bei einbrechender Nacht zum Rückzuge. Ungehindert zog er sich auf York zurück. Auf dem äußersten linken Flügel war der Kampf am unbedeutendsten gewesen. Doch näherte sich Ney's Vorhut und bemächtigte sich noch am Abend des Spreeüberganges bei Klix.

Eine bestimmte Entscheidung hatte der Kampf dieses Tages nicht gegeben. Napoleons Berechnung, daß sein Vorgehen gegen die Aufstellung in den Bergen die Verbündeten bestimmen werde, dort den Schwerpunkt des Kampfes zu suchen, hatte sich als begründet erwiesen. Auch war es ihm gelungen, mit dem Angriff von vier Armeecorps die viel schwächeren Posten der verbündeten Vortruppen zu verdrängen, an einer Stelle freilich nur mit äußerster Anstrengung und einem Verluste, der zu dem zu erringenden Vortheil ganz außer Verhältniß stand. Auf Seiten der Verbündeten hatte Kleist die Last und die Ehren dieses Tages getragen. Militärische Autoritäten im preußischen Lager waren der Ansicht, daß an den andern Stellen mehr hätte geschehen können. Gneisenau tadelte das leichte Preisgeben von Bautzen,*) Müffling meinte, der starke linke Flügel im Gebirge hätte sich zu einem überlegenen Angriff gegen den vordringenden Gegner aufraffen sollen. Indessen wenn es der Zweck der Alliirten war, den Franzosen den Uebergang so theuer wie möglich zu verkaufen und dann, ohne daß sie eine Niederlage erlitten hatten, vom Schlachtfeld aufzubrechen, so war dieser Zweck erreicht. Mehr war von einer Erneuerung des Kampfes kaum zu hoffen. Die Fran-

*) Nach Bernhardi's Denkwürdigkeiten des General Toll II. 449 war man auch auf russischer Seite darüber unzufrieden. Die Schuld wurde dann auf General von Berg geschoben und dieser nach Hause geschickt. Herzog Eugen in dem angeführten Tagebuch S. 15 schreibt die Räumung einem noch nicht aufgeklärten Mißverständniß zu. Vgl. auch Henckel von Donnersmark, Erinnerungen S. 194.

zosen standen jetzt auf dem rechten Ufer der Spree und hatten am andern Morgen die Verstärkung, die Ney heranführte, zu erwarten. Napoleon focht dann in günstigerer Aufstellung und mit viel größeren Massen als am 20. Mai; der Ausgang konnte nach den Erfahrungen dieses Tages kaum zweifelhaft sein.

Spät am Abend fand zu Wurschen, wo König Friedrich Wilhelm sein Hauptquartier hatte, eine Berathung darüber statt, ob man weichen oder den Kampf fortsetzen solle. Außer den beiden Monarchen und ihren Feldherren, waren auch diplomatische Personen zugezogen, unter ihnen namentlich Graf Philipp Stadion, der Botschafter Oesterreichs. Wir werden später im Zusammenhange hören, wie das Wiener Cabinet durch diplomatische Sendungen in den beiden entgegengesetzten Lagern bemüht war, die Situation zu erforschen und für sich selbst die Stellung einer vermittelnden, wo möglich schiedsrichterlichen Macht zu gewinnen. In diesen Berathungen zu Wurschen sind wohl alle die Bedenken zur Sprache gekommen, die von einer Fortsetzung des Kampfes abmahnten; allein die nämlichen politischen Beweggründe, die Ursache gewesen waren, daß man die Schlacht annahm, entschieden auch dafür, sie fortzusetzen. Man wollte sich schlagen und, so lange es möglich war, den vordringenden Feind aufhalten.

Am frühen Morgen des 21. Mai standen beide Heere abermals in Schlachtlinie. Den ganzen linken Flügel auf den Höhen, die russische Hauptmacht, Gortschakoffs Corps, die Divisionen Herzog Eugens, St. Priests und Bergs, befehligte an diesem Tage Miloradowitsch; in der Mitte standen, auf den Kreckwitzer Höhen und bei Litten bis Plieskowitz hin, die Corps von Blücher, York und Kleist; den rechten Flügel bildete wieder Barclay. Vor der Linken und dem Centrum der Aufstellung waren verschanzte Batterien vom Geschütz beider Heere aufgerichtet; rückwärts hielten die Reserven.*) Von den feindlichen Colonnen war Oudinots Corps bis auf die Höhen des linken Flügels der Verbündeten vorgeschoben, an ihn lehnte sich auf den Höhen von Klein-Jenkowitz Macdonald, an diesen bei Burka Marmont. Von Bertrand war nur ein Theil auf dem rechten Ufer der Spree bei Niedergurkau; der größere Theil war noch jenseits. Die Garden und die Reiterei Latour-Maubourgs hielten als Reserve rückwärts gegen Bautzen hin. Ney und Lauriston hatten sich bei Klix dem rechten Flügel der Alliirten genähert, Reynier war im Anmarsch dahin.

Zwischen fünf und sechs Uhr am Morgen begann der Kampf. Oudinot eröffnete den Angriff wieder auf den linken Flügel im Gebirge. Mit seinem eigenen Armeecorps und einer Division von Macdonald ging er gegen die Aufstellung der Russen vor, drängte sie zurück und besetzte die Dörfer Mehltheuer, Pielitz und Groß-Kunitz. Wittgenstein hatte die richtige Ansicht, daß

*) S. Wagner, Plane der Schlachten und Treffen S. 22 ff.

dies nur ein Scheinangriff Napoleons sei, um die Kräfte der Verbündeten hieher zu ziehen und gegen ihr Centrum und ihre Rechte desto sicherer den überlegenen Schlag zu führen. Aber Alexander sah hier den Hauptangriff und zog von der Reserve Verstärkungen heran. Nun gingen die Russen zum Angriff vor und warfen die Franzosen zurück; Oudinot weiter und weiter von den Höhen herabgedrängt, sandte zum Kaiser um Verstärkung, erhielt aber auf wiederholte Bitten nur die Antwort: er möge sein Bestes thun, um drei Uhr werde die Schlacht gewonnen sein. Unter dem Schutze der bairischen Division Raglovich, die noch eine festere Haltung bewahrt, und von Macdonald unterstützt suchte er seine erschütterten Reihen, die zum Theil in voller Auflösung nach der Spree retirirten, wieder zu sammeln; aber seine Verluste waren sehr groß, seinen Artilleriepark mußte er in den Händen des Feindes lassen. Es war um Mittag, als hier die Schlacht diese günstige Wendung nahm.*)

Indessen wurde an einer andern Stelle die Entscheidung vorbereitet. Es war Napoleons Plan, die Gegner auf ihrem rechten Flügel zu umgehen, sie durch seine Uebermacht ganz zu umwickeln, ihnen den Rückzug abzuschneiden und sie an das böhmische Gebirge zu drängen.**) Während er die Russen auf den Bergen durch Oudinot und Macdonald beschäftigen ließ und den Czaren zu dem Irrthum verleitete, dort liege die Entscheidung der Schlacht, führte er einen energischen Stoß gegen die feindliche Rechte, die nur aus Barclay's schwacher Aufstellung bestand. Alexander setzte voraus, daß es wenigstens 15,000 Mann seien, die, durch ihre gute Stellung unterstützt, hinreichten, den Feind dort aufzuhalten; es waren wohl nicht viel über 10,000, ja Barclay versicherte nachher, als er zum Weichen gezwungen ward, er habe nach Abzug der entsendeten Abtheilungen nur noch 5000 Mann zur Verfügung. Dagegen war Ney mit mehr als 40,000 Mann von Klix her im Anzug.***) Er sandte den größten Theil von Lauristons Corps gegen Gotta,

---

*) In den Erinnerungen des bair. Hauptmanns Mändler (Nürnb. 1854. S. 111) heißt es über die nachher eingetroffene Botschaft, die Schlacht sei gewonnen: „Diese Nachricht wurde sogleich auch der Division Raglovich mitgetheilt, bei deren Bekanntmachung wir einander zweifelnd ansahen und nicht wußten, ob wir dieser Nachricht mehr als unsern Augen trauen sollten."

**) Wagner a. a. O. S. 26.

***) In der früher angeführten Correspondenz findet sich ein Brief Gneisenau's d. d. 15. Mai, worin es heißt: Ich habe erklärt, daß unter 40,000 Mann auf jenem Flügel nichts auszurichten sei. Ich habe d'Auvray bewiesen, daß man dort nicht allein 40,000 Mann aufstellen könne, sondern selbst das Doppelte dieser Anzahl, wenn man sie besäße; ich habe ihm ferner bewiesen, daß man dies thun müsse, weil der Feind ganz gewiß alle seine disponibeln Kräfte dagegen verwenden würde, und demnach vorgeschlagen, hiezu das Corps von Barclay, das des General Miloradowitsch, die der Generale York und Kleist und die russischen Kürassierreserven zu verwenden.

damit er von dort nach Baruth vorgehe und in den Rücken der Verbündeten komme; sein eigenes Corps und einige Divisionen von Lauriston, im Ganzen einige 30,000 Mann, setzten sich gegen den Windmühlenberg bei Gleina in Bewegung, auf den sich Barclay's Stellung stützte. Von der Uebermacht gedrängt, mußte der russische General bald weichen; schon um 9 Uhr hatte er sich nach Preititz zurückgezogen. Vergebens wies ihn der Kaiser an, diesen Ort auf's äußerste zu halten; er mußte auch Preititz preisgeben und wich nach Baruth zurück. Gelang es dem Feinde sich hier festzusetzen und weiter vorzudringen, so stand er im Rücken von Blücher; dieser hatte dann nur noch über Kreckwitz eine schon gefährdete Verbindung mit der Hauptmacht*) und eine Niederlage war kaum abzuwenden. Aber die Verstärkungen waren alle nach dem linken Flügel ins Gebirge entsendet worden; Blücher mußte also selbst dafür sorgen, sich des Feindes in seinem Rücken zu entledigen. Um Hülfe angerufen, gab er Verstärkung; in der Meinung, um Preititz werde noch gefochten, sandte er anfangs nur einige Bataillone mit wenig Reiterei. Aber wie die Verstärkung sich näherte, wurden schon die letzten russischen Tirailleurs aus dem Dorfe hinausgeworfen und Barclay selbst suchte mit persönlicher Gefahr vergebens den Andrang der Feinde abzuwehren.**) Wie Blücher nun den ganzen Umfang der Gefahr erkannte, ließ er die Garden und Kleist folgen. Zum Glück hatte Ney gezögert, mit seiner ganzen Macht rasch vorzudringen, und den Preußen ihre Rückzugslinie nach Bautzen abzuschneiden. So entspinnt sich ein neuer heftiger Kampf um Preititz. Drei Bataillone des Colbergischen Regiments, von zwei ostpreußischen Jägercompagnien und einigen Abtheilungen Russen unterstützt, erstürmen endlich nach wiederholtem Andringen mit größter Tapferkeit das Dorf; indessen ist auch die Garde herangekommen und um die Mittagsstunde ist Preititz wieder in den Händen der Verbündeten.

Bis jetzt hatte Napoleon sein Centrum zurückgehalten und sich auf das Feuern der Geschütze beschränkt. Wie aber Preititz verloren war, setzte er die Garden, die Reiter von Latour-Maubourg, die Corps von Marmont und Bertrand gegen die feindliche Mitte in Bewegung. Die beiden letzteren Corps, von einer mächtigen Reihe Geschütze unterstützt, sollten Blücher aus seiner Stellung auf den Kreckwitzer Höhen verdrängen. Sie fanden freilich den heftigsten Widerstand; ein württembergisches Bataillon, das sich am kühnsten vorgewagt und bis nach Kreckwitz eingedrungen war, wurde gezwungen das Gewehr zu strecken. Aber Blücher hatte doch seine ganze Kraft und die Unterstützung Yorks nöthig, um dem immer erneuerten Andrang zu widerstehen. Die französische Division Maison von Lauristons Corps hatte

*) S. Clausewitz VII. 295.

**) Nach Müffling S. 40. 41 hatte man in Blüchers Hauptquartier die Gefahr anfangs für nicht so dringend, die Kräfte Barclays für bedeutender gehalten.

Malschwitz besetzt und war in Plieskowitz eingedrungen, um von dort Blücher anzugreifen. So hatte der preußische General nach drei Seiten hin Front zu machen: zwischen Kreckwitz und Niedergurka gegen den von Burg her anstürmenden Feind, von Niedergurka bis Plieskowitz zur Vertheidigung der Spreeniederung und von Plieskowitz bis Preititz gegen die Umgehung Ney's; dazu war seine Reserve entsendet, um Preititz wieder zu nehmen und zu behaupten. Es war in dieser Lage von entscheidender Wirkung, daß eben jetzt Ney seine ganze Kraft zusammennahm, um Preititz wieder zu erobern. Einem so überlegenen Andrang vermochte Kleist auf die Länge nicht zu widerstehen. Er mußte das Dorf räumen und den Franzosen überlassen.*)

Es war etwa um 3 Uhr nach Mittag, als diese Wendung eingetreten war. Nur auf dem linken Flügel waren die Verbündeten in entschiedenem Vortheil; dagegen war die schwache Rechte völlig geworfen, das Centrum in Gefahr, in dies Mißgeschick verwickelt und isolirt von der Wucht des Feindes erdrückt zu werden. Nur durch einen ungesäumten Rückzug schien es möglich, die wirkliche Niederlage abzuwenden. Im Hauptquartier ward lebhaft darüber verhandelt; auf mehreren Seiten fand der Rückzug eifrigen Widerspruch, die beiden Monarchen selbst scheinen mit sich nicht ganz einig gewesen zu sein, wenigstens widerstrebte Alexander dem Gedanken des Rückzugs. Es war vornehmlich Knesebeck, der mit Nachdruck die Ansicht verfocht: „die Schlacht abzubrechen." Und diese Meinung drang durch. Für Blüchers von mehreren Seiten bedrängte Stellung war die Aufgabe nicht leicht. Um sich zwischen dem Feinde die schmale Rückzugslinie nach Wurschen zu sichern, bedurfte es der festen Haltung seiner und Yorks Truppen. Der linke Flügel in den Bergen hielt noch eine Zeitlang seine Stellung und von den russischen Reserven setzte sich eine Colonne von Reiterei und Geschütz gegen den Feind zum Angriffe; so gelang es ungefährdet, die schwierige Aufgabe zu vollziehen. Der Mangel an Reiterei erschwerte zudem den Franzosen die rasche Verfolgung.

So ward, ohne daß ein einziger Truppentheil abgeschnitten ward und fast ohne alle Einbuße an Geschütz, der Rückzug vollendet. Der Erfolg Napoleons beschränkte sich abermals auf die Eroberung eines Schlachtfelds, auf dem seine Gegner im höchsten Falle funfzehn-, er selbst 25,000 Mann verloren hatte**). „Nach einer solchen Schlächterei, rief er aus, keine Resultate,

*) Ueber Blücher's Verhalten in dieser Krisis s. die Mittheilungen bei Bernhardi III. 492. 493, namentlich als Ergänzung der Darstellung Müfflings, die von Thiers begierig aufgegriffen worden ist, um das Bild des Kampfes an dieser Stelle ins Lächerliche zu verzerren.

**) Beide Theile geben ihre Verluste niedriger an: die Verbündeten nur 8000; die Franzosen 12—13,000 Todte und Verwundete. Clausewitz dagegen berechnet die eigene Einbuße auf „höchstens 12—15,000 Mann;" Wagner, Wolzogen u. A. die

keine Gefangenen! Die Leute werden mir nicht einen Nagel übrig lassen." In der That war der Besitz einer Stellung, die von den Verbündeten mehr aus politischen als militärischen Gründen vertheidigt worden war, nicht den Verlust eines ganzen Armeecorps werth. Und so viel hatten Napoleon die beiden Tage gekostet.

Indessen die Verbündeten hatten doch den Zweck verfehlt, um dessen willen sie sich an den Ufern der Spree zum Kampfe stellten. Statt den Feind aufzuhalten, verloren sie eine zweite Schlacht und mußten nun nach der letzten preußischen Provinz zurückweichen. Die Hoffnung, durch einen glücklichen Schlag den Rheinbund zu sprengen und das übrige Deutschland rasch mit sich fortzureißen, war schon durch den Tag von Großgörschen in weitere Ferne gerückt worden; jetzt ward auch die Einwirkung auf Oesterreich zweifelhaft. Bei den Einen ward die niederschlagende Ueberzeugung laut, daß man trotz aller Tapferkeit zu schwach sei, den Feind zu besiegen; die Andern waren tief verstimmt über den Oberbefehl, dem sie mit gutem Grunde mehr Schuld am Mißlingen zuschrieben, als der geringeren Truppenzahl. Und welchen Eindruck mußte es auf die Stimmung des Volkes machen, das erst über einen vermeintlichen Sieg durch fortgesetzten Rückzug enttäuscht, dann in der Hoffnung auf eine zweite glücklichere Schlacht durch ein neues Misgeschick der Waffen betrogen war! In den öffentlichen Berichten über die Bautzener Schlacht gab sich die Rücksicht auf diese Stimmung in bezeichnender Weise kund. Man mied, so gut es ging, das Eingeständniß eines ungünstigen Kampfes, sprach nur von einer „abgebrochenen Schlacht," stellte den Rückzug wie eine freiwillige strategische Bewegung hin. Der König wandte sich in einer Ansprache an sein Volk, rühmte die Tapferkeit seines Heeres, schrieb den Rückzug der Absicht zu, sich den Verstärkungen zu nähern, und ermahnte Alle, das Vertrauen auf Gott, auf das tapfere Heer und auf die eigene Kraft sich zu bewahren.

Zum Glück war der Opfermuth und der Glaube an die gute Sache im Volke größer, als die Geschicklichkeit der Heerführer. Je näher man freilich dem Mittelpunkte stand, desto geringer mochte die Hoffnung sein. Auch unter den tüchtigsten preußischen Führern gewannen die Stimmungen des Mistrauens und der Erbitterung die Oberhand. Zunächst waren Alle unzufrieden über die Art der obersten Leitung. Und nicht über die Führung

---

Napoleons sogar auf 30,000. Gewiß ist es, daß der Verlust der Franzosen sehr bedeutend war. Wer die Sprache der Bulletins kennt, wird dies schon aus dem Eingeständniß von 11—12,000 M. Todten und Verwundeten entnehmen. Von Aster a. a. O. 65 f. wird berichtet, daß vom 23—25 Mai allein 17,000 Blessirte in Dresden ankamen. Bis zum 1. Juni stieg die Zahl der Kranken und Verwundeten auf 30,000.

allein, auch über die russische Unordnung und Eigenmächtigkeit hatten die Preußen zu klagen. Es herrschte die gewohnte Willkür der Verpflegung und die Verbündeten raubten auf preußischem Boden wie im Jahr 1807. Die eigenen preußischen Verwundeten wurden auf dem Schlachtfelde geplündert, den Kämpfenden ihre Nahrungsmittel geraubt, oder, wie nachher bei Haynau, die durch ihre Tapferkeit errungenen feindlichen Geschütze zum Theil weggecapert. Aber auch unter den preußischen Führern regten sich alte Antipathien, wie zwischen York und Gneisenau, in schrofferem Ausdruck. Der König selbst scheint herabgestimmt gewesen zu sein und soll York in heftigem Tone vorgeworfen haben: all den Wirrwarr habe er verschuldet. Wittgenstein, dem es nicht entging, wie auf ihn sich alle Schuld und alle Klage häufte, verhehlte seinerseits nicht, daß die Einmischung des Kaisers und der Mangel einer selbständigen Stellung ihm nicht gestattete, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Er selbst bat den Kaiser wiederholt, ihm die undankbare Last des Obercommandos abzunehmen, und es Barclay zu geben. Diesmal erfüllte Alexander, offenbar unter dem Eindruck der allgemeinen Misstimmung, den Wunsch seines Generals; am 25. Mai ward der Oberbefehl an Barclay de Tolly übertragen.

Indessen war Napoleon voll unruhiger Eile aufgebrochen, um wenigstens durch eine glückliche Verfolgung die Trophäen zu erringen, die ihm die Schlacht selbst versagt. Sein Drängen, seine ungeduldige Kampfeslust, die Vorwürfe, die er gegen seine Marschälle aussprudelte, bewiesen am schlagendsten, wie unvollständig ihm das Ergebniß des zweitägigen Kampfes erschien. Die Verfolgung sollte die Früchte der Schlacht nachholen; er selbst wollte sich an die Spitze der Vorhut setzen, um den rückziehenden Feind durch einen tödtlichen Stoß zu treffen. Den Rückzug der einen Heeresmasse der Verbündeten (sie zogen in zwei großen Colonnen auf Weißenberg und Löbau zurück) deckte ein russisches Corps unter Yermolof, dem die preußische Reiterbrigade Katzeler beigegeben war; ihre Aufgabe war, mit ansehnlichem Geschütz und tüchtiger Reiterei gegen einen sehr überlegenen Feind jeden Fuß breit Landes zäh zu vertheidigen. Die Aufgabe ward auf denkwürdige Weise gelöst.

Am frühen Morgen nach der Schlacht brach Napoleon mit einem großen Theil seiner Heeresmacht auf, den Feind zugleich im Rücken und in den Flanken zu erreichen. Aber er stieß auf gewaltigen Widerstand. Der russische Führer der Nachhut hielt jeden kleinen Terrainabschnitt und jeden Uebergang mit äußerster Energie fest, machte von seiner Reiterei und seinem Geschütz den wirksamsten Gebrauch und wich erst dann, wenn der Gegner ihn durch die Wucht seiner Masse und durch Umgehung auf den Seiten die Sicherheit des Rückzugs gefährdete. An vier verschiedenen Stellen ward mit größter Erbitterung gefochten, alle Waffengattungen in Massen in den Kampf geführt und um kleine Bäche und Flüßchen nicht Rückzugsgefechte, sondern wirkliche Treffen

geliefert; aber das Ergebniß war nur, daß schließlich die Nachhut Vermolofs langsam wich, mit viel geringeren Opfern, als der Verfolger sie erlitt, und ohne Gefangene und Trophäen in seiner Hand zurückzulassen*).

Beim Städtchen Reichenbach entspann sich abermals ein Gefecht mit der Nachhut der zweiten Colonne der Verbündeten, die der Herzog Eugen von Württemberg führte. Auf den Höhen, die das Städtchen umgeben, nahmen die Truppen eine starke Stellung, die durch zahlreiches Geschütz gedeckt war; den Thalgrund, in dem Reichenbach liegt, hielten russische Jäger besetzt. Hier entspann sich ein neuer heftiger Kampf. Die Stadt ward trotz des heftigsten Feuers mit glänzender Bravour von den Sachsen genommen, die Jäger im Thal umgangen und überfallen, der linke Flügel der Verbündeten von der gesammten Reiterei angegriffen und während die Masse der Franzosen sich anschickte, die Batterien auf den Höhen zu erstürmen, zugleich die rechte Seite durch Lauristons Corps bedroht. Es gelang diesen überlegenen Anordnungen und der Macht des Angriffs, in den Nachmittagsstunden, sich der Stellung der Verbündeten zu bemeistern, aber nur nach hitzigem Kampfe und mit einem Verlust, den die errungene Stellung nicht aufwog. Wieder zog sich die Nachhut der Gegner kämpfend auf der Straße nach Görlitz zurück, ohne dem französischen Kaiser an Gefangenen und Geschütz ein Siegeszeichen zurückzulassen. Ihm selbst hatte der Kampf außer zahlreicher Mannschaft den General Bruyères gekostet.

Mit dem hohen Preis so mäßiger Erfolge wuchs aber die Kampfeslust des Kaisers. Nach kurzer Rast brach er mit Reyniers, Ney's und Lauristons Corps, den Garden und der Reiterei von Neuem auf, den Feind zu erreichen; die Mahnung, daß der Soldat durch einen Marsch und Kampf von bereits eilf Stunden ermüdet sei, blieb ungehört. Beim Dorfe Markersdorf hatte die feindliche Nachhut von Neuem Stellung genommen; Napoleon selbst setzte sich an die Spitze der Vortruppen und führte sie, während die Kugeln des Feindes in seiner nächsten Nähe einschlugen, zum heftigen Angriff; langsam wichen die Feinde, gegen die er eine Kunst und einen Nachdruck des Gefechts entfaltete, wie wenn es gälte, die wichtigsten Positionen zu erstürmen. Auch Markersdorf räumten die Russen und zogen sich auf eine nahe Höhe zurück. Während der Kampf eine Zeit lang zu ruhen schien, ritt Napoleon selbst ungeduldig nach dem Dorfe; kaum bog er dahin ein, als eine Kanonenkugel nicht weit von ihm einschlug, den General Kirchner sogleich niederwarf und Duroc, einen seiner ältesten und erprobtesten Getreuen, tödtlich traf. Wenige Augenblicke vorher hatte er in trüber Ahnung zu einem Waffengefährten geäußert: Mein Freund, der Kaiser ist unersättlich im Kämpfen; wir werden

*) S. Beitzke a. a. O. 457 f. Ueber das Gefecht bei Reichenbach Militärwoch. 1833. S. 4925 ff. 1855. Beiheft S. 19 f.

Alle darin untergehen*). Erst die Nacht unterbrach das blutige Ringen. In einem Kampfe, der vom frühen Morgen an gedauert und dessen Opfer der Einbuße einer Schlacht gleich kamen, war trotz der angestrengtesten Arbeit nichts erreicht worden, als ein neues leeres Schlachtfeld, das der Feind ohne Zeichen der Niederlage geräumt hatte.

Der Tod Durocs hatte den Kaiser mächtiger erschüttert, als die Tausende von Opfern, welche die letzten drei Tage gekostet. Es war ein treuer Freund, den er verlor; vielleicht erschien es wie ein Schicksalszeichen, daß die Zeit der alten Glorie im Erbleichen sei. Mitten im Geräusch seiner Truppen, unter ihrer rauschenden Feldmusik, während unzählige Wachtfeuer und zwei brennende Dörfer die Nacht erhellten und die Spitze der Landeskrone sich nur noch matt am Horizont erhob, saß er auf einer Höhe bei Markersdorf im Kreise seiner Garden auf einem Feldstuhle, sichtbar abgespannt, mit gebeugtem Haupte und schlaffen Armen — ein bezeichnendes Bild der Stimmungen, die ihn bewegten**).

Ungefährdet setzte das verbündete Heer seinen Rückzug fort; der Feind folgte seit dem 23. Mai nur in gemessenen Schritten. Am 25., als die Armee den Bober überschritt, ging der Oberbefehl an Barclay über; Blücher führte den rechten, Wittgenstein den linken Flügel, Großfürst Constantin die Reserven. Blücher hatte nun etwas freiere Hand, zumal sich Barclay in's Hauptquartier nach Jauer zum Kaiser begab. Er war entschlossen, diesen Moment, so gut es ging, rasch zu benutzen. Der Feind kam jetzt auf ein Terrain, das, weniger bergig und durchschnitten, den Uebergang zur Ebene Niederschlesiens bildete und durch seine ganze Formation dazu einlud, die treffliche Reiterei, die bis jetzt so wenig benutzt worden, zu einem glücklichen Schlage zu verwenden. Die Ebene zwischen Haynau und Liegnitz schien besonders dazu geeignet; im Hauptquartier des tapferen Generals war nur eine Stimme, daß man nun, des russischen Einflusses einen Augenblick ledig, diese kostbare Gelegenheit nicht versäumen dürfe, die erschütterte Stimmung der Truppen durch eine muthige That wieder zu erheben. Eine Colonne Fußvolk, größtentheils aus der oberschlesischen Brigade Zietens bestehend, sollte, verstärkt durch neun Escadrons der Nachhut und die ganze Reservereiterei, mit 56 meistens reitenden Geschützen einen raschen Schlag gegen den Feind ausführen. Es waren gegen 6000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter, die Garde du Corps, die ostpreußischen, brandenburgischen und schlesischen Kürassiere, die leichte Gardecavallerie und die freiwilligen Jäger zu Pferde, die Blücher zu der Expedition bestimmte; lauter Kerntruppen, die vor Ungeduld brannten, sich mit dem Feinde zu messen. Die letzte Colonne des Barclay'schen Corps

*) Nach dem Tagebuch des Herzogs Eugen S. 22 war es ein Probeschuß einer reitenden Batterie, eigentlich nur abgefeuert, um die Entfernung zu messen.

**) S. Odeleben S. 115. 116.

unter Tschaplitz, die noch in der Nähe war, sollte den Angriff unterstützen. Während die preußische Nachhut unter dem Schein, sich zum Kampfe zu stellen, den Feind weiter über Haynau in die Ebene verlockte, sollte die Reiterei von zwei gedeckten Stellen, wo sie im Hinterhalt lag, rasch hervorbrechen und den Feind über den Haufen werfen*).

Am 26. Mai hatte der größte Theil von Lauristons Corps Haynau erreicht; die Division Maison, fast nur aus Fußvolk bestehend, bildete die Vorhut. Zögernd ging Maison vor, während sich jenseits des Städtchens auf einer kleinen Anhöhe die preußische Nachhut, wie zum Kampfe, stellte. Die Bedenken des französischen Generals, sich weiter zu wagen, beseitigte Ney durch den Befehl, ungesäumt vorzugehen. Reyniers Corps war im Anzug. Kaum näherte sich Maison dem preußischen Hinterhalt, so brach noch früher, als es im Plane lag, die Reiterei mit Sturmeseile aus ihrem Versteck hervor und stürzte sich, während die reitende Artillerie ein paar Kartätschenlagen aussandte, auf die Linie der Franzosen. Die wollten sich eben in Massen formiren, als der Reiterschwarm schon heranbrauste, die Bataillone zu Boden warf und in die Flucht jagte. Ganze Haufen wurden niedergehauen und zersprengt, die Artillerie flüchtete rasch, eine Anzahl Geschütze blieb stehen. Die Affaire dauerte so kurze Zeit, daß nur 8 Escadrons und 24 Geschütze zum Gefecht gelangten; die übrige Masse kam zu spät, um Theil zu nehmen. In kleinen Schwärmen eilten die tapferen Reiter dem Feinde nach und erst in der Nähe von Haynau setzte ein französisches Quarré ihrem weiteren Vordringen ein Ziel. Ungefähr 400 Gefangene, ebenso viel Todte und Verwundete und 18 Geschütze, von denen die Sieger wegen mangelnder Bespannung nur eilf fortbringen konnten, hatte der Handstreich den Franzosen gekostet; auch die Preußen zählten 250 Todte und Verwundete, unter denen sechs todte und funfzehn verwundete Officiere waren. Unter den Todten befand sich leider auch der tapfere Dolfs, der Führer der Reiterreserve. Drum untersagte auch Barclay nachher, bei allem Lobe der Truppen, die Wiederholung ähnlicher Unternehmen. Indessen selbst dieser herbe Verlust war kein zu großes Opfer für den Erfolg selbst. Es war doch nach all dem Misgeschick und der Unentschlossenheit der jüngsten Zeit wieder einmal eine frische, muthvolle That, die zeigte, was die bis jetzt so ängstlich gesparte preußische Reiterei an der rechten Stelle und unter der rechten Leitung vermochte. Dieser moralische Effekt gab dem Gefecht in diesem ernsten Augenblick eine besondere Bedeutung. Blücher selbst sprach später mit Vorliebe von dem kecken Reiterstreich von Haynau; den Gelehrten freilich, pflegte er wohl hinzuzusetzen, habe er nicht gefallen**).

*) S. Preuß. Militärwochenblatt 1843. S. 230 ff.

**) Die genaueste Beschreibung des Gefechtes s. im Militärwochenblatt 1843 a. a. O. Einzelne Züge auch in Försters Gesch. des 1. Kürassierregiments. 1841. S. 450 f.

Indessen war der Feind in Schlesien eingedrungen; er ward nicht aufgehalten, das Aufgebot der Massen, der Landsturm, war noch nicht gebildet, und es schien zweifelhaft, ob er überhaupt organisirt werden würde.*) Die verbündeten Heere wichen immer weiter zurück, eine Zeit lang in gerader Linie auf Liegnitz, so daß es schien, als würden sie erst hinter der Oder Halt machen. Die Vorsorge, eine feste Stellung diesseits der Oder zu schaffen, die den Feind aufhielt und zugleich die Verbindung mit Oesterreich bewahrte, war versäumt worden. So war der preußische Boden bis auf eine kleine Strecke verlassen, der Kern der Armee mit dem König erschien dann wie auf der Flucht nach Polen. Alle Hoffnungen einer deutschen Erhebung wären damit vollends vereitelt gewesen, die Verbindung mit Oesterreich verloren. Noch gelang es Knesebecks und Gneisenaus Bemühungen, den russischen Kaiser auf andere Gedanken zu bringen; man wollte sich statt nach der Oder südwärts wenden, bei Schweidnitz sich concentriren und noch einmal den Feind zur Schlacht erwarten. Der Marsch ward ausgeführt; Blüchers Angriff bei Haynau hatte dem Gegner die wahre Richtung des Rückzugs verdecken helfen.

Aber Barclay war anderer Ansicht. Schon als er das Commando übernahm, hatte er sich für den Rückzug nach Polen ausgesprochen; nur dort könne man die tief zerrüttete russische Armee reorganisiren, ihre stark gelichteten Reihen ergänzen, ihre sichtbar erschütterte Zucht wiederherstellen. Jetzt in Schweidnitz erneuerte er noch dringender sein Begehren. Er machte nur militärische Gründe geltend: die Ergänzung der Mannschaft, des Materials und die nothwendige Ruhe; aber wenn es auch Barclay damit Ernst war, es fragte sich, ob nicht die Andern dies nur zum Vorwande nahmen, um einem Kriege zu entschlüpfen, dessen die Führer und die Massen im russischen Lager herzlich überdrüssig waren. Hatte es doch Mühe genug gekostet, sie nach dem Siege von 1812 vorwärts zu treiben; wie leicht mochten jetzt, nach dem ersten Mißgeschicke, die alten Neigungen russischer Defensive an den eigenen Gränzen wieder erwachen! Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen die preußischen Führer dies aufnahmen. „Setzen wir unsern Rückzug fort, schrieb Blücher am 1. Juni in einer Denkschrift an den Oberfeldherrn, so werden wir tagtäglich mehr von unseren Hülfsquellen getrennt, der Geist wird sinken, der Mißmuth sich mehren und alle Symptome eintreten, die von einem fortgesetzten Rückzug unzertrennlich sind. Auf Oesterreichs Hülfe bei stetem Rückzug zu rechnen, ist illusorisch; nur unsere Succeſſe können uns dessen Beistand sichern."**) Noch dringender lag er dem Könige an, nicht in die russische Forderung zu willigen. Gleiches that York in einem Schreiben an Knesebeck.

Es ließ sich Alles zu einer ernsten Krisis an. Die Russen trafen wirk-

*) S. Friccius I. 176 f.

**) Droysens York II. 255 f.

lich Anstalten, Schweidnitz zu verlassen und sich gegen die Oder zurückzuziehen; die preußischen Generale, Blücher wie York, riethen in diesem verzweifelten Falle, sie lieber ziehen zu lassen und mit den preußischen Kräften die letzten schlesischen Gebiete zu behaupten. Gehe man nach Polen, schrieb York, so sei es höchst unwahrscheinlich, daß die Russen jemals wieder eine preußische Provinz erobern würden, die sie jetzt nicht einmal vertheidigen könnten oder wollten. Der Rückzug nach Polen gebe einen guten Theil der Heereskraft, die Hülfsquellen und Vorräthe preis und nehme dem Volke den Muth zu jeder weiteren Anstrengung. Nicht einem fremden Heere dürfe man nachziehen, sondern die Pflicht gebiete nach Allem, was gegenseitig beschworen worden sei, das Land bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Uns selbst überlassen, schloß er, müssen wir uns entweder selbst helfen oder untergehen.

Gneisenau hatte in denselben schweren Stunden seine letzte Hoffnung auf eine Schlacht gesetzt. In wenig Tagen, schrieb er am 29. Mai, haben wir wieder eine neue Schlacht zu liefern, wenn anders unsere Verbündeten noch treu und zuversichtlich sind. Von ihr hängt das Schicksal des Continents ab.

So schwankte die Wagschale zwischen zwei Möglichkeiten: einem neuen Kampfe, der vielleicht nicht günstiger fiel, als die früheren, und einem Rückzuge, der die schönsten Hoffnungen und einen guten Theil des künftigen Erfolges begrub, denn ein energischer Druck Napoleons reichte dann ohne Zweifel hin, die Russen weit zurückzuschieben. Drum konnte nur Eines der guten Sache jetzt dienen: eine kurze Frist, um die Lücken der Rüstung zu decken und alle Kampfesmittel heranzuziehen. Dies Eine, was retten konnte, ward eben jetzt vom Feinde gewährt.

Vierter Abschnitt.

Die Waffenruhe.

Napoleon schien über den Rückzug seiner Gegner sehr heiter und gut aufgelegt. Er erkundigte sich fleißig nach den Entfernungen von Liegnitz und Breslau, er sprach auffallend viel, ja man hörte ihn auf dem Wege dann und wann französische und italienische Liedchen trällern. Die ihn näher beobachteten, erstaunten über die unermüdliche Thätigkeit des Mannes, seine mathematische Virtuosität des Ueberblickes, die Meisterschaft, womit er Terrain und militärische Stellungen zu schätzen wußte. Seit dem Anfang des Feldzuges fast immer zu Pferd, gönnte er sich nur wenige Stunden Ruhe, las, schrieb, dictirte in unverwüstlicher Arbeitslust, war allenthalben selbst zur Stelle, trieb und drängte in krampfhafter Unruhe die Andern zur Thätigkeit. Alles schien ihm zu schläfrig und langsam; wenn er Leute aus dem Volke fragte, schien er schon die Antwort enträthseln zu wollen und drängte in rauhem, schneidendem Tone die Dolmetscher, ihm das Gehörte rasch zu übersetzen. Kam mitten auf dem Marsche ein Courier, so mußte Caulaincourt oder Berthier sofort auf dem Boden die Befehle niederschreiben, die er an die Corps-Commandanten versendete. Wurden Nachrichten erwartet, so erfüllte ihn eine quälende Unruhe, mitten in der Nacht weckte er dann wohl seine Leute, ließ sie arbeiten, sandte Eilboten aus. Wie er selbst rauh und gebieterisch war, so hatte sich im ganzen Hauptquartier der gleiche Ton festgesetzt. Es begegnete ihm nicht selten, daß er im heftigsten Jähzorn aufbrauste, auf seine Generale schimpfte oder sich wohl gar persönlich an einem Mißliebigen vergriff; die Untergebenen hatten sich diese Sitten rasch angeeignet und eine Redeweise aufgebracht, die an den niedersten Ton der Wachtstube und des Lagers erinnerte. Noch schien die Zuversicht früherer glücklicher Tage nicht von ihm gewichen, aber die unter ihm standen, waren gleichgültiger geworden. Selbst der Soldat, der noch am längsten an dem Zauber

seines Namens hing, zeigte die alte Begeisterung nicht mehr, seit der Krieg nur endlose Mühen brachte ohne entscheidende Erfolge.

Erschien er selbst auch heiter, wie in den Tagen ungetrübten Glückes, er erkannte doch den Ernst dieser neuen Situation. Noch zweimal war ihm der Sieg auf dem Schlachtfelde geworden, er hatte den Feind von der Elbe zur Oder gedrängt, den Rheinbund neu befestigt; aber diese Siege glichen den früheren nicht mehr. Mit ungeheuern Opfern hatte er öde Schlachtfelder erkämpft, ohne Beute, ohne Siegeszeichen. Und doch war es die letzte Frist gewesen, in der er sich auf die Gegner mit überlegener Macht hatte werfen können, jeder weitere Tag mußte aller Wahrscheinlichkeit nach dies Verhältniß der Stärke zu ihren Gunsten verändern. Noch einmal war mit ganz jungen Truppen gegen den tapfersten Feind der Sieg errungen, aber diese Armee war auch die letzte, die sein Reich ihm geben konnte. Zu keiner früheren Zeit hatte er die Verluste so ängstlich zählen müssen und niemals waren sie so groß gewesen, wie jetzt. Diese Rekruten hatten es unter seiner und seiner Marschälle überlegener Führung den alten Truppen gleich gethan, aber ihre Kraft war rascher aufgebraucht, als die der Veteranen. Durch die letzten Kämpfe stark gelichtet, durch Märsche und Strapatzen hart mitgenommen, waren sie schon dieselben nicht mehr, wie bei Großgörschen; die Schwäche menschlicher Natur forderte ihren Tribut. Die Züge seines Heeres glichen nicht mehr den gedrungenen, eisernern Körpern früherer Feldzüge; sie wurden bald zu losen Haufen, die einem verworrenen Knäuel gleich sich die Heerstraßen hinwälzten. Die Noth der Verpflegung, meistens durch mangelhafte Einrichtung verursacht, trug rasch ihren Theil zur Auflösung bei. Wilden Banden gleich, mit zahlreichen Nachzüglern, durchzogen die Sieger von Großgörschen und Bautzen die unglücklichen Gegenden, durch die ihr Weg sie führte; Plündern und Verwüsten ward zur Gewohnheit. Wo sie durchgekommen waren, trug das Land die furchtbaren Spuren; wo die Flammen eines solchen Bivouacs, sagt eine Schilderung der Zeit, den Horizont röthen, da wärmt man sich an den Dörfern, an den Mühlen, an Scheunen, Häusern, Dächern und Treppen. In vierundzwanzig Stunden sind, wo ein solches Lager steht, die Felder kahl, die Wohnungen öde, die Einwohner ohne Brod und Obdach.*) In den drei Tagen vom 20—22. Mai allein zählte man von Bautzen ostwärts zwanzig größere oder kleinere Brandstätten. Mit wenig Reiterei und ohne die frühere Ueberlegenheit an Geschütz war das Heer ausgerückt; was an Ergänzungen gekommen war, bedeutete mit Ausnahme der sächsischen Cavallerie nicht viel; am wenigsten war in einem Feldzuge dieser Art die schlechte Beschaffenheit von Roß und Reiter zu verbessern.

Erwog Napoleon dies Alles, die schwindende Zahl und Kraft seiner

*) Falls Kriegsbüchlein I. 10. Aehnliche Schilderungen gibt aus dem französischen Lager Odeleben.

Truppen, die Unfruchtbarkeit der letzten Schlachten, die Schwierigkeit, neue Kampfesmittel zu schaffen, so durfte ihm die längere Dauer des Krieges wohl bedenklich erscheinen. Er hatte mit einem Gegner zu thun, der die ganze Blüthe seiner kampffähigen Mannschaft zu den Waffen stellte, dessen Kraft erst zu einem Theil auf dem Kampfplatz war und mit jedem weiteren Tag nur wachsen konnte. Die Schlachten vom Mai hatten diesen Gegner zur Genüge kennen gelehrt. Das war nicht etwa nur ein Heer, voll von drängender Kampfeslust und patriotischer Begeisterung; es war ein ganzes Volk, nicht eher zu überwinden, als bis der letzte Heereshaufen im Todeskampfe überwältigt war. Vor der Welt mochte der Imperator Geringschätzung heucheln und die Kämpfer vom 2. Mai mit Schmähungen überschütten — er selber glaubte nicht, was er sagte, sondern erkannte wohl die ganze Furchtbarkeit eines solchen Krieges.

Seine alten Verbündeten und Untergebenen hatten noch einmal ihre Mannschaft gestellt, aber wer wußte, wie lange sie es noch konnten und wollten? Er selber sagte: Die Sachsen sind Deutsche wie die andern; ich rechne auf sie so wenig wie auf die übrigen Truppen des Rheinbundes. Ich kann sie nur durch große Resultate mir ergeben erhalten. In Frankreich war man des Krieges satt, die Kräfte des Volkes tief erschöpft, indessen der Kampf in Spanien, Armee auf Armee verschlingend, sich schon den französischen Gränzen näherte und im Norden und Osten eine neue, furchtbare Coalition der Völker sich schloß. Ohne die jüngsten schwer erkauften Erfolge stand vielleicht schon Oesterreich und ein Theil des Rheinbundes auf Seiten dieser neuen Coalition, und war etwa der Zauber des Sieges noch so unlösbar an seine Fahnen gekettet, daß nicht ein nächstes Mißgeschick diese Wendung bringen konnte?

Was sollte ihm ein Krieg, der neue Macht nicht bringen, höchstens die alte zerstören konnte? Wohl kannte er die Krisis nicht, die gerade in diesem Augenblicke im Lager der Gegner drohte, aber er ermaß vollkommen richtig, wie groß die Hülfsquellen waren, die sie bei längerer Dauer des Kampfes noch aufbieten konnten. Seine Mittel waren knapper zugemessen, die ihrigen begannen sich erst zu entfalten; ihm trug selbst ein siegreicher Kampf nichts als die Abwehr dringender Gefahr, die Niederlage vielleicht den Umsturz seines Reiches ein. Möglich, daß die alten Künste wieder Hülfe gaben, die seit Campo Formio und Lüneville bis zu Preßburg und Tilsit jedesmal zum Ziel geführt. Vielleicht gab eine diplomatische Schlacht ihm rascheren und entschiedeneren Erfolg, als die mit den Waffen. Und war es denn so ganz undenkbar, daß bei dem Czaren oder bei Oesterreich die alte Taktik noch einmal glücklich zutraf? Eine Staatskunst, die ihm noch nach dem Leipziger Gottesgericht die Rheingränze anbot, war doch wohl nach zwei unglücklichen Schlachten durch künstliche Mäßigung zu bethören.

So konnte es als das Klügste erscheinen, den Kampf zu beenden, um

unter dem Eindruck von zwei glücklichen Schlachten einen Frieden zu erlangen, der ohne Zweifel wohlfeil genug erkauft ward. War dies der Zweck der Waffenruhe, so konnte man den Entschluß als weise und gemäßigt preisen; war er es freilich nicht, dann ward die unwiederbringliche Gelegenheit neuer Erfolge hingegeben und dem geschwächten Feinde Zeit gegönnt seine Rüstungen zu vollenden. Napoleon übersah diese Möglichkeit nicht; wenn die Verbündeten diesmal den Frieden nicht aufrichtig wollen, hat er nachher gesagt, so kann uns der Waffenstillstand theuer zu stehen kommen. Noch auf St. Helena hat er denselben als den größten Fehler seines Lebens bezeichnet.

Allein nur er selber trug die Schuld, daß die Waffenruhe das geworden ist. Nicht um Frieden zu schließen, ließ er jetzt ab vom Feinde, sondern um größere Mittel zum Kampfe zu rüsten. Es ist ihm nachher, wie wir sehen werden, noch mehr als ein Anlaß geboten gewesen, den Frieden um Bedingungen zu erlangen, die in der That weder entehrend noch nachtheilig waren, allein sein Stolz sträubte sich, auch nur eine der überspannten Stellungen aufzugeben, die er zur Zeit seiner Allmacht eingenommen hatte.

Von den Hunderttausenden, die er zu den Waffen gerufen, stand erst ein Theil in Linie; ein Paar Monate Zeit konnten seine Heeresmacht aufs Doppelte steigern, ihre Uebung vollenden, die noch sehr mangelhafte Reiterei ergänzen, und der durch die hartnäckigen Kämpfe vom Mai erschöpften Mannschaft die nothwendige Erholung gönnen.*) Freilich diente die gleiche Frist auch dazu, die Rüstung der Gegner zu vollenden, aber er hoffte dann doch der Ueberlegene zu sein. An Zahl ihnen nicht sehr ungleich, durch die Beschaffenheit der Truppen stärker als im Frühjahr, an schöpferischer Kraft und Einheit der Führung den Gegnern weit überlegen — so dachte er den Herbstfeldzug zu beginnen, nicht ohne die sichere Aussicht eines günstigen Erfolges. Selbst wenn Oesterreich sich dann seinen Gegnern angeschlossen, dünkte er sich stark genug, gegen die drei verbundenen Mächte den Kampf glücklich durchzuführen.

Nach dem Ueberfall von Haynau waren die Franzosen nur langsam gegen Liegnitz und Breslau vorgerückt, immer in der Meinung in dieser Richtung gerade östlich den weichenden Feind vor sich zu haben. Erst allmälig erlangten sie die Gewißheit, daß die Verbündeten nach Süden eingebogen seien und sich um Schweidnitz concentrirten. In welchen Zweifeln und Sorgen man dort befangen war, ahnte Napoleon natürlich nicht; er sah nur die zuversichtliche Flankenstellung, worin die Verbündeten ihn abermals zum Kampfe zu erwarten schienen. Es mochte diese Wahrnehmung mit dazu beitragen, ihn zur Einstellung des Feldzugs und zur Vollendung seiner Rüstungen zu stimmen.

Schon vorher hatte Napoleon vergebens versucht, eine gesonderte Ver-

*) S. Marmont V. 119. Thiers XV. 484.

handlung mit Rußland anzuknüpfen; seit ihm Oesterreich zu entschlüpfen drohte, Preußen ohnedies aufgegeben war, hatte die Friedensverhandlung für ihn nur den einen Sinn, sich getrennt mit Rußland zu verständigen. So erfolgte in dem Augenblick, wo sich an der Spree die beiden Armeen zur Schlacht gerüstet gegenüberstanden, die oben erwähnte Sendung Caulaincourts zu den russischen Vorposten; er sollte eine Unterredung mit dem Czaren suchen und demselben einstweilen die Einstellung der Feindseligkeiten vorschlagen. Der Versuch, durch einen Mann, der früher in Petersburg dem russischen Monarchen sehr nahe gestanden, die alten Fäden wieder anzuknüpfen, war wohl ausgedacht, schlug aber fehl. Die Verbündeten waren jetzt nicht so leicht zu trennen, wie zu Tilsit. In einer Conferenz, welcher außer den Monarchen und Diplomaten des Hauptquartiers und den Vertretern Großbritanniens und Schwedens auch der Abgesandte Oesterreichs beiwohnte (20. Mai), ward beschlossen, gesondert nicht zu verhandeln, sondern die Vorschläge Napoleons nur gemeinsam und durch die Vermittlung Oesterreichs anzunehmen.

Eben diese österreichische Vermittlung wollte aber der französische Kaiser umgehen; er ließ daher die Erklärung vom 20. auf sich beruhen und gab, als nach der Schlacht der Vertreter Oesterreichs durch Berthier seine Dienste anbieten ließ, darauf keine Antwort. Vielmehr wiederholte er (25. Mai) an den Czaren den Vorschlag eines Waffenstillstands. Auch jetzt gelang es ihm nicht, mit Alexander in eine getrennte Verhandlung zu kommen; der Czar erwiederte, er werde zwei Bevollmächtigte, einen Russen und einen Preußen absenden, die im Namen beider Mächte abschließen und für den Fall der Friedensverhandlung die Vermittlung Oesterreichs ausdrücklich ausbedingen sollten (28. Mai).

Wie sich die Lage in diesem Moment gestaltet, wissen wir. Für die Verbündeten war die Waffenruhe, die ihnen Frist gab, ihre Rüstungen zu vollenden und Oesterreich zu gewinnen, der glücklichste Fall, der sich ereignen konnte; für Napoleon standen die Chancen nicht so hoffnungsvoll, allein auch er war überzeugt, daß er nur zwei Monate Zeit bedurfte, um mit ganz entschiedener Ueberlegenheit den Kampf zu erneuern. Die Wechselfälle eines solchen Kampfes beunruhigten ihn nicht; wohl aber empörte sich sein ganzer Stolz gegen den Gedanken, Oesterreich als Vermittler zu ertragen und ihm den Triumpf zu gönnen, daß es die Friedensbedingungen vorzeichne. Daß diese Vermittlung aber jetzt näher rückte, hat seinen Entschluß beschleunigt. Graf Bubna kam am 30. Mai nach Liegnitz und brachte dem Herzog von Bassano die Vorschläge Oesterreichs: sie ließen Frankreich seine ganze Macht am Rhein und am Po und verschoben selbst die Auflösung des Rheinbundes und die Unabhängigkeit der Hansestädte auf den allgemeinen Frieden zu Lande und zur See. Die gemäßigten Bonapartisten haben Recht, es zu beklagen, daß er unzugänglich blieb gegen diese Vorschläge; jetzt, wie vorher und später

war er selber der Schöpfer seines Schicksals. Lieber wollte er den neuen, ungeheuern Kampf, der bevorstand, als dieses Nachgeben gegen Oesterreich. Gewinnen Sie Zeit, schrieb er an Maret, sprechen Sie sich nicht aus gegen Bubna, nehmen Sie ihn mit nach Dresden und verzögern Sie den Augenblick, wo wir genöthigt sein werden, die österreichischen Vorschläge anzunehmen oder abzulehnen. Ich bin im Begriff den Waffenstillstand abzuschließen; dann ist alle die Zeit gewonnen, die ich nöthig habe.

So ward am 1. Juni zu Pläswitz, einem Dorfe nicht weit von Kostenblut, zwischen Caulaincourt, Schuwaloff und Kleist eine vorläufige Waffenruhe von 36 Stunden verabredet; am 4. Juni kam zu Poischwitz bei Jauer der denkwürdige Vertrag zu Stande, der die entscheidende Wendung des deutschen Krieges vorbereitet hat.*) Die französischen Unterhändler hatten erst gesucht, bei Aufstellung der Demarcationslinien den Statusquo als Grundsatz durchzufechten; aber die Verbündeten blieben fest, zumal sie bald erkannten, wie sehr dem Gegner der Abschluß erwünscht war. Hamburg zwar, das eben von Davoust schwer bedrängt ward, zu erhalten, war keine Aussicht; darauf und auf die Dauer der Waffenruhe, die ihm zwei Monate Zeit zur Rüstung geben sollte, legte der französische Kaiser den größten Werth. Aber in einem andern Punkte gab er nach, indem er ein Stück von Schlesien mit Breslau, das schon von ihm besetzt war, wieder räumte. Dadurch ward der Abschluß erreicht.

Nach dem Vertrage sollte die Waffenruhe bis zum 20. Juli und noch sechs Tage darüber zur Aufkündigung desselben dauern. Die Demarcationslinie der Alliirten lief von der böhmischen Gränze über Dittersbach, Pfaffendorf, Landshut, zog sich längs des Bober bis Rudelstadt, ging dann durch Volkenhain und Striegau, folgte dem Striegauer Wasser bis Canth und vereinigte sich dann mit der Oder. Die Linie der Franzosen ging von der böhmischen Gränze durch Schreibershau, Kemnitz, Bertheldorf dem Bober entlang nach Lähn, dann in gerader Linie nach Neukirch an der Katzbach und folgte dieser bis zur Oder. Alles Gebiet zwischen beiden Linien blieb neutral und durfte von keinen Truppen, auch nicht vom Landsturm besetzt werden. In der 32. Militärdivision behielt die französische Armee die Elbinseln und Alles, was sie am 8. Juni um Mitternacht besetzt hielt; war Hamburg noch belagert, so ward es behandelt wie die übrigen eingeschlossenen Plätze. Die Festungen Danzig, Modlin, Zamosk, Stettin, Küstrin sollten alle fünf Tage

*) Es wurden an verschiedenen Punkten Conferenzen gehalten, in Pläswitz, Gebersdorf und Poischwitz, weshalb einige Verwirrung in den Ortsangaben herrscht. Mehrere Berichte lassen nur in Poischwitz unterhandeln; das Militärwochenblatt (1844. Beiheft S. 120) läßt den Vertrag auch zu Pläswitz zu Stande kommen; dafür spricht die französische Urkunde (S. Fain I. 484 f.), während die preußische (s. Plotho I. Beil. XXIV.) Poischwitz nennt.

nach Verhältniß und Stärke ihrer Besatzung mit Lebensmitteln versehen werden. Alle Truppenbewegungen sollten so eingerichtet werden, daß jede Armee am 12. Juni ihre neue Linie einnahm; alle Corps oder Parteien der vereinigten Armee, welche sich jenseits der Elbe oder in Sachsen befanden, sollten nach Preußen zurückkehren.

Ein beredtes Zeugniß für den Geist, der das Volk erfüllte, lag in der Art, wie es den Waffenstillstand aufnahm. Krieg wollten Alle, nur den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hofften. „Krieg! — schrieb damals Arndt — Krieg schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren todt trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Wittwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ." Darum wirkte die erste Nachricht vom Waffenstillstand wahrhaft niederschmetternd; die Noth des Kampfes und seine Opfer hatte man mit stolzer Fassung ertragen, der Gedanke an einen ruhmlosen Frieden schlug alle Herzen nieder. Die tief gebeugten Hoffnungen aufzurichten, sang damals Theodor Körner:

Herz! laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott.
Gott wird es wohl verwalten;
Er ist der Freiheit Gott.
Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heil'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Es war die Erinnerung an die früheren Zeiten und den so oft gelungenen Trug des Gegners, was bei dem Worte Waffenstillstand alle Gemüther mit banger Sorge erfüllte. Aber es war die alte Zeit nicht mehr. Stolz wie nach einem Siege kündigte der König seinem Volke die Waffenruhe an. „Der Feind," sagte er, „hat einen Waffenstillstand angeboten; ich habe ihn mit meinen Alliirten bis zum 20. Juli angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Thätigkeit und ununterbrochene Anstrengungen werden uns dazu führen. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen und wir konnten nur den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen."

Nicht überall ruhte der Krieg; vielmehr fallen gerade in diese Tage des Waffenstillstandes noch heftige, zum Theil folgenschwere Kämpfe.

Wir haben Bülow und sein tapferes Corps verlassen, als es am Tage der Lützener Schlacht in einem heldenmüthigen Angriff Halle erstürmt hatte. Der Ausgang der Schlacht ließ es nicht zu, länger auf dem linken Ufer der Elbe zu bleiben; vielmehr ward der General angewiesen, zurückzugehen, mit Borstell vereinigt die Marken gegen einen Anfall des Feindes zu schützen, Landwehr und Landsturm dort so rasch wie möglich zu organisiren. Ein späterer Befehl des Königs ernannte ihn zum Oberbefehlshaber in der Mark und stellte alle Streitkräfte dort zu seiner Verfügung. Ohne Säumen ging er an's Werk. Die Reservebataillone und die Landwehr wurden gesammelt und ausgerüstet, die Bildung des Landsturmes betrieben, Schanzen und Befestigungen an den Uebergängen, die nach der Hauptstadt führen, angelegt. Das Gouvernement zwischen Elbe und Oder, das in Berlin saß, und die Generalcommission für Errichtung der Landwehr hatten mit Eifer vorgearbeitet; auch Boyen war, wie wir uns erinnern, gleich nach der Schlacht mit militärischen Aufträgen in die Hauptstadt gesendet worden und entfaltete dort seine rege Thätigkeit. Aber die Dinge gingen doch viel langsamer, als man wollte und nothwendig war. Bei allem Eifer der Behörden, aller Hingebung des Volkes (und beide ließen nichts zu wünschen übrig) waren die natürlichen Hindernisse der Lage so rasch nicht zu überwinden. Es fehlte an Geld, an Waffen, an Kriegsmaterial; nur allmälig konnte das furchtbar ausgesogene Land die Mittel herbeischaffen. Noch bis zum Juli war das erste Glied der Landwehr mit Piken bewaffnet und hundertweise mußten mit Mühe Gewehre und Säbel beigeschafft werden, bis später eine Waffensendung aus England dem Bedürfniß abhalf.

Die Aufgabe Bülows war darnach keine leichte und dankbare. Er hatte mit allen diesen unvermeidlichen Schwierigkeiten, mit der Noth der Verpflegung zu kämpfen und sollte mit beengten Mitteln eine Provinz und eine Stadt beschützen, deren Verlust für die gute Sache Preußens unersetzlich war. Dem Manne, der nachher gerade in Erfüllung dieser Pflicht unsterblichen Ruhm gewann, ward es jetzt ungemein schwer, auch nur den gewöhnlichen Wünschen zu entsprechen. Als nach der Schlacht vom 2. Mai Ney Miene machte, gegen Berlin aufzubrechen, und Bülow mit seinen mäßigen Kräften vor dem Ueberlegenen zurückwich, um im Nothfall mit Allem, was er aufbringen konnte, wenig Märsche von Berlin weg dem Feinde die Spitze zu bieten, fand er lauten Tadel. Die begeisterte Ungeduld zum Kampfe ermaß die peinlichen Hindernisse nicht, womit der General zu kämpfen hatte; seine besonnene Vorsicht, die nachher mit Kühnheit vereint die schönsten Früchte trug, ward jetzt als scheue Unentschlossenheit gedeutet. Nicht in der Bevölkerung allein, auch im Kreise des Gouvernements zu Berlin wurden seine Schritte mit Unmuth und Ungunst beurtheilt — bis die

Lage ernsterer Gefahr in ihm zweimal den Retter der Hauptstadt bewundern lehrten.

Ney gab, wie früher erzählt ist, den Marsch nach Berlin auf und wandte sich nach der obern Spree, um dort im rechten Augenblick zur Entscheidung von Bautzen mitzuwirken. Bülow verließ nun seine Stellungen bei Berlin, wandte sich südwärts über Baruth und Kalau und war entschlossen, noch weiter vorzugehen, als die Nachricht eintraf, daß auch die zweite Schlacht gegen Napoleon mit einem Rückzug geendet. Abermals wies ein Befehl des Königs den General jetzt an, die Hauptstadt zu decken. Er stand bei Kalau und erwartete die weiteren Bewegungen des Feindes, als ihm der Anmarsch eines französischen Corps gemeldet ward. Es war Oudinot, den Napoleon von Bautzen aus, einige 20,000 Mann stark, gegen Bülow abgesendet; am 27. Mai erreichte derselbe Hoyerswerda und überraschte dort einen Pulk Kosaken. Bülow entschloß sich dem Feinde entgegen zu gehen; die Abtheilungen Borstells und Oppens mit einem Theil der Brigade Krafft, im Ganzen etwa 8000 Mann, sollten in einem Nachtmarsch gegen Hoyerswerda aufbrechen und dort Oudinot am Morgen des 28. Mai überfallen. Nur durch Ueberraschung war es möglich, einen doppelt so starken Gegner zu schlagen. Aber es gelang weder, den Feind unversehens anzugreifen, noch mit den verschiedenen Brigaden so zusammenhängend und gleichzeitig den Schlag zu führen, wie es zum Gelingen nothwendig war. An tapferen einzelnen Zügen hat es auch hier nicht gefehlt; Borstell drängte bis gegen das Städtchen vor, aber hier warf sich der Feind mit voller Ueberlegenheit an Mannschaft und Geschütz auf ihn und nöthigte ihn zum Rückzug. Auch Krafft, der auf dem rechten Elsterufer die Stadt zu gewinnen suchte, mußte vor der Uebermacht des Feindes weichen.

Bülows Lage war natürlich dadurch nicht besser geworden; von der Hauptarmee kamen bedenkliche Nachrichten von fortgesetztem Rückzuge, in Berlin ward seine vorsichtige Scheu hart getadelt, auch der neue Oberfeldherr, Barclay, sandte ihm jetzt aus Schlesien die Weisung, auf die Verbindungen des Feindes zwischen Dresden und Bunzlau zu wirken und durch schnelle Bewegungen und entschlossene Schläge der allgemeinen Sache eine glänzende Wendung zu geben.

So war ihm eine doppelte Aufgabe zugewiesen: er sollte durch eine Diversion nach der Lausitz hin dem vereinigten Heere in Schlesien Luft machen und zugleich Berlin decken. Er hielt jetzt eine Macht von einigen zwanzigtausend Mann vereinigt; die Tüchtigkeit der Truppen ließ nichts zu wünschen übrig, aber die Verpflegung machte unsägliche Mühe und wirkte auch auf seine militärischen Anordnungen hemmend ein. Theils diese Störungen, theils die Verschiedenheit der Befehle, die an ihn gekommen waren, und die wechselnden vielfach widersprechenden Nachrichten vom großen Kriegsschauplatz erklärten das Zögern des Generals und die zweifelnde Unsicherheit seiner Be-

wegungen. Er hatte sich eben östlich gewendet und auf den Oderübergang bei Crossen seine Aufmerksamkeit gerichtet, als übereinstimmende Nachrichten kamen, Oudinot sei von Hoyerswerda gegen Großenhayn, also nach der Elbe hin aufgebrochen; das bewog Bülow zu dem Entschlusse, seine ganze Macht zu sammeln und in raschem Angriff auf Meißen oder Dresden vorzudringen. Schon waren seine Marschbefehle gegeben, als sich herausstellte, daß die Franzosen nicht nach Großenhayn, sondern nach Kirchhayn gezogen waren und sich von da gegen Luckau wendeten (3. Juni). Es war darnach kein Zweifel, daß Berlin ihr Ziel war. Vor Allem galt es nun, Luckau, wo nur ein Bataillon lag, früher als die Franzosen zu erreichen; sie waren nur noch vier, die Preußen sechs bis sieben Meilen davon entfernt; Oudinot hatte seine Macht vereinigt, Bülow auf viele Meilen weit auseinandergezogen. Durch einen äußerst angestrengten Marsch bei drückender Hitze gelang es am Mittag des 3. Juni den Preußen, die Straße von Kalau nach Luckau, und nach kurzer Rast spät am Abend Luckau selber zu erreichen. Es war den Truppen das Aeußerste zugemuthet, Tausende hatten ermüdet zurückbleiben müssen, fanden sich aber in der Nacht und am andern Morgen wieder bei der Truppe ein. Nur Borstells Abtheilung, die zwölf Meilen entfernt (in Guben) stand, konnte nicht, Boyen von Jüterbogk her erst am Mittag eintreffen.

Am frühen Morgen des 4. Juni traf Bülow seine Anstalten zum Kampf. Das Städtchen Luckau ist mit einer ziemlich starken Mauer, einem Graben und vielen Gärten umgeben; der Zugang geschieht durch mehrere Thore, von denen zwei aus der inneren Stadt in ansehnliche Vorstädte führen. Von Süden nach Norden ist Luckau von einem kleinen Flüßchen, der Berste, durchschnitten, die an beiden Ausgängen der Stadt durch sumpfige Niederungen von ansehnlichem Umfang hindurchläuft; am linken Ufer erheben sich mehrere beträchtliche Anhöhen. Bülow erwartete den Angriff zugleich von Kalau und Sonnenwalde, doch mehr von der letzteren Seite. Er stellte die Brigade Thümen und die des Prinzen von Hessen-Homburg mit der russischen Abtheilung unter Harpe auf dem linken Ufer der Berste auf, Oppen rechts vom Flüßchen, um die gegen Kalau gelegene Vorstadt zu decken. Es mochten im Ganzen etwa 15,000 Mann sein, die Bülow vereinigt hatte*).

Unerwartet näherte sich gegen neun Uhr von Kalau her Oudinots Corps. Es schob die preußischen Vorposten zurück, warf sich mit Ungestüm auf die Kalauer Vorstadt und drang, obwol Oppens überraschte Abtheilung in den Gärten tapferen Widerstand leistete, bis zum Stadtthor, ja auch einen Augenblick in die Stadt selber ein. Mit dem Bajonnet wieder zurückgetrieben,

*) S. über das Treffen Prittwitz II. 260—277. 289. Auch Beitzke I. 525. Varnhagen, Bülows Leben S. 175 ff. Zychlinsky, Geschichte des 24. Infanterieregiments. I. S. 30. ff.

hielt sich der Feind wenigstens in der Vorstadt, bis frische Bataillone, von Bülow gesendet, ihn auch von hier vertrieben. Aber auf der Ebene Fuß zu fassen, wollte den Preußen nicht gelingen; es empfing sie dort ein verheerendes Artilleriefeuer, während ihr eigenes Geschütz zum größten Theil auf den Höhen jenseits des Flüßchens aufgestellt und darum unwirksam war. Abermals drangen unter der Macht dieses Feuers die Franzosen mit frischen Truppen in die Kalauer Vorstadt ein; nur am Thore, das in die innere Stadt führt, leisteten die Preußen gegen alle erneuerten Angriffe ausdauernden und glücklichen Widerstand.

So hatte der Kampf mit äußerster Heftigkeit bis zum Nachmittag fortgedauert, aber keine Entscheidung gebracht. Die Franzosen fingen jetzt an, Granaten in die Stadt zu werfen; bald stand die Kalauer Vorstadt in hellen Flammen, vergebens suchten die Preußen aus der Stadt dem Feinde Reiterei und Geschütz entgegenzuführen, das Feuer unterbrach jede Verbindung und verzehrte die unglücklichen Verwundeten beider Theile, die in den Häusern Zuflucht gesucht. Die Schlachtstätte bot ein grausenvolles Bild; ein Officier, der Augenzeuge war und die Kriege bis 1815 mitgemacht hat, versichert, selbst der Anblick der Schlachtfelder von Leipzig und Waterloo habe ihm keinen so entsetzlichen Eindruck hinterlassen, wie die verwüstete, blutgedüngte Vorstadt von Luckau mit ihren halbverbrannten Leichen. Gegen 5 Uhr Abends traf westlich Boyen mit seiner Brigade ein; nun war nur noch Borstell östlich von Lübben her zu erwarten. Um ihm die Verbindung zu sichern, ließ Bülow die Brigade Oppen durch frische Truppen ablösen und den linken Flügel verstärken. Mit der Reiterei sollte dann Oppen dem Feinde in die rechte Flanke fallen. Der Auftrag ward glücklich ausgeführt; in einem kecken Angriff warf Oppen ein feindliches Reiterregiment, nahm ihm einige Geschütze und wich erst, als er auf überlegene Massen Fußvolk stieß. Bei Luckau selbst dauerte der Kampf fort, bis die Nacht und Ermüdung ihm ein Ziel setzte. Von der Erfolglosigkeit seiner Angriffe überzeugt, trat Oudinot in der Nacht den Rückzug an. Am Morgen traf nach einem anstrengenden Marsche auch Borstell ein.

Die Preußen hatten 500 Todte und Verwundete, die Russen hundert; den Franzosen hat der Angriff wohl kaum weniger gekostet, als den Verbündeten. Ueber 700 Gewehre — für die Preußen jetzt eine besonders werthvolle Zugabe — waren erbeutet, bei der Verfolgung noch über 900 Gefangene gemacht worden. Für einen Kampf, der nach so furchtbaren Märschen und fast ohne Geschütz ausgefochten ward, war dieser Erfolg alles Ruhmes werth. Ihn weiter zu verfolgen, waren die Sieger erst durch große Erschöpfung und Mangel an Lebensmitteln, dann durch die Nachricht vom Waffenstillstand gehindert. Aber der Kampf von Luckau behielt darum doch seine Bedeutung. Er hatte Berlin geschützt und schloß nach so vielen trüben Eindrücken der jüngsten Tage den Feldzug vom Mai in erhebender Weise ab.

Das erste blutige Vorspiel der beiden großen Schlachten, die bei Großbeeren und Dennewitz um die Beschützung der Mark geschlagen wurden, war er zugleich eine treffliche Probe für die Armee; der Soldat fühlte sich nach allen den ermüdenden Hin- und Herzügen gehoben, gegen den Feldherrn verstummten jetzt die ungeduldigen Tadler. Gern wären beide im vollen Gefühle ihrer Stärke nun weiter vorgedrungen und hier wie anderwärts ward die Kunde vom Waffenstillstand, als sie am 7. eintraf, mit Sorge und Unwillen aufgenommen.

Während des großen Kampfes in Sachsen und der Lausitz war zugleich im Rücken Napoleons von kühnen Parteigängern ein kleiner Krieg geführt worden, der die Verbindung der Franzosen mit der Heimath störte, ihre Correspondenz unterbrach, Transporte auffing und den Schrecken vor den verbündeten Waffen über das Schlachtfeld an der Elbe und Spree weit hinaustrug. Daß Napoleon diesen kleinen Krieg nicht zu unterdrücken vermochte, war nicht etwa nur aus seinem Mangel an Reiterei zu erklären, sondern legte zugleich ein sprechendes Zeugniß dafür ab, wie die Stimmungen hinter ihm waren.

Zu den merkwürdigsten Fahrten dieser Art gehörte die Unternehmung des Rittmeisters von Colomb*). Bis 1806 bei den Zieten-Husaren dienend und während der Feldzüge der neunziger Jahre im kleinen Kriege trefflich geschult, hatte Colomb, um nicht als überzähliger Rittmeister zu Hause die Reserve einüben zu müssen, eine Schwadron freiwilliger Jäger zu organisiren angefangen. „Mit schwerem Herzen," wie er selber sagt; denn er konnte sich als Soldat der alten Schule nicht denken, wie man mit jungen Leuten aus den gebildeten und wohlhabenden Ständen, denen alle Dressur noch abging, etwas Tüchtiges herstellen könne. Wie war er überrascht durch die Hingebung, womit die Jugend Alles ertrug und selbst die ungewohntesten Geschäfte, die der Reiterdienst forderte, pünktlich und voll Eifer vollzog! Oekonomen und Referendarien, Studenten, Kaufleute und Justizräthe — Alles fügte sich wunderbar rasch zu einem Ganzen, und obwol auf dem Marsche erst vollends eingeübt, ward die Schwadron, als sie Colomb im April zur großen Armee führte, über alle Erwartung gut gefunden. Aber des Rittmeisters Sinn und Art ging auf den leichten Krieg eines Parteigängers; er hatte schon im Jahr 1807 Aehnliches versucht. Selbst Blücher hielt es für ein gewagtes Ding, mit so kriegsungeübtem Material dergleichen zu versuchen; nur widerstrebend gab er auf Gneisenau's Fürsprache die Einwilligung mit den Worten: „Wenn er denn zum Teufel fahren will, so fahre er." Mit achtzig Jägern und zehn Husaren machte sich in der Nacht vom 7—8. Mai der Rittmeister

*) S. aus dem Tagebuche des Rittmeisters von Colomb. Berlin 1854.

auf den Weg, überschritt die Elbe und schlich sich mitten unter feindlichen Aufstellungen durch das Erzgebirge in's Voigtland, fing gelegentlich französische Officiere ab und begann dann an der thüringisch-fränkischen Gränze seinen kleinen Krieg. Rastlos, verschlagen und kühn hatte die kleine Reiterschaar unglaubliche Erfolge. Der Mittelpunkt von Colombs Streifzügen war vornehmlich Neustadt an der Orla; in der Nähe mehrerer wichtigen Straßen, durch die Schlupfwinkel des Waldgebirgs gehegt und von dem regen Eifer der Bevölkerung wirksam unterstützt, ward er den Transporten und kleinen Truppenzügen, die aus Franken und Baiern kamen, so furchtbar, daß die bairische und sächsische Regierung ernstlich darüber verhandelten, was für Maßregeln zu treffen seien, um mit den neunzig Reitern fertig zu werden. Musterhaft war die Wachsamkeit von Colombs Anordnungen; gleich einer Feldwache fütterte von der ganzen Schaar stets nur die Hälfte; ihr Aufenthalt war wo möglich der Wald oder ein hochgelegener Punkt, von dem man die Gegend übersehen konnte, Einquartierung erfolgte nur in größeren Trupps; Nachtmärsche und vielfältige Ortsveränderungen sorgten dafür, daß der Aufenthalt der Schaar stets ungewiß blieb. Das glänzendste Probestück Colombs und seiner verwegenen Reiter war der Ueberfall eines großen Transports von Geschütz und Train, der am 29. Mai nicht weit von Zwickau ausgeführt ward. Achtzehn Kanonen, sechs Haubitzen, 36 gefüllte Munitionswagen und anderer Train, im Ganzen 72 Fahrzeuge wurden da weggenommen und zerstört, von der zahlreichen Bedeckung 300 Mann und 6 Officiere gefangen genommen. Glücklich machte auch nach dem Waffenstiffstand die tapfere Schaar ihren Rückweg; es war schon in der zweiten Hälfte des Juni und der Feind überall im Wege, als sie nach geringem Verlust die Elbe überschritt. Keine harte und ungroßmüthige That war in den Zügen dieser „Brigands" zu verzeichnen; Monsieur, sagte einer der gefangenen französischen Officiere, erstaunt, daß er nicht entkleidet und ausgeplündert ward, zu dem Führer: vous faites votre métier comme un honnête homme. Dagegen war aus dem Munde aller feindlichen Soldaten, die nicht Nationalfranzosen waren, die Ermüdung und der Widerwille an dem Bonaparte'schen Dienst herauszuhören; die Bevölkerung vollends zeigte den wärmsten Eifer und bei vielen Anläßen gab sich die Sympathie für die gute Sache in wahrhaft rührenden Zügen kund.

Neben Colomb haben sich unter den Preußen besonders der Major Helwig, der sich schon 1806 bemerklich machte, der Rittmeister Fritz von Blankenburg und die Reiter Lützows durch ähnliche Streifzüge hervorgethan. Die russischen Verbündeten mit ihrer zahlreichen leichten Reiterei trieben die gleiche Kriegsweise im größeren Stil. General Tschernitschef setzte am Abend des 28. Mai mit 1200 Reitern und wenigen Geschützen über die Elbe und eilte in scharfem Ritt gegen Halberstadt, wo der westfälische General Ochs, 1600 Mann stark, mit einem ansehnlichen Transport von Geschützen und

Munition stand. In einem verwegenen Angriff erstürmte (30. Mai) der russische General die Wagenburg, hinter der sich die zahlreiche Bedeckung aufgestellt, und nahm den General mit 10 Officieren und gegen 600 Mann, 14 Kanonen und 80 Pulverwagen gefangen. Die ganze Beute ward unversehrt über die Elbe gebracht. Von den Blokadetruppen bei Magdeburg ging Obristlieutenant Borisow mit 150 Uhlanen und einem Kosakenregiment auf das linke Ufer der Elbe, griff nicht weit von Halle eine Schaar von 600 Mann französischer Reiter an und nahm den größten Theil mit dem General Poinçot gefangen. Ein Wagentransport und eine Kriegscasse, die vorausgegangen, ward gleichfalls die Beute der Sieger. Als der Waffenstillstand schon geschlossen, aber noch nicht bekannt war, unternahmen Woronzoff und Tschernitschef mit einer größeren Abtheilung Russen und Lützower (7. Juni) einen Streifzug auf Leipzig, um dort einige tausend Mann französischer Ersatztruppen, Artillerie und Vorräthe wegzunehmen. Bei Taucha gelang es ihnen auch, eine französische Reiterschaar zu überfallen und 5—600 Gefangene zu machen, aber sie erhielten zugleich die Nachricht vom Waffenstillstand, die zu ihrem lebhaften Verdruß allen weiteren Unternehmungen ein Ziel setzte.

Unglücklich in diesem kleinen Kriege waren nur die Lützower.*) Sie hatte das Glück von Anfang an am wenigsten begünstigt, was um so lebhafter empfunden ward, je kühnere Erwartungen sich gerade an sie geknüpft. Es mochte dazu wohl neben der Persönlichkeit des Führers, der mehr soldatische Bravour als organisatorisches Talent besaß, die Zusammensetzung der Truppe selbst beitragen, die für einen Armeekörper zu klein und für ein rasches, leichtbewegliches Streifcorps zu groß war. Aber es hatten doch auch ganz unverschuldete Verhältnisse dazu mitgewirkt, die Thätigkeit der Lützower zu verkümmern. Vor dem Anfang des Maifeldzugs waren sie, 1400 Mann Fußvolk und 3—400 Reiter stark, nach Sachsen aufgebrochen und erhielten nachher noch namhaften Zuwachs; ihre Infanterie stieg bis auf 2000 Mann, an Artillerie zählten sie neun Geschütze. Daß die Idee, welche das Corps geschaffen, eine Anziehungskraft übte, bewies der Zuzug, der nicht nur aus Preußen und dem Norden, sondern auch aus weiter entlegenen Gebieten, z. B. aus Tirol erfolgte. Gelang es dem Corps, durch eine glückliche und imposante That seine Bahn zu öffnen, so war ein ansehnlicher Zuwachs gewiß und man konnte dann hoffen, mit Hülfe der Einverständnisse in den noch rheinbündischen Gebieten größere Diversionen auszuführen. Aber eben die Gelegenheit zu einem glänzenden Erfolg ward von der Mißgunst des Schicksals versagt. Der Plan, nach Westfalen hereinzubrechen und dort die Insurrection anzufachen, ward vorerst verschoben, da man das Corps an der Unterelbe wünschte. Ende April brach es zum großen Theil dahin auf und

*) S. d. Geschichte des Lützow'schen Freicorps von Ad. S. Berlin 1826. Geschichte des L.'schen Freicorps von J. F. G. Eiselen. Halle 1841.

focht zum Schutz von Hamburg in Ehren mit. Wie dann Woronzoff und Tschernitschef ihren Anschlag auf Leipzig faßten, bewogen sie die Schaar zur Mitwirkung. Neunhundert Fußgänger und 300 Reiter von den Lützowern schlossen sich unter Major von Petersdorf dem Zuge an, voll freudiger Ungeduld, endlich Anlaß zu finden zu einem glänzenden Coup. Wie die Nachricht vom Waffenstillstand alle diese Hoffnungen peinlich vereitelte, ist oben erzählt worden.

Indessen hatte Lützow selbst mit einem Theil der Reiterei einen Streifzug in den Rücken des Feindes unternommen. Etwa 400 Mann stark war er gegen Ende Mai über die Elbe gegangen, streifte nach Halberstadt, dann den Harz entlang gegen Weimar hin, ohne daß es ihm gelang, einen erwünschten Schlag auszuführen. Erst in den thüringischen Thälern, wo er auch mit Colomb zusammentraf, war er glücklicher; bei Roda traf er 400 Mann Rheinbundstruppen, die sich sofort ergaben und in seine Dienste traten; in Schleitz gelang es ihm, eine andere Abtheilung zu überfallen. Dort und bei Plauen trieb er sich in den ersten Tagen des Juni herum, als der Waffenstillstand geschlossen war. Bei einem Streifzug, den ein Theil seiner Truppe nach Hof unternommen, erfuhren die Lützower die unerwünschte Neuigkeit (9. Juni). Es ist nicht ganz zu ermitteln, ob ihnen auch die Bestimmung kund ward, die festsetzte, daß am 12. Juni die neue Linie beider Heere bezogen sein müßte. Man darf wohl daran zweifeln, wenn man Lützows geringe Eile beim Rückzug wahrnimmt.*) Weder die Hoffnung auf Oesterreichs nahen Beitritt, noch eine nutzlose Verwegenheit oder gar das Vertrauen auf des Feindes Großmuth konnte ihn dazu veranlassen. So kam er erst am 17. Juni in die Nähe des Lützener Schlachtfeldes, als ihm Abends beim Dorfe Kitzen eine starke feindliche Reitercolonne entgegentrat. Den Franzosen war natürlich die Sorglosigkeit, womit Lützow wie mitten im Frieden von sächsischen Marschcommissarien geführt und sehr bedächtig seinen Weg machte, ein erwünschter Anlaß, für manche bittere Einbuße, die sie durch die Streifzüge erlitten, an dieser verhaßtesten Freischaar blutige Rache zu nehmen. Napoleon selbst gab dem General Arrighi in Leipzig Befehl, die „brigands" zu vernichten. Der sandte ihnen die ganze Reiterdivision Fournier und zwei württembergische Jägerregimenter entgegen — viertausend Reiter gegen vierhundert! Neben Fournier commandirte der württembergische General Normann, einer von den charakterlosen Landsknechten jener Tage, wie sie sich in den rheinbündischen Heeren nicht selten fanden. Er ist nachher — Niemandem zu Dank — bei Leipzig von Napoleons Fahnen zu den siegreichen über-

*) Es liegt uns ein handschr. Bericht von der Hand Fischers, des Adjutanten von Lützow (d. d. 21. Juni), vor, worin es nur heißt, man habe am 12. Juni die Reiter bei Plauen gesammelt; theils um Erkundigung über die Aechtheit des Waffenstillstandes einzuziehen, theils um auszuruhen, sei man bis zum 15. dort geblieben.

gegangen, erschien dann, wie ihn sein König entließ, als Märtyrer der deutschen Sache und hat zuletzt als Philhellene im griechischen Freiheitskampfe seinen Tod gefunden. Jetzt gab er sich dazu her, einen Schlag auszuführen, der, was auch immer die Franzosen aus dem Wortlaut des Waffenstillstandes für sich geltend machen mochten, ein tückischer Banditenstreich war. Der wackere Colomb hatte mit 90 Reitern 400 Feinde überwältigt und alle mit ritterlicher Großmuth behandelt; hier warf man sich mit 4000 auf 400, nicht zum ehrlichen Kampfe, sondern zu einer Schlächterei. So hatte es ja der Meister befohlen. Die kleine Truppe hatte ein Bivouac bezogen, als feindliche Reiterei angemeldet ward. Ein Parlamentär, den man absandte, erhielt von dem Führer der feindlichen Schaar den Bescheid: der Herzog von Padua lasse den Major von Lützow einladen, Halt zu machen; er werde ihm Officiere senden, um seinen weiteren Marsch zu dirigiren.*) Das klang ganz beruhigend, obwol immer stärkere Massen feindlicher Cavallerie sich näherten. Gegen Abend kam ein französischer Oberst mit einem Trompeter zum Bivouac und erklärte Lützow, er habe Befehl, bis an das Dorf vorzugehen. Auf Lützows Einwendung wollte er Halt machen, aber ein Befehl vom General, der gleich nachher eintraf, wies ihn an, den Marsch fortzusetzen. Um die Sache zu ordnen, ritt Lützow selbst zum General, berief sich auf den Waffenstillstand und auf die Art, wie man bisher seinen Marsch unterstützt. Der General erwiederte, er habe keine Ordre feindlich zu verfahren und bekräftigte dies durch sein Ehrenwort, wohl aber habe ihm der Kaiser befohlen, den Major von Lützow zu zwingen, daß er ihm nach Leipzig folge zum Herzog von Padua.**) Gut, erwiederte der Major, so werde ich mit meiner Cavallerie auf dem Wege voranmarschiren, zumal ich schon einen Parlamentär hingesandt habe. Die Reiter zogen in der That eine Strecke ruhig auf der Straße fort; durch die Annäherung feindlicher Reiter und einen Schuß, der fiel, allarmirt, zogen die Jäger die Säbel, steckten sie aber auf Lützows Befehl wieder ein. Da stürzten plötzlich zwei Reiterregimenter, mit dem Rufe: „Herunter von den Pferden!“ auf die Jäger ein und drängten sie scharf einhauend in einen Hohlweg zusammen. Das Gefecht bestand in einer Nothwehr des Einzelnen; Viele verkauften Leben und Freiheit theuer genug, Lützow selbst rettete sich, auch Körner, wiewohl schwer verwundet, aber die ganze Schaar war doch zersprengt. Ueber dreihundert wurden niedergehauen

*) In dem angeführten Bericht Fischers ist hinzugefügt, „um etwaige Mißhelligkeiten zu vermeiden.“

**) Nach den gewöhnlichen Angaben hätte der General gerufen: l'armistice pour tout le monde, excepté pour vous — und gleich darauf sei eingehauen worden. Unsere abweichende Erzählung ist ganz dem angeführten Bericht des Adjutanten entnommen.

oder gefangen; nur die Uhlanenschwadron war zum größten Theil entkommen.*)

Es war ein schwer zu verwindender Schlag; die dreihundert Gefallenen enthielten die Blüthe deutscher Jugend. Aber im ersten Augenblick war mächtiger noch als der Schmerz die Entrüstung über den Feind; das Blutbad von Kitzen gab dem allgemeinen Hasse gegen das korsische Joch neue mächtige Nahrung. Napoleon hatte Rache genommen, aber sie war theuer erkauft. Er fühlte das selbst, denn er hielt es für nöthig, rechtfertigende Erklärungen zu geben, die sich auf den Wortlaut des Waffenstillstandes beriefen und den Lützowern vorwarfen, nach dessen Abschluß und Bekanntmachung mit Bewußtsein feindselige Handlungen verübt zu haben. Die Verbündeten sahen gleichwohl in dem tückischen und unritterlichen Ueberfall einen Bruch des Vertrags und nahmen Repressalien, indem sie den Artikel unerfüllt ließen, der die Versorgung der Festungen bedingte.

Der Krieg um die Festungen tritt neben den großen Ereignissen sehr in den Hintergrund. Es war nicht im Plan der Verbündeten, bei ihren noch knappen Hülfsmitteln an Truppen und Material viel dafür zurückzulassen; vielmehr beschränkte sich das Belagern zum Theil auf bloße Einschließung und auch dies geschah zum Theil mit unzulänglichen Mitteln. So war Küstrin nur durch ein mäßiges Corps beobachtet; vor Glogau erwartete man noch das schwere Geschütz, als durch die Schlacht von Bautzen die Aufhebung der Blokade veranlaßt ward; auf Stettin und Danzig wurden wohl bedeutendere Mittel verwandt, aber hier war auch durch die Lage und durch die Zahl der Vertheidiger die Schwierigkeit viel größer. Indessen waren doch auch einzelne nicht unbedeutende Erfolge aufzuzählen; an der Wartha hatte Czenstochau schon am 11. April capitulirt, an der Weichsel war eilf Tage später Thorn mit seinen sehr reichen Vorräthen durch eine lebhafte Beschießung zur Uebergabe gezwungen worden und in der Mark hatte Spandau, mit 3500 Mann Besatzung, vor einer nicht einmal so starken preußisch-russischen Abtheilung unter General Thümen am 27. April capitulirt. Sehr ansehnliche Vorräthe, namentlich sechstausend Gewehre, jetzt doppelt willkommen, fielen in Spandau den Siegern in die Hände.

In den letzten Tagen vor der Waffenruhe erfüllte sich auch das Schicksal von Hamburg; es ward wieder eine Beute des Feindes. Vergebens hatten die Verbündeten sich bei den Unterhandlungen über den Waffenstillstand bemüht, eine Bestimmung zu Gunsten der bedrängten Stadt durchzusetzen; die Franzosen blieben unnachgiebig, sie mochten ahnen, daß die Stadt noch vor

*) Einzelne Züge über die Flüchtigen bringen die „Erlebnisse eines sächsischen Landpredigers 1806—1815". S. 86 ff.

dem Abschluß des Vertrags in ihren Händen sein werde. Schwer mußte es dann die deutsche Sache entgelten, daß man zur rechten Zeit versäumt, mit ausreichenden Kräften die wichtige Stadt zu decken, statt sie durch einen abenteuerlichen Streich der Rache des Feindes bloszustellen.

In Hamburg selbst war mit zu vieler Zuversicht auf die Hülfe von außen gerechnet, während doch, so wie die Dinge standen, die Stadt lediglich auf sich selber angewiesen blieb. Wohl war es nicht leicht, aus dem Schooße einer handeltreibenden und kriegsungewohnten Bevölkerung rasch die Mittel energischen Widerstandes herauszubilden; indessen es konnte immer mehr geschehen, als geschehen ist. In der Masse fehlte die volle Einsicht in die Lage; sie sah weder die ganze Größe der Gefahr noch die Verlassenheit der Stadt. Unter den Führern war einzelner Eifer genug, aber die rechte Eintracht fehlte.

Die ganze Macht, die sich gegen Ende April an der Niederelbe befand, betrug im höchsten Falle 5600 Mann Infanterie und 6000 Reiter, unter denen freilich volle zwei Drittel aus Kosaken bestanden.*) Dazu kam die Bürgergarde in der Stadt, etwa 6000 Mann stark, aber mangelhaft geübt und nur zu einem Viertheil mit Gewehren bewaffnet. Zum Felddienst durfte man sie kaum mitzählen. So beschränkten sich denn die Vertheidigungsmittel der untern Elbe, gegen die ein französisches Armeecorps im Anmarsch war, auf nicht ganz 6000 Mann Infanterie, die zum größeren Theil eben erst formirt war. Wie wichtig wäre es gewesen, zu ihrer Unterstützung ein kleines Corps erprobter Truppen hieher zu werfen! Aber im großen Hauptquartier der Verbündeten ward entweder die Gefahr oder die Bedeutung dieser Gegenden und der Stadt selbst zu gering geschätzt; es geschah nichts, um sie vor einer Rückkehr des Feindes zu sichern. Die Engländer schickten statt eines Armeecorps nur einen General, den Grafen Ludwig von Wallmoden, der sich in österreichischen, britischen und russischen Diensten hervorgethan, und den jetzt die verbündeten Mächte bestimmten, die drei Abtheilungen Dörnbergs, Czernitschefs und Tettenborns zu commandiren und damit sowol die russisch-deutsche Legion als die in Bildung begriffenen Truppen in Hannover, Lauenburg und Mecklenburg zu vereinigen. Es fehlte Wallmoden nicht an tüchtigen Eigenschaften für eine solche Aufgabe; nur hätte er ein Heer mit-

*) S. Der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig von Wallmoden-Gimborn in den Jahren 1813 u. 1814. Alt. 1848. S. 5 f. ist diese Zahl in der Weise vertheilt, daß die drei hanseatischen Bataillone zu 1500, die drei Bataillone Mecklenburger zu 1200, die fünf Bataillone der eben erst zu bildenden Hannoveraner zu 1500 angegeben werden. Dazu kamen 1 Bataillon Preußen (600), ein Bataillon russische Jäger (300) und seit Ende April ein Bataillon Dessauer zu 500 Mann. Von den Reitern betrug das hanseatische Contingent 800, die hannoverschen Husaren 200, die reguläre russische Reiterei 1000 Mann. Alles Uebrige bestand aus Kosaken.

bringen und nicht erst suchen müssen. Wie er nach Hamburg kam, fand er lauter Truppenabtheilungen, die erst in Bildung begriffen waren, und drei Führer, Tettenborn, Dörnberg und Benkendorf, die fast unabhängig von einander operirten; er sah wohl, daß hier für einen vierten Feldherrn, der keine Armee mitbrachte, nicht viel zu thun war. Er ging nach Lauenburg und weiter hinauf an der Elbe, um dort Gelegenheit und Mittel zu einer ersprießlichen Thätigkeit zu finden.

Indessen hatte Dörnberg seine Streifzüge auf dem linken Ufer der Elbe bei Lüneburg und gegen Celle fortgesetzt, bis ihn in den letzten Tagen des April die Uebermacht des Feindes zwang, sich auf die andere Seite des Flusses zurückzuziehen. Benkendorf war mit der leichten Reiterei bis gegen Bremen gestreift, hatte wiederholt feindliche Abtheilungen, die ihm Vandamme entgegensandte, mit Verlust zurückgeworfen, bis auch ihn das Zusammenziehen feindlicher Massen, zum Theil in seinem Rücken, nöthigte, sich wieder nach Hamburg hin zu ziehen. Um das weitere Vordringen des Feindes abzuwehren, versuchte Wallmoden eine Diversion gegen dessen rechten Flügel. Er forderte die Lützower zur Mitwirkung auf, die bereitwillig zugesagt ward, und ging mit ihnen, mit Dörnbergs Schaar und den Mecklenburger Jägern noch einmal über die Elbe. Zwischen Dahlenburg und Dannenberg lagen 3—4 französische Bataillone mit etwas leichter Reiterei; mit ihnen entspann sich (12. Mai) an der Göhrde ein rühmliches Gefecht, dessen Vortheile freilich mit Nachdruck zu verfolgen man zu schwach war.*)

Alle diese kleinen Unternehmungen, so rühmlich sie im Einzelnen waren, vermochten die überlegene Wucht des Gegners nicht abzuwehren. Schon am 29. April hatten sich die Franzosen in Harburg festgesetzt und bedrohten Hamburg aus nächster Nähe. Von der Landseite her war die Stadt, wenn die Dänen neutral blieben, nur über Deiche zugänglich, die theils durchstochen waren, theils mit geringer Mannschaft vertheidigt werden konnten. Von der Wasserseite schützte die Länge der Ueberfahrt, der Hamburger Berg und einige dort aufgepflanzte Kanonen. Die gefährlichste Stelle war die Wilhelmsburg; diese fruchtbare Insel liegt in kleiner Entfernung von Hamburg und wird durch einen schmalen Canal von der Feddel, einer andern Insel, getrennt, die wiederum so nahe an Hamburg liegt, daß nicht nur von hieraus die Stadt beschossen, sondern mit Leichtigkeit auf verschiedenen Punkten in der Nähe eine Landung bewerkstelligt werden kann.**)

Die Mittel der Vertheidigung waren bescheiden und konnten überhaupt nur Erfolg versprechen, wenn man der Unterstützung oder wenigstens der Neutralität der Dänen versichert war. Wir haben früher die Lage der

*) S. Zander, Geschichte des Krieges an der Niederelbe S. 109 f.
**) S. Poel in der Hamb. Zeitschr. S. 37.

dänischen Politik erörtert;*) in diesem Augenblick, zu Ende April und in den ersten Tagen des Mai, deutete in der That Alles darauf hin, daß Dänemark eine entscheidende Parthie nehmen werde, und zwar für die Verbündeten. Noch war die Täuschung der Dolgorucky'schen Mission nicht enthüllt, Bernstorff von seiner Sendung nach London noch nicht zurückgekehrt; allen Anzeichen zufolge verständigte sich Dänemark mit Rußland und England. In Kopenhagen bestand darüber so wenig Zweifel, daß der König am 2. Mai dem General Wegener befahl: falls die Franzosen auf Hamburg vordrängen, ihnen zuerst Vorstellungen dagegen zu machen und, wenn dies erfolglos wäre, sie mit seiner Division zurückzutreiben und solchergestalt Hamburg und dessen Gebiet zu beschützen.**)

In der Nacht vom 8. zum 9. Mai versuchte Vandamme einen doppelten Angriff. Er ließ eine Abtheilung von etwa 1500 Mann auf dem Ochsenwärder landen und gegen die Vierlande vordringen; sie gewannen anfangs Terrain, wurden aber dann von herbeieilenden Truppen genöthigt, sich wieder einzuschiffen. Während dem war eine stärkere Colonne auf der Wilhelmsburg gelandet, hatte dort die offenbar sorglose Besatzung überfallen und begann weiter auf der Insel vorzudringen. In Hamburg war die Bestürzung allgemein; der Weg nach Altona war mit Fliehenden bedeckt, schon fürchteten Viele, der Feind werde unaufhaltsam in die Stadt vordringen. Indessen hatte sich die Mannschaft von ihrer Ueberraschung erholt und brachte das Gefecht wieder zum Stehen; zwei Compagnien der mecklenburgischen Grenadiere kamen zur Unterstützung heran, eilten im Sturmschritt gegen den Feind und trieben ihn zurück. Nach Mittag hatte er die Wilhelmsburg wieder geräumt.

Am frühen Morgen hatte Tettenborn zum dänischen Commandanten in Altona, Obristlieutenant von Haffner, gesandt und dessen Beistand angerufen. Mitten im Gefecht begab sich dann nicht ohne Lebensgefahr Haffner hinüber nach Harburg, um Vandamme die Vorstellungen zu machen, die jene königliche Ordre vom 2. Mai vorschrieb. Vandamme schien das nicht ungünstig aufzunehmen; er wolle, äußerte er, die Befehle des Kaisers über die Vermittlung des dänischen Monarchen einholen und sei bereit, einen Waffenstillstand einzugehen, in dem die Elbinseln neutral blieben und die Befestigungen Hamburgs nicht verstärkt würden. Davon hatte Haffner nichts gesagt, daß sein König Befehl gegeben hatte, nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, aber Vandamme erfuhr es um dieselbe Zeit von anderer Seite her. Dem Führer der auf dem Ochsenwärder vordringenden Truppen (der bemerkenswerther Weise ein deutscher Fürst, ein Prinz von Reuß-Köstritz,

*) S. oben S. 93.

**) S. Hamb. Zeitschr. a. a. O. 138. 139.

war!) ließen die Dänen aus General Wegeners Hauptquartier erklären: sie würden Hamburg im Nothfall mit den Waffen beschützen.

So schien sich Alles erwünscht zu gestalten. Den Waffenstillstand, wie ihn Vandamme vorgeschlagen, lehnte Tettenborn ab, und Vandamme, seit ihm jene Drohung Wegeners bekannt geworden, sprach von keiner dänischen Vermittlung mehr, sondern schlug einen barschen und feindseligen Ton gegen die Dänen an. Ihr Bruch mit den Franzosen erschien darnach als unvermeidlich, ihre Hülfe für Hamburg gewiß. Die Haltung Tettenborns zeigte, daß er die Sache auch so ansah; in Hamburg war man voll Jubels. Wenige Tage vorher war die falsche Siegesnachricht von Großgörschen angelangt; jetzt die sichere Aussicht auf dänische Hülfe — es schien jede Gefahr damit für immer beseitigt.

Es war einer jener trügerischen Sonnenblicke, die bisweilen das Schicksal herben Katastrophen vorausgehen läßt. Die Siegeskunde von Großgörschen ward rasch widerlegt und auch die Hoffnung auf dänische Hülfe blieb nur ein kurzer Traum. Eben jetzt ward Dolgorucky in Kopenhagen auf eine Weise desavouirt, die plötzlich alle Combinationen über den Haufen warf; am 11. Mai ward zuerst bekannt, daß Bernstorff aus England zurückgekehrt und mit seiner Friedensmission völlig gescheitert sei. Noch übten diese Ereignisse nicht im ersten Augenblick ihre Wirkung. Gerade am 11. Mai rückten auf Tettenborns Wunsch zwei dänische Bataillone in Hamburg ein, und als am folgenden Tage ein Versuch gemacht ward, den wieder in die Wilhelmsburg eingedrungenen Feind zurückzuwerfen, nahmen an dem Kampfe einige hundert Dänen Antheil. Der Versuch fiel unglücklich aus; die Franzosen drangen bis in den nördlichen Theil der Insel, die sogenannte Feddel, vor und pflanzten in den nächsten Tagen Batterien auf, um von hier aus die Stadt zu beschießen. Die Kriegführung Tettenborns war schwer zu begreifen. Erst hatte er die Wilhelmsburg bis auf den nördlichen Theil geräumt und ließ den Feind sich ungestört dort wieder festsetzen, dann unternahm er mit unzulänglichen Mitteln einen Angriff, ward zurückgeschlagen, verlor viele Gefangene und machte es dem Feinde möglich, nun ernstliche Angriffe auf die Stadt vorzubereiten. In Hamburg ward diese Wendung schmerzlich empfunden; die nächsten Tage schon zeigten, daß das Vertrauen auf die Führung tief erschüttert war.

Indessen war in Kopenhagen der Umschlag eingetreten, der nach den letzten Vorgängen sich kaum abwenden ließ. Bernstorff war gekommen und gab Bericht über seine Sendung. Man hatte ihn in London gar nicht angehört, sondern sofort wieder weggeschickt, als er keine Vollmacht zeigte, Norwegen abzutreten. Der russische Gesandte hatte das brüske Verfahren des britischen Ministeriums bereitwillig unterstützt. Es war also klar, daß England und Rußland vollkommen einig waren über die Beraubung Dänemarks und daß die Ansprüche Bernadotte's, eine Zeit lang in Frage gestellt, den

vollständigen Sieg davon getragen hatten. Am 13. Mai ward dies in Kopenhagen bekannt. Noch am nämlichen Tage kam eine Botschaft Moltke's aus dem russischen Hauptquartier, die das bestätigte. Aber es kam auch statt der irrigen Siegesnachricht von Großgörschen die Gewißheit, daß Napoleon die Schlacht gewonnen, die Verbündeten im vollen Rückzuge seien. Der Eindruck auf die bis jetzt so vorsichtig und scheu vorschreitende dänische Politik läßt sich ermessen. Man sah sich auf einmal von den Verbündeten zurückgestoßen und zugleich mit Napoleon, dem bisherigen Alliirten, in offenem Conflict. Ohnedies war Hinneigung für England keine vorhanden und konnte keine vorhanden sein; wohl aber hatte, namentlich unter einem großen Theile der Officiere, die Sympathie für Napoleon niemals ganz aufgehört. Was war natürlicher, als daß man in dieser Bedrängniß Alles aufbot, sich wenigstens den Rückzug zu Napoleon offen zu halten und seinen vielleicht schon wach gewordenen Groll durch ungesäumte Hingebung zu versöhnen? Noch am 13. sandte der König an Wegener den Befehl, sogleich den Franzosen zu erklären, daß der König, getäuscht in seiner Hoffnung, mit England Frieden zu erlangen, sich der Besetzung Hamburgs nicht mehr widersetzen werde. Mit Tettenborn sei jede Verbindung abzubrechen, die Stadt selbst zu räumen, nur das eigene dänische Gebiet zu vertheidigen. Eine ähnliche Erklärung sollte der dänische Consul dem Hamburger Senate geben; Alles, was der König noch für die Stadt thun könnte, sei seine Verwendung für sie gegen einen gewaltsamen Angriff*).

General Wegener glaubte im Interesse seines Königs zu handeln, wenn er die Ausführung des Befehls noch einige Tage verzögerte. Vielleicht trat doch noch eine Wendung ein, welche das Verhältniß zu den Verbündeten wiederherstellte; im schlimmsten Fall erhielt der Senat dadurch Zeit, sich mit Tettenborn wegen der Räumung zu verständigen und von den Franzosen günstige Bedingungen zu erlangen**). Aber schon am 18. kam eine neue Ordre des Königs, die alles weitere Temporisiren abschnitt. Man hatte sich für die französische Allianz entschieden. Wegener, so befahl der König, sollte sich mit Davoust und Vandamme vereinigen und mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen „gegen alle und jede Feinde Frankreichs." In den nächsten Tagen werde ein Mann von Distinction an den Kaiser Napoleon gesandt werden, um sich über die stattgefundenen Mißverständnisse zu expliciren und

*) On fera connoître aux généraux français que l'espoir le mieux fondé du Roi de conclure la paix avec l'Angleterre, et d'établir de cette manière la neutralité au territoire danois, a bien été trompé, mais que S. M. quoiqu' elle n'ait point de vues hostiles contre la France et ne fera point attaquer les troupes françaises, souhaite pourtant pour assurer la tranquillité de la frontière, de détourner une attaque de la ville de Hambourg. S. Hamb. Zeitschr. a. a. O. 144.

**) S. seinen Bericht an den König a. a. O.

den Kaiser von der Freundschaft Dänemarks und seinem Wunsche, mit ihm gegen gemeinschaftliche Feinde zu wirken, zu überzeugen.

Nun war die Räumung nicht länger zu verschieben; am Abend des 19. Mai verließen in der Dunkelheit die Dänen Hamburg. Es war keine Möglichkeit mehr, die Stadt zu halten; von zwei Seiten bedroht, wäre auch eine größere Macht, als sie Tettenborn besaß, nicht im Stande gewesen, glücklichen Widerstand zu leisten. Noch hatte aber der russische Anführer nicht alle Hoffnung aufgegeben. Von dem schwedischen Corps, mit dem Bernadotte in Pommern gelandet war, stand die Avantgarde unter General von Döbeln in Mecklenburg. An ihn hatte sich Tettenborn dringend um Hülfe gewandt und williges Gehör gefunden. Dem schwedischen General schien nichts natürlicher, als daß es die Pflicht einer verbündeten Armee sei, die schwer bedrohte Stadt zu schützen. Er war in die Schlangenwindungen Bernadotte'scher Diplomatie zu wenig eingeweiht, um zu ahnen, daß dem Kronprinzen das Schicksal Hamburgs sehr gleichgültig war, daß er vielmehr nichts sehnlicher wünsche, als die Dänen unheilbar mit den Alliirten zu entzweien. Hamburg durch die scheinbare Schuld der Dänen fallen und diese im Bunde mit den Franzosen zu sehen, mußte ihm als die sicherste Gewähr für die Erfüllung seiner norwegischen Ansprüche erscheinen. In ehrlichem und arglosem Eifer ließ Döbeln einen Theil seiner Truppen rasch vorgehen; am 21. Mai rückten die ersten Schweden in Hamburg ein. Schon am andern Tage freilich kam ein Befehl des Kronprinzen, sofort die Truppen wieder zurückzuziehen. Döbeln schrieb ihn der Unkenntniß der Lage zu und blieb. Vergebens wurde wiederholt an den Kronprinzen gesandt, ihm die Noth der Stadt ans Herz zu legen und ihn um Hülfe zu beschwören. Am 26. kam ein neue bestimmte Weisung an Döbeln, unverzüglich die Stadt zu räumen; jetzt gehorchte der General. Es wartete seiner das traurige Schicksal, das Opfer der Bernadotte'schen Taktik zu werden. Gleich nach seiner Rückkehr ward er vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Cassation verurtheilt. Er mußte es noch als eine Milderung ansehen, daß dies Urtheil nicht vollzogen und in einjährige Festungshaft umgewandelt ward.

Mit dem Abzug der Schweden war die letzte Hoffnung verschwunden, Hamburg zu halten. Wer wollte den peinlichen Wechsel der Stimmungen beschreiben, der die Bewohner der Stadt während dieser letzten Tage bewegte? Heute voll Freude über die dänische Hülfe, dann verlassen und hoffnungslos, um sich wenige Stunden nachher wieder an dem Schattenbilde schwedischer Hülfe aufzurichten, und auch dies nach einer Täuschung kurzer Tage zerstoben zu sehen — so wurde die unglückliche Stadt hin- und hergetrieben, indeß der Feind sicher und planmäßig alle Anstalten traf zu ihrer Ueberwältigung. Das Verhältniß zu dem vordem vergötterten Führer der Russen war in Kälte und Mistrauen umgeschlagen. Vergebens ward in seinem Hauptquartier die Lage als keineswegs ungünstig geschildert, jeder Unfall beschönigt, täuschende Sieges-

botschaften aus der Ferne freigebig ausgestreut; man glaubte nichts mehr, seit man eine Hoffnung nach der andern hatte schwinden sehen.

Vandamme fuhr fort, auf der Wilhelmsburg die Anstalten zu einem entscheidenden Schlage zu treffen. Es wurden Schanzen angelegt, Geschütz herübergeschafft, die nahe gelegenen Inseln besetzt. Zwar schritten diese Vorbereitungen in dem von Regengüssen aufgeweichten Marschboden nur langsam vorwärts und der wiederholte Versuch, die Stadt zu bombardiren, richtete weder Schaden noch großen Schrecken an, aber die Franzosen hatten Zeit, zu warten. Die Entscheidung des dänischen Cabinets, das Zerstören der letzten Hoffnung auf schwedische Hülfe leistete ihnen mächtigeren Beistand, als ein beschleunigter Angriff.

Nach dem Abzug der Schweden fing man im Senat an, die Uebergabe ernstlich zu erwägen. Man wandte sich an Tettenborn, um wo möglich wenigstens unter erträglichen Bedingungen in die Gewalt des verhaßten Feindes zurückzukehren; aber der wies das Ansinnen zurück. Es ist schwer zu sagen, worauf er seine Zuversicht noch stützte. Er wandte sich wohl an Wallmoden um Hülfe; aber dessen Mittel waren selbst nur beschränkt. Das preußische Bataillon Borke und einige mecklenburgische, das war Alles, was er geben konnte. Von der großen Armee war in diesem Augenblicke gar nichts zu erwarten; von dort traf vielmehr eben jetzt die niederschlagende Kunde ein, daß eine zweite Schlacht verloren und die Verbündeten auf dem Rückzuge nach Schlesien seien. Von Bernadotte kam nichts als eine diplomatische Sendung an die dänischen Behörden, die in abwechselnd süßen und herben Worten einen Anschluß Dänemarks an Schweden und die unverzügliche Abtretung des Stifts Drontheim verlangte (29—30. Mai). Wenn von der Erfüllung dieser Forderungen die Hülfe abhing, die er eben noch (27. Mai) durch General Rosen der Stadt hatte vorspiegeln lassen, so war Hamburg unrettbar verloren. Denn daß die Dänen jetzt ihm nicht gewähren würden, was sie England und Rußland versagt hatten, stand außer allem Zweifel.

Indessen waren die Franzosen in der Nacht vom 28—29. Mai von der Wilhelmsburg auf den Ochsenwärder vorgedrungen, hatten eine Abtheilung Lauenburger rasch verdrängt und trotz des tapferen Widerstandes, den eine kleine Abtheilung der englisch-deutschen Legion leistete, die Insel behauptet. Den Uebergang über den Arm der Elbe, der von dem Billwärder trennt, schützte vorerst noch das preußische Bataillon; lange war auch dies nicht mehr möglich. Tettenborn hatte schon am Morgen des 29. Mai die Stadt verlassen und sich nach dem Billwärder begeben; in der nächsten Nacht ließ er die Stadt vollends räumen und zog sich mit seinen Truppen nach dem Lauenburgischen zurück. Die Bewegungen der Dänen, die unter einem neuen Befehlshaber, dem Grafen von der Schulenburg, anfingen, mit den Franzosen im Einklang sich der Stadt zu nähern, hatten den letzten Anstoß gegeben, den Rückzug zu beschleunigen.

Jetzt hatte der Senat keine Zeit zu verlieren. Er sandte am frühen Morgen des 30. Mai nach Altona, um durch die dänische Vermittlung die Unterwerfung zu erklären und wo möglich milde Bedingungen zu erlangen. Von den Franzosen war natürlich keine Großmuth zu erwarten; sie hatten wiederholt erklärt, Hamburg sei im Zustande der Rebellion und es könne so wenig von einer Capitulation die Rede sein, als bei einer andern französischen Stadt, die sich empört habe. Es war vordem einmal der Wunsch laut geworden, wenn denn doch Alles verloren sei, Hamburg wenigstens bis zur Beruhigung der Gemüther durch Dänen besetzt zu sehen; dieser Wunsch ward jetzt erfüllt, schwerlich aus Schonung, eher um die Dänen für ihre früheren hamburgischen Sympathien zu züchtigen. Um 10 Uhr am Morgen kam folgender Befehl von Davoust: Die Stadt wird unverzüglich vier Bataillone Dänen aufnehmen; jeder Schutz soll ihr zugestanden werden, aber ihre Unterwerfung muß schnell geschehen, sie hat keinen längeren Aufschub als eine halbe Stunde.

Erst spät erfuhr die Bürgergarde diese Verhandlungen; die Wirkung war unbeschreiblich. Einzelne Posten zogen in wildem Tumulte durch die Stadt; man wollte es nicht glauben, daß es so weit gekommen war, und klagte die Führer des Verrathes und der Treulosigkeit an. Andere zogen mit ihren Waffen der Besatzung nach oder suchten Zuflucht in den benachbarten Gebieten.

Am Mittag rückten einige Bataillone Dänen in die todtenstille Stadt ein; es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen die Truppen kamen und empfangen wurden, die wenige Wochen vorher als Beschützer und Verbündete begrüßt worden waren. Vergebens hatte indessen die Deputation der Stadt bei Davoust beruhigende Zusagen zu erlangen gesucht; der Marschall gefiel sich darin, nur von Rebellen zu reden und den Ton brutalen Uebermuthes anzuschlagen, der noch vor Jahresfrist bei den meisten Trägern und Schergen des Bonapartismus in ekle Kriecherei vor der neu aufgehenden Sonne umgewandelt war. Wenige Stunden nach dem Einmarsch der Dänen zeigten sich die ersten Franzosen, unter ihnen Vandamme; sie benahmen sich — die Führer wie die Massen — bübisch und pöbelhaft. Erst ward Beschwerde geführt, daß die unerwartet eingedrungenen Truppen nicht feierlich begrüßt worden; der General habe es in der Gewalt, die Stadt an allen Ecken anzünden zu lassen. Wie dann eine Deputation hinging, wurde sie anfangs abgewiesen, endlich nach längerem Warten vorgelassen, um von Vandamme persönlich mit Schimpf- und Spottreden begrüßt zu werden. Am Abend wurde durch die Nachtwächter anbefohlen, die Stadt zu erleuchten; man habe auch den Russen zu Ehren illuminirt!

Die Dänen hatten noch am Abend des 30. Mai Hamburg in der Stille wieder verlassen; die Stadt war also den Franzosen allein preisgegeben. Die Art ihres Regiments ließ sich nach den ersten Anfängen ungefähr ahnen.

Schon die Persönlichkeiten von Davoust und Vandamme waren bezeichnend genug; sie hatte Napoleon zu diesem Werke eigens ausgesucht, doch waren sie nur die Werkzeuge der Vollziehung; die Maßregeln selbst waren vom Herrn und Meister ausgesonnen*). Es mag zu seiner Charakteristik genügen, einen Befehl an Davoust mitzutheilen, der sich den Actenstücken von 1793 ebenbürtig anreiht. „Sie werden, ließ er am 7. Mai dem Marschall schreiben, auf der Stelle alle hamburger Unterthanen verhaften lassen, die unter dem Titel Senatoren Stellen angenommen; Sie lassen sie vor eine Militärcommission stellen und die fünf schuldigsten davon erschießen. Sie schicken dann die Andern unter guter Bedeckung nach Frankreich, um sie in ein Staatsgefängniß zu sperren; ihre Güter stellen Sie unter Sequester und erklären sie für confiscirt. Sie lassen die Stadt entwaffnen, alle Offiziere der hanseatischen Legion füsilliren, und alle andern, die in der Legion gedient haben, schicken Sie nach Frankreich auf die Galeeren. Sobald Ihre Truppen in Schwerin angekommen sind, suchen Sie sich des Fürsten und seiner Familie zu bemächtigen und schicken sie nach Frankreich in ein Staatsgefängniß. . . . Sie stellen eine Liste der Rebellen auf und verzeichnen die 1500 reichsten Individuen der 32. Militärdivision, die sich am schlechtesten benommen haben. Sie lassen sie verhaften und ihre Güter mit Beschlag belegen. . . . Sie werden auf Hamburg und Lübeck eine Kriegssteuer von 50 Millionen legen. . . . Vergessen sie vornehmlich alle die Hamburger Häuser nicht, die sich übel benommen haben und deren Gesinnungen schlecht sind; man muß das Eigenthum wechseln, sonst wird man dieses Landes nie sicher sein. . . . Alle diese Maßregeln sind streng zu vollziehen; der Kaiser erlaubt Ihnen nicht, auch nur eine davon zu modificiren."

Nach diesem kaiserlichen Befehl, dessen sich die Urheber der jakobinischen Bluttaten nicht hätten zu schämen brauchen, ließ sich das Schicksal Hamburgs erwarten. Davoust war der Vollstrecker — und selbst Davoust ist eher hinter den Weisungen seines Herrn zurückgeblieben, als daß er sie überboten hätte. Alles was nun folgte, die Verhaftung der Senatoren, die Confiscation ihrer Güter, die Auflegung riesiger Contributionen, die Umwandlung einer Handelsstadt in eine Festung und die grausame Nöthigung der Bewohner, durch Frohnarbeit selbst diese Festung herzustellen — das Alles waren Napoleonische Erfindungen, die Davoust nur vollziehen ließ. Erst wurden

*) Das hat Davoust in der Denkschrift (die sich auch mit den Beilagen in den europ. Annalen 1814. III. IV. abgedruckt findet) zur Genüge dargethan. Der obige Befehl ist zuerst im Mémorial topographique et militaire von 1826 und nach ihm vom preuß. Militärwoch. 1828 S. 3960 veröffentlicht. Neuerlich hat auch Thiers XV. 435 gezeigt, daß er das Aktenstück kennt; entschuldigend fügt er hinzu, die „honnêteté et sagesse". Davousts sei aber eine Bürgschaft dafür gewesen, daß es nicht allzu streng genommen ward!?

Hamburg und Lübeck besetzt und entwaffnet, dann begann der Marschall zu verhaften und zu verfolgen. Auch eine sogenannte Amnestie, die nachher erlassen ward, nahm 28 Personen aus, die auf ewig verbannt, deren Güter confiscirt und die, wenn sie ergriffen wurden, dem standgerichtlichen Erschießen verfallen waren. Am 7. Juni ward Hamburg eine Contribution von 48 Mill. Francs auferlegt, und als die Zahlung Schwierigkeit fand, wurden Geiseln gefangen abgeführt und die allmälige Entrichtung in baarem Gelde und in Vorräthen erzwungen. Später wurden auch die Baarvorräthe der Bank geplündert. Es wurden umfassende Befestigungen angefangen, die Stadt verwüstet, Häuser niedergerissen, Bäume und Gärten rasirt. Die Arbeiten geschahen auf Kosten des „außer Gesetz" stehenden Gebietes.*) Alle erwachsenen männlichen Einwohner waren pflichtig, bei den Verschanzungen selbst mitzuarbeiten oder um hohen Preis Ersatzmänner zu stellen. Ungeheure Vorräthe wurden aufgehäuft, und damit es im Winter nicht an Lebensmitteln fehle, 20—25,000 Einwohner der ärmeren Classe aus der Stadt ins Elend getrieben. Das verhaßte Treiben französischer Polizei, Spionage und persönliche Verfolgung, blutige Executionen fehlten natürlich nicht in diesem Nachtstück Bonaparte'scher Schreckensherrschaft.

Unter Allen, die zu dieser Katastrophe beigetragen, war Bernadotte derjenige, den der schwerste Vorwurf traf. Um seiner norwegischen Prätension willen hatte Dänemark in die Arme der Franzosen getrieben und Hamburg preisgegeben werden müssen. Gleich im ersten Augenblick bewährte sich Steins Voraussicht, daß dies schwedische Bündniß nur verderblich auf die deutschen Dinge einwirken könne; jetzt wie später war es keine Hülfe, nur ein Hemmschuh des Gelingens. Damit der Leser ganz klar sehe über die Stellung des schwedischen Kronprinzen, wollen wir gleich hier, wo sein Auftreten die erste verhängnißvolle Wirkung übt, aus unsern Quellen sein Verhältniß zu dem großen Kriege, meistens nach seinen eigenen Aeußerungen, erläutern.**)

Als sich das schwedische Heer der norddeutschen Küste näherte, hoffte zuerst Bülow, den Kronprinzen für eine rasche Betheiligung an dem Kampfe zu gewinnen. Die Schlacht vom 2. Mai war geschlagen, die Verbündeten auf dem Rückzug, Berlin bedroht. Um sich der schwedischen Hülfe zu versichern, wandte sich Bülow in einem schmeichelhaften, auf die Eitelkeit Bernadotte's berechneten Schreiben an ihn (12. Mai). „Nach meiner Meinung, schrieb darüber Bülow am nämlichen Tage an den König, ist dies für den Augenblick das einzige Mittel, unsern Angelegenheiten eine vortheilhafte Wen-

*) Schon im April war, gleichfalls nach dem Muster der jakobinischen Schreckenszeit, die 32. Militärdivision „hors la loi" erklärt worden.

**) Die folgenden Mittheilungen sind der handschr. Correspondenz Bülows entnommen.

dung zu geben. Ich habe geglaubt, alle Mittel anwenden zu müssen, um auf den Charakter zu wirken, und habe dem Kronprinzen von Schweden, der als Franzose wahrscheinlich leicht zu exaltiren sein dürfte, vorgestellt, daß er gegenwärtig, ein zweiter Gustav Adolf, als Retter Deutschlands auftreten könne."

Zugleich sandte Bülow den Major Kalkreuth nach Stralsund, um durch persönliche Bearbeitung auf Bernadotte einzuwirken. Kalkreuth traf dort ein, als der Kronprinz eben ankam (18. Mai); er fand eine sehr höfliche Aufnahme, aber keine klare und bestimmte Zusage. „Wenn ich von Berlin sprach, schrieb er an Bülow, hat man mir von Norwegen gesprochen." Bernadotte plauderte viel über die Operationen in Sachsen, erläuterte ausführlich die Fehler, die Wittgenstein bei Großgörschen gemacht; wie aber Bülows Abgesandter ihn um seine Hülfe anging, antwortete er mit Beschwerden gegen Rußland. Rußland habe ihm versprochen, Norwegen erwerben zu helfen, bis jetzt denke es aber noch nicht daran, Wort zu halten. Kalkreuth meinte, das sei ja eine abgemachte Sache, die höchstens bei den Dänen Widerspruch finden könne — eine Aeußerung, die dem Kronprinzen ein Lächeln abzwang. Auch die Bemerkung, daß er Norwegen am besten in Deutschland erobern könne, schien wenig Eindruck auf ihn zu machen.

Während so der Abgesandte Bülows auf eine Mitwirkung zum Schutze von Berlin hinarbeitete, wurde Bernadotte von anderer Seite lebhaft bestürmt, Hamburg zu schützen; die Engländer, Wallmoden, Tettenborn und der russische Diplomat Alopäus waren vornehmlich in dieser Richtung thätig. So arbeiteten sich die Verbündeten selbst einander entgegen. Wenn Kalkreuth die Bedrohung Berlins nachdrücklich betonte, suchten die Andern diese Gefahr als eine eingebildete darzustellen und die schwedische Hülfe nach der untern Elbe hinzuziehen. Dadurch ward es Bernadotte ziemlich leicht gemacht, ein Verlangen durch das andere zu bekämpfen und sich schließlich beiden zu entziehen. Die Russen waren gleich bei der Hand, an die Zerstörung Moskaus zu erinnern, und meinten, man dürfe auf Berlin nicht mehr Rücksicht nehmen. „Die Artigkeit erfordert, äußert bei diesem Anlasse Kalkreuth, daß man ihnen nicht antworten kann, Hunger und Frost würden nicht unsere Retter sein; indessen habe ich mir doch erlaubt zu erwiedern, daß jenseits der Oder noch keine Wüsteneien vorhanden wären. In diesem Punkte freilich, fügt er hinzu, würden die Russen am ersten Rath zu schaffen wissen."

Im Ganzen empfing der preußische Abgesandte gleich jetzt den Eindruck, daß der Kronprinz ein sehr verschlungenes Spiel selbstsüchtiger Interessen spiele und in jedem Falle nicht geneigt sei, viel zu unternehmen. Im höchsten Falle, meinte er, könne man „ihn bis an die Elbe bringen," vielleicht würde er sich bereit finden lassen, Stettin zu belagern. „Allein diese Festung in seine Hände zu liefern, ist doch auch ein eigen Ding." Im Uebrigen tauge die englisch-russische Ansicht, nicht gegen Berlin, sondern gegen die untere Elbe sich zu wenden, insofern „in seinen Kram", als sie seinen feindlichen

Absichten gegen Dänemark die wahre Richtung gebe. Es sei ihm durchaus unerwünscht gewesen, zu hören, daß die Dänen hatten Hamburg mit vertheidigen helfen; „denn wo bliebe seine Aussicht auf Norwegen, wenn Dänemark unserer Coalition beiträte?"

Doch wurde in den letzten Tagen des Mai, gerade während Hamburg verloren ging, noch eine Unterhandlung mit Dänemark versucht. Am 30. Mai schifften sich die Engländer Thornton und Hope, der schwedische General Suchtelen und der Hofkanzler Wetterstedt nach Kiöge ein; der Gedanke war, den Dänen vorzuschlagen, sie möchten das Stift Drontheim sogleich an Schweden abtreten, mit dem übrigen Norwegen sollte dann bis zum Ende des Krieges gewartet werden, wo die Dänen durch Besitzungen in Deutschland entschädigt werden könnten.*) Diese Sendung, auch wenn ihre Vorschläge den Dänen erwünschter gewesen wären, kam in jedem Falle zu spät; Dänemark hatte sich eben rückhaltlos den Franzosen in die Arme geworfen. So blieb denn auch der Versuch ganz zwecklos; schon am 4. Juni war die Mission unverrichteter Sache nach Stralsund zurückgekehrt.

Die Gespräche, die Bernadotte mit Oberst Kalkreuth und später mit dem Grafen Hacke führte, erläutern aber nicht allein sein Verhältniß zu Dänemark; sie sind auch in anderer Richtung characteristisch. Vor Allem machte der Kronprinz mit Nachdruck seinen Wunsch geltend, durch ein preußisches Corps von 15—18,000 Mann verstärkt, ein selbständiges Commando zu führen, das von russischer wie von preußischer Führung unabhängig sei. „Ich will nicht von den Launen der Herren von Wittgenstein oder Araktschejeff abhängen." Die Centralverwaltung der eroberten Gebiete war natürlich den Bernadotte'schen Combinationen nicht erwünscht und dafür fand er an England eifrige Zustimmung.**) Steins Antheil hatte noch weniger seinen Beifall. Der Oberst Kalkreuth, selbst ein heftiger Gegner Steins, bemerkte mit Befriedigung, daß der Kronprinz den unbequemen Staatsmann „sehr richtig" beurtheilte. Seiner vertraulichen Versicherungen zufolge war er geneigt, auf Magdeburg loszugehen und es mit Sturm zu nehmen. Durch diesen Schlag glaube er schön zu debütiren und die Meinung in ganz Deutschland wieder zu beleben. An die andern Festungen müßte man durch Parlamentäre Proclamationen senden, wonach man die französischen Besatzungen, welche die Plätze noch vertragswidrig besetzt hielten, wie Räuber auf offener Heerstraße behandeln werde. Wolle man das nicht, so könne man allenfalls funfzig bis hundert Häuser zusammenschießen und die Einwohner dadurch be-

*) Ueber den Antheil, den England an diesem Vorschlag hatte, s. Castlereagh lettres and despatches VIII. 344.

*) Wie unbequem die Centralverwaltung und ihre Bestimmung den Engländern war, zeigen die Mittheilungen bei Castlereagh VIII. 364. 365. 368. Third series I. 6.

stimmen, daß sie über die Garnison herfielen und sie massacrirten. Das seien freilich gewaltsame Mittel, aber — fügte er hinzu — „on ne prend pas des places fortes avec des bonbons.“

In seinen Plaudereien mit dem preußischen Abgesandten ließ sich Bernadotte scheinbar völlig gehen, sprudelte mit gasconischer Leichtfertigkeit Klagen und Schmeicheleien in buntem Wechsel hervor, allerdings mit der unverkennbaren Absicht, den Preußen eine vortheilhafte Meinung von sich und seinen politischen Absichten einzuflößen. In den nachdrücklichsten und lebhaftesten Farben klagte er die Politik Napoleons an, beschwerte sich über die Doppelzüngigkeit Rußlands und die Schwäche des Czaren und zeigte die Nothwendigkeit, Preußen wieder zu einer Macht ersten Ranges zu erheben. Nach seiner Ansicht, so betheuerte er, müsse Preußen sich über den Harz bis nach Kurhessen und längs der Lahn bis Coblenz ausdehnen, von da längs des Rheins bis Mannheim, um dann bis zu den alten fränkischen Besitzungen und der böhmischen Gränze ein zusammenhängendes Gebiet zu haben. Alles, was mitten inne läge, namentlich ganz Sachsen, solle an Preußen fallen; jedoch könnten Hessen und die thüringischen Gebiete etwa preußische Lehensfürstenthümer werden. Er wolle, äußerte er ein anderes Mal gegen Graf Hacke, nicht eher die Waffen niederlegen, als bis Preußen in eine Stellung gekommen sei, in der es keine anderen Verbündeten brauche, als England, Schweden und die Türkei. Mit Oesterreich solle es in gutem Vernehmen bleiben, so lange diese Macht offen handle; dahin könne er freilich die Aufforderung nicht rechnen, die ihm von Seiten Oesterreichs durch Graf Neipperg im März gemacht worden sei: er möge sich doch mit Frankreich und Oesterreich verbinden. Als einen Fehler tadelte er es, daß Preußen nicht gleich Polen besetzt habe. Man hätte einen Bruder oder Neffen des Königs als Statthalter nach Polen senden sollen, bei dieser Gelegenheit aber ja nicht den Polen ihren Namen rauben dürfen. Gegen die Russen zeigte er überall seine Verstimmung; die Art, wie sie den Krieg führten, fand an ihm einen herben Beurtheiler. „Die Generale November und December, sagte er einmal, können ihnen jetzt nicht helfen.“ Dringend lag er den Preußen an, ihm ganz zu vertrauen, und gab dabei unverblümt zu verstehen, daß er sich auf Rußland nicht verlasse. „Die großen Maßregeln des Feindes, so endigte er eines der Gespräche, entmuthigen mich niemals, denn darauf muß ich gefaßt sein, im Gegentheil es hebt meine Seele. Aber wenn ich Wortbruch, Doppelzüngigkeit und Feigheit auf Seiten derer sehe, die mit mir vereint sein sollten, dann werde ich niedergeschlagen und mein Muth gebeugt. Mein Feuer ist nicht das der Einbildungskraft und der Jugend, sondern das der Gefahren und Kriegszüge.“

Seinen Zweck zu erreichen und die freie Verfügung über ein ansehnliches Armeecorps zu erlangen, wurden die mannigfaltigsten Mittel in Bewegung gesetzt. Erst vor wenig Tagen, äußerte er, habe ihm Napoleon durch

Oberst Peyron die glänzendsten Versprechungen machen lassen, wenn er nur jenseits der Elbe ruhig bleiben wolle. Er könne sich in diesem Falle alle Ostseehäfen von der Weichsel bis zur Trave zueignen und vielleicht mit Hülfe Napoleons Finnland wieder erlangen. Es sei ein Fehler der Verbündeten, auf jede Herausforderung eine Schlacht anzunehmen; viel wirksamer würde es sein, ihn stark genug zu machen, daß er mit einer bedeutenden Diversion nach der Niederelbe vorgehen, in Holstein eindringen und selbst Holland in Aufstand setzen könne. Nebenbei deutete er auch wohl an, daß ein großer Theil seiner Officiere der Landung in Deutschland überhaupt abgeneigt sei und sie ihn dringend bäten, so bald als möglich sich wieder nach Schweden einzuschiffen. Der Schreckschuß hatte wenigstens die Wirkung, daß Kalkreuth eilig in's Hauptquartier schrieb, dem Kronprinzen doch ja recht bald die gewünschten Verstärkungen zuzusenden. Wenige Tage nachher kam, durch Loucey überbracht, ein Schreiben des preußischen Monarchen, worin versprochen war, Bülows Corps werde dem Kronprinzen beigegeben werden. Bernadotte wiederholte das Sirenenlied von seiner Freundschaft für Preußen und dessen Vergrößerung, und wie Loucey allerdings unpassend meinte, Preußen werde immer sich an eine andere Macht anlehnen müssen, schien der Kronprinz sehr verstimmt. Wenn ein höherer Officier, sagte er nachher, den der König an mich sendet, im Stande ist, mir eine solche Antwort zu geben, dann habe ich nichts mehr zu sagen.

Es war an diesen Ergießungen Vieles, woran man den Gascogner erkannte, und die Diplomatie war übel berathen, die das Alles auf guten Glauben annehmen wollte, aber man sah doch an diesen Worten und an den gleichzeitigen Thaten, welch ein fremdes und gefährliches Element sich hier in die Sache des deutschen Kampfes anfing einzudrängen.

Zunächst ruhte der Krieg; nur ward auf allen Seiten rastlos und eifrig gerüstet, ihn mit frischen Kräften zu erneuern. Hatte bis jetzt ein Kampf von unerhörter Heftigkeit alles andere Interesse verdrängt, hatten große Schlachten, die durch die Zahl ihrer Opfer nicht weniger merkwürdig waren wie durch die Unfruchtbarkeit ihrer Ergebnisse, aller diplomatischen Thätigkeit den Spielraum entzogen, so schien nun die Zeit gekommen, dies friedfertige Geschäft mit mehr Aussicht auf Erfolg zu erneuern. In der That treten die kämpfenden Mächte einen Augenblick zurück, Oesterreich und sein diplomatisches Thun nimmt den Vordergrund der Ereignisse ein. In beiden Lagern hatte die Rücksicht auf dieses Reich wesentlich mitgewirkt, den Kampf vorerst einzustellen, und jede der streitenden Parteien trug sich mit der stillen Hoffnung, die Hülfe des Kaiserstaates zum erneuerten Kriege für sich zu gewinnen.

Als man in Wien das Bündniß vom März 1812 mit Napoleon ein-

ging, gab es dort, wie wir uns erinnern, eine politische Ansicht, die diesen Bund nicht wie eine aufgedrungene Fessel, sondern wie einen günstigen Anlaß betrachtete, unter Napoleons Fahnen einen Theil der schweren Verluste, die man in vier unglücklichen Kriegen erlitten, wieder zu ersetzen. Dieser Meinung einzelner einflußreicher Staatsmänner und Diplomaten standen freilich mächtige Factoren entgegen. Ein großer Theil der Aristokratie, die Armee und das Volk waren den Franzosen und ihrem Bündniß abgeneigt; die Tradition der Leiden und der Kämpfe, die vorausgegangen, war in ihnen mächtiger, als der künstliche Kitt des neuen dynastischen Bündnisses; aller bitteren Reminiscenzen und Nachwehen ungeachtet war die Erinnerung an das Jahr 1809 noch viel zu frisch, als daß man sich ohne Widerstreben unter den Bonaparteschen Fahnen hätte sehen können.

Der Krieg selbst ward mit unleugbarer Vorsicht und Zurückhaltung geführt; die Armee ward geschont, große Wagnisse gemieden. Nach einer nicht unglaubhaften Nachricht fand schon im Mai 1812, als Napoleon zu Dresden seine letzte Fürstenheerschau hielt, eine persönliche Annäherung an den preußischen Monarchen statt, um sich für alle Fälle die natürlichen Verbindungen zu sichern. Wie dann die Verweigerung des Friedens zu Moskau dem Glück Napoleons den ersten Stoß gab und der Rückzug unvermeidlich ward, versuchte das Wiener Cabinet zuerst, wieder mit England anzuknüpfen. Es ging nach London (Anfang November) die vertraute Mittheilung: daß man den gegenwärtigen Augenblick für günstig erachte, einen allgemeinen Frieden herzustellen und Napoleon wie Rußland und Preußen dafür zu stimmen. Die gewünschte Negociation zwischen Rußland und Oesterreich, schrieb damals Graf Münster, ist im Gange und wird heimlich betrieben.*)

Es war der erste leise Versuch, aus der Allianz herauszukommen und sie mit der unabhängigen Stellung eines Friedensvermittlers zu vertauschen. Damit stimmte es zusammen, wenn Schwarzenberg, statt die Feinde aufzuhalten, im December zurückzog, den Russen Raum ließ und ihnen durch einen Waffenstillstand das polnische Gebiet preisgab. Auch mit Preußen blieben die Beziehungen in regem Gange. Schon vom September 1812 werden Verhandlungen zwischen Metternich und Hardenberg erwähnt über die Frage gemeinsamen Handelns, falls der Winter ein Unglück für Napoleon herbeiführen und ein zweiter Feldzug gegen Rußland nothwendig werden sollte. Als der Rückzug der Franzosen erfolgt und die Armee vernichtet war, soll Kaiser Franz in einem eigenhändigen Schreiben an Friedrich Wilhelm III. den König ermuthigt, nicht abgemahnt haben, die kriegerische Rüstung seines Volkes zu fördern (Dec.)**). Um dieselbe Zeit ward durch den hannöverschen Gesandten Hardenberg, den Vetter des Staatskanzlers, die

*) Castlereagh despatches VIII. 276. Pertz, Leben Steins III. 190.

**) Droysens York II. 489.

Bereitwilligkeit Oesterreichs am Kampfe Theil zu nehmen betheuert, und nur der Mangel an materiellen Mitteln und genügender Rüstung als Grund des Zögerns vorgeschützt.*) In den letzten Tagen des scheidenden Jahres eilte dann Knesebeck in der Verkleidung eines Kaufmannes nach Wien, um die Einverständnisse weiter zu verfolgen.**)

Einen klaren und präcisen Plan hatte man in Wien allerdings noch nicht. Man lockerte nur die Beziehungen zu Napoleon, um zu einer selbständigeren Stellung zu gelangen und in der neuen Conjunctur sein Bündniß so theuer als möglich zu verwerthen. Man sondirte bei England, bei Rußland, bei Preußen, dachte wohl an eine Friedensvermittlung und an eine neutrale Zwischenstellung im Einverständniß mit Preußen, aber man vermied es doch, nach irgend einer Seite hin einen raschen und kraftvollen Entschluß zu fassen. Obwol keineswegs geneigt, im Dienst Napoleons Finanzen und Heer ohne Weiteres zu opfern, war man doch ebenso wenig, ja noch weniger dazu gestimmt, jede Brücke des Einverständnisses mit dem Imperator rücksichtslos abzubrechen und sich — wie Preußen eben that — zu einem verzweifelten Todeskampfe gegen die Franzosen aufzuraffen.

Diese Unentschiedenheit entsprang aus den Verhältnissen am Wiener Hofe, vor Allem aus der Persönlichkeit des Kaisers und des leitenden Ministers. Es ist keine geringe Aufgabe, sagt ein tief eingeweihter Zeuge***), das Gemisch von Festigkeit und Schwäche, von Ehrlichkeit und Falschheit, von natürlichem gesunden Urtheil und gemeiner Kurzsichtigkeit, von Ehrgeiz und Gleichgültigkeit, von Kenntniß der Details und allgemeiner Unwissenheit zu schildern, was sich zum Unglück so vieler Millionen in Franz II. zusammenfindet. In einzelnen Momenten von überlegenen Menschen hingerissen und geleitet, im Ganzen unfähig, irgend ein Geschäft selbst zu vollbringen, ist der Kaiser doch niemals von irgend Jemanden ganz beherrscht worden. So übte auch Metternich auf ihn keinen durchschlagenden und unfehlbaren Einfluß; er mußte manches geschehen lassen, was er entschieden bekämpfte. Einig war er mit dem Kaiser gewesen in dem Anschluß an Frankreich, wie er 1812 erfolgt war; beide sahen damals keinen andern Ausweg. Aber die Art des Kaisers harmonirte doch auch wieder nicht mit dem weltmännisch leichten und geschmeidigen Wesen seines Ministers; dessen diplomatische Finessen und Doppelzüngigkeiten waren nicht nach seinem Geschmacke. Das Laviren zwischen Napoleon und Rußland, wie es Metternich zu Ende 1812 versuchte, die Vernachlässigung der französischen Allianz und zugleich das Zögern mit dem Abfall war nicht des Kaisers Weise; eher konnte man vermuthen, daß er schon jetzt unter der Hand manchen Rathgeber von der antibonaparte'schen

*) Hippel, Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. S. 71.

**) S. Müffling S. 177.

***) S. das merkwürdige Gutachten in den Lebensbildern III. 72 ff.

Partei im Stillen hörte und nicht ganz abgeneigt war, den Gefühlen der Rache und Feindseligkeit und dem Gedächtniß früherer Demüthigungen nachzugeben, die sein stolzer autokratischer Sinn trotz der Verbindung von 1810 schwerlich je vergaß. Die junge Verwandtschaft mit dem Imperator und das Verhältniß zur Tochter übte dabei kaum wesentlichen Einfluß; die den Kaiser näher kannten, waren nie darüber in Zweifel, daß seine kalte Seele weichen und liebevollen Empfindungen unzugänglich sei. Darum schien es schon in den ersten Monaten des Jahres 1813 den Gegnern der Franzosen nicht schwer, ihn zu dem Gedanken des Krieges zu stimmen. Wenn man nur alle Vermittlungshoffnungen niederschlug, ihn fürchten ließ, daß Metternichs zweideutige Gänge zwischen dem russischen und Bonaparte'schen Lager Napoleon nicht unbekannt bleiben und seine Rache herausfordern würden, wenn man ihm klar machte, daß der finanziellen Noth nur durch einen glücklichen und einträglichen Krieg abgeholfen werden könne, dann hielten sie es für ganz denkbar, ihn zu einem ähnlichen Entschlusse wie 1809 jetzt fortzureißen. Die Hindeutung auf die Gefahren, die Rußland von Süden und Osten her der Monarchie bereite, und der Beweis, daß die Reorganisation des Staates nicht mehr zu verzögern sei, konnten dann vollends den Ausschlag geben.

Es war nicht zu besorgen, daß Metternich dem Impuls seines Herrn lange widerstreben würde. Als ein Mann der alten Diplomatenschule des achtzehnten Jahrhunderts, ein „perfecter Cavalier", wie Kaunitz von ihm sagte, mehr schlau als von weittragender politischer Berechnung, wohl fein und geschmeidig wie die Leute aus den Salons der alten Zeit, aber ohne den strengen Sittenernst und die Tiefe eines ächten Staatsmannes, geistreich und anmuthig in den Formen, erfindungsreich in seinen Mitteln, aber doch dabei frivol und gegen Ideen und Ideale früh blasirt, besaß er weder die Energie noch die Leidenschaft einer Ueberzeugung, die an die Durchführung ihrer Gedanken Alles, auch die eigene Existenz setzt. Napoleons gewaltige Autokratie hatte ihm imponirt und er zählte, so lange er in Frankreich war, zu den eifrigen Anbetern seines Glückes und seines Genies. Von dem Zorne, der die Welt bewegte gegen den verhaßten Dränger, empfand er nichts; viel zu sinnlich und genußsüchtig, um unter dem Drucke der Zeit sich so zu stählen, wie die Besseren jener Tage, zu leer und indifferent, um Freiheit und Nationalität für etwas mehr als Phrasen des Tages zu halten, schätzte und bewunderte er in Napoleon zum Theil eben das, was ihn einem Welttheil hassenswürdig machte. Das Wort, das Gentz einmal ausplaudert, „daß man Napoleons Macht als Universalmittel gegen die Hauptkrankheit der Zeit und als Werkzeug zur Herstellung und Aufrechthaltung der innern Festigkeit und Sicherheit aller Staaten betrachtet habe" — drückt wohl recht eigentlich Metternichs Ansicht aus.

Wir werden später erfahren, daß es ihm einige Anstrengung gekostet

hat, sich dieser Bonaparte'schen Sympathien in dem Verhalten gegen den Meister ganz zu entäußern; gewiß war es nur, daß, wenn sein Kaiser gebot, er darum eher die Politik als den Platz wechselte. Er mußte, wie der früher angeführte Kenner der Wiener Verhältnisse sagt, Minister bleiben, weil er durchaus keine andere Existenz hatte. Eine philosophische Einsamkeit mit dem Bewußtsein, Recht gethan zu haben, würde ihm in seinen Jahren nicht convenirt haben; Gewohnheit und Neigung erhielten ihn in der großen Welt, in der er in seiner gegenwärtigen Charge sehr angenehm existirte. Er hat in sich, sagt derselbe Beurtheiler, die Idee der Erhaltung seiner Stelle so identificirt mit der Erhaltung des Staates, daß sie beinahe eins geworden; worinnen er wieder etwas Aehnliches mit seinem Herrn hat, der sich und Oesterreich unaufhörlich verwechselt.

Eine solche Persönlichkeit war nicht zu großen und kühnen Maßregeln, sondern eher zu diplomatischem Flickwerk angethan. Zeit zu gewinnen und geschickt zu laviren, nach beiden Seiten hin zu lauern, wo die geringste Gefahr und der größte Vortheil zu erlangen war, und wenn es irgend anging, durch eine geschmeidige Vermittlung sich zwischen die streitenden Parteien zu werfen, das mußten die Wege einer Politik sein, wie sie Metternich einschlug. Innere Sympathien für die deutsche und europäische Sache, die gegen Napoleon auszufechten war, fielen hier nicht in's Gewicht; wenn von persönlicher Hinneigung die Rede war, so empfand sie Metternich ohne Zweifel viel eher für Napoleon, als für die Reformer in Preußen oder für die Russen. Und diese Stimmung traf mit einem unleugbaren politischen Interesse zusammen. Man fürchtete die russische Nachbarschaft fast noch mehr als die französische. Seit dem letzten Kampfe gegen Napoleon waren durch die Lasten und Opfer des Krieges und durch die finanziellen Gewaltmaßregeln von 1811 Beschwerden wach geworden, die sich namentlich in Ungarn in Gestalt einer nationalen Opposition auf dem Reichstage laut genug kundgaben. Die Besorgniß, daß dieser magyarische Volksgeist sich an die benachbarte slavische Raçe lieber als an die deutsche anschließen und Rußland diese Lage dann benutzen könne, um, wie in der Moldau und Walachei, so auch in Ungarn einen leitenden Einfluß zu gewinnen, ist schon den Politikern jener Tage nicht fremd gewesen. Sie dachten an den Zusammenhang, in dem Ungarn zu den Donauprovinzen und zu Serbien stand, an die Beziehungen, die Rußland innerhalb des osmanischen Reiches angeknüpft, und an die Richtung, welche seine Politik seit Tilsit mit frischem Eifer eingeschlagen hatte. Es konnten freilich gerade diese Verhältnisse als Grund dagegen geltend gemacht werden, daß man sich im Dienste Napoleons nicht Rußland auf den Hals hetzte, allein sie mochten auch ebenso gut als eine Mahnung gelten, Rußlands Vordringen nicht weiter zu unterstützen, vielmehr es durch Napoleons Macht im Schach zu halten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß auf Kaiser Franz, wie auf Metternich, diese Betrachtung mehr als einmal Einfluß geübt hat, zumal seit man

teresse aus betrachtet konnte man aber, wie dies auch neuerlich beredt geschehen ist, dieselbe nur loben, denn sie verließ Napoleon eine goldene Brücke zu bauen, die schlimmsten Folgen der Katastrophe von 1812 von ihm abzuwenden und Frankreich so umfassend und mächtig zu erhalten, daß es auch für die Zukunft der dominirende Staat in Europa blieb.

Nichts thörichter daher als die Vorwürfe von Illoyalität und Perfidie, welche die enragirten Bonapartisten nicht müde wurden, gegen diese Staatskunst zu erheben, dieselbe gab sich offen genug; sie hatte kein großes und kühnes Gepräge, aber sie suchte in ihrer Weise mit möglichst wenig Opfern eine möglichst erträgliche Lösung der großen Krisis zu erlangen. Nur die starrste Verblendung konnte Oesterreich ansinnen, daß es seine ganze Existenz einsetze für den napoleonischen Bau, wie er war; nur der unverbesserliche Hochmuth konnte fordern, daß es nach dem Verhängniß von 1812 seine Stellung zu Frankreich gerade so ansehe, wie vor demselben. Drum haben auch gemäßigtere Bewunderer des Imperators es tief beklagt, daß Napoleon dies Verhältniß nicht unbefangen gewürdigt hat. Mit Rußland, sagen sie, war eine Verständigung schwer, mit Preußen unmöglich; durch Oesterreich aber, das an einen Umsturz des französischen Kaiserreichs nicht dachte, führte der Weg zu einem wohlfeilen und ehrenhaften Frieden. Allein dann mußte sich der Kaiser offen und cordial nach Wien wenden, die österreichische Vermittlung ohne Zögern und ohne Rückhalt annehmen. Eben dies freilich war es, was Napoleon nicht wollte. Er dachte wohl Oesterreich vorerst zu Friedenseröffnungen zu gebrauchen, ihm auch im Nothfall Illyrien zurückzugeben, aber nimmer ihm die Vermittlerrolle einzuräumen oder sich die weiteren Bedingungen des Friedens von ihm vorzeichnen zu lassen. Jene französischen Stimmen nennen das einen „Irrthum, so verhängnißvoll wie der Feldzug nach Rußland.“ *)

Metternichs Aeußerungen waren verständlich genug, um über den Sinn der österreichischen Politik keinen Zweifel zu lassen. In allen seinen Gesprächen betonte er die unveränderte Freundschaft für Napoleon, allein er sagte kein Wort davon, daß Oesterreich ungesäumt die Reihen der französischen Heere verstärken wolle, er bot nur dessen Dienste zur Friedensvermittlung an. Die Kunde von Yorks folgenreichem Schritt mußte dieser Politik zu Hülfe kommen und es trat auch seitdem in den Erklärungen des österreichischen Ministers noch schärfer die Andeutung hervor, daß eine Modification des napoleonischen Systems unabwendbar sei. Er erging sich in bitteren Worten gegen Rußland, äußerte Sorge vor dessen Vergrößerungsabsichten und versprach im friedlichen Sinne auf Preußen zu wirken; allein er gab doch auch zu verstehen, daß die That Yorks der Anstoß zu einer Revolution werden könne und zählte die Millionen Subsidien auf, die England angeboten, die

*) Thiers XV. 187. 188.

man aber „mit Verachtung“ zurückgewiesen habe. So unterließ er nicht, neben allen Betheuerungen seiner Freundschaft auf die wachsende Gefahr der Lage hinzuweisen und die Versuchungen, denen Oesterreich ausgesetzt sei, bedeutungsvoll vorzurechnen, damit Napoleon sich besinne, welchen Preis er selber für die Fortdauer der österreichischen Freundschaft einzusetzen entschlossen sei.

Indessen der französische Kaiser wollte diese Winke nicht verstehen. Er betrachtete Oesterreich nach wie vor als seinen Verbündeten und glaubte eine Freundschaft nicht erst erkaufen zu müssen, die durch den Vertrag vom März 1812 sanctionirt sei. Er hatte nichts dagegen, wenn Oesterreich sich um Friedensunterhandlungen bemühte, aber durch wesentliche Beschränkungen seines Systems den Frieden zu erkaufen, dazu zeigte er so wenig Neigung, wie gleichzeitig in dem Verhältniß zu Preußen. Ein Brief, den er am 7. Januar an Kaiser Franz richtete, sprach seine Auffassung deutlich genug aus. Er schlug zwar die österreichische Verwendung für den Frieden nicht aus, aber unter welchen Bedingungen! Vor Allem nahm er die Miene an, als sei ihm nur eine gewöhnliche Wintercampagne fehlgeschlagen, deren Eindruck durch einen glücklichen Frühjahrsfeldzug leicht zu verwischen sei. Das Ergebniß dieses Feldzugs schien er als ganz unzweifelhaft zu betrachten, Oesterreichs Mitwirkung als selbstverständlich anzusehen. In Bezug auf die Bedingungen des Friedens deutete er an, daß er mit England auf keiner andern Grundlage unterhandeln werde, als auf der, die er im Frühjahr 1812 angeboten d. h. dem damaligen Besitzstand; im Uebrigen werde er niemals sich dazu herbeilassen, vom Reiche etwas loszureißen, was durch Senatsbeschlüsse förmlich mit Frankreich vereinigt sei. Also Holland, der deutsche Nordwesten, die Hansestädte, Piemont, Toscana, Rom sollten mit Frankreich ewig verbunden bleiben, die Abhängigkeit Italiens und Spaniens von der bonapartischen Dynastie fortbestehen! Noch prahlerischer lautete die gleichzeitige Note des Ministers Maret, der wie solche gefügige Naturen pflegen, den Hochmuth seines Meisters aus Unterwürfigkeit noch überbot*); da war wie in den Tagen stolzester Herrlichkeit nur mit der Macht gedroht, die Frankreich gegen alle seine Feinde noch zu entfalten im Stande sei. Es würde, hieß es, im Falle eines gewaltsamen Conflicts ohne Katastrophen nicht abgehen; Mancher, der nur durch die Großmuth und Duldung Frankreichs existire, werde dann von der Karte Europas verschwinden.

Es sollte also durch maßlose Unnachgiebigkeit der Zauber des Systems aufrecht erhalten werden. Freilich konnte eine erste bedeutsame Einräumung

*) „Une telle separation, hieß es von der Abtretung der durch Senatsbeschlüsse vereinigten Gebiete, serait considerée comme une dissolution de l'empire même: il faudrait pour l'obtenir que 500,000 hommes environnassent la capitale et fussent campés sur les hauteurs de Montmartre.“ S. Arm. Lefebvre in der Revue des deux mondes 1857. I. 13.

weitere nach sich ziehen, vielleicht die ganze Unnatur der Bonaparteschen Ordnungen enthüllen, den Kaiser als überwunden und geschwächt erscheinen lassen; das durfte nicht sein. Die Welt sollte aus seiner spröden Unbeweglichkeit erkennen, daß er noch derselbe und seine Macht noch ungebeugt sei, wie vor der Moskauer Katastrophe. Man kann diese Taktik begreifen; sie war durch die kühne Gewaltsamkeit seiner Stellung gleichsam geboten. Allein der Haß der Nationen und der Eindruck des russischen Verhängnisses war größer, als er glaubte, und was in anderer Lage als kluger Stolz gepriesen werden mochte, erschien jetzt, so wie die Dinge standen, als verderbliche Hartnäckigkeit. So haben es auch seine Bewunderer beurtheilt; in einem Augenblick, wo Oesterreich durch noch mäßige Concessionen festzuhalten war, hätte er es dem Wiener Cabinet durch seine Sprödigkeit nicht so leicht machen dürfen, das Bündniß von 1812 zu lösen und sich nach neuen Alliirten umzusehen.

Noch im Januar war General Bubna nach Paris gesendet worden, um die Antwort des Kaisers Franz auf Napoleons ersten Brief von Dresden zu überbringen. Man wußte in Wien, daß Bubna von den Unterhandlungen von 1809 her beim französischen Kaiser eine beliebte Person war und hatte ihn deshalb gewählt. Er ward auch zu Paris wohl aufgenommen, allein aus seinen Gesprächen mit Napoleon war nicht mehr zu entnehmen, als aus dem Briefe an Kaiser Franz. Nicht als wenn Napoleon an die Ewigkeit der österreichischen Freundschaft geglaubt hätte! Sagte er doch selbst zu Bubna: „Man darf nicht vergessen, daß wir Oesterreich viel Uebles zugefügt haben, und die Völker vergessen das nicht so leicht;" allein er bot auch nichts dar, was diese Wunden alter Feindschaft hätte heilen können. Höchstens meinte er: „besser, als sich entzweien, sei es, sich auszusprechen über das, was man wolle," aber weiter ging er nicht.

Indessen das Bündniß vom März 1812 trat doch immer mehr in den Hintergrund; von dem Hülfscorps, das Oesterreich dem französischen Kaiser stellen sollte, war in Wien wenig die Rede. „Bis jetzt, sagte Metternich gegen Ende Januar, ist der Krieg noch kein österreichischer. Wird er es in der Folge, so werden wir nicht mit dreißigtausend Mann, sondern mit allen Kräften der Monarchie die Russen angreifen."

Kurz vorher (23. Januar) war eine Antwort des österreichischen Kaisers auf Napoleons zweites Schreiben nach Paris abgegangen.*) Darin war die veränderte Lage schon deutlicher zu erkennen, als in den mündlichen Ergießungen des Ministers. Indem Kaiser Franz es bedauerte, daß man in Paris nicht mit dem ganzen Vertrauen entgegenkomme, wie es nöthig sei, um die Beziehungen „zwischen zwei Mächten ersten Ranges" zu befestigen, sprach er zugleich seine Befriedigung darüber aus, daß Napoleon den Wünschen Oester-

*) S. Bignon XI. 326 f.

reichs für den Frieden nicht entgegengetreten sei, sondern dessen Verwendung (entremise) angenommen habe. Oesterreich werde suchen, theils durch überzeugende Gründe in Rußland und England für den Frieden zu wirken, theils durch eine imposante Haltung, die es als „intervenirende Macht" einnehmen werde. Seine Rüstungen und Truppenaufstellungen bis zu hunderttausend Mann würden Rußland und England zugleich imponiren; es verlange dafür nicht einmal die Unterstützung an Geld, die Napoleon angeboten habe.

Dieser Brief zeichnet mit bemerkenswerther Feinheit den Gang der Wiener Politik. An die Stelle der Allianz mit Napoleon tritt erst die Friedensverwendung, dann wenige Zeilen weiter schon die Intervention Oesterreichs. Die angebotenen Subsidien werden abgelehnt, um ja ganz unabhängig von Frankreich zu sein; die eifrigen Rüstungen der ganzen österreichischen Kriegsmacht, die schon gegen Napoleon so gut berechnet waren, wie gegen Rußland, werden durch die Betrachtung erläutert, daß eine intervenirende Macht Mittel haben müsse, den kriegführenden Alliirten zu imponiren. Von der Allianz zur Friedensverwendung, von da zur bewaffneten Intervention, das ist die Stufenleiter für die langsamen Uebergänge der österreichischen Politik. Und diesen diplomatischen Wendungen entsprechen auch schon die militärischen Thaten. Fast in den nämlichen Tagen, wo Kaiser Franz jenen Brief abgehen ließ, war Schwarzenberg mit seinem Corps, von den Russen kaum verfolgt, bis nach Pultusk zurückgewichen, brach dann von da am 25. Januar gegen Warschau auf, um vierzehn Tage später auch diesen Punkt vertragsmäßig den Russen einzuräumen.

Daneben bot Metternich Alles auf, die erwachende Mißstimmung Napoleons durch den Ton cordialster Freundschaft zu beschwichtigen; Otto wußte die Vertraulichkeit nicht genug zu betonen, womit Metternich gegen ihn sein Herz ausschüttete*). „Eure Allianz mit Rußland, sagte ihm um die Mitte Februar der österreichische Staatsmann, war monströs; die unsrige gründet sich auf die natürlichsten, dauerndsten und heilsamsten Interessen; sie soll ewig sein, wie die Bedürfnisse, die sie haben entstehen lassen. Wir selber haben sie gesucht und haben uns wohl besonnen, ehe wir sie abschlossen. Wenn wir sie noch einmal zu schließen hätten, wir würden sie nicht anders machen, als sie ist." In den nämlichen Tagen war Schwarzenberg von seinem diplomatischen Feldzuge aus Polen nach Wien zurückgekommen; sofort beeilte sich Metternich, dem französischen Gesandten mitzutheilen, daß der Fürst sich nach Paris begeben werde. „Es werde für Europa ein eclatanter Beweis der Gesinnungen Oesterreichs sein, wenn der Führer des Hülfscorps in Paris bei seinem Chef erscheine, um dessen Befehle entgegenzunehmen." Aber in

*) „Effusion de coeur" ist der wiederholte Ausdruck Otto's. S. Fain S. 293. 303 f.

Paris war man doch nicht mehr ganz außer Sorge. Der leise Uebergang von der Allianz zur Verwendung, von der Verwendung zur bewaffneten Intervention oder Vermittlung schien nicht zu den Betheuerungen des österreichischen Ministeriums zu passen; es kam darüber zu Erörterungen. Wiederholt versicherte Metternich: „Wenn wir die Allianz heute auflösten, wir würden sie morgen von Neuem schließen. Frankreich hat uns viel Böses zugefügt, allein es liegt in unserem Interesse, das Vergangene zu vergessen. Wir wollen ihm in diesem Augenblicke nützlich sein und denken, daß es uns zu anderer Zeit den gleichen Dienst leisten wird. Wir fürchten nicht Frankreich, sondern die Russen, deren Macht ihr selbst habt vermehren helfen.“ Indem er dann in lebhaften Worten das beunruhigende Wachsthum russischer Größe schilderte, wies er auf die Politik von Kaunitz hin und meinte, nur ein Bund zwischen Frankreich, Oesterreich und der Pforte sei dazu geeignet, gegen die russisch-britische Macht ein Gegengewicht zu bilden.

Das war die Stellung Oesterreichs in dem Augenblick, wo in Preußen der Aufschwung des Volkes den König mit fortriß und ihn zum russischen Bündniß trieb. Der mächtige Gang der Ereignisse von Tauroggen, Königsberg, Breslau und Kalisch erregte ohne Zweifel am Wiener Hofe sehr gemischte Empfindungen. Mochte auch die Kriegsrüstung selbst nicht ungern gesehen werden, so war ihre Art um so unerwünschter. Diese freie Thätigkeit eines Volkes stimmte weder zu den Anschauungen des österreichischen Monarchen noch seines Ministers, und wenn Beide in irgend einem Punkte mit Napoleon völlig sympathisirten, so war es in dem Widerwillen gegen solch „revolutionäre“ Mittel. Als Schwarzenberg später nach Paris kam, versicherte er dem französischen Kaiser: „nichts widerstrebte seinem Monarchen mehr, als eine Wendung der Dinge, welche die geheiligten Bande zwischen Fürsten und Völkern aufzulösen strebte und, wie es in Preußen jetzt der Fall sei, den Souverain nur an die Seite seines Volkes stelle!!“ . . . . „Man müsse alle Anstrengungen darauf wenden, die jakobinische Gährung zu ersticken, die sich täglich mehr ausbreite.“

Nicht der absolutistische Instinct allein erzeugte diesen Widerwillen, man war auch vor der Ansteckung besorgt, die das Beispiel Preußens üben konnte. In der Bevölkerung Oesterreichs regten sich ähnliche Stimmungen, wie im deutschen Norden; die Erinnerung an 1809 war dort noch nicht erloschen, auch wenn sie dem Kaiser unwillkommen war. Jene Stimmungen im Volke reichten aber hoch hinauf bis in die Kreise der Aristokratie und der kaiserlichen Prinzen; man mochte am Hofe wohl fürchten, sie könnten in einem stürmischen Anlauf die Regierung wider Willen mit fortreißen und das ganze feine Gewebe Metternich'scher Vermittelungspolitik vor der Zeit zerstören. Darum wurde Justus Gruner verhaftet, auf die Actenstücke und Proclamationen von Breslau und Kalisch eifrig gefahndet. Eben jetzt bot sich ein neuer Anlaß, diese Gesinnung noch eclatanter zu bewähren. Mehrere von

den Führern des Tiroler Aufstandes von 1809, die sich in Wien befanden, sannen auf eine neue Erhebung; Hormayr und der Vorarlberger Schneider waren dafür thätig. Erzherzog Johann sagte seine Mitwirkung zu. Aus dem rheinbündischen Deutschland befand sich damals Gagern in Wien, gleichfalls bereit, an dem Aufstande Theil zu nehmen. Gelang der Plan, so war Baiern im Schach gehalten, Oesterreich durch die Diversion im Rücken genöthigt, sich rascher zu entscheiden. Da erhielt durch Verrath der Kaiser davon Kenntniß. Es mochte nicht schwer sein, den mistrauischen Franz glauben zu machen, sein Bruder Johann verfolge Ziele eines persönlichen Ehrgeizes. Er befahl, mit aller Strenge gegen die Theilnehmer einzuschreiten; Hormayr, Schneider und Andere wurden in der Nacht plötzlich aufgehoben und am 8. März nach Munkatsch gebracht, Gagern des Landes verwiesen. Ueberaus bezeichnend für die Lage war es freilich, daß der Letztere von Metternich ausdrücklich aufgefordert ward, sich ins russisch-preußische Hauptquartier zu begeben, um dort den ächten Verlauf darzustellen und Oesterreichs nahen Beitritt anzukündigen*). Dazu stimmte vollkommen, was Metternich später einem britischen Diplomaten versicherte: er habe den Russen, als sie noch an der Memel standen, sagen lassen, sie möchten nur an die Elbe und Oder vorrücken; Oesterreich würde handeln, sobald es fertig wäre**). Ja gegenüber den Franzosen selber machte man sich aus der unbequemen Volksbewegung im Norden eine neue Waffe. Man wies halb besorgt halb drohend auf Ereignisse hin, die man nicht mehr bemeistern könne. Ich verblende mich nicht, sagte Metternich zu Otto am 19. Februar, über die Folgen dieser Volksbewegungen; hervorgerufen im Namen der Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands werden sie bald alle politischen und socialen Bande zerreißen, und ich sehe darin die traurigen Vorboten der größten Unglücksfälle und der Umwälzung der Throne. Glauben Sie mir, daß in Kurzem der Aufstand in Preußen sich ausbreiten wird bis an den Rhein***).

Indessen waren die Vermittelungsboten abgesendet worden, Wessenberg nach London, Lebzeltern nach Kalisch. Die Abreise des Ersteren hatte sich durch einen diplomatischen Zwischenfall bis zum 8. Februar verzögert; wie er nach Hamburg kam, ward er von der französischen Polizei festgehalten und seine Papiere durchsucht. Für die Friedensvermittlung war dies kein günstiger Anfang. Mochte Napoleon selbst unbetheiligt sein und nur unzeitiger Diensteifer untergeordneter Personen die Schuld tragen, in Wien hatte man nun Anlaß genug, sich gekränkt zu zeigen über diese Verletzung völkerrechtlichen Herkommens. Bis der Gegenbefehl aus Paris Wessenbergs Freilassung

*) Gagern, Antheil an der Politik I. 218.

**) Londonderry, Geschichte des Krieges von 1813 und 1814. Uebersetzt von Ebendahl I. 163.

***) Arm. Lefebvre a. a. O. 49.

verfügte, waren kostbare Stunden verloren und es fragte sich, ob es sich denn noch der Mühe lohne, nach England hinüberzugehen. Wenigstens fand das britische Cabinet schon die ganze Einleitung des Vermittlungswerkes höchst anstößig und schien in Zweifel darüber, ob man den österreichischen Unterhändler überhaupt zulassen solle. Sonst fehlte es nicht an regem Verkehr zwischen England und Oesterreich. Der Kaiser selbst correspondirte mit dem Prinz-Regenten und ein englischer Agent, Lord Walpole, saß in Wien — den Augen französischer Spürer so wenig verborgen, daß Metternich selbst meinte, es sei besser, wenn er sich vorerst noch entfernt halte*).

Lebzeltern war ungehindert in Kalisch angekommen, allein auch seine Vermittlersendung nahm einen merkwürdigen Verlauf. Zuerst meldete er nur das Bedauern Kaiser Alexanders, daß Oesterreich diese Gelegenheit nicht ergreife, um sich für seine Verluste zu entschädigen, aber doch zugleich die Bereitwilligkeit des Czaren, die Intervention des Wiener Hofes anzunehmen. Ein zweiter Bericht übersandte eine russische Note vom 11. März, worin Rußland erklärte: es sei mit Großbritannien, Preußen und Schweden innig verbunden und werde die österreichische Verwendung für den Fall annehmen, daß seine Verbündeten das Gleiche thäten. Beide Erklärungen wurden dem französischen Gesandten in Wien mitgetheilt. Verborgen blieb ihm aber, daß Lebzeltern am 29. März zu Kalisch einen Vertrag mit Nesselrode unterzeichnete, der auf ewige Zeiten geheim bleiben und nur dem König von Preußen mitgetheilt werden sollte. Darnach wollten die Russen im Anfang April den in Polen früher mit den Oesterreichern abgeschlossenen Waffenstillstand kündigen und ihnen in Flanke und Rücken Truppen vorschieben, um sie so scheinbar zu zwingen, auf das rechte Weichselufer zurückzuweichen und nur die Uebergangspunkte Krakau, Sandomir und Opatowice besetzt zu halten. Sobald diese verabredete Bewegung durchgeführt war, sollte ein neuer Waffenstillstand zwischen den Oesterreichern und Russen festgesetzt werden. Die Folgen dieses geheimen Abkommens stellten sich bald heraus. Vergebens ward von den Franzosen nachher Schwarzenbergs Nachfolger, Frimont, aufgefordert, mit Poniatowskis Corps, das den Oesterreichern zur Seite stand, in Uebereinstimmung zu handeln, vergebens Alles versucht, die Räumung des polnischen Gebietes zu verhindern oder aufzuschieben; Frimont richtete sich nach den geheimen Weisungen, die ihm in Folge der Uebereinkunft vom 29. März zugekommen waren.

Napoleon kannte nicht alle diese verschlungenen Fäden der Wiener Po-

---

*) Castlereagh VIII 358 f. Cathcart commentaries on the war in Russia and Germany. S. 114. 115. Ueber Wessenbergs Aufträge hatte Münster am 17. März an Nugent geschrieben: l'idée seule est si absurde, qu'il est superflu de la discuter. La Prusse se déclare contre la France; cet événement et l'enthousiasme général de la nation entraînera l'Autriche. Lebensb. III. 160.

litik, aber er glaubte doch genug zu wissen, um ihr nicht allzuviel zu vertrauen. Sein Gesandter in Wien schien ihm dieser Staatskunst gegenüber zu arglos und unbeholfen; er entschloß sich ihn durch einen andern zu ersetzen.

Zum Nachfolger Otto's war Graf Louis Narbonne auserſehen, ein Cavalier der altfranzösischen Zeit, geistreich, von anmuthigen Formen und mit der hohen Aristokratie persönlich enger verflochten, als sein bürgerlich geborner Vorgänger. „In Wien, sagte ihm Napoleon vor der Abreise, hat man drei verschiedene Stufen durchgemacht: erst die Anhänglichkeit an die Allianz, die Bubna mir betheuerte, dann das Drängen und die Vorschläge zum Frieden, zuletzt die Haltung einer vermittelnden Macht, aus der schon ein leiser Neutralitätsanspruch sich vordrängt. Sehen Sie sich das in der Nähe an; die Schleier müssen fallen, ich will wissen, mit wem ich zu thun habe.“ Ein Bruch mit Oesterreich war ihm noch nicht wahrscheinlich; das Interesse wie die dynastische Verwandtschaft sprachen ihm dagegen. „Schlagen Sie die Familiensaite an, sagte er Narbonne beim Abschied; der Kaiser, mein Schwiegervater, ist weise, gemäßigt, verständig; aber die Hofintriguen, die Eitelkeiten der Salons und die kriegerischen Phantasien der Weiber sind in Verschwörung*).“

Am 17. März traf Narbonne in Wien ein. Er sollte zunächst die Lage erforschen, das Mißverständniß wegen Wessenberg ausgleichen und den Preis erkunden, um welchen die thätige Mitwirkung zu erlangen war. Seine genaueren Instructionen enthielt eine Depesche Marets vom 27. März. Oesterreich sollte darnach die Friedensverhandlung mit den Kalischer Alliirten ohne Zögern vermitteln; war das fruchtlos, so schlug der französische Kaiser folgenden Weg vor. „Oesterreich, sagte die Depesche, kann dann nicht umhin, den Untergang Preußens vorauszusehen. Die Bevölkerung der preußischen Monarchie beträgt fünf Millionen. Man würde daraus drei Loose machen. Eine Million am rechten Ufer der Weichsel bliebe Preußen; zwei Millionen kämen an Oesterreich, die zwei übrigen an Sachsen und Westfalen. Der schönste Theil, Schlesien, würde an Oesterreich fallen.“ Aber dafür verlangte er auch rasche und thätige Theilnahme; Oesterreich sollte 100,000 Mann stellen und damit die sichere und schnelle Entscheidung herbeiführen. „Der Kaiser Napoleon würde so manövriren, daß Schlesien von allen Verbindungen mit Rußland abgeschnitten und den Oesterreichern die Eroberung dieser Provinz erleichtert würde**).“

Narbonne überschaute bald die wahre Situation; hat sich doch Napoleon später auf St. Helena beklagt, sein Gesandter habe nur zu rasch ihm reinen Wein eingeschenkt und dadurch schneller als es ihm vortheilhaft gewesen, die Dinge zum Bruch getrieben. Er vergaß dabei nur, daß er ihn selber zu

*) Villemain Souvenirs I. 291.

**) S. Arm. Lefebvre a. a. O. 58 f.

dem Zwecke abgesendet und in dem Sinn instruirt hatte. Auch Narbonne glaubte noch an Metternichs Hingebung zu Frankreich, jedoch nur so lange, als die Dinge zum Frieden hinführten. Kam es zum Kriege, so war er überzeugt, daß Oesterreich in den Reihen der Gegner focht. Das sagte ihm die ganze Physiognomie der Hauptstadt, die Stimmung des Volkes, wie die der vornehmen Gesellschaft, die sich ihm leichter als seinem Vorgänger erschloß. Aber auch aus Metternichs Aeußerungen war schon das herauszuhören, was der Minister bald mit klaren Worten sagte: Oesterreich will den Frieden und es bereitet sich vor, ihn zu erzwingen, wenn man das nicht annimmt, was es für annehmbar hält*). Noch wußte Narbonne nicht, was in den nämlichen Tagen, wo er in Wien das Terrain sondirte, Lebzeltern und Nesselrode mit einander in Kalisch ausbrüteten, aber die Wirkungen konnten ihm nicht lange verborgen bleiben, wenn er sah, wie Frimont an der Weichsel zurückwich. Ließen doch selbst Metternichs wohlberechnete Worte erkennen, daß die österreichische Politik wieder um einen kleinen Schritt weiter gerückt war; aus der Verwendung und Intervention begann jetzt schon die bewaffnete Vermittlung zu erwachsen.

Das Project einer Theilung Preußens, mit dem Narbonne am 10. April hervortrat, und die Aussicht auf Schlesien machte keinen Eindruck; so viel hatte die bittere Erfahrung der jüngst vergangenen Zeiten doch bewirkt, daß man dies Geschenk als den Nessusrock erkannte, zu dem es für Oesterreich geworden wäre. Schutz gegen Rußland, Rückgabe von Illyrien, Restitution des Innviertels und Tirols — das war allenfalls ein Preis, der in Wien in's Gewicht fiel, nicht aber die schlesische Beute, die durch die Vernichtung Preußens die Napoleonische Herrschaft in Deutschland verewigte. Die thätige Theilnahme am Kriege, als Alliirter Frankreichs, ward jetzt schon offen abgelehnt und zwar in Ausdrücken, die bereits Oesterreichs künftige Stellung erkennen ließen. Die Rolle Oesterreichs, sagte Metternich zu Narbonne, kann nicht mehr die einer einfachen Hülfsmacht sein und im Fall, daß die Vermittlung den gehofften Erfolg nicht hätte, bliebe ihm nur die Alternative: sich entweder hinter seine Grenzen zurückzuziehen oder sich als Hauptmacht am Kriege zu betheiligen. Die Verpflichtungen beschränkter Hülfe aus unserem Allianzvertrag sind nicht mehr anwendbar auf die gegenwärtigen Umstände.

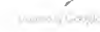
Fürst Karl Schwarzenberg war um diese Zeit auf dem Wege nach Paris; er hielt sich in München, Stuttgart und Karlsruhe auf, um die Stimmungen im rheinbündischen Lager zu erkunden. Frankreich, äußerte er in

*) Daß man in militärischen Kreisen schon früh Napoleons Unnachgiebigkeit als den wahrscheinlichsten Fall annahm und sich gewöhnte, Frankreich als den künftigen Gegner anzusehen, beweisen die Aufsätze Radetzky's vom März und Mai, s. dessen Denkschriften S. 86. 93 f.

München gegen den französischen Gesandten Mercy d'Argenteau, der unter seinen Vorfahren eine Reihe österreichischer Feldherren und Diplomaten zählte, Frankreich wäre stark und groß genug, wenn es sich auf die Rheingränze beschränkte. Die Unabhängigkeit der Hansestädte, der Verzicht auf Illyrien, die Selbständigkeit der deutschen Fürsten, das seien die Bedingungen, die zu einem allgemeinen und dauerhaften Frieden führen könnten. Diese Aeußerungen kamen früher nach Paris, als Schwarzenberg selbst; sie hatten dort nur die Wirkung, das Mißtrauen gegen Oesterreich zu steigern, nicht zu Concessionen zu stimmen. Vorerst schien es freilich noch rathsam, jede bittere Stimmung zurückzudrängen. Napoleon, eben im Begriff nach Deutschland aufzubrechen, empfing den Feldmarschall, der am 7. April in Paris eintraf, wie wenn das Bündniß von 1812 unerschüttert fortbestehe. Er sprach die Erwartung aus, daß Frimont den Waffenstillstand aufkündige und thätig zum Kriege mitwirke. Wenn Oesterreich mit seiner ganzen Macht gegen Rußland vorgehe, würde der Friede bald erfochten sein. Von einem Lohn für diese Dienste sprach der Kaiser freilich kein Wort; er überließ Maret die weitere Verhandlung und begab sich zur Armee*).

In den Conferenzen, die Schwarzenberg mit Maret hatte, gab sich aller geschmeidigen Windungen ungeachtet der veränderte Standpunkt deutlich kund. Die einzige Form, meinte Schwarzenberg, in der Oesterreich den Frieden herbeiführen könne, sei die einer bewaffneten Vermittlung. Sollte der Friedensversuch scheitern, so könne Oesterreich nicht mehr wie früher lediglich als Hülfsmacht auftreten; die ganze Lage sei eine andere geworden. Die Allianz von 1812 bleibe darum doch eine solide Grundlage für beide Mächte; wenn Kaiser Franz an diesen Grundlagen ein Wort geändert wünschte, so wäre er der erste, der es offen sagte. Der Kaiser werde aber seinem Charakter treu bleiben und sich zu Gunsten der Sache, die er vertrete, nicht auf bloße Worte beschränken; sollten Uebertreibungen der verbündeten Mächte Vernunft und Maß überschreiten, so werde er eine imposante Stärke in die Wagschale derjenigen Macht legen, die er — abgesehen von den unermeßlichen Verwicklungen des Augenblicks — als seinen natürlichsten Verbündeten ansehe. Im Uebrigen dürfe man keinen Augenblick das ganz besondere Verhältniß übersehen, in welchem sich der österreichische Monarch zu seinen Völkern befinde. Diesen thue vor Allem der Friede noth. Um ihren guten Willen für neue Opfer zu erhalten, müsse man erklären:

*) Nach Prokesch (Denkwürdigkeiten Schwarzenbergs S. 169) schloß Napoleon diese letzte Audienz, die der Fürst bei ihm hatte, mit den Worten: vous avez le bâton de Maréchal; le bâton, cela veut dire schlagen celui qu'on devant soi. „Oui Sire", antwortete der Fürst; „il faut le désirer; il s'agit de le pouvoir."



daß einzig deshalb gerüstet werde, um einen raschen und dauernden Frieden zu erlangen. Oesterreich wollte also die „Grundlagen" des Bündnisses von 1812 nicht angetastet wissen, aber es erklärte zugleich, daß es den Vertrag nicht mehr erfüllen und als Hülfsmacht nicht mehr auftreten könne, weil die ganze Situation eine andere geworden sei. Eine Note Bubna's aus denselben Tagen faßte das in die Worte: der Wiener Hof sei geneigt, einen Vertrag zu schließen, der, ohne das frühere Bündniß aufzulösen, doch über die Stipulationen, die den Umständen nicht mehr entsprächen, einen Vorbehalt enthielte.

Während die österreichische Diplomatie zu Paris so vorsichtig wie möglich zu verstehen gab, daß die Allianz von 1812 nicht mehr genüge und es neuer Mittel bedürfe, um Oesterreich festzuhalten, nahm zu Wien die Verhandlung einen rascheren Gang.

Narbonne war ungeduldig geworden und drängte, allerdings nicht in Napoleons Interesse, auf eine schnelle Entscheidung. Die Beziehungen, in denen Oesterreich bereits mit den Gegnern stand, konnten ihm nicht mehr entgehen; er sah, wie es sich trotz Metternichs dreister Ableugnung just in dem Augenblicke näher mit Sachsen einließ, wo der flüchtige König damit umging, den Rheinbund mit einem Neutralitätsbündniß zu vertauschen. Und wenn das Alles nicht gewesen wäre, so reichte Eines hin, über die Lage aufzuklären. Der Rückzug Frimonts in Polen ward allen dringenden Vorstellungen der Franzosen zum Trotz vollzogen; Schwarzenberg in Paris nahm erst die treuherzige Miene an, als bedürfe es nur eines Befehls des französischen Kaisers, um ihm Halt zu gebieten; bis aber zwischen Krakau, Wien und Paris hin und her correspondirt war, hatte der gefürchtete Rückzug schon stattgefunden. Darnach ließ sich nicht mehr wohl bestreiten, daß auch die „Grundlagen" des Vertrags von 1812, denen treu zu bleiben Kaiser Franz eben noch erklären ließ, thatsächlich verlassen waren.

Jetzt glaubte der französische Diplomat keinen Augenblick mehr zögern zu dürfen. Am 21. April übergab er Metternich eine Note, die im Ton dringender Beschwerde die Versicherungen der österreichischen Diplomatie mit den Thatsachen zusammenstellte und in den bestimmtesten Worten verlangte, daß der noch bestehende Allianzvertrag vom März 1812 treu eingehalten und „auf der Stelle dem General Frimont die Weisung zugesandt werde, seine frühere Stellung einzunehmen und dort die Befehle des Kaisers der Franzosen zu erwarten." Auf eine so deutliche Aufforderung war es nicht möglich, länger auszuweichen. Metternichs Antwort (26. April) gab denn auch in noch bestimmteren Worten, als es Schwarzenberg zu Paris gethan, die Erklärung: daß Oesterreich an dem Kriege als bloße Hülfsmacht nicht mehr Antheil nehmen könne und daß die Bestimmungen der Allianz von 1812 aufgehört hätten, auf die gegenwärtige Lage anwendbar zu sein. Die Phrase, die er hinzufügte: der Kaiser betrachte auch jetzt noch die „Grund-

lagen" der Allianz als nicht angetastet, nahm der Erklärung, die vorausging, nichts von ihrer Deutlichkeit.

Auf dem Wege nach dem Lützener Schlachtfelde empfing Napoleon die ersten bedenklichen Nachrichten; noch nicht Metternichs letzte Erklärung, aber doch Berichte über die Verhandlung mit Sachsen und den Rückzug in Polen. Was ihm seine eigene Diplomatie nicht meldete, darüber ward er durch den wachsamen Diensteifer des Württemberger Monarchen ins Klare gesetzt*). Er sah mit Ingrimm, daß ihm Oesterreich anfange zu entschlüpfen und daß er falsch gerechnet, wenn er glaubte, es ließe sich ohne Opfer bei der Allianz erhalten. Von dieser Stunde an war er geneigt, lieber mit Rußland die Ausgleichung zu suchen, um, wie er später sagte, Oesterreich für seine Treulosigkeit zu züchtigen. Der Kaiser will den Frieden, ließ er an Narbonne schreiben, aber nicht einen wie eine Capitulation angebotenen Frieden. Noch immer freilich wünschte er nichts zu übereilen; es mißfiel ihm die drängende Raschheit, womit Narbonne verfahren war, er wies ihn an, mehr an sich zu halten und Zeit zu gewinnen. Vielleicht kam eher vom Schlachtfelde als aus den diplomatischen Conferenzen die gewünschte Entscheidung.

So erfolgte die Schlacht vom 2. Mai. Am Tage dieses Kampfes hatte Napoleon die Nachricht von der unumwundenen Erklärung erhalten, die Metternich am 26. April gab. Er war abermals verstimmt über Narbonne's Drängen. „Ihre übereilte Explication, sagte er, hat den Vortheil, uns von allen Banden mit dieser Macht zu befreien; allein der Kaiser hätte lieber gesehen, daß Ihre Zurückhaltung ihr diesen Fehltritt erspart hätte**)." Narbonne sollte sich über keine Frage auslassen und ruhig halten. „Ihre Politik des Moments ist ganz in Ihrer Zurückhaltung, Ihrer Vorsicht und Isolirung." Napoleon erwartete offenbar, der Eindruck der Schlacht werde Oesterreich bekehrt unter seinen Fahnen zurückführen. Prahlend sprach er von den 1200,000 Mann, die er unter den Waffen habe. Die Prätension einer bewaffneten Vermittlung, ließ er an Narbonne schreiben, ist zu lächerlich, als daß der Kaiser von Oesterreich es nicht fühle. Das Beste wäre, die Dinge wieder in die Lage zu versetzen, worin sie waren, und das Contingent zu stellen.

Wäre die Schlacht vom 2. Mai nach einer oder der andern Seite eine vollständige Niederlage gewesen, so war die Entscheidung des Wiener Cabinets wohl nicht zweifelhaft; es schlug sich dann auf die Seite des Siegers. Aber der Ausgang der Schlacht gewährte nur einen unfruchtbaren Erfolg; ihr Verlauf ließ ahnen, welch furchtbarem Kampfe man entgegenging, und gab eine beredte Probe von dem Widerstande, den Preußen zu leisten ent-

*) Auch die Kriegspartei in Oesterreich selbst war in diesem Sinne thätig; s. Lebensbilder III. 161.

**) Note vom 4. Mai bei Norvins. Vgl. A. Lefebvre a. a. O. 523.

schlossen war. Darum machte die Botschaft von Großgörschen in Wien keineswegs den Eindruck, den Napoleon erwartete; vielmehr erschien sie, man durfte wohl sagen, wie eine erwünschte Unterstützung des Metternich'schen Calculs. Napoleon war nur mit größter Anstrengung zum Siege gekommen und im Lager der Gegner war das, was man in Wien „jakobinische Gährung" und „Extravaganz" nannte, vielleicht etwas abgekühlt*). Das war eben die rechte Lage für eine erfolgreiche Vermittlung. Mit neuem Eifer ward dieselbe aufgenommen.

Bubna sollte zu Napoleon, Graf Philipp Stadion in's Lager der Verbündeten gehen. Schon einige Wochen vorher war der Staatsmann, der den Krieg von Aspern und Wagram gegen Napoleon geführt hatte, wieder aufgetaucht, erst an der Spitze einer Verwaltungscommission, dann als designirter außerordentlicher Gesandter für das alliirte Hauptquartier. Damals hatte Narbonne spottend und mißtrauisch geschrieben: „Ich wohne einem Schauspiel bei, von dem vier Acte abgespielt sind; Stadion wird im russischen Hauptquartier den fünften aufführen." Auch Napoleon war nicht davon erbaut. In den Briefen, die er an Narbonne schreiben ließ, sprach er schon von Mangel an Treue und Glauben. „Setzen Sie, schrieb Caulaincourt in seinem Auftrag am 12. Mai, diesem geheimnißvollen Treiben bloß Ihre Kälte entgegen. Der Kaiser nennt das mit dem Auge schlagen. Das Wiener Cabinet muß gewahr werden, daß man es auf eine feste Weise ansieht; es ist dies das beste Mittel, es wieder zu sich selbst zu bringen. Metternichs Verfahren, fügte er hinzu, ist nicht Politik; er intriguirt. Es gehört keine große Voraussicht dazu, um wahrzunehmen, daß dies Getreibe den Kaiser Alexander ebenso sehr wie den Kaiser Napoleon degoutirt und daß es diese beiden Fürsten dahin bringen wird, sich unmittelbar mit einander zu verständigen." Aus aufgefangenen Briefen Stackelbergs an Nesselrode glaubte Napoleon eine innige Vertraulichkeit Metternichs mit der russischen Diplomatie zu erkennen; was er in Dresden erfuhr, schien ihm die Meinung eines treulosen doppelten Spiels zu bestätigen. Unsere vermeintlichen Freunde, sagte er, sind entlarvt. Noch lag ihm viel daran, daß das Corps Poniatowski's, dessen Stellung bei Krakau durch Frimonts Rückzug unhaltbar geworden, so rasch als möglich auf den Kriegsschauplatz nach Sachsen gelangte. Nicht auf dem langen Umweg durch Baiern, sondern wo möglich durch Oesterreich sollte es seinen Marsch antreten. Er hoffte die Zustimmung dazu noch von Metternich zu erpressen. „Wenn es unvermeidlich ist — wurde am 14. Mai

*) Nach Thiers XV. 418 äußerte Metternich zu Narbonne: „quil avait sur les victoires de Napoléon tous ses calculs pacifiques; que pour rendre la paix acceptable, il fallait faire tomber les deux tiers au moins des propositions russes, anglaises, prussiennes, que la victoire de Lutzen servirait à cela, qu' il y avait compté et qu'il eût été trompé dans ses espérances s'il en avait été autrement."

an Narbonne geschrieben — so übergeben Sie eine Note; schlagen Sie im Nothfall einen höheren Ton an und sagen Sie Metternich, daß das Maß voll ist. Sprechen Sie dann von den aufgefangenen Briefen, drohen Sie im Nothfalle Ihre Pässe zu verlangen, aber ohne es auszuführen. Denn das Interesse des Augenblicks ist, Zeit zu gewinnen." Auch jetzt war also die Hoffnung auf eine Umkehr der Wiener Politik noch nicht aufgegeben. In demselben Briefe spricht Napoleon seine Ueberzeugung aus: daß Oesterreich noch keinen festen Plan habe, nur die Neigung, durch Intriguen die gegenwärtige Lage vortheilhaft zu nützen. Die gesteigerten Rüstungen, der Rückzug der Feinde, der Einzug in Dresden müßten ihm die Augen öffnen. „Der Kaiser verzeiht Oesterreich, was vorgegangen ist; er will es sogar ignoriren, er will den Frieden; er ist nicht abgeneigt, den Statusquo vor dem Kriege anzunehmen; er wünscht, der Freund des Hauses Oesterreich zu bleiben, wenn dies nicht schon völlig unmöglich ist."

Das war die Stimmung des französischen Kaisers, als am 16. Mai Graf **Bubna** bei ihm eintraf. Er brachte einen Brief seines Herrn vom 11. Mai, der von freundlichen Worten überfloß. „Der Vermittler, hieß es darin, ist der Freund E. M. Es handelt sich darum, auf unerschütterlichen Grundlagen Ihre Dynastie zu gründen, deren Existenz mit der meinigen verwachsen ist. Ich habe den Grafen Stadion in's preußisch-russische Hauptquartier geschickt. Ich glaubte — schrieb der weiland deutsche Kaiser über den Heldenkampf von Lützen — ich glaubte den lange vorausgesehenen Augenblick erwarten zu müssen, wo ein erstes Treffen manche Leidenschaften gedämpft und manche Chimären zerstreut haben würde. Dieser Augenblick ist gekommen, und es liegt in der Hand E. M., in Folge einer glänzenden Operation der Welt den Frieden zu geben."

Indem Kaiser Franz, den Kalischer Verbündeten gegenüber, nachdrücklich betonte, wie ihm jeder „überspannte Gesichtspunkt" fremd sei, deutete er doch zugleich an, daß ihm der Friede die Hauptsache sei, und daß sein Abgesandter die Weisung habe, einige Punkte vorzuschlagen, die als Grundlage einer Ausgleichung dienen könnten. Diese Punkte waren: Abtretung Illyriens, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, Aufgeben der Reunionen zwischen Ems, Weser und Elbe und Wiederherstellung Preußens. Man darf wohl annehmen, daß Oesterreich wegen dieser Bedingungen im verbündeten Lager unter der Hand bereits sondirt hatte und für sie einer günstigen Aufnahme sicher war. Und gewiß, so wenig sie Deutschlands Unabhängigkeit gesichert hätten, insofern sie Napoleon die Rheingränze, die Schweiz, Belgien, Holland, Italien überließen und ihm Zeit gaben, frischen Athem zu schöpfen*) — nach einer verlorenen Schlacht konnten sie nicht anders als günstig erscheinen.

*) So beurtheilen jetzt auch Franzosen, wie Thiers, die Sache. Er weist

So faßte sie auch Napoleon auf. Er erwog nicht den Kampf, der bevorstand, und die Kräfte, die sich rüsteten, sondern die Erfolge der Vergangenheit, den Zauber von Allmacht und Unwiderstehlichkeit, worauf das künstliche Gefüge seines Weltreichs beruhte. Ein Mann von weniger Genie und geringerem Glück, ein Charakter, bei dem nicht Stolz und Herrschsucht so ganz zum religiösen Glauben geworden war, hätte hier und später den günstigen Moment ergriffen und mit solchen Opfern die Erhaltung seines bedrohten Machtgebäudes erkauft. Aber er konnte und wollte es nicht; er wollte nicht weichen vor dem ersten Misgeschick und dem wach gewordenen Widerstand der Völker nicht die erste bedenkliche Ermuthigung geben. Diese Betrachtung der Dinge hat jetzt, wie später zu Prag, Frankfurt und Chatillon, die Selbständigkeit der abendländischen Welt gerettet.

Mit kaum verhaltenem Groll nahm er Bubna's Vorschläge auf. Sie schienen ihm nach einer gewonnenen Schlacht schon unrühmlich genug, aus den Händen Oesterreichs, des Alliirten von 1812 dargebracht, vollends beleidigend. Doch hielt er zum Schein noch an sich und gab in einem Briefe an den Kaiser seine Bereitwilligkeit kund, an einem Congresse Theil zu nehmen und einen Waffenstillstand abzuschließen. Diesen Entschluß verkündigte auch der Moniteur vom 24. Mai, wie eine freie Eingebung Napoleons, aber ohne der österreichischen Vermittlung Erwähnung zu thun*). Diese verhaßte Vermittlung wollte er auch jetzt noch vermeiden; Oesterreich sollte weder die Ehre noch den Lohn seiner Politik davon tragen — eine Empfindung, der er in denselben Tagen den stärksten Ausdruck lieh. Ich bin, wenn es sein muß — schrieb er in einem zweiten Briefe an Kaiser Franz — eher entschlossen an der Spitze aller hochherzigen Männer Frankreichs zu sterben, als zum Gespötte Englands zu werden und meinen Freunden den Triumph zu gönnen. Und an Narbonne wurde gemeldet: Der Kaiser kann, wie es sein muß, eine bewaffnete Vermittlung durchaus nicht anerkennen.

So versäumte er es absichtlich, Oesterreich an seiner verwundbaren Stelle zu fassen und seine Freundschaft durch Opfer neu zu erkaufen. Er ließ wohl Andeutungen fallen, daß er nicht abgeneigt sei, Oesterreich Vortheile zu gewähren, aber er beschränkte sich auf unbestimmte und vieldeutige Worte. Oesterreich sollte nichts haben, schon weil sein beleidigter Stolz eine Genugthuung forderte für dies Streben, ihn überlisten zu wollen. Vielmehr beschäftigte ihn der Gedanke, durch neue Tilsiter Künste Rußland zu gewin-

---

XV. 423. 424 im Einzelnen nach, daß Frankreich damit immer noch mehr Ausdehnung an Gebiet behielt, als es „vernünftiger Weise wünschen“ konnte.

*) Es hieß nur, nachdem der Plan des Congresses, wie ein Vorschlag Napoleons, im Einzelnen erörtert war: ces principes sont conformes aux vues de l'Autriche.

nen. Schon zwei Tage vor Bubna's Ankunft ließ er an Narbonne schreiben: Eine Mission in's russische Lager würde die Welt in zwei Hälften theilen. Worauf legt Rußland Werth? Auf das Continentalsystem und Polen. Wir haben dem ersteren für Rußland schon entsagt und was das zweite angeht, so liegt uns an Italien, Deutschland und Spanien mehr als an Polen. Wenn Oesterreich neutral bliebe, wurde demselben Diplomaten gemeldet, so wäre uns dies das Liebste; aber seine Allianz ist uns zu theuer. Man kennt ja, hieß es weiter, die Achtung und Freundschaft, welche der Kaiser Alexander für Napoleon hegt. Kaiser Napoleon selbst hat immer das, was von seinem alten Alliirten kam, von dem zu unterscheiden gewußt, was Sache der subalternen Agenten war. Sie wissen besser als irgend Jemand, daß der Kaiser keine Thorheiten im Sinne hat, daß er Polen immer nur als ein Mittel, nie als Hauptsache angesehen hat. Es kann Oesterreich nicht entgehen, daß, wenn wir Rußland in dieser Hinsicht zufrieden stellen, wir ein Mittel haben, jenes zu demüthigen und es auf nichts zu reduciren.

Die letzten Verhandlungen brachten diesen Entschluß zur Reife. Im Angesicht der Schlachtordnungen von Bautzen begab sich, wie wir uns erinnern, Caulaincourt zu den russischen Vorposten, um vor Allem Zutritt zum Czaren zu erlangen und die Saiten der alten Petersburger Freundschaft, die Caulaincourt so sorgsam gepflegt, wieder anzuschlagen. Er sollte dem Czaren „eine goldene Brücke bauen," Oesterreich und seine Vermittlung beseitigen, Rußland die Ehre geben, den Frieden gemacht zu haben. Seine Vorschläge waren: er wolle den Rheinbund bis an die Oder beschränken, Westfalen mit 1¼ Millionen Seelen auf Kosten Preußens verstärken, Oldenburg entschädigen, Preußen mit polnischen Gebieten vergrößern und es mit dem „russischen System verknüpfen"; Frankreich und Rußland würden dadurch 300 Stunden von einander getrennt, eine intermediäre Macht zwischen ihnen hergestellt und Polen „auf immer vernichtet" werden*). Allerdings ein vortreffliches Arrangement! Napoleon unbedingter über Deutschland Herr, als selbst vor der Katastrophe von 1812, das deutsche Preußen vernichtet und zu einem polnisch-russischen Vasallenstaat gemacht, Rußland selbst Gebieter an der Weichsel — es wäre ein Meisterstreich gewesen, wenn die Absicht nicht gar zu handgreiflich herausgesprochen hätte. Selbst wenn man annahm, daß Alexander auch dieser plumpen Rechnung nicht ganz unzugänglich war und sich vielleicht zum zweiten Male versucht fühlte, die Tilsiter Rolle verschlimmert zu wiederholen — hätte er es wohl gekonnt an der Seite der preußischen Armee von Großgörschen und inmitten eines Volkes, das eben seine ganze Kraft waffnete, um preußisch und deutsch zu bleiben?

Aber es kam nicht einmal zur Versuchung; wir wissen, Alexander ließ

*) S. das Aktenstück bei A. Lefebvre S. 534 und die bezeichnende Beilage ebendas. S. 535.

Caulaincourt nicht vor; der Bescheid, der nach der Schlacht aus dem verbündeten Lager kam, knüpfte die Verhandlung über den Frieden an die Vermittlung Oesterreichs. Es war also klar, daß es vergebliche Mühe war, die Alliirten trennen zu wollen. Sie blieben einig unter sich und wurden täglich vertrauter mit Oesterreich. Zwar waren auch sie ungeduldig über Metternichs Zögern und einem der Besten unter Allen, der trotz der Wunde von Großgörschen eifrig und unermüdet thätig war, den Abschluß zu beschleunigen — Scharnhorst — haben diese Kreuz- und Querzüge das Leben gekostet; aber es ließ sich doch nicht verkennen, daß, je mehr Oesterreichs Verhältniß zu Napoleon erkaltete, desto inniger das Einverständniß mit den Gegnern ward. War es doch eine offenkundige Sache, daß Graf Stadion Zusagen auf einen nahen Beitritt seines Kaisers in das verbündete Lager gebracht, und wie Hardenberg in einem Briefe vom 13. Mai äußerte, sollte der Beitritt zu Ende des Monats erfolgen. Daß Stadion selbst, über die Gränze seiner Aufträge hinaus, mit ganzer Seele bei der Sache war, in deren Lager er sich befand, war ganz unzweifelhaft; daß er den Kriegsberathungen beiwohnte und unter seiner Mitwirkung der Entschluß zur Schlacht bei Bautzen gefaßt ward, blieb ebenso wenig ein Geheimniß. Ging doch selbst im Heer die Sage, die Oesterreicher hätten es mit zu einer Bedingung ihres Beitrittes gemacht, daß noch eine Schlacht geliefert werden solle; ihr Ausgang sei welcher er wolle, nur müsse sie viel Blut kosten *). Oesterreich geht kräftig los, schrieb Stein am 19. Mai an Münster. Thatsache war es ferner, daß Stadion an dem Beschlusse: Caulaincourt abzuweisen und auf der österreichischen Vermittlung zu beharren, seinen Antheil gehabt und daß der Oberfeldherr am Morgen des ersten Schlachttages Bülow „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ mittheilte, die Allianz mit Oesterreich sei fertig und diese Macht werde gegen Ende des Monats losschlagen **). In diesem Sinne wurden auch die militärischen Bewegungen geleitet; beim Rückzug von Lützen und von Bautzen suchte man vor Allem die Verbindung mit Oesterreich ungestört zu erhalten. Ja es scheint, Oesterreich hatte diese Richtung des Marsches ausdrücklich zur Bedingung gemacht; „wenn wir bis zur ersten Hälfte des Juli am schlesischen Gebirge auszuhalten vermögen — versicherte Müffling dem zum Rückzug nach Polen treibenden Barclay — so ist Oesterreich bereit den Krieg zu erklären.“ Bis dahin, das war die Ansicht, konnte Oesterreich mit seinen Rüstungen fertig sein und die Offensive sofort beginnen ***). Gleichwohl schwankten auch im verbündeten Lager die Meinungen über Oesterreichs wahre Absicht. „Unsere Bewegungen schrieb damals verstimmt der britische Gesandte aus dem Hauptquartier an seinen Minister, sind in

*) Henckel von Donnersmark. S. 200.

**) Droysens York II. 223.

***) Müffling, „Aus meinem Leben“. S. 46. 50.

blindem Vertrauen auf Oesterreich gemacht worden; wir sind zurückgewichen und haben uns einem schmalen Strich Landes anvertraut, wo sich die Masse Menschen und Pferde kaum halten kann. Wir haben Breslau preisgegeben, die directe Verbindung mit Kalisch verlassen und haben Polen unter Bonaparte's Einfluß gegeben — Alles für Oesterreich, und doch zögert es, sich zu erklären*)." Die Versicherungen Stadions waren zwar von der Art, daß Hardenberg und die russischen Minister es übel nahmen, wenn man an Oesterreich zweifelte, und dennoch waren der Zweifler gar viele, die auf Bubna's Sendungen und auf Schwarzenbergs Zögern in Paris hinwiesen. Mit Illyrien und Italien, mit einigen Stücken von Baiern, meinten sie, lasse sich Oesterreich seine Neutralität noch abkaufen**).

Diese mißtrauische Ungeduld war begreiflich, wenn gleich Oesterreich mit jedem Tage sich einen Schritt weiter von Napoleon entfernte. Zwischen Metternich und Narbonne bestand kein näherer Verkehr mehr; dagegen hatte der österreichische Staatsmann um so eifriger mit Humboldt und Stackelberg zu schaffen. „Gern würde das Wiener Cabinet, schrieb Narbonne am 19. Mai, eine Gelegenheit ergreifen, um mit uns zu brechen. Schwarzenberg hat entschieden Farbe angenommen gegen Frankreich; Metternich hat zwar seine Schiffe noch nicht verbrannt, aber er ist nahe daran." Wie sich dann in der Nacht vom 31. Mai Kaiser Franz mit Metternich zur Reise nach Böhmen in Bewegung setzte, galt dies in den Augen des französischen Gesandten als ein weiteres Zeichen des bevorstehenden Bruches. Die Ausrede, man wolle näher bei beiden Hauptquartieren sein, schien verdächtig; denn das Schloß Gitschin, wohin sich der österreichische Monarch begab, lag von Dresden ziemlich weit weg, aber nahe genug beim Hauptquartier der Verbündeten.

Gleichwol beurtheilten die Franzosen die Politik des Wiener Hofes nicht richtig. Eben jetzt gab dieselbe eine neue Probe, wie weit sie nachzugeben entschlossen war. Ohne daß Napoleon die Vorschläge, die ihm Bubna (Mitte Mai) gebracht, irgendwie als verbindlich angenommen, sah man doch seine Haltung wie ein Entgegenkommen an und ging noch einen Schritt weiter. Die Abtretung der Hansestädte und das Schicksal des Rheinbundes sollte erst beim Abschluß des allgemeinen Friedens entschieden werden. Dazu schrieb Kaiser Franz einen Brief, worin er sagte: „an dem Tage, wo ich Ihnen meine Tochter gab, ist Ihre Ehre die meinige geworden. Vertrauen Sie mir und ich werde nichts von Ihnen verlangen, das Ihrer Ehre zu nahe tritt." Mit diesem Anerbieten und der Versicherung, daß Oesterreich noch durchaus freie Hand habe, eilte Bubna nach Schlesien und theilte sie

*) Castlereagh despatches III. Series I. 21.

**) S. die Aeußerungen in dem Briefe vom 31. Mai, den die Lebensbilder III. 239 mittheilen.

am 30. Mai dem Herzog von Bassano mit. Der Erfolg war freilich ganz anders, als man erwarten mochte; um auf diese Vorschläge nicht antworten zu müssen, schloß Napoleon lieber den Waffenstillstand ab. Gewinnen Sie nur Zeit, schrieb er an Maret, damit wir nicht genöthigt sind, auf die Anträge Oesterreichs Ja oder Nein zu sagen.

So erfolgte, wie wir früher sahen, der Abschluß des Waffenstillstandes vom 4. Juni. Obgleich ihn Napoleon im Trotz gegen Oesterreich einging, war damit doch dieser letzten Macht ein erster Erfolg ihres diplomatischen Feldzugs gesichert. Denn ihre Vermittlung rückte nun näher; Napoleon konnte sie nicht ganz umgehen und die Verbündeten hatten nach zwei unglücklichen Schlachten manche kühnere Hoffnung aufgeben und die Bedingungen Metternichs annehmen müssen.

Napoleon freilich dachte sich der verhaßten Einmischung auf andere Weise zu entledigen; seine Gedanken waren ganz auf Krieg gerichtet, und die zwei Monate des Waffenstillstandes hatten für ihn lediglich den einen Werth, seine Rüstungen so zu vollenden, daß er auch gegen eine Allianz der drei östlichen Mächte der Sieger blieb. Die Friedensverhandlung sollte nur eben dazu dienen, diese kriegerischen Plane zu verbergen. Denn das offne Eingeständniß, daß er um so mäßige Bedingungen, wie sie Oesterreich vorschlug, den Frieden nicht wollte, hätte die Franzosen selbst erbittert, sein Heer mit Unmuth erfüllt, Oesterreich nur früher in die Arme der Verbündeten geführt. Drum war es den Meisten auch in seinem eignen Lager ein Geheimniß, was er mit dem Waffenstillstand wollte; nur Maret, der Minister des Auswärtigen, der sich gefügig den Anschauungen seines Herrn unterordnete, war ganz eingeweiht. Seinem Stiefsohn Eugen und dem Kriegsminister deutete der Kaiser wenigstens an, daß er Oesterreich aufgebe, weil dessen Forderungen unannehmbar seien und daß es nur darauf ankomme, die zwei Monate Waffenruhe zur Rüstung so zu nützen, daß man Ende Juli zum Kampfe vollkommen fertig sei. Für die Welt aber galt der Schein des Friedens; Napoleon richtete sich in Dresden so ein, wie wenn er mehr an das Ende als an die Fortsetzung des Kampfes denke, er ließ einen Theil seines Hofstaats und die Schauspieler vom Theatre français hinkommen, alles das mehr, um den Glauben friedlicher Genüsse zu erwecken, als weil er in der That dafür gestimmt war. Es ist gut, schrieb er damals an Cambacérès, daß man glaubt, wir amüsirten uns hier.

War er vor dem Waffenstillstand dem Abgesandten Oesterreichs ausgewichen, so vermied er es auch nach demselben sichtlich, ihm zu begegnen; erst am 10. Juni kam er nach Dresden zurück, wo Graf Bubna seiner wartete. Denn Oesterreich war nicht geneigt, sich in so unbestimmter Weise hinhalten zu lassen. Die Sendung Caulaincourts ins russische Lager hatte dort einen unverkennbar tiefen Eindruck gemacht; man dachte an Tilsit und an die Möglichkeit einer einseitigen Verständigung zwischen Napoleon und dem Czaren.

Und es scheint, als sei aus dem russischen Hauptquartier diese Besorgniß mit Absicht eher genährt, als bekämpft worden, um Kaiser Franz zur rascheren Entscheidung anzuspornen. In jedem Falle lag es nicht außer dem Bereich des Denkbaren, daß Rußland in der Bedrängniß der kriegerischen Lage sich abermals mit Napoleon aussöhnte und Oesterreich dann, statt der Schiedsrichter über alle zu werden, der von allen Theilen aufgegebene Theil war, der wahrscheinlich zuerst Napoleons Zorn empfinden mußte.

Freilich blieb der Leiter des österreichischen Cabinets auch jetzt noch entschlossen, zunächst die ganze Arbeit der Vermittlung durchzumachen und erst, wenn jeder Versuch, Napoleon zum Frieden zu bestimmen, mißlungen war, sich den Verbündeten anzuschließen; allein er wünschte doch klar zu sehen, wie es mit Napoleon stand. Bubna sollte ihm darüber Gewißheit bringen, indem er dem französischen Kaiser ankündigte, daß die Verbündeten Oesterreichs Vermittlung förmlich angenommen hätten und es nun an Napoleon sei, seine Friedensbedingungen genauer anzugeben. Zeigte er sich dazu geneigt, so war Metternich gern bereit, selbst zu kommen und mit dem französischen Kaiser abzuschließen. Allein der Empfang Bubnas gab geringe Aussicht auf eine rasche Lösung. Erst war ihm Napoleon ausgewichen, dann zögerte er mit seiner Antwort, erhob formelle Bedenken, die selbst ein französischer Darsteller geradezu Chicanen nennt, und gab schließlich einen Bescheid, der nichts förderte, vielmehr die Zusammenkunft mit Metternich ablehnte. Es war klar, mit diesen Zögerungen sollte Zeit gewonnen, wo möglich die Frist der Waffenruhe verlängert und so die Vollendung der kolossalen Rüstungen gesichert werden.

Der nächste Erfolg dieser Taktik war freilich, Oesterreich wieder um einen kleinen Schritt der russisch-preußischen Allianz näher zu bringen. Unter dem Eindruck der Antwort, die Bubna mitgebracht, begab sich Metternich in das Hauptquartier der Verbündeten. Noch immer blieb er zwar dabei, die bekannten Punkte — Auflösung des Herzogthums Warschau und des Rheinbundes, Wiederherstellung Preußens und des deutschen Nordwestens nebst der Abtretung Illyriens — als Friedensbedingungen aufrecht zu erhalten, allein er gab doch schon bestimmter als vorher die Bereitwilligkeit Oesterreichs zu, im Falle Napoleon dies ablehne, sich dem Kalischer Bündniß anzuschließen. Preußen und Rußland willigten ein, schwerlich weil ihnen diese Bedingungen genügten, viel mehr in der Hoffnung, daß auch dieser so mäßige Friedensversuch an Napoleons Unnachgiebigkeit scheitern und dies Oesterreich ihnen zuführen werde.

So rasch freilich konnte der französische Kaiser nach seinem Plane die Entscheidung nicht wünschen; drum sah er mit Unruhe den Verkehr Metternichs mit dem verbündeten Lager. Die vorher abgelehnte Zusammenkunft mit dem österreichischen Minister ward jetzt von ihm selbst begehrt; nach Gitschin zurückgekehrt, fand Metternich die Einladung nach Dresden vor. Er

säumte nicht, derselben zu entsprechen; ein Brief, den ihm Kaiser Franz mitgab, erneuerte in dringendem Tone die Vorstellungen, den angebotenen Frieden nicht abzulehnen.

Am 25. Juni traf Metternich in Dresden ein. Die ersten Tage verflossen in Verhandlungen zwischen ihm und Maret. Es schien, als wolle die französische Politik absichtlich die Dinge hinausziehen; denn in einem Augenblick, wo Alles dahin drängte, sich rasch zu entscheiden, erneuerte der Minister Napoleons die unfruchtbare Erörterung über die Allianz von 1812 und über Oesterreichs Doppelstellung als Verbündeter und als Vermittler. Metternich blieb dabei, beides als vollkommen vereinbar aufzufassen; die Allianz, lautete seine scharfsinnige Unterscheidung, sei nicht aufgelöst, nur suspendirt!

Am Mittag des 28. Juni hatte Metternich eine Audienz bei Napoleon, die bis in die Nacht dauerte. Was bei dieser Unterredung Alles zur Sprache gekommen ist, darüber werden wir vielleicht niemals zuverlässige Kunde erhalten; nur zwei Personen k o n n t e n darüber authentischen Bericht geben, und es ist die Frage, ob sie es wollten. Napoleon hat durch seine Berichterstatter eine ganze Geschichte zusammensetzen lassen, von der freilich Metternich später erklärt hat, es sei nichts davon wahr.*) Nach diesen Berichten hätte der Imperator den österreichischen Staatsmann mit heftigen Vorwürfen empfangen, die Haltung seiner Politik einer herben Beurtheilung unterzogen und all dem langverhaltenen Groll über Oesterreich schonungslos Luft gemacht. Wie dann Metternich mit den Bedingungen hervortrat, sei der Kaiser in erhöhtem Zorn losgebrochen gegen diese beleidigende Vermittlungspolitik, die ihn und seiner siegreichen Armee schmachvollen Rückzug zumuthe. Solch eine Capitulation von ihm zu begehren, sei ein Schimpf, und es sei der Kaiser von Oesterreich, sein Schwiegervater, der ihm das zumuthe! In höchster Wuth habe er dann dem Unterhändler zugerufen: Metternich, wie viel hat Ihnen England bezahlt, um Sie zu dieser Rolle gegen mich zu bestimmen. In der Aufregung sei Napoleon der Hut zu Boden gefallen, aber Metternich habe sich diesmal nicht beeilt, ihn aufzuheben. In ruhigerem Tone, doch kühl genug, habe dann diese letzte Unterredung zwischen Beiden geendet.

Eine andere Darstellung, die angeblich aus Metternich'scher Quelle stammt, stimmt mit diesen Berichten vor Allem in dem Einen überein, daß der französische Kaiser die Audienz gleich damit begonnen, sich in bitteren Vorwürfen

*) S. den Bericht bei Fain II. 36 ff. und den Brief Metternichs an Gagern vom März 1833 in Pertz Leben Steins VI. 2. Anhang S. 283, wo in Bezug auf Fains Erzählung mit Grund bemerkt ist: So wollte Napoleon, daß man die Dinge glauben sollte. Eine mannigfach abweichende Darstellung gibt Thiers XVI. 51. ff., mit der Versicherung, dabei eine schriftliche Aufzeichnung Metternichs über die Audienz vor Augen gehabt zu haben.

gegen die österreichische Politik zu ergehen, sie des Undankes und der Wortbrüchigkeit zu bezüchtigen, ja selbst die Heirath mit Marien Luisen als einen Fehler zu beklagen. „Wollt Ihr Krieg mit mir? Sind denn die Menschen allzeit unverbesserlich; nützt ihnen die Erfahrung nie? Die Russen und Preußen sind mir entgegengetreten und ich habe sie geschlagen. Wollt Ihr auch an die Reihe kommen; es soll Euch werden; ich werde im October in Wien sein." Wie dann Metternich es ruhig betont, daß man nichts als einen billigen Frieden wolle und die bekannten Bedingungen aufgezählt, sei der Kaiser außer sich gerathen vor Erbitterung. „Ich weiß Euer Geheimniß; ich weiß, was Ihr im Grunde Alle wollt. Ihr Oesterreicher wollt ganz Italien; Eure Freunde, die Russen, wollen Polen, die Preußen Sachsen, die Engländer Holland und Belgien und wenn ich auch heute nachgebe, werdet Ihr morgen dies Weitere fordern. Aber da müßt Ihr euch rüsten, Millionen auszuheben, das Blut von Generationen zu vergießen und auf den Höhen des Montmartre mit mir zu unterhandeln." Die beschwichtigenden Vorstellungen des österreichischen Ministers und die Darlegung, daß der angebotene Friede vortheilhaft und rühmlich sei, machten wenig Eindruck auf den Erzürnten. Als ihm Metternich die Jugend seiner Truppen vorgehalten und darauf hingedeutet, daß dies seine letzten Streitmittel seien, sagte er ihm: „Sie sind kein Soldat, Sie haben nie gelernt, das eigene und fremde Leben zu verachten, wenn es sein muß. Was bedeuten mir 200,000 Menschen?" Die Katastrophe in Rußland ward von ihm in der bekannten Weise als ein Ereigniß dargestellt, das seine Hülfsquellen nicht gemindert, die österreichischen Rüstungen mit höhnischer Geringschätzung abgefertigt. Und als dann Metternich ihm dringender den Frieden unter österreichischer Vermittlung ans Herz gelegt und ihm vorgestellt, wie die Gegner im andern Lager Oesterreich der Parteilichkeit für den Schwiegersohn anklagten, habe er in neuer Aufregung ausgerufen: „Ihr bleibt also dabei, Ihr wollt mir Gesetze vorschreiben; gut, Ihr sollt Krieg haben, auf Wiedersehen in Wien."

Wie viel auch immer, je nach der Quelle, an diesen Darstellungen gefärbt sein mag, darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die denkwürdige Unterredung die Kluft zwischen Napoleon und Oesterreich eher erweitert als ausgefüllt hat. Napoleon selbst schien zu fühlen, daß er seiner Leidenschaft zu viel nachgegeben und Oesterreich mehr nach dem Lager der Gegner hingedrängt habe; er ließ die nächsten Tage auf die heftige Ergießung Zeichen der Freundlichkeit und Gnade folgen, allein er vermochte den Eindruck nicht zu verwischen, den Metternich wahrscheinlich zuerst aus dieser Audienz mitgenommen hatte: daß Napoleon unnahbar sei für die österreichische Vermittlung und ihre Bedingungen.

Was weiter in Dresden geschah, machten Metternich und Maret mit einander ab. Am 30. Juni unterzeichneten sie einen Vertrag mit einander, der die Form der Friedensverhandlung regelte. Der Kaiser von Oesterreich,

hieß es darin, bietet seine Vermittlung an für einen allgemeinen oder nur festländischen Frieden. Der Kaiser der Franzosen nimmt diese Vermittlung an. Die französischen, russischen und preußischen Bevollmächtigten werden vor dem 5. Juli in Prag zusammentreten. Zum Zweck der Friedensverhandlung sollte eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August erwirkt werden. Vergebens hatte Napoleon noch zuletzt gesucht, der Vermittlung Oesterreichs eine Form zu geben, die ihm wenigstens dessen Neutralität verbürgte und jede Prätension einer schiedsrichterlichen Stellung ausschloß; er hatte nachgeben müssen. So war der Vertrag in der Hauptsache den österreichischen Intentionen angemessen und gab seiner Diplomatie vollkommen freie Hand. Napoleon fühlte sich indessen entschädigt durch die Verlängerung der Waffenruhe; von den Friedensunterhandlungen hielt er nichts, aber auf die längere Frist zur Rüstung legte er den größten Werth.

Drei Tage vor dieser Uebereinkunft that Oesterreich den ersten Schritt, wodurch es sich den Verbündeten gegenüber positive Verpflichtungen auflegte. In dem Augenblick, wo Metternich nach Dresden ging, hatte Stadion am 27. Juni zu Reichenbach einen Vertrag unterzeichnet, der den eventuellen Beitritt zur Coalition in unzweideutigen Worten feststellte. Napoleon hatte davon, als er Metternich sah, nur einen unbestimmten Verdacht; gewiß wußte er, durch das Verdienst des sächsischen Generals Gersdorff, der mit Eifer und Geschick den Spion für ihn machte, daß vierzehn Tage vorher zwischen England und den beiden Alliirten von Kalisch eine engere Allianz geschlossen worden war.

Preußen und England standen seit einiger Zeit schon in Unterhandlung, ohne daß die Sache wesentlich gefördert ward. Die Schuld lag nicht an Preußen, denn seine finanzielle Bedrängniß machte ihm einen raschen Abschluß und die ungesäumte Gewährung englischer Subsidien äußerst wünschenswerth. Aber England behandelte die Sache nicht besonders dringend. Die Frage, wie man in Norddeutschland Hannover recht breit abrunden könnte und die Rücksicht auf eine Entschädigung, die Dänemark für Norwegen natürlich auf deutsche Kosten erhalten sollte, schien noch zu Anfang April dem britischen Ministerium mehr am Herzen zu liegen, als die Unterstützung und Wiederherstellung Preußens. Während Hardenberg bei Sir Charles Stewart außer dem Subsidienvertrag auf ein Schutz- und Trutzbündniß drängte, erklärte ihm der britische Abgesandte noch um Mitte Mai, er sei dazu nicht instruirt.*) Und auch die Verhandlung über die Subsidien schleppte sich nur langsam fort. Der Grund davon lag nicht etwa nur in der britischen Zähigkeit und einer kaufmännischen Zurückhaltung, die in diesem Moment sehr übel angebracht war, sondern noch mehr in einem dynastischen Interesse, zu dessen Trägern sich die freilich zum Theil sehr mittelmäßigen

*) S. Castlereagh letters II. Series VIII. 355 f. 391.

Staatsmänner des damaligen englischen Ministeriums willig hergaben. Hannover schwang sich wieder einmal — um ein Wort des älteren Pitt zu gebrauchen — triumphirend auf die Schultern Englands. Die Franzosen waren noch Meister in Deutschland, und die Briten hatten noch keinen Mann und keinen Schilling zum Krieg gestellt, als Graf Münster schon sein abgeschmacktes Project eines welfischen Reiches in Norddeutschland colportirte. Der Aufschwung, den Preußen nahm, war dieser Staatskunst eher peinlich als willkommen; gleich Bonaparte wollte sie Preußen auf das östliche Ufer der Elbe beschränkt wissen. Wie für Bernadotte die ganze Weltlage sich um Norwegen drehte, so schien für Münster und den Prinz-Regenten die Versorgung des hannoverschen Hauses das wichtigste Ziel der deutschen Erhebung zu sein. Man zankt, spottete Stein, während das Schicksal von Deutschland und der Welt auf dem Spiele steht, um Minden und Ravensburg, damit die hannoverschen Minister von Hannover nach Osnabrück nur auf klassischem, guelphischem Boden reisen können.*) Mit Recht erinnerte er den hannoverschen Staatsmann daran, wie seit 1805 der Geist der deutschen Bevölkerung sich so umgestaltet, daß man sich in einem fast unbekannten Lande zu finden glaube.

Jene kleinliche Betrachtung der Dinge sprach denn auch aus den Verhandlungen der Engländer deutlich heraus. Man behandelte das Preußen von 1813, wie wenn es das Preußen von 1806 gewesen wäre. Man verlangte große Leistungen und maß gerade hier mit wuchernder Aengstlichkeit den Lohn dafür ab. Man nützte die Geldnoth des ausgesogenen Staates, um ihm Bedingungen aufzuzwingen, die weder dem britischen noch dem deutschen Interesse zuträglich waren, die nur für das Haus Hannover einen Werth hatten. Zum Unglück für Preußen war Hardenbergs weiche und nachgiebige Natur nicht dazu gemacht, diese Politik durch zähen Widerstand zu ermüden. Der Staatskanzler ließ sich vielmehr schon im Frühjahr zu weitergehenden Concessionen herbei, die beim König auf Widerstand stießen. Außer den alten hannoverschen Erblanden waren es vor Allem Hildesheim, Lingen und Ostfriesland, wonach die hannoversche Hauspolitik die Hände ausstreckte; ja sie zeigte nicht übel Lust, auch Minden und Ravensberg hinzuzunehmen. Es genügte den Engländern nicht, daß Hardenberg (Mai) ein Project vor-

*) S. Lebensb. III. 256. Münster vertheidigt sich mit Berufung auf die Verabredung des Kalischer Vertrages über die Verwaltung Norddeutschlands (ebendas. S. 265). „Ist es da nicht Zeit, wenn man 7 Mill. Livres, eine Colonie, ungeheure Waffenrüstungen rc. hergibt, einige unentbehrliche Arrondissements für unsere künftige Ruhe zu fordern?“ Darin spricht sich die Vermischung von britischen Leistungen und hannoverschen Ansprüchen sehr bezeichnend aus. Von den 7 Mill. Pfund und den ungeheuern Waffenrüstungen erhielt übrigens Preußen den allergeringsten Theil; es konnte mit Recht fragen, warum man ihm gerade den Lohn der britischen Hülfe anflub?

legte, nach welchem Preußen dem hannoverschen Hause außer der Wiederherstellung der Erblande eine Gebietsvermehrung von 250—300,000 Menschen versprach; auffallend war dabei nur, daß Hardenberg selbst die Lächerlichkeit nicht fühlte, die darin lag, daß Preußen schon große Gebiete in Norddeutschland verschenkte, ehe es irgend sicher war, wie es wieder zum eigenen früheren Gebiet gelangte. In einem zweiten Entwurf war schon das Bisthum Hildesheim als eines von den Gebieten genannt, die Preußen — natürlich gegen Ersatz — zu der hannoverschen Vergrößerung stellen sollte.*) Der ersten Nachgiebigkeit folgten bald größere, bis zuletzt die britische Zähigkeit über Preußens Geldnoth und Hardenbergs vornehme Leichtfertigkeit völlig den Sieg davon trug. Nach dem Vertrag, den er am 14. Juni zu Reichenbach unterzeichnete, verbanden sich Preußen und England zum Kampfe für die Wiederherstellung der Unabhängigkeit der von den Franzosen unterdrückten Gebiete; Preußen wie Hannover sollten in ihrem früheren Umfang wieder hergestellt werden. Für die Rüstung von 80,000 Mann, die Preußen ins Feld stellte, versprach England vom 1. Juli an bis zu Ende des Jahres 666,666 Pfund Sterling in monatlichen Terminen zu bezahlen, außer seinem Beitrag zu dem Bundespapiergeld, das im Betrag von fünf Millionen Pfund durch die kriegführenden Mächte geschaffen werden sollte. Ein geheimer Artikel bestimmte die Herstellung Preußens in dem Umfang von 1806 und die Vergrößerung Hannovers um 250—300,000 Seelen, einschließlich des Stifts Hildesheim, das Preußen gegen Entschädigung dazu stellte. Daß unter den übrigen Abtretungen Ostfriesland gemeint war, ließ sich kaum bezweifeln; nur scheint man des Königs Empfindlichkeit noch geschont zu haben, indem man es nicht ausdrücklich nannte. Er war, als ihm Hardenberg zuerst wagte von Ostfriesland zu reden, in heftigem Zorne aufgefahren über die unverschämte Zumuthung: ein altes Besitzthum aufzugeben und sich der britischen Handelspolitik zu Liebe von der Nordsee wegdrängen zu lassen. Durch Thränen und Schluchzen hatte damals der Staatskanzler den Unwillen seines Herrn zu beschwören gesucht und es war ihm auch wohl gelungen. Denn insgeheim scheint das hannoversche Begehren doch erfüllt worden zu sein.**)

In Kalisch hatte Preußen die polnische Entschädigung preisgegeben, in Reichenbach machte es auch im Westen Abtretungen — Alles gegen das vage Versprechen, den Umfang von 1806 wieder zu erhalten. Und doch standen nicht einmal die Geldspenden im Verhältniß zu dem, was Preußen leistete und was England im Großen und Ganzen gab. Für die beispiellose Rüstung des ganzen Landes erhielt Preußen nicht volle acht Millionen Gulden und selbst davon ward noch ein Theil abgezogen für theuer berechnete Uniformen und Waffen.

*) Castlereagh III. Series I. 15 f.
**) S. Friccius I. 221 f.

Besser bedachte sich Rußland in dem Vertrage, den es am 15. Juni mit den britischen Bevollmächtigten zu Reichenbach abschloß. Für eine Heeresmacht von 160,000 Mann, die Rußland im Felde zu erhalten versprach, zahlte England im laufenden Jahre 1,333,333 Pfund Sterling, übernahm die Unterhaltung der russischen Schiffe in britischen Häfen und versprach von dem zu creirenden Bundespapiergeld die Hälfte einzulösen, während Rußland zwei Sechstel, Preußen ein Sechstheil heimzuzahlen hatte. Außerdem verpflichteten sich die Verbündeten, die Kriegsoperationen gemeinsam zu leiten, in den verschiedenen Hauptquartieren militärische Repräsentanten zu halten und weder Frieden und Waffenstillstand noch überhaupt irgend ein Abkommen mit dem Feinde zu schließen, außer nach gegenseitigem Einverständniß. In der Uebereinkunft, die am 6. Juli zu Peterswaldau abgeschlossen ward, übernahm England auch die Unterhaltung der russisch-deutschen Legion in der Stärke von 10,000 Mann.

Wenn diese Verträge gleich der Ausrüstung Rußlands und Preußens auf's erwünschteste zu Hülfe kamen, den Werth der österreichischen Allianz konnten sie weder mindern noch ersetzen. Der Feldzug vom Mai, so ruhmvoll er war, hatte doch die Ueberzeugung hervorgerufen, daß ohne Oesterreichs thätige Mitwirkung ein entscheidender Sieg über Napoleon nicht zu erlangen sei. Die Politik des Wiener Cabinets, die man in beiden Lagern anklagte, daß sie weder hochherzig noch wahr und aufrichtig sei, hatte doch mit unleugbarem Geschick darauf hingearbeitet, den Werth und die Unentbehrlichkeit ihrer Allianz Allen recht einleuchtend zu machen. Sie hatte sich von dem französischen Bündniß losgewunden, hatte Zeit gewonnen, eine Armee auszurüsten, und stand nun bewaffnet da, um zwischen den streitenden Parteien der Vermittler, ja der Schiedsrichter zu werden. Von beiden Seiten umworben, war Oesterreich in der Lage, seine Hülfe um den höchsten Preis zu verkaufen.

Daß Napoleon diesen Preis geben werde, war schon mehr als zweifelhaft; eher war auf die Nachgiebigkeit der Kalischer Verbündeten zu zählen. Freilich konnten sich diese nicht verhehlen, daß der Beitritt Oesterreichs den Gedanken des Krieges, wie sie ihn unternommen, wesentlich verändern werde. Sie mußten außer reichem Ersatz für Oesterreich ohne Zweifel günstigere Bedingungen für Napoleon gewähren, die russischen Ansprüche auf Polen, wie die preußischen ermäßigen und auf die zu Kalisch öffentlich verkündeten Ideen einer deutschen Umgestaltung, die auf Kosten der widerstrebenden Einzelsouverainetäten erfolgen werde, in der Hauptsache verzichten, wenn sie Oesterreichs thätige Hülfe gewinnen wollten. Indessen auch dieser Preis schien ihnen nicht zu hoch, wenn das sichere Gelingen damit erkauft ward.

Eine gewisse Aussicht, daß ohne diese Opfer Oesterreich beitreten werde, hatte man auch jetzt noch nicht. Aus den Depeschen der britischen Staatsmänner ist zu ersehen, daß sie noch gegen Ende Juni in unruhiger Besorg-

niß waren über den Entschluß, den Oesterreich fassen würde. Die sonst so zähe Politik in London mahnte ihre Agenten zur Nachgiebigkeit, um endlich in Wien die Entscheidung herbeizuführen*). Seit Kaiser Franz in Gitschin angelangt war, konnte unmittelbarer auf seinen Entschluß eingewirkt werden. Es ward zwischen den Diplomaten lebhaft hin und her verhandelt, und Kaiser Alexander begab sich in aller Stille nach Böhmen, um durch eine persönliche Unterredung den österreichischen Monarchen zu bestimmen. Wirksamer noch als dies Bemühen war die Sprödigkeit, die zu gleicher Zeit Napoleon an den Tag legte, dann die Besorgniß, daß seine Werbung um die russische Freundschaft zuletzt nicht ganz fruchtlos sein würde. Auch war die Kriegspartei eifrigst thätig, die Nothwendigkeit des Bruches mit Napoleon und die Gunst der Lage dazu nachdrücklich zu verfechten. Bietet Oesterreich, schrieb damals Radetzky, zu irgend einer Ausgleichung die Hand, wodurch Napoleon seinen Einfluß auf Deutschland und Italien behält, so unterschreibt es sein Todesurtheil; es begeht einen politischen Selbstmord**). So entschloß sich denn die österreichische Politik, wenigstens eventuell dem russisch-preußischen Bunde beizutreten.

Am 27. Juni unterzeichneten Stadion, Nesselrode und Hardenberg zu Reichenbach den Vertrag, der die Bedingungen von Oesterreichs Theilnahme feststellte. Für den Fall, daß Frankreich die von Oesterreich, als vermittelnder Macht, vorgeschlagenen Bedingungen, die Rußland und Preußen gutgeheißen hatten, bis zum 20. Juli nicht angenommen hatte, verpflichtete sich Oesterreich, den Krieg an Frankreich zu erklären und seine Waffen mit denen Rußlands und Preußens zu vereinigen. Diese Bedingungen sollten sein: die Auflösung des Herzogthums Warschau und dessen Vertheilung unter Oesterreich, Rußland und Preußen; die Vergrößerung Preußens sowol durch diese Theilung, als durch die Abtretung von Danzig; die Räumung aller Festungen, welche die Franzosen noch in Preußen und Polen besetzt hielten; die Zurückgabe der illyrischen Provinzen an Oesterreich, die Wiederherstellung der Hansestädte und die Abtretung der übrigen Gebiete der 32. Militärdivision. Die Ablehnung dieser Vorschläge durch Frankreich zog sofort die Theilnahme Oesterreichs am Kriege nach sich. Jede der drei Mächte verpflichtete sich dann, Oesterreich mindestens 150,000, Rußland ebensoviel, Preußen 80,000 Mann in's Feld zu stellen und außerdem diese Zahlen so hoch zu steigern als es die Kräfte erlaubten. War der Krieg einmal begonnen, so wurden die erwähnten Bedingungen nicht mehr als genügend angesehen, sondern es kamen dann die weiteren Forderungen hinzu, die Rußland und Preußen in einer Note vom 16. Mai angegeben hatten — namentlich die Auflösung des Rheinbundes, die Zurückgabe Hannovers an England, die Abtretung der von

*) S. Castlereagh VIII. 408. 409. 411. 414.

**) Radetzkys Denkschriften S. 131.

französischen Prinzen in Deutschland besessenen Gebiete. Alle drei Mächte blieben im Uebrigen solidarisch verbunden, verständigten sich gemeinsam über alle Kriegsoperationen und verpflichteten sich auf die feierlichste Weise, keinem Vorschlag und keiner Einflüsterung Gehör zu geben, die Frankreich während des Waffenstillstandes an irgend eine der betheiligten Mächte bringen würde, und die mit den gemeinsamen Interessen derselben oder mit den Grundlagen dieses Vertrags nicht im Einklange ständen.

Das Beste an diesem Vertrage war, daß Keiner der Betheiligten im Ernst mehr darauf rechnete, Napoleon werde sich den von Oesterreich vorgeschlagenen Bedingungen unterwerfen. Nahm er sie wirklich an, so ward die vielversprechende Erhebung des Jahres 1813 mit einer unwürdigen Farce beendigt*). Denn nach diesen Bedingungen behielt der französische Imperator fast Alles, was er in den Tagen seiner höchsten Glorie besessen hatte. Er behauptete bis an die Elbe die ganze Macht der Tilsiter und Erfurter Zeit; nur den polnischen Vasallenstaat, einen Theil der Beute von 1809 und die Reunionen von 1810 gab er preis. Frankreich mit der Rheingränze, mit Savoyen, Belgien, Holland, seine Herrschaft in der Schweiz, in Italien und auf der pyrenäischen Halbinsel, seine Lehensgewalt über den Rheinbund, seine Filialfürsten in Westfalen und Berg — das Alles blieb unangetastet, trotz der Katastrophe in Rußland! In der That, wenn es damit Ernst ward, so war der Aufruf zur Unabhängigkeit der Welt und zur Wiedergeburt Deutschlands, womit der Krieg begonnen, in Schimpf und Spott verkehrt! Aber es glaubte fast Niemand mehr an die Möglichkeit des Friedens, selbst um solche Bedingungen. Oesterreich selbst mochte nur noch wenig Hoffnung haben, Napoleon zur klugen Nachgiebigkeit zu bestimmen, Rußland und Preußen rechneten sicher darauf, daß er „Nein“ sagen werde. Drum schraken sie selbst vor diesem bedenklichen Abkommen nicht zurück, weil es der einzige Weg schien, Oesterreich zum ersehnten Bruch mit dem Gegner hinzudrängen.

So war also die nächste Hoffnung auf Napoleons Stolz und auf die zwingende Consequenz seines Systems gesetzt, das ihm nicht erlaubte, nach zwei gewonnenen Schlachten Illyrien, Polen, die untere Elbe und Weser preiszugeben. Nur seine Nachgiebigkeit warf alle Rechnungen der Gegner über den Haufen. Es fehlte ihm nicht an ernsten Mahnungen dazu. Eben in diesen letzten Tagen des Juni traf die Nachricht ein, daß am 21. Wellington den Franzosen bei Vittoria eine Niederlage beigebracht, die mit der Auflösung ihrer Armee und vielleicht bald mit der Flucht aus Spanien enden mußte; ob aber der Eindruck der Niederlage den französischen Kaiser zu weiterem Nachgeben stimmen würde, war nach Allem, was er in den letzten Wochen gethan und gesagt, zum Wenigsten zweifelhaft.

*) Das ward auch in Oesterreich gefühlt, wie die Denkschrift Radetzky's aus jenen Tagen (S. 130. 131.) zeigt.

Einen Tag, nachdem zu Reichenbach der bedingte Beitritt von Oesterreich unterzeichnet ward, starb Scharnhorst. Ihm hatte das aufopfernde Bemühen um dieses Bündniß den Tod zugezogen. Seine Wunde von Großgörschen vergessend, ging er im Mai nach Wien, um die Entscheidung herbeizuführen. Tag und Nacht eilte er nach der österreichischen Hauptstadt, erhielt aber, noch ehe er sie erreichte, die Andeutung, er solle nicht nach Wien kommen, um das Mistrauen der Franzosen nicht zu erwecken. Mit derselben Eile reiste er nun nach Prag zurück. „Ich gehe nach Prag, schrieb er am 23. Mai aus Znaim; da aber meine Wunde noch nicht rein ist, so bin ich in der übelsten Lage; ich weiß nicht, wann ich in Prag ankommen werde, und bitte mich in Allem aus der Rechnung bei allen Geschäften zu lassen; mein körperlicher Zustand erlaubt wenig und meine Wunde ist schlimmer, als ich anfangs dachte. Doch hoffe ich in vierzehn Tagen bis drei Wochen wiederhergestellt zu sein. Es ist ein großer, ein unverzeihlicher Fehler, daß nicht alle Wochen zweimal eine officielle Depesche nach Wien geht und jedes Evenement bei der Armee erzählt. Dadurch, daß dies nicht geschieht, gewinnen die Lügen einen Grad von Wahrscheinlichkeit."

„Das Unglück will, schrieb er dann am Morgen des 27. Mai aus Iglau, daß meine Wunde sich so verschlimmert hat, daß ich hier in Fieber und Schmerz gestern liegen geblieben bin. Ich melde Ihnen dies, weiß aber nicht zu bestimmen, wann ich von hier in Prag werde ankommen können. In jedem Falle gehe ich morgen dahin ab, weiß aber nicht, wie weit ich kommen werde*)."

Er sollte Prag nicht mehr verlassen, am 28. Juni erlag er dort seinen Leiden. Mit ihm ging eine köstliche Kraft für Deutschland verloren, unersetzlicher vielleicht noch für den Frieden, als für den Krieg. Und doch lag in diesem Tode fast etwas Beneidenswerthes. Zwar nicht die Frucht, aber die Blüthe seines stillen Wirkens hatte er in aller Herrlichkeit noch aufgehen sehen, und war unter den Opfern, die der großen Sache fielen, eines der ersten und das edelste. Keine Täuschung späterer Tage hat ihm den Frühling deutschen Erwachens verbittert.

Die Geschichte des Friedens-Congresses, der in den ersten Julitagen zu Prag beginnen sollte, läßt sich in Kurzem zusammenfassen; es ist die Geschichte einer Verhandlung, zu der die Betheiligten entweder ohne den aufrichtigen Willen oder ohne die Hoffnung auf Frieden zusammengetreten sind. Napoleon, voll verhaltenen Grolles gegen die sich aufdrängende Vermittlermacht, die er lieber züchtigen als belohnen mochte, war zu ernsteren Opfern für den Frieden auch jetzt nicht geneigt, sondern stellte seine Hoffnung noch

*) Aus dem Briefwechsel mit Knesebeck.

immer auf das Gelingen der alten Künste. Preußen und Rußland, nun in schlagfertiger Rüstung, voll ungeduldiger Lust zum Kampfe, durch neue Hülfsmittel und neue Verbindungen verstärkt, konnten nichts Anderes wollen, als den Krieg; ihre einzige Sorge war nur die, es könnte der österreichischen Vermittlung gelingen, durch allzubescheidene Forderungen den Gegner zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Die vermittelnde Macht selbst, vom französischen Bündniß frei und mit einer fertigen Armee versehen, mit Napoleon unheilbarer entzweit, als es äußerlich schien, und an die Verbündeten durch einen Vertrag bereits gebunden, befand sich in einer Situation, die ihr selbst den Bruch schon wünschenswerther machte, als das Gelingen eines faulen Friedens. Die Hoffnung, den Imperator zu den Bedingungen, die sie ihm vorschlug, bewegen zu können, war nach den letzten Erfahrungen so gut wie verschwunden.

Die schwache Aussicht auf eine friedliche Lösung, die übrig geblieben war, vollends zu vereiteln, hat Napoleon selbst das Meiste gethan. Nachdem erst Metternich in Erörterungen, die er mit den Alliirten über die österreichische Vermittlung, den Waffenstillstand und den Congreß pflog, eine Woche hatte hingehen lassen, und der Beginn des Congresses vom 5. auf den 12. Juli verschoben war, verließ der französische Kaiser (10. Juli) Dresden, angeblich um seine militärischen Stellungen an der Elbe zu inspiciren, in der That in der Absicht, einer raschen Verhandlung auszuweichen. In denselben Tagen kamen die Bevollmächtigten der Alliirten nach Prag; für Preußen Wilhelm von Humboldt, einer der Führer der nationalen Richtung, von der Friedensgedanken nicht zu erwarten waren, für Rußland Anstett, ein geborner Elsaßer, also nach bonaparte'schen Staatsbegriffen ein Ueberläufer und darum dem französischen Kaiser eine besonders unwillkommene Wahl. Die beiden Abgesandten erschienen (11. Juli) in Prag, fanden aber dort keinen Vertreter Frankreichs. Napoleon besichtigte inzwischen die Elbfestungen, sein Minister Maret stritt sich mit Metternich darüber, wer die Schuld an der Verzögerung trage, griff aber selber zu immer neuen Vorwänden, um die Eröffnung der Friedensarbeit hinauszuziehen. Doch konnte der französische Kaiser, ohne sein Spiel zu offen zu verrathen, nicht länger säumen; er mußte wenigstens seine Bevollmächtigten bestellen. Am 15. Juli wurden Narbonne und Caulaincourt dazu ernannt. Aber dieser Schritt war kaum geschehen, so fanden sich neue Anlässe, die Verhandlung hinzuhalten. Es war im alliirten Hauptquartier ein Zweifel über die Verlängerungsfrist der Waffenruhe entstanden: ob dieselbe am 10. abgelaufen oder ob noch eine Kündigungsfrist von sechs Tagen hinzuzurechnen sei. Das war der Vorwand zu einer neuen Verzögerung. Zwar hatte sich Narbonne nach Prag begeben, aber ohne Instructionen, und Caulaincourt blieb ganz zurück; derselbe werde erst kommen, erklärte Napoleon, wenn die Differenz über die Dauer des Waffenstillstandes erledigt sei.

Nach diesen Anfängen ließ sich der Erfolg des Congresses ungefähr ermessen! Napoleon und sein Minister sahen in jeder neuen Ausrede nur die erwünschte Frist, die man für Vollendung der Rüstungen gewinne; Metternich und Kaiser Franz überzeugten sich mehr und mehr, daß ihre Vermittlung ein todtes Werk bleiben werde, im Hauptquartier der Alliirten wiesen diejenigen, die Napoleons Taktik von Anfang an richtig beurtheilt hatten, triumphirend darauf hin, daß er den Frieden nicht wolle und daß ihm nur daran gelegen sei, die Unterhändler und Vermittler so lange hinzuhalten, bis er in voller Rüstung zum Kampfe fertig stand. Das war auch die Meinung der beiden Männer, die Preußen und Rußland in Prag vertraten; ja Metternich selbst verlor nach der letzten Probe die Geduld und die Hoffnung einer glücklichen Vermittlung. „Wir können, sagte er zu Narbonne, in dem Allen nichts sehen, als den Wunsch Ihres Kaisers, uns ohne Ergebniß hinzuhalten, bis der Waffenstillstand abgelaufen ist. Aber er soll sich nicht täuschen; er wird keine zweite Verlängerung der Waffenruhe erlangen. Ist der 10. August gekommen, so ist kein Wort mehr von Frieden zu reden; der Krieg wird erklärt werden, und er schmeichle sich nicht, daß wir dann neutral bleiben. Blieben wir das, so würden die Verbündeten wohl geschlagen werden, aber die Reihe käme dann an uns, und wir hätten nichts Besseres verdient. Bis zum 10. August ist darum Alles möglich, selbst noch in der letzten Stunde; ist der Tag vorbei, so hat er den Krieg mit aller Welt, auch mit uns."

Auf Napoleon machte dies wenig Eindruck; höchstens nahm er die Miene an, verletzt zu sein über den Ton, aus dem Oesterreich auf einmal rede. Er war völlig gefaßt auf den Kampf, auch mit Oesterreich; höchstens hoffte er noch, dasselbe hinzuhalten, daß es wenigstens nicht gleichzeitig mit Rußland und Preußen in den Kampf eintrat. Um indessen die Dinge nicht zu allzu raschem Bruch zu drängen, gab er Narbonne die Weisung, die Unterhandlung zu beginnen, freilich ohne den Willen, sie zu einem Ergebniß zu zu führen. Ich schicke Ihnen, schrieb Maret, das getreue Echo seines Herrn, zwar Vollmacht, aber keine Macht; Ihre Hände werden gebunden sein, aber die Beine und der Mund frei. Sie können also doch spazieren gehen und essen.

Mit solchen Künsten sollten die Oesterreicher noch kurze Zeit hingehalten werden, damit er wenigstens im ersten Act des Krieges nur mit Preußen und Russen zu thun hatte. Die Verhandlung, die nun zu Prag durch Narbonne begann, bewegte sich lediglich um Formen; sie verlief in eine ermüdende Debatte über die Art, wie man die Vollmachten austauschte und förderte das Wesen des Geschäfts um keinen Schritt. Vergebens haben damals die verschiedensten Männer, Narbonne wie Caulaincourt, Fouché wie Savary den Kaiser mit Bitten bestürmt, den Frieden rasch zu ergreifen; er blieb unzugänglich. Mit Ausnahme Marets, wurde Keiner der Vertrauten in di

Friedensvorschläge Oesterreichs auch nur ehrlich eingeweiht; hätten sie dieselben gekannt, sie hätten ihre Bitten, sie anzunehmen, ohne Zweifel verdoppelt. Aber Napoleon beschränkte sich darauf, in allgemeinen Worten anzudeuten, daß sie Forderungen enthielten, die mit seiner Ehre unvereinbar seien. „Ich will den Frieden nicht, den mir meine Feinde dictiren wollen, sagte er zu den Friedensdrängern; was ich den Frieden nenne, ist die Entwaffnung meiner Gegner, was sie so heißen, ist meine Vernichtung. Ein Friede auf dem Festland allein wäre nichts als ein Waffenstillstand, den England zu immer neuen Coalitionen rührig benützen würde. Wenn ich Deutschland preisgebe, so wird Oesterreich nur heftiger kämpfen, bis es auch Italien hat; wenn ich ihm Italien einräume, so wird es nur darauf drängen, mich auch aus Deutschland zu verjagen. So wird jede erste Concession in ihren Händen nur das Mittel werden, mir neue abzuringen." So zeichnete er selbst mit unwillkührlicher Offenheit die Gefahr und die Gewaltsamkeit seines Systems.

Von dem Trugbild, es ließe sich das Spiel von Tilsit wiederholen, vermochte er noch immer nicht zu lassen. Vielleicht, schrieb er am 22. Juli an Caulaincourt, ist es später möglich, wieder ein Bündniß mit Oesterreich einzugehen. Jetzt ist es meine Absicht einen Frieden zu verhandeln, der für Rußland glorreich ist und Oesterreich seine Treulosigkeit und seine Misgriffe durch den Verlust seines politischen Einflusses in Europa büßen läßt. Rußland hat gelitten, es hat Anspruch auf Vortheile; Oesterreich hat kein Opfer gebracht, es hat auch nichts verdient. Auch die Getreuesten unter seinen Vertrauten theilten diese Illusion nicht mehr. Caulaincourt, dessen Schicksal es war, jetzt und 1814 die Kassandra seines Herrn zu sein, mahnte dringend, sich nicht länger in Täuschungen zu wiegen. Vollkommen richtig ermaß er die Noth der Lage, Oesterreichs Stellung, die wachsende Erregung der Völker und die Nothwendigkeit, den drohenden Sturm durch irgend ein Opfer zu beschwören. „Nicht Oesterreichs 150,000 Bajonnete, schrieb er kurz vor der Entscheidung, will ich allein vom Schlachtfeld fern halten, obwol auch dies der Erwägung werth ist, sondern die Erhebung Deutschlands, die ich E. M. beschwöre um jeden Preis zu vermeiden."

Aber des Kaisers Gedanken waren nicht auf Frieden gerichtet; ihn beschäftigten am meisten die kolossalen Rüstungen, die indessen gewaltig vorwärtsschritten, die Lücken vom Frühjahr deckten, die Zahl seiner Streiter zu einer imposanten Höhe steigerten, und manche Waffengattung, wie namentlich die Reiterei erst kampffähig ins Feld führten. Wie wenn die Unterhandlungen nicht drängten und die Frist zum Frieden nicht bereits auf drei Wochen verringert wäre, verließ er zum zweiten Male (24. Juli) Dresden, und begab sich nach Mainz. Indessen zankte man sich zu Prag um Formalien, Narbonne saß vereinsamt dort, Humboldt und Anstett wiesen jeden Versuch einer unmittelbaren Verhandlung, die nicht durch den Vermittler ging, zurück

und dem Vermittler selbst schwand mit jeder Stunde die Hoffnung mehr, daß hier noch für ihn etwas zu erreichen sei. Schon triumphirten auch die kriegerischen Gegner Metternichs im Lager der Verbündeten, daß seine Arbeit eine fruchtlose sei. Gottlob, äußerte einer von ihnen am 6. Juli aus Gitschin, Bonaparte weiß Alles, dürstet Rache und äußert sich höchst unbesonnen. Drei Tage später schrieb derselbe Mann: Nichts darf unterlassen werden, um die Leute hier zu ihrem eignen Heil in den Krieg hineinzustürzen.*)

Am 26. Juli endlich erhielt Caulaincourt seine Instructionen, aber wie war ihr Inhalt! Die Grundlage der Verhandlung sollte der Besitzstand vor dem Kriege sein; im Uebrigen war nach dem Grundsatz zu verfahren, daß wohl für Rußland, aber nicht für Oesterreich Vortheile zugestanden werden dürften. „Oesterreich, heißt es, hat kein Opfer gebracht und nichts verdient, wenn es aus seinen gegenwärtigen Intriguen einen Vortheil zöge, so würde es neue Intriguen anspinnen, um neue Vortheile zu gewinnen. Seine Ansprüche an Frankreich sind unbegränzt, jede Concession, die man ihm macht, würde es zu neuen Forderungen ermuthigen. Darum liegt es in unserem Interesse, daß Oesterreich nicht ein Dorf gewinnt."**) Daß ein solcher Friede eine Unmöglichkeit sei, überschaute Caulaincourt im ersten Augenblick. Mit allen Gründen, welche die Vernunft, und mit aller Wärme, welche ihm die Anhänglichkeit an seinen Herrn eingeben konnte, machte er Gegenvorstellungen und zeigte prophetisch die drohende Gefahr; es war vergeblich. Als er in Prag angelangt alle seine Befürchtungen bestätigt sah, schrieb er noch dringender um ausgedehnte Vollmacht, allein er erhielt nichts, als einigen Spielraum in Formfragen. Er ahnte nicht, daß der Kaiser und Maret mit geheimer Schadenfreude die Zeit ohne Ergebniß verstreichen sahen und daß es in ihrer Correspondenz ganz offen gesagt ist, es gelte mit allen Verhandlungen nichts als Zeit zu gewinnen.***)

Am 4. August kehrte der französische Kaiser von seiner Rundreise nach Dresden zurück. Er fand die Lage des Congresses unverändert, man stand noch immer bei den formellen Vorfragen. Dringend verlangten seine beiden Unterhändler eingehendere Weisungen; er nahm das mit Verdruß auf und warf ihnen vor, daß sie sich von Metternich zu sehr drängen ließen. Er schickte ihnen eine Note, die sie gemeinsam zu überreichen hatten (6. August), und die nichts weniger als nachgiebig lautete. Vielmehr waren darin die alten Klagen und Vorwürfe wiederholt, die Schuld der Verzögerung auf die Alliirten und den Vermittler gewälzt und Rußland angeklagt, es habe die Verhandlungen nur eröffnet, um Oesterreich zu compromittiren und das Un-

*) Nugent in den Lebensbildern III. 162 f.

**) S. Lefebvre a. a. O. 555.

***) S. die Briefe Marets bei Thiers XVI. 155. Note, 169. Note.

heil des Krieges zu vergrößern. Das gab den Stoff zu neuen unfruchtbaren Erörterungen; denn die Vertreter Preußens und Rußlands unterließen es nicht, diese Vorwürfe in schneidendem Tone zurückzuweisen.

Während Napoleon so durch officielle Schritte die Kluft erweiterte, erfolgte zugleich ein seltsamer Versuch, vertraulich und geheim den Ton des Friedens anzuschlagen. In Mainz hatte ihn Marie Luise gebeten, sich direct mit ihrem Vater zu verständigen, Caulaincourt rieth dasselbe, die Vorgänge in Prag mußten jede Hoffnung, Rußland und Preußen von Oesterreich zu trennen, völlig niederschlagen. So entschloß er sich denn, den Congreß seinem Schicksal zu überlassen, um unmittelbar und geheim mit Metternich zu verhandeln. An dem nämlichen Tage, wo jene trotzige und zankende Note nach Prag abging, erhielt ohne Narbonnes Vorwissen Caulaincourt den Auftrag, im tiefsten Vertrauen sich mit dem österreichischen Minister in Unterhandlung zu setzen. Vielleicht war Oesterreich doch mit Polen und Illyrien zu locken, ohne daß es Preußens Wiederherstellung, die Auflösung des Rheinbundes und die Zurückgabe der Hansestädte als Preis des Friedens forderte. Es war Caulaincourts Aufgabe, in diesem Punkte die Ansichten des Vermittlers genau zu erforschen. Am 6. August erfolgte in Prag diese geheime Mittheilung; Metternich bedauerte, daß solch ein Schritt nicht früher geschehen sei, versprach indessen, sofort dem Kaiser darüber zu berichten. Er ging nach Brandeis, brachte aber erst am 8. August die Antwort zurück. Sie enthielt die bekannten Bedingungen: Auflösung Warschaus, Unabhängigkeit der Hansestädte, ferner beim allgemeinen Frieden Zurückgabe der 32. Militärdivision und Auflösung des Rheinbundes, dann Herstellung Preußens mit einer festen Gränze an der Elbe und Abtretung von Illyrien. In seiner Instruction an Metternich bezeichnete Kaiser Franz selbst dies als sein Ultimatum. Vom 11. August an betrachtete er sich als gebunden. Drum müsse auf alle diese Punkte bis zum 10. August die Antwort mit „ja" oder „nein" lauten; jeder Vorschlag, der nach dieser Frist gemacht werde, könne mit der gegenwärtigen Verhandlung nicht mehr zusammenhängen, sondern falle unter die Herrschaft neuer Verhältnisse.

Damit war deutlich genug gesagt, daß dies ein Vorschlag sei, über welchen man nicht mehr markten dürfe, der vielmehr binnen zweimal 24 Stunden unbedingt angenommen sein mußte, wenn er zum Frieden führen sollte. Es scheint kein Zweifel, daß damit noch einmal ein kritischer Augenblick für die deutsche Sache eingetreten war. Die ungesäumte Annahme dieser Forderungen machte zwar den Frieden noch nicht gewiß, aber sie veränderte doch die Situation und konnte Oesterreich einen Anlaß geben, den Reichenbacher Verbindlichkeiten zu entschlüpfen. Eine Diplomatie, die mit solcher Gewandtheit sich aus der französischen Allianz von 1812 losgewunden, mußte wohl auch mit ihren Zusagen an Rußland und Preußen fertig zu werden, wenn der Preis die Mühe lohnte. Was dann Rußland und Preu-

ßen thaten, war doch nicht ganz außer Zweifel, ein fauler Friede wenigstens möglich.

So sahen es auch die unbefangensten Franzosen an. Caulaincourt bat flehentlich (8. Aug.), das Dargebotene zu ergreifen. Nachdem so viel Zeit verloren ist, bat Caulaincourt, sind nun die Stunden gezählt. Er beschwor den Kaiser, Frankreich und seiner Bedrängniß diesen Frieden nicht zu verweigern.

Allein Napoleon blieb unerschüttert. Er empfing das drohende Ultimatum fast gleichmüthig, nahm sich alle Zeit, darauf zu antworten, wie wenn jetzt nicht an Stunden eine weltgeschichtliche Entscheidung hänge. Seine Erwiederung zeigte keinen Wechsel zur Nachgiebigkeit. Von Polen suchte er Danzig, von Illyrien Triest und Istrien abzumarkten, die Hansestädte sollten französisch bleiben, der Rheinbund fortbestehen. Ja er schien im Ernste daran zu denken, Preußen ganz nach Polen zu verpflanzen, und mit dem Rest der deutschen Erblande, selbst Brandenburg, die sächsische Dynastie auszustatten!*) Dies Aktenstück, das wie bitterer Hohn klang, brachte der Curier nicht am 10., sondern erst am 11. August nach Prag.

Dort war seit Mitternacht eingetreten, worauf Metternich zwei Tage vorher hingedeutet. Nach einem unfruchtbaren Schriftenwechsel, der, mit Vorwürfen und Zänkereien reichlich durchflochten, nicht einmal die Vorfragen der Berathung erledigte, war der zehnte August herangekommen. Noch immer konnten die Franzosen nicht glauben, daß die Bevollmächtigten Rußlands und Preußens diese Frist so wörtlich nehmen würden; aber auch diese letzte Täuschung fiel. Genau um Mitternacht, zwischen dem 10. und 11. August, unterzeichneten Anstett und Humboldt die Erklärung: daß ihre Vollmachten nun erloschen seien und sie unverzüglich Prag verlassen würden. Auf den Bergen weit im Umkreis flammten noch in der Nacht die Feuerzeichen auf, zum Beweis, daß man auch draußen im Lager nicht eine Minute zögern wollte mit dem Beginn des ungeduldig erwarteten Kampfes.

Die Friedensversuche waren zu Ende und Napoleons Antwort auf die Vorschläge vom 8. kam zu spät. Auch Metternich erklärte jetzt die Frist für abgelaufen und übergab Narbonne (12. Aug.) ein Manifest, das Oesterreichs Kriegserklärung motivirte. Die Situation Oesterreichs, äußerte Metternich gegen Caulaincourt, sei jetzt eine andere; es sei verpflichtet, mit den Verbündeten zu gehen. Narbonne reiste ab. Während Caulaincourt seinem Herrn

---

*) Nach Lefebvre a. a. O. 568 f. waren es zwei Entwürfe, deren einer von diesem Diplomaten als „peu sérieux" bezeichnet wird; doch sollte der zweite erst vorgelegt werden, wenn vergeblich die Annahme des ersten versucht war. Auch in diesem zweiten ist die Frage des Rheinbundes und der Hansestädte verneinend entschieden, Danzig, Triest und Istrien verweigert, außerdem eine Entschädigung für Sachsen auf Kosten Oesterreichs und Preußens gefordert.

diese Lage mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes schilderte und ihn flehentlich bat, den entstehenden Sturm durch jedes Opfer zu beschwören, kam eine neue Botschaft Napoleons (13—14. Aug.). Er hoffte, man könne die Friedensverhandlung noch einmal anknüpfen, und ging in seinen Concessionen einen kleinen Schritt weiter.*) Vier Tage früher, meinte Metternich, hätte man vielleicht auf den nun angebotenen Grundlagen Frieden schließen können; jetzt nicht mehr. Der Kaiser Franz war eben in Prag angekommen und erwartete dort den russischen und preußischen Monarchen. Am 15. traf Alexander ein. Metternich legte die letzten Vorschläge Napoleons den beiden Kaisern vor; sie wurden als unzuläßig abgelehnt. Noch gab aber Napoleon den Gedanken nicht auf, den Friedenscongreß zu erneuern, auch wenn die Feindseligkeiten wieder begännen, ohne Zweifel in keiner andern Berechnung, als Oesterreichs kriegerische Thätigkeit noch etwas hinzuhalten. Am 18. August schrieb Maret eine Note an Metternich, die, wiewohl unter bittern Anklagen und Vorwürfen gegen Oesterreich, noch einmal vorschlug, einen Congreß der kriegführenden Mächte zu berufen; die Antwort Metternichs (21. Aug.) sagte nur in lakonischen Worten: die drei Mächte würden den Vorschlag zur Kenntniß ihrer Verbündeten bringen. Das hieß, der Krieg war unwiderruflich entschieden.

Den deutschen Patrioten war ein Alp von der Brust weggenommen. Gerade in den letzten Tagen, als Metternich sein Ultimatum überreichte, waren noch einmal alle Sorgen vor einem Umschlag zum Frieden neu erwacht. Es gab auch im Hauptquartier Diplomaten, die einen „einigermaßen ehrlosen" Frieden immer noch für erträglich zu halten schienen; und wenn Napoleon die Anerbietungen vom 8. August ungesäumt ergriff, konnte es dazu kommen.

Die Reichenbacher Verabredung gab allerdings keine Bürgschaft gegen eine Wendung dieser Art; darum hatten Männer wie Stein und die ihm Gleichgesinnten schon damals mehr Zuversicht auf Napoleons „Uebermuth und Brutalität" und auf das Drängen des Volkes und der Armee, als auf die Gesinnung des Kaisers Franz und seiner Umgebungen**). Bald wurden auch die Schritte Metternichs von ihnen mit tiefem Mistrauen betrachtet. Seine schlaue Geschmeidigkeit erschien ihnen leicht wie verderbliche Schwäche, sein unentschlossenes Schwanken erweckte selbst den Verdacht planmäßigen Verrathes. Stein schalt ihn „flach, unmoralisch und doppelsinnig"

*) Lefebvre a. a. O. 571 nennt das zwar „de très larges concessions," weil die Preisgebung des Rheinbundes und eines Theils der 32. Militärdivision in Aussicht gestellt war, allein Triest wie die Hansestädte sollten französisch bleiben, Sachsen entschädigt werden. In den Hauptpunkten war also nichts geändert.

**) Auch in England war man nicht ohne Sorge. S. Castlereagh despatches III. Series I. 39. 40.

und hielt noch um Mitte Juli die Theilnahme Oesterreichs am Kriege für ungewiß. Die Unterhandlungen, die Metternich führe, seien entweder unnütz, oder sie würden einen schändlichen und verderblichen Frieden zur Folge haben. Erst wie am 5. und 6. August der Prager Congreß gleich einer Seifenblase zu vergehen schien, faßten diese Männer mehr Muth; man kann, schrieb jetzt Stein, einer vortheilhaften Entscheidung in wenigen Tagen entgegensehen. Aber, fügte er hinzu, ich habe immer noch Mistrauen, bis ich sehe, daß ein entscheidender Schlag geschehen sei. Fortwährend hatten die Patrioten mehr Hoffnung auf Napoleons Unbändigkeit als auf die Meisterschaft der österreichischen Verhandlung. Das Ultimatum vom 8. August schien alle Besorgnisse zu rechtfertigen. Noch zittere ich, schrieb später Münster, daß Napoleon zur Vernunft gekommen sein und das österreichische Ultimatum angenommen haben könnte. Hätte die Tollheit Napoleons — so lautete Steins Urtheil — der Sache nicht eine unerwartete Wendung gegeben, so hätten wir einen verderblichen und höchst elenden Frieden erhalten.

Erst wie das Ultimatum nicht augenblicklich angenommen, die Frist abgelaufen, Oesterreichs Kriegserklärung unterzeichnet war, athmeten die Patrioten wieder auf. Napoleons Wuth — rief Stein am 12. August triumphirend — führt sein Verderben herbei, er ist verblendet durch Stolz und Menschenverachtung. Und wie der Beitritt erfolgt war, schrieb er an Münster: Wir verdanken ihn nächst Gott dem klugen Benehmen Humboldts und Anstetts, der Tollheit Napoleons, den edlen Gesinnungen des Kaisers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und des Staatskanzlers — nicht der weichlichen egoistischen Politik Metternichs und seines guten Kaisers *).

So erwünscht der Beitritt Oesterreichs Allen war, man konnte sich doch nicht verhehlen, daß damit ein neues, in gewissem Sinne fremdes Element in den deutschen Krieg hereinkam. Eben die Politik, die so tiefes Mistrauen erweckt hatte, die Politik kleiner Auskünfte und diplomatischen Flickwerkes, nahm nun auch im Rathe der Verbündeten ihren Platz ein. Sie brachte ihre indolente Scheu gegen große und durchgreifende Mittel, ihr „Finassiren,“ wie es Stein nannte, und ihre Abneigung gegen eine gründliche Reform der deutschen Verhältnisse in den Kriegsrath und in die Diplomatie des großen Hauptquartiers mit und wir werden auf dem Wege nach dem Rhein und nach Paris wie zuletzt in Wien ihrem Einfluß noch oft begegnen. Es lag nicht allein an der Persönlichkeit des Regenten, auch nicht ausschließlich an seinem Minister und seinem diplomatisirenden Feldherrn — im Volke selbst war die kühne Energie und Frische von 1809 nicht mehr vorhanden und das Heer materiell vernachlässigt **). Die Enttäuschungen und die bitte-

*) S. Pertz III. 376. 380. 391—400. 406. 418.

**) Darüber klagen die österreichischen Führer selbst, zumal beim Vergleich mit den Armeen der beiden andern Alliirten, s. die Denkschrift in Radetzky's Leben S. 215. 216.

ren materiellen Sorgen, die dem Wiener Frieden gefolgt waren, hatten zuerst die große Stimmung jener Zeit gebrochen; die gegenwärtige Politik, die den nationalen Aufschwung ängstlich dämpfte und alle freiwillige Thätigkeit scheu zurückwies, that das Uebrige. Mit dem Schwung, womit sie bei Aspern und Wagram gestritten, gingen die Oesterreicher jetzt nicht in den Krieg; sie brachten nur eine Verstärkung an Zahl und Macht, die allerdings schwer in die Wagschale fiel und beinahe schon die sichere Gewähr des Sieges gab.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeit der Siege.

Indessen die Diplomatie fruchtlos über den Frieden tagte, ward die Rüstung zum Kriege mit unübertrefflichem Eifer gefördert; niemals war die Zeit einer Waffenruhe besser benutzt worden. Die Russen zogen ihre Ergänzungen und Reserven heran; die Preußen deckten die Lücken, die der Feldzug des Mai gemacht, führten die Reservebataillone in's Feld, rüsteten die Landwehr, deckten die Oderübergänge, sorgten für Lebensmittel, Kleidung und Munition.

Noch im Mai war an der Rüstung ungemein viel zu vermissen gewesen; die 52 Reservebataillone wurden nur zur Einschließung der Festungen verwandt, die Landwehr war erst im Werden. Die kurmärkische Landwehr z. B. hatte damals noch keine brauchbaren Gewehre, die Lanzen von raupenfräßigem Holz brachen, wenn man sie in der Luft schwenkte, Geschirre, Brodbeutel, Schuhe fehlten noch ganz. Einzelne Abtheilungen sahen höchstens einem zusammengelaufenen Landsturm ähnlich, andere zogen noch in Bauernkleidern umher und hatten nichts an sich, was sie Soldaten ähnlich machte. Am empfindlichsten war der Mangel an Officieren; es kam wohl vor, daß sich bei einem ganzen Bataillon nur ein einziger befand, der das Exerciren lehren konnte*). So sah es in vielen Theilen des Landes aus; es war die übereinstimmende Meinung der fähigsten und gewissenhaftesten Führer, daß die Landwehr für einen ernsten Zweck noch nicht brauchbar sei. Man bedurfte durchaus noch einiger Frist und der ungestörten Benutzung der Hülfsquellen des Landes, um die freiwillig dargebotene Kraft der Nation zu üben und auszubilden. Der Waffenstillstand, der diese Frist gab, war darum das Allergünstigste gewesen, was nach der zweiten verlorenen Schlacht ein-

*) S. (Prittwitz) Beiträge II. 49 f. 59. 77 f.

treten konnte; wie auch immer Napoleon selbst diese Zeit der Ruhe zur Ergänzung der eigenen Lücken verwenden mochte, das, was er aufbrachte, reichte nicht an die Fülle der gegnerischen Kräfte, die jetzt erst mobil wurden.

Die Reservebataillone wurden von den Festungen weg ins Feld gezogen und nach Regimentern, ähnlich den schon vorhandenen, organisirt; ein Regiment Linie und ein Reserveregiment bildeten eine Brigade. Auch die Rüstung der Landwehren machte nun die erwünschtesten Fortschritte; sie lösten erst die Reservebataillone bei den Festungen ab, dann rückte ein großer Theil von ihnen gleichfalls ins Feld. Es waren wohl gegen 100,000 Mann Landwehr, die schlagfertig standen, als der Krieg im August wieder begann. Mangel war jetzt nur noch an Officieren, und darum die taktische Ausbildung immer noch unvollkommen. Es mochte sein, daß darum nicht nur der Feind in affectirter Verachtung diese Heeresmacht geringschätzte, daß auch im Lande selbst der soldatische Zunftgeist anfangs über den Werth dieser Rüstung etwas vornehm hinwegsah*). Und doch lag in ihr der Kern einer kraftvollen, trotz Noth und Druck physisch noch unverkümmerten Bevölkerung, die von einer heroischen Gesinnung beseelt war. Sie ging mit dem alten preußischen Heldenmuth und der jungen Begeisterung des Hasses gegen den Unterdrücker ins Feuer und schlug, wo die militärische Technik und Waffenkunst nicht ausreichte, ganz naturalistisch die feindlichen Regimenter mit dem Kolben zu Boden.

Unvergleichlich zeigte sich allenthalben der Geist des Volkes. Wer in der Zeit des Waffenstillstandes das Land betrachtete, glaubte sich in ein großes Lager versetzt; überall das ganze Volk in Bewegung, überall bewaffnete Massen, kriegerische Uebungen und Truppenmärsche. Obwol täglich Geld, Naturalien, Vorspann, persönliche Dienstleistungen gefordert wurden, so sah man doch Alle freiwillig und gern geben, Keiner murrte über die Lasten, die ihm auferlegt wurden. Vor Allen zeichnete sich darin das Landvolk aus, obwol durch die ansteckenden Krankheiten, die der Feind ins Land gebracht, durch das Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft, durch die unausgesetzten Lieferungen und Einquartierungen alle bäuerliche Arbeit ruhte, in manchen Landstrichen Höfe und Häuser wüste lagen. An Landwehr allein stellten die Provinzen Preußen, Pommern, die Mark und Schlesien 132 Bataillone Infanterie, gegen 100 Escadronen Reiterei; die Provinz Preußen brachte bis zum Pariser Frieden nahezu 35,000, die Kurmark 45,000, Schlesien schon in der Zeit vor dem Waffenstillstand über 95,000 Mann unter die Waffen. Die

*) Daß es überhaupt im Anfang zwischen dem neuen Geist freiwilliger Rüstung und der alten Tradition zu mancher unsanften Berührung kam, zeigt z. B. die Mittheilung in der Geschichte des ostpreuß. Nationalcavallerieregiments. Leipz. 1846. S. 9 f.

Kurmark allein hat für Mannschaften, Pferde, Schlachtvieh, Früchte und andere Lieferungen in den ersten neun Monaten des Jahres 1813 eine Summe von 9,727,238 Thalern geopfert*). Aber trotz dieser Opfer herrschte allenthalben die freudigste Stimmung und nur eine Sorge trübte die frohe Zuversicht jener Tage: die Furcht, es könne ein fauler Friede den Erfolg aller dieser Anstrengung vor der Zeit vereiteln.

Ein lebendiger und frischer Ausdruck dieser gehobenen Stimmung war die junge Literatur, die sich seit der großen Wendung der Dinge in Gedicht und Prosa, in Flugblättern und Zeitungen zu entfalten anfing. Der leise Umschwung der Geister hatte schon früher begonnen**). Mitten unter dem Druck der fremden Gewalt, unter den Augen ihrer Censur und ihrer emsig spürenden Polizei, und doch beiden unsichtbar und unergreifbar, war die neue Macht geistigen Widerstandes erwacht und hatte ihren Feldzug gegen die Bonaparte'sche Despotie begonnen. Wie stolz und kühn sie dem fremden Zwingherrn den Handschuh hinwarf, zeigte Fichte's Beispiel; aber die Argusaugen der fremden Polizei blieben blind; sie machte sich durch hundert Quälereien gehässig, allein den eigentlichen Sitz der Gefahr vermochten ihre plumpen Hände nicht zu erreichen. Die „Ideologie" zu bezwingen, reichten die korsischen Mittel und Künste nicht aus.

Es war eine denkwürdige Umgestaltung der Geister, welche die Zeit der Noth und des Druckes hervorrief. Der bittere Ernst der Ereignisse scheuchte die faule Sorglosigkeit und die ästhetische Genußsucht von ihrem Lager auf; die behagliche Contemplation eines blos literarisch thätigen Geschlechtes fing an zu weichen unter der zwingenden Sorge um die höchsten und theuersten Güter, die ein Volk verlieren kann. Jene weltbürgerliche Betrachtung, in der sich die vorausgegangene Generation so selbstgefällig gewiegt, hatte ihre Strafe gefunden, seit eine drückende Weltdespotie die Völker wie die Einzelnen über den Werth nationalen und eigenthümlichen Lebens so fühlbar belehrte. Die patriotische Erregung früherer Tage war entweder mit kosmopolitischen Zügen stark gemischt oder doch mehr aus dem Studium der todten Griechen und Römer als aus der deutschen Wirklichkeit entlehnt gewesen; jetzt war die Zeit gekommen, wo es an lebendigem und gegenwärtigem Stoff dazu nicht fehlte. Das edle Selbstgefühl der eigenen Geltung, der Trotz und der Haß gegen fremde Gewalt fingen wieder an, in uns frisch und kraftvoll zu erwachen. Die Kämpfe des Jahres 1809 legten davon Zeugniß ab; es tauchten wieder Männer unter uns auf, die ihr Leben an eine vaterländische Idee setzten, und die Nation wußte es zu würdigen, was das hieß. Sie erhob die zu ihren Helden und Märtyrern, die es zuerst, wenn

*) S. Prittwitz II. 307 f. 406 f. 424. 425. Die Zahlen der Landwehr im Beiheft zum Militärwoch. 1846. S. 53.

**) S. Band III. 161 f. Vgl. 485.

auch zu früh, gewagt, mit eigner Aufopferung an den verhaßten Ketten zu rütteln.

Auch in der Literatur verlor das Spielen und Tändeln seinen Werth, die ästhetische und künstlerische Selbstgenügsamkeit ihre Alleinherrschaft. Gegen die ausschließliche Verehrung antiker Classicität regte sich ein wohlthätiger Rückschlag; man fing an, sich zurückzuwenden zu den eigenen, eingebornen Lebensstoffen, man warf sich mit Eifer darauf, die eigene Sprache, Geschichte und das eigene Recht genauer zu ergründen. Die Macht, welche bis dahin eine kleine deutsche Residenzstadt auf das gesammte geistige Leben der Nation geübt, ging zu Ende; der Kampf um schriftstellerische Doctrinen, Parteien und Cotterien verlor an allgemeinem Interesse. Alles nur literarische Thun ward der Masse unseres Volkes gleichgültiger; die Kunst, wie die philosophische Speculation ward entweder durch das unmittelbare Interesse an dem Gegenwärtigen verdrängt, oder sie trat, wie bei Fichte, in die nächste Beziehung zu den patriotischen Stimmungen. Die Poeten der jüngeren Generation sagten sich los von der antiken Kunst und ergriffen mit frischem Eifer die heimathlichen Stoffe. Klopstocks teutonische Begeisterung und Schillers freiheitlicher Pathos klangen noch nach in dem jüngeren Geschlecht, nur hatten diese Stimmungen jetzt mehr realen Inhalt und einen unmittelbareren Bezug auf das wirkliche Leben gewonnen. Wer z. B. Kleist's Hermannsschlacht, die in diese Jahre fällt, mit Klopstocks Dichtung vergleicht, wird leicht den außerordentlichen Umschwung erkennen. Dort war alles Nationale und Patriotische noch farblos, dem wirklichen Leben fremd und mehr aus Büchern abstrahirt, hier ist Alles lebendig und concret geworden. Kleist's Hermann ist ganz der wilde, zürnende und rachsüchtige Barbar des Teutoburger Waldes, aber in seinem unversöhnlichen Haß erkennt Jeder die Stimmung, die den Kern der Nation damals bewegte; in der Macht und List des Römerthums ist mit charakteristischen Zügen die Bonaparte'sche Art gezeichnet, die Schwankenden und Treulosen der alten Cheruskerzeit sind lebendige Gestalten der Gegenwart, gleichsam aus dem Rahmen der Rheinbundsgeschichte herausgenommen.

Die klassische Schule, deren Mittelpunkt Weimar war, verschloß sich vor der neuen Strömung; Göthe namentlich kam ihr mit unverholener Ungunst entgegen. Er selbst hatte einst (1795) die Entstehung eines klassischen Nationalautors unter Anderm davon abhängig gemacht, daß derselbe in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfinde; daß er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermisse und er selbst, vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühle, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren. Er selbst hatte damals treffend gesagt: auch das größte Genie leidet von seinem Jahrhundert und einen vor-

trefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern; aber er hatte auch schon damals, indem er die politische Zerstückelung betonte, gleich abwehrend hinzugefügt: wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke vorbereiten können.

Schon seit 1808 und 1809 zeigten sich Symptome, die auf solche Umwälzungen hinwiesen; aber Göthe war nicht im Stande, „mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren." In den Tagen tiefster Demüthigung, bei der Fürstenrevue zu Erfurt und Weimar empfand er weniger diese bittere Entehrung, als den Genuß, die imperatorische Größe des Mannes, dessen eiserne Hand auf Deutschland lag, unbefangen und unmittelbar in der Nähe zu schauen und von ihr aufgesucht zu werden. Von dem Hasse, der schon damals einzelne Heißsporne der Jugend auf den desperaten Gedanken brachte, Napoleon durch einen meuchlerischen Schuß aus der Welt zu schaffen, hatte er kein Verständniß; eher empfand er eine congeniale Befriedigung über den Mann und seine Größe. Darum mußten ihm freilich die Erscheinungen des nächsten Jahres fremd und unverständlich sein. Während Schill und Dörnberg die Fahne des Aufstandes aufsteckten, Braunschweig seinen kühnen Zug nach dem Meere vollführte, Tirol dreimal für seine Befreiung focht, trieb er Farbenlehre und schrieb die „Wahlverwandtschaften!"

Die junge Gährung des Frühjahrs 1813, der leidenschaftliche Franzosenhaß und der ungeberdige Freiheitsdrang, wie er sich mit einem Male allenthalben kundgab, widerstrebten ihm vollends; in seinem Aerger über die stürmische und unbändige Zeit war der Dichter des „Götz" kaum mehr zu erkennen. Es war ihm beklommen zu Muthe; er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Die Worte sind bekannt, die er gleichsam erzürnt dem begeisterten Kreise der Körner und Arndt damals zurief: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen*)." Als die ersten Preußen und Kosaken im Frühjahr gegen Weimar streiften, regte sich in Göthe nur in erhöhtem Maße die Sehnsucht nach Frieden und er eilte nach Teplitz, um dem störenden Gedränge zu entgehen. Eifriger als je versenkte er sich in literarische Arbeiten. Wie sich in der politischen Welt — so äußert er sich selbst — irgend ein ungeheueres Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. So trieb er nach seiner Rückkehr aus Böhmen mit allem Ernst chinesische Geschichte und am Tage der Schlacht von Leipzig schrieb er für die Schauspielerin Wolff den Epilog zu Essex! Es war nicht die Unzugänglichkeit gegen die Idee eines deutschen Patriotismus, was ihn vermochte, sich vor dem Eindruck der gegenwärtigen Dinge gleichsam zu flüchten; eher schien er resignirt, bedenklich und ohne rechte Zuversicht auf das Gelingen der Sache.

*) Arndt, Erinnerungen S. 203.

So standen die Heroen unserer klassischen Zeit außer Zusammenhang mit der neuen Literatur, die aus den Tagen der Bewegung und des Kampfes erwuchs; jüngere Kräfte schlugen in Gedicht, Lied, in der Presse und in Flugschriften den Ton von 1813 an, vor dem Göthe sich scheu und unmuthig zurückzog. Dieser neue Ton hatte allerdings nichts mehr gemein mit dem ästhetisch-kritischen Zeitalter, das vorausgegangen war; er athmete nur leidenschaftlichen Haß gegen die Fremden und hohes patriotisches Selbstgefühl. Aus dieser jungen Literatur sprach die tiefe Geringschätzung gegen das blos literarische Genießen; Charaktere und Thaten galten ihr mehr, als aller Geist und alle Bildung. Jene objective Ruhe und Abgeschlossenheit der künstlerischen Zeit stand bei ihr in tiefem Miscredit; Begeisterung und Haß, Leidenschaft und Opfermuth waren die Anforderung, die sie an Alle stellte. Auf nationalem Gebiete wie auf dem religiösen war sie zum Ueberlieferten und Volksthümlichen zurückgewendet; die philosophische Speculation mußte einer schlichten und kernhaften Gläubigkeit weichen, die, noch frei von Mystik und fanatischer Ausschließlichkeit, vorzugsweise an die gesunden Ueberlieferungen des deutschen Protestantismus anknüpfte.

Daß sich das ästhetische Gewissen der klassischen Zeit von der Formlosigkeit dieser jungen Literatur unbequem berührt fühlte, und die veraltete Weltbürgerlichkeit Aergerniß nahm an dem neuen Deutschthum, ist freilich begreiflich. Ein Buch, wie Jahns „Deutsches Volksthum" (1810), mochte ihr wie ein Rückfall in die Barbarei erscheinen und doch war darin, neben allem Absonderlichen und Unschmackhaften, auch gesunder Stoff genug enthalten. Es prägte in Form und Inhalt die Zeiten unklarer Gährung, die Stimmungen stillen Hasses und ungeduldigen Sehnens treffend aus, und trotz des phantastischen und abenteuerlichen Beiwerks wird man durch Vieles überrascht, was dem Leben entnommen ist und das Leben richtig trifft und worüber die lediglich literarische Zeit weder Muße noch Lust gehabt nachzudenken. Nach dem grauenvollen Indifferentismus früherer Tage war aber selbst die gespreizte Deutschthümelei, der übertriebene Purismus und Fremdenhaß, wie er jetzt hervorbrach, eine berechtigte Reaction. Es mochte für eine ruhige Zeit ganz angemessen sein, eine billigere Würdigung des Gegners zu fordern, als sie jetzt in den Stunden der Leidenschaft und des Hasses möglich war; dieser Haß war aber hundertfach verdient und wenn man die vorausgegangenen Leiden betrachtete, selbst sein ungemessenster Ausdruck gerechtfertigt; ohne ihn ließ sich der Kampf nicht denken, so wie er war.

Vieles von dem, was die Zeit erzeugte, ist vergänglich, aber darum nicht ohne Bedeutung gewesen. Das bekannte Spottlied

Mit Roß und Mann und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen,

auf Jahns Veranlassung unter dem ersten Eindruck der russischen Katastrophe verfaßt, trug mit manchem Aehnlichen wesentlich dazu bei, die populäre Wirkung

des Geschehenen auszubreiten und zu beschleunigen*). Es deutete eine Zeit lang Vieles darauf hin, daß wir eine populäre Literatur der Volkslieder und fliegenden Blätter erhalten sollten, wie im sechszehnten Jahrhundert. Wer könnte sie alle aufzählen, die Masse von Gedichten, Liedern, Ansprachen, Spottschriften, Tageblättern und Wochenschriften, die seit Februar und März in nie vorher gesehener Fülle aufschossen! Allerdings Zeugnisse von sehr verschiedenem inneren Gehalt, aber doch alle ihrem Zweck darin richtig dienend, daß sie populär, bewegt und enthusiastisch die Zeit und ihre Ereignisse, die Thaten wie die Stimmungen in einem Bilde dem Volke darboten und so dessen Interesse und Begeisterung immer frischen Stoff zuführten. Es war freilich ein Anderes, ob E. M. Arndt das that, oder Kotzebue, „der wie eine Fliege sich auf Alles setzte" und in seinem „russisch-deutschen Volksblatt" den niedersten Ton populärer Invective anschlug, aber auch dies hat in solchen Zeiten der Agitation sein Publikum und seine Bedeutung.

An Werthvollem und Bleibendem hat es neben diesen flüchtigen Erzeugnissen des Tages nicht gefehlt. Arndt vor Allen war in Ton und Inhalt der rechte Ausdruck der edleren Stimmungen dieser Zeit; aus ihm sprach der Patriotismus zugleich verständig und gemüthvoll, fromm und ernst, wie die Zeit selber. Inmitten aller schwärmerischen Uebertreibungen bewahrte er sich die heitere Gesundheit seines Wesens; feurig und begeistert, hatte er doch keine Ader wüsten fanatischen Hasses in sich; voll Pietät für das Alte, verstand er zugleich die junge Zeit und ihre Bedürfnisse. So hatte er seine ersten populären Schriften über den Krieg, die Landwehr und den Landsturm ausgesandt, deren mächtige Wirkung früher erwähnt worden ist; so griff er jetzt in zwanglosen Heften von buntem und reichem Inhalt alle die Momente rührig und geschickt heraus, die zur Aufklärung und Erhebung des öffentlichen Geistes beitragen konnten.**) Es sind nicht tiefsinnige Speculationen, die er vorbringt, sondern schlichte, kernhafte Wahrheiten, von einem rüstigen und frischen Geiste sachgemäß und lebendig vorgetragen; er sucht dabei nicht den Ruhm und den Zierrath eines oratorischen Kunstwerkes, sondern er wendet sich mit der schlichten eindringlichen Beredtsamkeit eines durch aus biedern und wahrhaftigen Mannes an den Verstand und an das Herz seines Volkes, dessen Dienst sein Leben geweiht war. In den patriotischen Liedern, die Arndt jetzt dichtete, gab er der Nation weit mehr, als eine nur ephemere Gabe. Die Größe der Zeit hatte die sonst nüchterne Weise des Mannes gehoben und begeistert; wie Luther einst in seinen Kirchenliedern gab er allen vaterländischen und kriegerischen Stimmungen seiner Zeit den kraftvollsten und edelsten Ausdruck. Mit ihm war Theodor Körner der treueste

*) Ueber die Art der Entstehung s. Allg. Zeit. 1856. Beilage 136.

**) S. die Glocke der Stunde in drei Zügen von E. M. A. in den „Materialien zur Geschichte des großen Krieges." Zweite Sammlung S. 36—117.

Spiegel der Jugendstimmungen dieser Tage; Körner, der Zögling der Schillerschen Muse und schwärmerisch wie sein Vorbild, voll kriegerischen Trotzes und Kampfeslust, und doch zugleich weich und elegisch gestimmt, wie es die Weise unserer Jugend ist.*)

Aus Max von Schenkendorf klang der ritterliche Geist des ostpreußischen Adels, wie er zu Königsberg in den ersten Stunden der Entscheidung sich in Thaten offenbart; wie er selber sang:

> Ich zieh' ins Feld um Himmelsgüter
> Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm;
> Ein Ritter ist geborner Hüter
> Von jedem wahren Heiligthum.

Diesem ritterlichen Element, das seinen Liedern eine so eigenthümliche Zartheit gibt, ist aber alle Prätension und Ziererei völlig fremd; der mannhafte und gesunde Geist jener Tage belebt alle seine Lieder. Auch sein Lob der Vergangenheit ist unbefangen und von der tendenziösen Bitterkeit frei, die bei manchen seiner Zeitgenossen von der romantischen Schule so vernehmlich durchklingt. Gern hört man aus seinem Munde das Lob deutscher Herrlichkeit, die Erinnerung an Kaiser und Reich, an unser stolzes deutsches Städteleben, den Preis alter Sitte und Zucht; dergleichen that doppelt Noth nach einer Zeit, in der uns nichts so fremd geworden war, als die eigene Vergangenheit.

So regte sich eine neue Poesie in vollem Einklang mit der neuen Wendung unserer Geschichte, indeß die Heroen der klassischen Zeit sich scheu und verstimmt zurückhielten. Aber vom jungen Nachwuchs schlossen sich die Bedeutendsten — Uhland und Rückert — mit ihren Erstlingen den patriotischen Feldzeichen an. Es lag nicht an ihnen und nicht an den edlen Kämpfern von 1813, daß in dem öffentlichen Leben der Nation und in ihrer Literatur eine Zeit gefolgt ist, die mit dem Pathos dieser Tage auch viele bessere Keime auf lange hin verschüttet hat.

Die Kräfte, womit die Verbündeten den Kampf jetzt zu Ende August wieder eröffneten, zeigten den ungeheuren Umschwung, der durch die sechswöchentliche Waffenruhe und den Beitritt Oesterreichs herbeigeführt war. Was jetzt ins Feld zog, schlug man auf mehr als 270,000 Preußen, über 260,000 Oesterreicher, 250,000 Russen und gegen 20,000 Schweden an: eine Macht, hinter der, wenn sie ganz beisammen war, Napoleon auch bei

*) Eine gute Schilderung von Körner gibt Pröhle in dem Vortrag über die „Kriegsdichter des siebenjähr. Krieges und der Freiheitskriege." Leipz. 1857. S. 19 ff.

der äußersten Anspannung aller Kräfte in jedem Falle um ein Namhaftes zurückblieb.

Vorerst freilich war ein großes Mißverhältniß der beiderseitigen Kräfte noch nicht vorhanden. Bei diesen Zahlen, welche die Gesammtmacht der Verbündeten auf etwa 800,000 Mann berechnen, ist ein höherer Bestand der einzelnen Bataillone und Schwadronen angenommen, als er im Anfang des Herbstfeldzugs wirklich zu rechnen war*); außerdem mußte man von den Preußen und Russen die Besatzungen und Blocadecorps, von den Oesterreichern die 50,000 Mann, die es gegen Italien und die 24,000, die es gegen Baiern aufstellte, sowie die Reserven, die noch über 50,000 Mann stark in Ungarn standen, abzählen. Dann betrug die Heeresmacht, die zwischen den böhmischen Bergen, Schlesien und der Niederelbe kampffertig aufgestellt war, 490—500,000 Mann. Dagegen führte Napoleon noch immer 440,000 Mann ins Feld — also eine Macht, die in dem ersten Act des Feldzugs hinter der alliirten nicht sehr zurückstand. Die wesentlichste Ueberlegenheit der letzteren bestand im Geschütz; gegen 1200 Kanonen, die Napoleon hatte, zählten sie nahezu 1400**).

Seit dem Waffenstillstande hatten zwischen den Verbündeten von Kalisch und zwischen Oesterreich Erörterungen darüber stattgefunden, wie man den Krieg führen müsse.***) Preußische und russische Officiere hatten Unterredungen in Böhmen mit dem Fürsten Schwarzenberg; Scharnhorst gab noch von seinem Krankenbette in Prag aus Rathschläge. Am Tage vor dem Reichenbacher Vertrage vom 14. Juni ward Oberst Toll abgesandt, um mit dem österreichischen Oberfeldherrn das Nähere zu besprechen.†) Seiner Instruc-

---

*) S. die Gesch. der Kriege X. 1. 133 f.

**) Der Verf. hatte, wie die meisten deutschen Darstellungen seit Plotho, in der früheren Auflage die napoleonische Macht nur zu 350,000 Mann berechnet; was dagegen Bernhardi (Denkw. Tolls III. 65—69. 493 ff.) geltend macht, scheint ihm aber mit schlagenden Gründen darzuthun, daß Napoleon am Anfang des Feldzugs 440,000, die Verbündeten 493,000 Mann vereinigt hatten. Für jene höhere Berechnung der französischen Streitkräfte haben wir auch Marmonts Zeugniß (Mém. V. 135.)

***) Das Folgende aus handschr. Briefen und Aufsätzen Knesebecks, Tolls, Grolmans, Boyens u. A.

†) In der Vollmacht Tolls heißt es: Au moment où l'Autriche va faire cause commune avec l'Empereur de toutes les Russios — — S. A. Monseigneur le Prince de Schwartzenberg — a manifesté le désir de se concerter sur le plan d'opérations, que nous jugeons le plus avantageux. Es wird ihm dann besonders anempfohlen: Vous voudrez bien appuyer sur l'extrême importance, que nous avons mise à ne rien compromettre, tant que les forces de S. M. l'Empereur d'Autriche n'étaient point dans la situation qu'exigent les intérêts communs, et vous ferez sentir, que dans ce seul but, que nous avons [illegible] dans cette dernière periode un engagement décisif et que nous nous

tion war auch ein Plan beigelegt, den man im russischen Hauptquartier ausgearbeitet. Es waren darin drei Möglichkeiten angenommen: als erste und wahrscheinlichste, daß Napoleon nur eine kleine Macht gegen die in Schlesien stehenden Streitkräfte des Feindes zurücklassen und den Rest am linken Ufer der Elbe concentriren würde, um sich mit Uebermacht auf Oesterreich zu werfen. In diesem Falle müsse man den Oesterreichern eine Verstärkung von 25,000 Mann nach Böhmen senden, so daß sie den Feind nicht nur abwehren, sondern angreifen könnten, und zugleich mit der russisch-preußischen Hauptmacht gegen Dresden aufbrechen. Sollte dagegen Napoleon sich zwischen Elbe und Oder concentriren, so erschien es am passendsten, mit den Oesterreichern, mit Bülow und Wintzingerode im Einverständniß auf ihn loszugehen. In dem dritten und am wenigsten wahrscheinlichen Falle, daß Napoleon seine Hauptmacht gegen die Aufstellung in Schlesien vereinigt hielte, sollten die Oesterreicher gegen Zittau vorgehen, die preußisch-russische Armee gegen Görlitz aufbrechen, wo der Hauptschlag erfolgen könne. Sowol die Oesterreicher als die Corps von Bülow und Wintzingerode hatten dann im Rücken und in den Flanken des Feindes zu operiren.

Toll war mit der Aufnahme bei den Oesterreichern zufrieden. Ich kann wohl sagen, schrieb er, der gute Geist des Commandirenden der österreichischen Armee wie auch dessen Generalquartiermeisters Radetzky brachte es so weit, daß wir in einigen Stunden über den Operationsplan einig waren. Als „sehr wahrscheinlich“ war auch hier angenommen, daß Napoleon nur „ein Rideau von Posten“ in Schlesien zurücklassen und sich mit seiner ganzen Macht auf das linke Ufer der Elbe zurückziehen werde, um sich seinen Verstärkungen und Magazinen zu nähern. In diesem Falle sollte die russisch-preußische Macht sofort dem Feinde folgen, Wintzingerode desgleichen gegen ihn vorgehen, Bülow bei Roslau die Elbe überschreiten. Während die Oesterreicher, durch 25,000 Russen verstärkt, ihre Richtung auf Leitmeritz nahmen und hier die Elbe überschritten, um dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen, rückte das russisch-preußische Heer zwischen Dresden und Torgau über den Strom; Bülow hatte dann Wittenberg und Torgau, Woronzoff Magdeburg zu beobachten. Für die übrigen Fälle waren ähnliche Maßregeln festgesetzt, wie sie der russische Entwurf enthielt.

Unter dem Eindrucke dieser Verabredungen schrieb Knesebeck am 20. Juni ein Gutachten über die nächsten Kriegsoperationen. Er nahm als disponible Macht, wenn Oesterreich beitrat, etwa 400,000 Mann an. Aber man dürfe sich, meint er, durch diese Zahl nicht blenden lassen. „Wo ist der Feldherr dieser Macht, der allein über sie disponirt?“ Knesebeck denkt sich drei Gruppen: 150,000 Oesterreicher in Böhmen, 150,000 Russen und Preußen in Schle-

---

sommes crûs obligés de ceder du terrain pour gagner du temps. Das Aktenstück ist jetzt von Bernhardi veröffentlicht. S. III. 26. 485 f.

sien, 90,000 Russen, Preußen und Schweden in der Mark; würden diese drei Armeen getrennt und ohne Zusammenhang handeln, so werde Napoleon leicht über sie Herr werden. Dazu müsse man erwägen Preußens Erschöpfung, das seine letzten Mittel aufgeboten und bei einem unglücklichen Schlage nur noch der Armee mit Piken und Heugabeln, ihrer Volkswuth und Verzweiflung vertrauen dürfe. Rußlands Kriegskräfte seien durch den vorangegangenen Krieg sehr angestrengt, die Verbindung mit seinen Hülfsquellen schwer und weitläufig, der Wohlstand tief erschöpft und das Land des Friedens bedürftig. Oesterreich gehe schwer in diesen Krieg und sei durch schlechte Verwaltung des Heer- und Finanzwesens heruntergebracht.

Ein Krieg an der Donau führe Napoleon auf sein natürliches Kriegstheater zurück. Napoleon, schließt daraus Knesebeck, wird daher, so wie sich Oesterreich erklärt hat, das Kriegstheater entweder nach Böhmen oder an die Donau versetzen und auf Oesterreich seinen Hauptschlag richten. Er wird diesen Schlag auf die Berechnung gründen, dieser avancirten Macht auf den Hals zu fallen, ehe die andern zu ihrer Unterstützung heran sein können. Die Macht, die sich bei Würzburg gesammelt, wird ohne Zweifel bei diesem Angriff auf die Oesterreicher mitwirken. Auf diesen Fall passe aber die jüngst getroffene Verabredung nicht; die Entsendung eines kleinen Hülfscorps lasse Napoleon immer die Ueberlegenheit. „Wollen wir also nicht einen glücklichen Erfolg freiwillig aus den Händen geben, so müssen wir uns vorbereiten, sogleich während des Waffenstillstandes mit 130—140,000 Mann nach Böhmen zu marschiren, damit wir wo möglich noch zu der österreichischen Armee stoßen, ehe sie von den beiden in Böhmen eindringenden Armeen zu einer Schlacht genöthigt worden ist. Sollte sich aber Napoleon nicht für jene Operationen entscheiden, sondern mit der einen Armee in Schlesien gegen uns, mit der zweiten gegen die Oesterreicher in Böhmen bleiben und vorzudringen suchen, oder mit der einen defensiv, mit der andern offensiv agiren wollen, so würden wir ein viel günstigeres Spiel haben; wir würden von der Mark, von Schlesien und von Böhmen zuerst gegen die an der Elbe oder in der Lausitz befindliche französische Armee losbrechen müssen und es ist alsdann wahrscheinlich, daß uns der Sieg werden würde.“ Eben darum glaubte Knesebeck nicht an diese Bewegung Napoleons, noch weniger an einen Marsch auf Berlin. Sein Resultat war: „Sobald Oesterreich sich erklärt hat, müssen wir eilen, die Hauptarmee in Schlesien mit der österreichischen in Böhmen zu vereinigen. Die combinirte Nordarmee muß alsdann über Dresden immer in der nächsten Flanke auf die Communication Napoleons drücken, stets so nahe als möglich bei der Hauptarmee und ja nicht in einer excentrischen Operation nach Norddeutschland; dies wird erobert werden, wenn wir Napoleons Macht geschlagen haben, sonst nicht.“

In denselben Tagen überreichte auch Müffling dem König ein Gutachten über die Operationen (25. Juni). Er faßte den noch immer mög

lichen Fall ins Auge, daß Oesterreich keinen thätigen Antheil am Kriege nahm, und suchte die geläufige russische Anschauung zu bekämpfen. Nach seiner Meinung war es in diesem Falle das Rathsamste, aus Schlesien aufzubrechen und bei Crossen oder Frankfurt die Oder zu überschreiten; nur dann werde man Berlin und die Niederelbe, sowie den Vortheil der Bülow'schen Stellung nicht preisgeben. Die Russen zwar, fügt er hinzu, sähen nicht ein, wie man auf einen Landstrich von 500 Quadratmeilen großen Werth legen könne; viele ihrer Generale meinten, sie könnten sich nur mit Vortheil an der Weichsel schlagen. Der Standpunkt, von dem aus sie „mit wenigen Ausnahmen" den Krieg ansähen, könne freilich niemals der Standpunkt eines Preußen sein.

Auch von anderer Seite liefen Aufsätze und Gutachten über die Operationen ein. Es wurde darauf hingewiesen, daß in den Verabredungen, die Toll getroffen, Bülow als isolirt vom Kronprinzen von Schweden betrachtet sei, was mit den früher an Bernadotte gegebenen Zusagen nicht im Einklang stehe. Borstell namentlich verwandte sich mit Wärme dafür (22. Juni), daß dem Kronprinzen der Oberbefehl über die Armee im Norden übertragen werde. Bernadotte habe den Ruf eines geschickten Generals, eines redlichen Mannes und eines persönlichen Feindes von Napoleon erworben; er werde gewiß im eigenen Interesse diese Eigenschaften zu bewähren suchen. Denn ein zweideutiges Benehmen bringe ihm Gefahr, das Schicksal des letzten Königs von Schweden zu theilen. Auch Boyen war der Ansicht (21. Juni), die im Norden stehenden Truppen Preußens, Rußlands und Schwedens müßten in Einer Hand vereinigt werden. Dagegen theilten er und Borstell die Meinung Knesebecks nicht, daß ein Angriff auf Berlin nicht zu besorgen sei; sie drangen beide darauf, diesen Fall mit in Rechnung zu ziehen und unter allen Umständen Berlin nicht ohne entscheidende Schlacht dem Feinde zu überlassen.

Diese mannigfaltigen Ansichten gewähren einen Einblick in die Situation eines gemischten Hauptquartiers, wo von den drei verbündeten Monarchen keiner den Beruf in sich fühlte, der leitende Oberfeldherr zu sein, wo die einflußreichsten Personen Männer von sehr verschiedener Begabung waren und die begabtesten zum Theil nur in zweiter Linie zur Geltung kommen konnten. In Allem, in der Kriegsleitung, in den einzelnen Anordnungen, in Requisitionen und in der Verpflegung prägte sich diese Vielköpfigkeit des Hauptquartiers aus — und das war es, was der feindlichen Führung, auch ohne Napoleons persönliche Virtuosität, eine unleugbare Ueberlegenheit gab.*)

*) „Welch ein Eingreifen, schrieb Gneisenau am 4. Juli, von Jedem in jedes Andern Geschäftskreis hier stattfindet, davon haben Sie keinen Begriff. Es befiehlt: a) der General Barclay de Tolly, b) der König, c) der General Knesebeck, d) der

Auf den 10. Juli war eine Conferenz nach Trachenberg anberaumt, um dort den definitiven Kriegsplan festzustellen; auch der Kronprinz von Schweden war dazu eingeladen. Er fand bei den beiden Monarchen Rußlands und Preußens eine freundliche Aufnahme und Kaiser Franz richtete von Brandeis aus einen sehr verbindlichen Brief an ihn; er selber war bemüht, einen möglichst günstigen Eindruck zu machen, was ihm auch damals gelungen ist.*) Auf Kaiser Alexanders Vorschlag traten Bernadotte und sein Begleiter, General Löwenhjelm mit Toll und Knesebeck zusammen, um den Operationsplan zu entwerfen; am 12. Juli war er fertig und erhielt die Genehmigung der beiden Monarchen. Diebitsch brachte ihn dann nach Brandeis zu Kaiser Franz, der den Entwurf gleichfalls guthieß.**)

In dem Plane war als allgemeine Regel angenommen, daß alle Streitkräfte der Verbündeten fortwährend gegen den Punkt zu richten seien, wo sich die Hauptmacht des Feindes befinde; daher sollten die Corps im Rücken und in der Flanke des Feindes auf dem kürzesten Wege gegen die Communicationslinie desselben operiren und die Hauptkräfte sich in einer Stellung befinden, von wo sie mit Leichtigkeit jeder Bewegung des Feindes zuvorkommen

---

General Blücher, e) Ich, f) der General Oertel, (Polizeigeneral), g) der General Haacke, h) der General Lottum, i) der Staatskanzler. Hierdurch werden so viele Lieferungen ausgeschrieben, daß die armen Landleute nicht wissen, wem zu gehorchen. Die Truppenabtheilungen lassen überdies nichts aus ihren Kantonirungsbezirken und die Festungscommandanten nichts aus ihrem Festungsumkreis. Es ist ein Krieg Aller gegen Alle."

*) Der Brief des Kaisers Franz findet sich in Castlereagh letters VIII. 416. Daß dem König von Preußen Bernadottes Weise damals gefiel, äußerte er selbst gegen Graf Henckel (s. Erinnerungen S. 203). Ebenso heißt es in einem Briefe d. d. Trachenberg 12. Juli: die Zusammenkunft ist ungemein wohl abgelaufen, wider mein Erwarten ist der König für den Kronprinzen sehr eingenommen.

**) So versichert Michailowsky-Danilewsky S. 124 f., wo auch der Plan selbst mitgetheilt ist. Nach Henckels Erinnerungen S. 202 f. hatte ihm sein Schwager Knesebeck erzählt, er habe den Kronprinzen allmälig zu der Ueberzeugung bekehrt, daß Napoleon Dresden zu seinem Hauptstützpunkt wählen werde; man müsse ihn dort wie in einer Zwickmühle so festhalten, daß eine starke Armee bei Töplitz, eine andere von Schlesien aus operire, und so wie er die eine angreifen wolle, müsse sie nie ein Gefecht annehmen, sondern so weit als möglich zurückweichen, die jenseitige aber sogleich angreifen. Sei er durch diese Operation mürbe gemacht und zuletzt genöthigt, Dresden zu verlassen, so werde es in den Ebenen von Leipzig zu einer Hauptschlacht kommen. Was Knesebeck zu Trachenberg für eine Meinung verfochten, darüber liegen keine anderweitigen Zeugnisse vor; was aber vierzehn Tage vorher seine Ansicht gewesen, ist oben aus seiner eigenen Aufzeichnung mitgetheilt worden. Daß an dem Plane selbst und an seiner Annahme Toll den wesentlichsten Antheil hatte, ist durch die Mittheilungen Bernhardi's III. 50—54 dargethan.

könnten. Darum sollte ferner kurz vor dem Ablauf des Waffenstillstandes die Heeresabtheilung von 90—100,000 Mann, welche in Schlesien stehe, nach Böhmen aufbrechen, um sich in kürzester Frist mit den Oesterreichern zu verbinden, und mit ihnen eine Heeresmacht von 200—220,000 Mann bilden; Bernadotte sollte, 15—20,000 zur Beobachtung des Feindes bei Hamburg und Lübeck zurücklassend, sich etwa 70,000 Mann stark bei Treuenbrietzen concentriren, um nach Ablauf des Waffenstillstandes gegen die Elbe zu rücken, zwischen Torgau und Magdeburg über diesen Fluß zu gehen und nach Leipzig zu marschiren. Die in Schlesien noch zurückbleibende Armee hatte im Rücken des Feindes nach der Elbe zu folgen und eine Hauptschlacht zu vermeiden, außer wenn alle Vortheile auf ihrer Seite sein sollten. Die böhmische Armee ergriff die Offensive, je nach den Umständen gegen Eger und Hof, oder in Sachsen, oder in Schlesien, oder nach der Donauseite zu. Wenn Napoleon, hieß es weiter, die Absicht haben sollte, der böhmischen Armee zuvorzukommen und sich gegen sie zu wenden, so wird der Kronprinz durch forcirte Märsche dem Feinde in den Rücken kommen; wenn Napoleon aber gegen den Kronprinzen marschirt, so wird sich die böhmische Armee auf die Communicationslinie des Feindes stellen, um ihm eine Schlacht zu liefern. Alle verbündeten Heere werden die Offensive ergreifen: das Lager der Feinde wird zum Sammelplatz der verbündeten Heere bestimmt. Die russische Reservearmee unter Bennigsen wird von der Weichsel nach der Oder in der Richtung auf Glogau vorgehen; die Blokade von Danzig, Modlin, Stettin, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden wird den russischen und preußischen Landwehren übertragen.

Die drei Armeen hatten also die Offensive zu ergreifen, aber jede einzelne einem Schlage, den Napoleon mit vereinter Macht führen wollte, auszuweichen; bedrohte er eines der Heere, so war es die Aufgabe der andern, ihm in Flanke und Rücken zu fallen und dem bedrohten Theile Luft zu machen. Dies stete Vorrücken und Zurückweichen mußte allmälig die Macht des Gegners ermüden, einzelne glückliche Schläge sie bedeutend vermindern; war dies erreicht, so konnte man den Kreis enger um ihn schließen und zuletzt mit vereinigter Macht den entscheidenden Schlag gegen den geschwächten Gegner führen.

Nach dem Plane bildeten die alliirten Streitkräfte drei Heeresmassen: zuerst die Hauptarmee in Böhmen, unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg, die aus 237,000 Mann Oesterreichern, Russen und Preußen mit etwa 700 Geschützen bestehen sollte; bei ihr befanden sich die verbündeten Monarchen. Dann die schlesische, die officiell auf 95,000 Mann Russen und Preußen mit 356 Geschützen angegeben ward und deren Commando Blücher zugetheilt war, und drittens die Nordarmee unter Bernadotte's Commando. Sie sollte 154,000 Mann mit 387 Geschützen enthalten, preußische, russische und schwedische Truppen, sammt den kleineren Gruppen der russisch-deutschen Legion

und der hannoverschen, hanseatischen, mecklenburgischen und dessauischen Contingente.*)

In der Vermischung dieser Armeekörper prägte sich der Gedanke aus: alle diese Völkermassen, die zum Kampf aufgeboten waren, wie Ein großes Ganze zu betrachten und darum die einzelnen Armeen aus verschiedenen Bestandtheilen zu bilden. Nur die österreichische Heeresmasse blieb ungetrennt, aber nicht ungemischt, sie hatte Russen und Preußen neben sich. Die russischen Streitkräfte waren in alle drei Armeen vertheilt; bei der schlesischen machten sie die Mehrheit aus, standen aber unter einem preußischen Führer; die Preußen waren ebenso in drei Körper getrennt, ihre Hauptmasse stand bei der Nordarmee und zwar von einem Schweden commandirt. Nur die Russen hatten keinen der Oberfeldherrn für die drei großen Heere gestellt; dafür übte aber ihr Kaiser im großen Hauptquartier einen vorwiegenden Einfluß. Nach seinem Wunsche war Schwarzenberg ernannt worden; seine Fürsprache erwarb Bernadotte an der Berathung und Ausführung einen so wesentlichen Antheil. Auch holte er zum lebhaften Verdruß der Oesterreicher und namentlich der Preußen seine militärischen Rathgeber aus den Reihen französischer Ueberläufer; nach einander waren Moreau und Jomini an seiner Seite. Manche dieser Verhältnisse waren durch die politische Lage auferlegt und ließen sich kaum vermeiden. Aber erleichtert haben sie den Kampf nicht. Im großen Hauptquartier hatte Schwarzenberg zwischen drei Monarchen, einer Menge Prinzen, vielen unberufenen Rathgebern und Dilettanten viel mehr eine diplomatische als militärische Aufgabe zu lösen; in Schlesien mußte Blücher den Widerstand der Russen, aus denen die Mehrheit seines Heeres bestand, erst überwinden; im Norden konnte Bülow seine Siege nur im Widerspruch mit dem schwedischen Obercommando erringen.

Diesen verschlungenen Verhältnissen gegenüber hatte Napoleons Führung freilich einen unschätzbaren Vorzug. In seiner Hand lag die Einheit des ganzen Oberbefehls; sein Genie schuf die Entwürfe, seine rastlose Thätigkeit bereitete die Mittel der Ausführung. Zudem waren diese Mittel nicht so beschränkt, wie die Bewunderer des Kaisers glauben machen möchten. Den 490,000 Mann, mit welchen die Verbündeten in Böhmen, Schlesien und der Mark ihn umstellten, hatte er 440,000 Mann entgegenzusetzen, Truppen, denen der Krieg nicht fremd war, ja die zum Theil wenigstens erprobten älteren Stoff der früheren Armeen enthielten. Die große Mehrzahl seiner Gegner bestand aber aus Neulingen im Krieg. Worin er freilich zurück-

*) Die obigen Zahlen sind die officiellen, wie man sie zur Zeit der Trachenberger Verabredung berechnete. (s. Plotho II. 6 ff.) In einzelnen Positionen abweichend sind die Angaben von Bernhardi, namentlich in dem, was die Bestandtheile der böhmischen Armee angeht. B. macht es wahrscheinlich, daß die Oesterreicher schwächer, die Russen stärker waren, als gewöhnlich angenommen wird.

stand, war einmal die Beschaffenheit der Reiterei; dann zeigte sich an physischer Ausdauer seine Mannschaft jener der Verbündeten nicht gewachsen und vor Allem fehlte der Schwung und die Energie der Begeisterung und des Hasses, welche seine Gegner, namentlich die Preußen, erfüllte. Auch war es seine letzte Armee, die er ins Feld führte; Frankreich war schwerlich im Stande, eine neue aufzubringen. Die Kriegslust in der Nation war geschwunden, wie der Eifer seiner Marschälle. Nur der Soldat hing noch vertrauensvoll an dem kaiserlichen Feldherrn; erschöpft, ausgehungert und ermüdet raffte er sich auf und wurde wie durch einen Zauberschlag ein anderer, sobald er den Kriegsherrn nur in der Nähe glaubte.*) Aber die physische Kraft war nicht mehr die alte, das Drittheil Deutsche, die den fremden Fahnen nachfolgten, nicht mehr von derselben Festigkeit, wie vordem.

Als der Waffenstillstand abgelaufen war, hatte Napoleon bei Dresden und den nächsten Elbübergängen die Garden und das XIV. Armeecorps (St. Cyr) vereinigt, wohl über 80,000 Mann; in der Lausitz, an der oberen Spree und Neiße standen das erste, zweite, siebente und achte Corps (Vandamme,

---

Die böhmische Armee enthielt darnach: 1) an Oesterreichern eilf Infanterie- und drei Cavalleriedivisionen, nach den wahrscheinlichsten Berechnungen (s. Bernhardi III. 70 ff. 509 ff.) etwa 110,000 Mann; 2) an Russen das Wittgensteinsche Corps, ungefähr 33,000 Mann stark; 3) das II. preußische Corps unter Kleist, 42,000 Mann. Die beiden letzteren Truppen standen unter Barclays gemeinsamem Befehl. Dazu kam 4) die Reserve unter Großfürst Constantin, bei der sich auch die 7000 Mann preußischen Garden befanden, zusammen 51,000 Mann stark. Neben 110,000 Oesterreichern standen also etwa 77,000 Russen und 49,000 Preußen.

Die schlesische Armee enthielt 1) die russischen Corps von Langeron (31,000 M.), Sacken (17—18,000) und die Corps von Korff und Pahlen (12,500), 2) das I. preußische Armeecorps unter York, über 38,000 Mann stark. Im Ganzen also 99,000 Mann.

Die Nordarmee, von dem Kronprinzen commandirt, enthielt 1) das III. preuß. Armeecorps unter Bülow (40,000 Mann), 2) das IV. preußische Armeecorps unter Tauenzien 38,000 Mann, 3) die Schweden 18—20,000 Mann, 4) die beiden russischen Corps von Wintzingerode und Woronzoff (24,600 M.). Dazu kam 5) das Wallmodensche Corps an der Niederelbe, 27,000 Mann gemischter Truppen enthaltend. Dies wären 149—150,000 Mann. Dann gehörte noch das Czernitscheff'sche Corps mit über 4000 Mann und eine Bülow zugewiesene Kosakenabtheilung von 890 Mann dazu, was die Gesammtstärke auf 154,000 Mann brächte. Bernhardi nimmt 156,500 an; er zählt nämlich von Wallmodens Corps die 3000 Mann (Engländer und Anhalt-Dessauer) ab, die zu Stralsund in Garnison lagen, nimmt aber für die Schweden die stärkere Position von 24,000 Mann an, welche die officiellen Angaben berechnen.

*) S. die bezeichnenden Züge bei Aster, Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden. S. 123. 124.

Victor, Reynier und Poniatowski) nebst den Reitern von Latour-Maubourg und Kellermann, gegen 100,000 Mann; nach den Marken hin waren einige 20,000 Mann unter Oudinot vorgeschoben; in Schlesien standen dem Feinde unmittelbar gegenüber an der Katzbach das dritte und fünfte Corps (Ney und Lauriston) nebst Sebastianis Reitern, über 60,000 Mann, weiter rückwärts am Bober das vierte, sechste und eilfte Corps (Bertrand, Marmont und Macdonald) in einer Stärke von ungefähr 70,000 Mann. Die untere Elbe hielt Davoust. So war der ganze Strom von der Stelle an, wo er aus den böhmischen Bergen heraustritt, bis zur Mündung mit allen Festungen noch in Napoleons Gewalt; Dresden selbst, als Mittelpunkt trefflich gelegen und seit Wochen eifrig verschanzt, erschien als eine mächtige Stütze seiner Stellung. Wohl fehlte es in seiner Umgebung nicht an Stimmen, die es für besser hielten, gleich jetzt Mitteldeutschland aufzugeben und sich auf die Vertheidigung des Rheins zu beschränken, aber Napoleon wies solche Rathschläge stolz zurück. „Kaum zehn verlorene Schlachten, sagte er, würden mich nöthigen, diese Stellung aufzugeben; es handelt sich hier nicht um den Verlust dieser und jener Provinz; unsere politische Ueberlegenheit, unsere Existenz steht auf dem Spiel. Ihr fürchtet, ich stehe hier zu sehr in der Luft; war ich aber nicht zu Marengo, Austerlitz, Wagram in einer noch gewagteren Stellung? Seit Arcole sind alle meine Bewegungen Kühnheiten dieser Art gewesen. Dresden ist der Stützpunkt, von welchem aus ich gegen alle Angriffe Front machen will; nur müssen meine Stellvertreter überall, wo ich nicht bin, abzuwarten wissen und nichts dem Zufall überlassen. Können die Alliirten in so ausgedehnten Operationen lange die Einheit erhalten? Darf ich nicht vernünftiger Weise hoffen, sie früher oder später in einer falschen Bewegung zu überraschen? Ich wiederhole es, zehn verlorene Schlachten sollten mich kaum zwingen, über den Rhein zurückzugehen, während eine einzige gewonnene uns vor die feindlichen Hauptstädte bringen, die Festungen an der Oder und Weichsel entsetzen und die Alliirten zum Frieden zwingen würde." *)

Napoleon schien den ersten Angriff der Gegner von Osten her zu erwarten; in dieser Richtung standen seine größten Massen, dorthin begab er sich selbst, als er am 15. August Dresden verließ und nach Bautzen und Görlitz aufbrach. Zu spät erfuhr er, daß vielmehr ein großer Theil der Streitkräfte in Schlesien nach Böhmen abmarschirt sei, um dort die Hauptmasse zu verstärken, die sich eben in Bewegung setzte, um aus den böhmischen Gebirgen nach Sachsen hervorzubrechen.

Hinter der Eger und Elbe, am dichtesten in der Umgebung von Budin, sammelten sich eben, als Napoleon nach der Lausitz ging, die 237,000 Mann des alliirten Hauptheeres. Man erwartete, wie ein am 18. August entwor-

*) S. Fain II. 26. 30.

jener Operationsplan Schwarzenbergs zeigt, auf dieser Seite zunächst keinen Angriff; der Feind, glaubte man, werde sich in der Vertheidigung halten und die Offensive nur gegen den Kronprinzen von Schweden ergreifen. Es ist in diesem Fall, so sagte der Plan, eine unbedingte Nothwendigkeit, daß die Hauptarmee eine kräftige Offensive auf dem linken Ufer der Elbe in der Hauptrichtung gegen Leipzig ergreife. Vor dem 20. August freilich könne sie nicht an der Eger versammelt sein; die „hohe Kriegserfahrung" des Kronprinzen von Schweden verbürge es indessen, daß er in diesem Falle, bis zu dem genannten Zeitpunkte, des Feindes Kräfte zwar auf sich ziehen und festhalten, jedoch jedem entscheidenden Schlage ausweichen werde, um auf das Schnellste und in der kürzesten Richtung auf Leipzig die Elbe zu forciren.

Die Nachrichten, daß sich der Hauptangriff und Napoleon selber gegen die Nordarmee wende, waren übertrieben, allein die Voraussetzung, daß hier der erste Stoß erfolgen werde, hatte doch guten Grund. Schon gleich nach dem Abbruch der Unterhandlungen, am 13. August, hatte der französische Kaiser den Marschall Oudinot beauftragt, am 17. von Baruth nach Berlin vorzudringen und zugleich die Verbindung mit Magdeburg und Wittenberg, wie mit der untern Elbe herzustellen. Von Magdeburg aus sollte ein Corps von 12,000 Mann ihn unterstützen; von Hamburg Davoust mit 25,000 Franzosen und 15,000 Dänen sich gegen die preußische Hauptstadt in Bewegung setzen. Es sind also, schrieb er an Marmont, 120,000 Mann, die in verschiedenen Richtungen auf Berlin marschiren.*) Mit unverkennbarer Ungeduld hatte er diesen Plan ins Auge gefaßt: es galt, den wichtigsten Sitz der preußischen Erhebung tödtlich zu treffen und durch ein furchtbares Exempel, wie er es über Hamburg verhängt, der weiteren Volksbewegung eine Schranke zu setzen. Denn er fürchtete diese Bewegung, auch wenn er ihre Kraft unterschätzte. Dies Unterschätzen freilich sollte ihm jetzt verhängnißvoll werden. Er war nämlich überzeugt, daß die Macht, die er gegen Berlin aufbot, hinreichen werde, den Kronprinzen von Schweden, dessen schielende Politik er ganz richtig beurtheilte, eilig zum Rückzug zu drängen und dann die preußischen Streitkräfte, namentlich die Landwehr, aufzulösen. Damit wäre ein guter Theil der Rüstung Preußens zertrümmert, er selbst in Norddeutschland Meister, die Verbindung mit Hamburg, den Oderfestungen und Danzig vollkommen hergestellt gewesen.

Während Oudinot zu dem Ende gegen Berlin aufbrach, wollte Napoleon selbst die aus Böhmen und der Lausitz anrückenden Massen des Feindes im Schach halten und damit die Operation auf Berlin beschützen. Seine Hauptstärke hatte er gegen Schlesien gerichtet, wo er den Russen und Preußen eine Schlappe beizubringen hoffte. Habe ich einmal, schrieb er, diese Corps vernichtet oder übel zugerichtet, dann ist das Gleichgewicht gebrochen, und ich

*) Mém. du Duc de Raguse V. 199.

kann dann, je nach den Erfolgen der Armee, die auf Berlin marschirt, sie gegen Berlin hin unterstützen oder durch Böhmen der (österreichischen) Armee in den Rücken gehen, die sich nach Deutschland verirrt hat.*)

Drum hing denn allerdings viel davon ab, wie sich der Schlag entscheiden werde, der eben gegen die preußische Hauptstadt vorbereitet ward.

„Der Kaiser hofft, so hatte Napoleon an Oudinot schreiben lassen, daß Sie mit einer Armee wie der Ihrigen den Feind rasch zurücktreiben, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die ganze Landwehr und diesen Schwarm von Gesindel zerstreuen werden. Sollte die Stadt Widerstand leisten, so können Ihre Zwölfpfünder Bresche schießen und 50 Haubitzen sie in Brand stecken; auf diese Weise haben wir Wien, Madrid und andere Hauptstädte zur Uebergabe gezwungen." Das vierte, siebente und zwölfte Armeecorps (Bertrand, Reynier und Oudinot) nebst Arrighi's Reitercorps waren zu dem Unternehmen bestimmt. Das vierte Armeecorps bestand aus drei französischen, vier italienischen Regimentern und zwölf württembergischen Bataillonen; das siebente enthielt neben zehn französischen Bataillonen eilf sächsische, zwei Jägercompagnien und ein würzburgisches Regiment. Im zwölften Corps waren neun Regimenter Franzosen und ein illyrisches mit eilf Bataillonen und acht Schwadronen Baiern, westfälischen Chevauxlegers, Husaren und darmstädter Dragonern vereinigt. Es waren also zum guten Theil Deutsche, denen die Aufgabe zugewiesen ward, Berlin zu züchtigen. Im Ganzen waren es etwa 70,000 Mann, die Oudinot gegen die preußische Hauptstadt führte.

Die Nordarmee nahm eine weitläufige und zersplitterte Stellung ein. Wallmoden an der Niederelbe, fast drei Viertheile von Tauenziens Corps, die von Magdeburg an die untere Elbe und an die Oder detachirt waren und Woronzoff bei Magdeburg mußte man ohnedies abrechnen; dann blieben etwa 80,000 Mann übrig: Bülows Corps, der Rest von Tauenzien, die Schweden und das russische Corps Wintzingerodes. Auch diese waren ziemlich auseinandergezogen. Die Schweden lagerten bei Charlottenburg, die Russen bei Spandau, Bülow war theils in Berlin theils südwärts von der Hauptstadt gegen Potsdam, Trebbin, Mittenwalde und Wusterhausen vorgeschoben, der Theil von Tauenzien, der nicht detachirt war, die Reserve unter Dobschütz, dehnte sich von der Spree nach der Oder hin aus. Den Kern dieser ganzen Macht bildeten die Preußen, deren ansehnlichste Rüstung hier beisammen war. Bülows vier Brigaden, — unter Prinz Ludwig von Hessen-Homburg, Thümen, Borstell, Krafft — enthielten ostpreußische und pommersche Linie, ostpreußische Jäger, neugebildete Reservebataillone, das wohl-

---

*) Es war damals die Nachricht gekommen, die österreichische Armee in Böhmen habe die Bestimmung über Baireuth nach Franken vorzubringen.

bekannte Colberg'sche Regiment, märkische Landwehr, die Leibhusaren, die pommerschen Husaren, National- und Landwehrreiterei. Die Reservecavallerie unter dem tapferen Oppen vereinigte die brandenburgischen und westpreußischen Dragoner und Uhlanen, die schlesischen Husaren, pommersche und kurmärkische Landwehren. Dazu kamen zehn preußische und zwei russische Batterien und vier Kosakenregimenter. Das Corps von Tauenzien, das Dobschütz commandirte, war meistens aus Landwehr gebildet; die Infanterie umfaßte kurmärkische, neumärkische und schlesische Landwehren, die Reiterei bestand aus märkischer, ostpreußischer und pommerscher Landwehrcavallerie.

Es war ein guter Theil der tüchtigsten neuen Wehrkraft, die das preußische Volk zu den Waffen gestellt; die Truppen alle vom besten Geist beseelt, ein Theil bei Halle und Luckau in Ehren erprobt, Landwehr und Linie in bestem Einverständniß. Darum dachten die preußischen Führer nicht anders, als man werde mit diesem Heere angriffsweise verfahren; das allein, meinte Bülow, entspreche dem Geist dieser Truppen und dem Interesse Preußens. Hatte doch auch der Trachenberger Kriegsplan das Ueberschreiten der Elbe und das Vorgehen auf Leipzig ausdrücklich als die Aufgabe dieses Corps bezeichnet.

Aber damit war Bernadotte nicht gedient. Norwegen lag ihm mehr am Herzen als Preußen mit seiner Hauptstadt; seine Schweden wollte er sparen, mit den Franzosen es nicht völlig verderben. Während er durch einen insolenten Brief an Napoleon mit dem Kaiser der Franzosen unversöhnlich brach, legte der flaue Aufruf, womit er am 15. August sein Heer begrüßte, eine bemerkenswerthe Courtoisie gegen die Franzosen selbst an den Tag. Er sprach von ihnen als „tapferen Männern“, von den Drangsalen, die sie getroffen, und hielt ihren nationalen Aufschwung von 1792 seinen Truppen als Vorbild entgegen.*) Es mochten schon jetzt kühnere Gedanken, als die Erwerbung Norwegens, seinen Ehrgeiz locken und die französische Krone ihm als ein reizender Ersatz für die schwedische erscheinen. Im Heere fühlte man das bald heraus; während er in Berlin sich huldigen und als zweiten Gustav Adolf von dem gutmüthigen Volke begrüßen ließ, war in der Armee kein rechtes Vertrauen zu dem ehemaligen französischen Marschall vorhanden, dem unser Interesse so fremd war wie unsere Sprache. Napoleon kannte seinen Mann, wenn er zu Bubna in Dresden sagte: pour celui-là, il ne fera que piaffer, und gegen Oudinot die Zuversicht aussprach: er werde vor Allem seine Schweden schonen wollen.

Gleich die ersten Unterredungen, die Bernadotte mit den preußischen

*) Der Brief findet sich bei Castlereagh VIII. 350 ff., der Aufruf bei Friccius I. 250 ff. Wie er sich gleichzeitig in allem Ernst mit dem Project abgab, Napoleon durch Kosaken abzufangen, ist bei Bernhardi III. 114. 519. und in den Denkwürdigk. eines Livländers II. 80 zu lesen.

Generalen hatte, versprachen nicht viel. Er äußerte sich besorgt über seine Aufstellung, deren Flügel bedroht wäre, vor deren Front und in deren Rücken ansehnliche Festungen lägen; er sprach die Vermuthung aus, daß Napoleon gegen ihn den Hauptschlag führen werde und er dann ohne Unterstützung von den übrigen Heeren ihn pariren müsse. Die Klugheit gebiete daher, jedes Wagniß zu meiden und mit Vorsicht in guter Haltung abzuwarten, was der Feind beginnen werde. Das vielfach durchschnittene und sumpfige Terrain, durch das die Franzosen herandringen mußten, schien ihm keinen besonderen Schutz zu gewähren; er sprach es noch nicht aus, aber es war zu errathen, daß er hinter der Havel eine Stellung nehmen, also Berlin preisgeben wollte. Alles, was die Vorstellungen Bülows von ihm erlangten, war: daß der preußische General mit seinem Corps, südlich von Berlin, hinter der Nuthe und Notte und Wintzingerode bei Brandenburg stehen bleiben durfte. Das Terrain dort ist mit kleinen Seen, Gräben, Brüchen und Morästen vielfach durchschnitten und kann zum Theil nur auf langen Dämmen passirt werden. Durch künstliche Ueberschwemmungen, Verhaue und Verschanzungen hatte man diesen natürlichen Schutz des Terrains noch verstärkt. Hinter dieser Aufstellung und mit dem Rückhalt von Spandau schien es nicht allzuschwer, selbst wenn ein erster Angriff mißlang, die Hauptstadt zu vertheidigen.

Am 19. August überschritt Oudinot, nachdem er zwischen Baruth und Luckau seine Streitkräfte vereinigt, die preußische Gränze. Bertrands Corps als rechter Flügel ging gegen Christinendorf und Jühnsdorf, Reynier in der Mitte durch die Niederungen zwischen Christinendorf und Nunsdorf vor; Oudinot zur Linken näherte sich Trebbin und nahm nach einem vierstündigen Kampfe das Städtchen, das von nur drei Compagnien der Brigade Thümen mit ausdauernder Tapferkeit vertheidigt ward. Auch Reynier und Bertrand konnten nur langsam vordringen; ein paar Compagnien von der preußischen Vorhut leisteten hartnäckigen Widerstand.

Der Kronprinz nahm jetzt seine losen und vereinzelten Streitkräfte etwas enger zusammen. Tauenziens eine Division (Dobschütz) rückte von Berlin nach Kleinbeeren, zwei andere (Hirschfeld und Wobeser) wurden herbeigerufen Bülows Reservecavallerie stand schon bei Großbeeren, die Russen und die Schweden wurden näher herangezogen. Bülow sollte am frühen Morgen des 22. bei Saarmund, wohin auch die Schweden und Russen commandirt waren, in Schlachtordnung stehen, die Brigaden Thümen und Borstell hatten die Uebergänge an der Nuthe und Notte so lange als möglich zu vertheidigen.

Schon waren die Franzosen an der Nuthe angelangt; sie hatten drei Uebergänge vor sich, bei Thyrow, bei Wittstock und bei Jühnsdorf. Den letzteren sollte Bertrand, Reynier den bei Wittstock angreifen, während Oudinot gegen Thyrow vorrückte, das nach dem Fall der andern Uebergänge nicht zu halten war. Die Franzosen gingen nicht mit der Raschheit vor, die man früher an ihnen gewohnt war; erst am Mittag kam es zum ernstlichen

Kampf. Am heftigsten wurde bei Wittstock gefochten. Eine französische und sächsische Division von Reyniers Corps griff dort an; nur wenige Bataillone von Thümens Corps, durch einige Regimenter und Batterien von Oppens Reservecavallerie unterstützt, hielten den ganzen Mittag den lebhaften Andrang des Feindes glücklich auf und traten erst den Rückzug an, als das Eindringen des Feindes in ein nahgelegenes Dorf, bei dem ein leichterer Uebergang war, die Besorgniß der Umgehung weckte. Während die Infanterie abzog, suchten die Reiterei und das Geschütz den Feind noch aufzuhalten; die Batterien unterhielten eine Zeit lang ein wirksames Feuer und wehrten zwei Angriffe des Feindes glücklich ab. Einem dritten suchte Oppen durch eine kraftvolle Reiterattake zu begegnen, allein er war damit nicht glücklich. Den meistens jungen Reitern fehlte noch das technische Geschick zu solch einem Angriff, so muthig auch die Einzelnen in den Feind eindrangen. Der Rückzug war nun unvermeidlich geworden. Nach dem Verlust von Wittstock war auch Thyrow nicht zu halten; bei Jühnsdorf, wo am leichtesten durchzudringen war, stand nur eine schwache Abtheilung Tauenziens, die vor dem überlegenen Feinde hatte weichen müssen. So hatten die Franzosen, wenn auch nach heftigem Kampfe gegen einen wenig zahlreichen Feind, den Uebergang über die Nuthe forçirt und standen am Abend des 22. auf der Linie von Thyrow, Wittstock, Jühnsdorf, also nur fünf bis sechs Stunden von Berlin entfernt. Was jetzt noch zwischen ihnen und der Hauptstadt lag, waren keine schwierigen Defileen mehr, nur ein Wald, der durch einzelne Seen und Sümpfe durchbrochen, sich zwischen Saarmund und Jühnsdorf hinzieht.*) Hatte man ihn passirt, so stand man auf dem fast ebenen und sandigen Terrain, das sich südlich von Berlin ausbreitet.

Bernadotte hatte an diesem Tage eine Stellung bei Ruhlsdorf bezogen; hier stand sein Centrum, die Russen rechts gegen Jütergotz, Bülow links gegen Heinersdorf hin ausgedehnt. Zu ihm zog sich auch Borstell heran. Es war also nur jener Wald, der beide Heere trennte; Bernadotte hielt am Ausgang desselben auf einer sanften Anhöhe, vor sich die Dörfer Groß- und Kleinbeeren, Diedersdorf und Blankenfelde. Diese Aufstellung hatte freilich nur dann einen Werth, wenn man, statt abzuwarten, den Feind in dem Augenblick angriff, wo er in lauter getrennten Colonnen den großen Wald passiren mußte.

Darauf deuteten auch die früheren Befehle des Oberfeldherrn. Am Tage zuvor hatte seine Weisung gelautet, es müßten am andern Morgen alle Truppen zur Schlacht bereit sein. Freilich war dazu weder eine Disposition entworfen noch sonst Anstalten getroffen. Vielmehr berief der Kronprinz am Mittag einen Kriegsrath und war offenbar mehr bemüht, auf den

*) In Bezug auf das Terrain verweisen wir auf die Karte in Oberst Wagner's Plänen der Schlachten 2c.

Rückzug, als auf die Schlacht vorzubereiten. Seine Stellung erschien ihm bedenklich; Napoleon selbst, meinte er, stehe mit Uebermacht gegenüber, während er zum großen Theile nur junge Truppen und Landwehr unter sich habe. Er sprach es nicht aus, aber er deutete es verständlich an, daß ihm ein Rückzug hinter Berlin das Räthlichste scheine. Dagegen erhob sich Bülow mit aller Entschiedenheit; „was ist Berlin?" — meinte wegwerfend Bernadotte — „eine Stadt!" Mit gutem Grund wies Bülow darauf hin, daß die preußische Hauptstadt für einen Preußen und für die gemeinsame Sache eine größere Bedeutung habe, als jede beliebige Stadt. „Mich — sagte der General nachher voll Zorn zu seiner Umgebung — mich bekommt er nicht gutwillig dazu, daß ich über seine Brücke bei Moabit zurückgehe! Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts."

Bülow hatte Recht; es handelte sich um mehr als nur um eine Stadt. Ein Hauptsitz der Volksbewegung in Preußen, der Mittelpunkt der Kriegsrüstung in den alten Provinzen, die Stadt, die in drei Tagen 9000 Freiwillige zum Kampf gestellt, stand hier auf dem Spiele. Sollte man dem Feinde ohne Widerstand gestatten, daß er diesen Herd der deutschen Bewegung zerstöre, an den preisgegebenen Bewohnern seine Rache kühle und von Berlin aus triumphirend verkünde: „die preußische Monarchie habe aufgehört zu existiren?!" Dem Schweden konnte es vielleicht einerlei dünken, ob er sich südlich oder nördlich von Berlin mit dem Feinde maß, aber ein Preuße, ein Deutscher durfte so nicht denken, so nicht handeln.

In bitterem Aerger schied Bülow aus dem Kriegsrath; eine ähnliche Stimmung herrschte im ganzen Lager. War doch die Vertheidigungslinie im Süden nur darum verloren worden, weil man, statt entschlossen vorzugehen, sich darauf beschränkt, ein paar Bataillone aufzustellen, deren fruchtlose Bravour die drei feindlichen Armeecorps natürlich nicht hatte aufhalten können! Stand nicht auch jetzt noch die Nordarmee viel zu weit ausgedehnt, gegenüber einem so zahlreichen Feinde? Und nun sollte man gar noch weiter zurückgehen! Zwar sprach Bernadotte, wie zur Beschwichtigung Bülows, beim Schlusse des Kriegsraths abermals den Entschluß aus, eine Schlacht zu liefern, aber wer konnte sich nach dem, was vorausgegangen, darauf verlassen? Die Aufstellung, die er eben jetzt nahm, sah wenigstens einer Disposition zur Schlacht nicht ähnlich.

Bei Heinersdorf, drei bis vier Stunden südwärts von Berlin, war Bülow; die Brigaden Thümen und Oppens Reiterei kamen noch in der Nacht von Wittstock zurück und stellten sich ebenda auf; zur Linken näherte sich Borstell. Zur Rechten hielten die Schweden in Ruhlsdorf, die Russen bei Jütergotz. Tauenziens eine Abtheilung blieb vorerst eine starke Stunde südwärts von Heinersdorf, bei Blankenfelde, vorgeschoben; seine anderen Brigaden waren noch auf dem Marsch und konnten kaum am andern Tage eintreffen. So waren die einzelnen Corps auf mehrere Meilen

weit ausgedehnt und die ungeduldig erwartete Disposition zur Schlacht kam nicht.

Dem Feinde am nächsten stand Tauenzien mit seiner Brigade; Blankenfelde liegt gerade am Ausgang des Waldes, zwischen sumpfige Niederungen und den schmalen Arm eines nahen Sees eingeengt, nur in mäßiger Entfernung von Jühnsdorf, das Bertrands Corps schon besetzt hielt. Von den zwanzig Bataillonen, welche die Brigade im Ganzen zählte, waren sechszehn Landwehr; die Reiterei bestand nur aus Landwehr. Gleichwohl war der General entschlossen, dem Feinde nicht auszuweichen, denn seine Stellung schien auch mit mäßigen Kräften zu vertheidigen. Wie peinlich ward er überrascht, als noch am Abend eine Ordre des Oberfeldherrn kam: er solle am andern Mittag, dem 23. Aug., wenn der Feind bis dahin nicht angriffe, sich auf die Höhe bei Berlin, den jetzigen Kreuzberg, zurückziehen; ja in der Nacht kam ein zweiter Befehl, er solle den Rückzug sogleich antreten. Tauenzien beeilte sich freilich nicht, noch während der Nacht den Befehl auszuführen, und als der Tag kam, half ihm der Feind aus der Verlegenheit.

Am Morgen des 23. August näherte sich Bertrands Corps von Jühnsdorf her. Tauenzien hatte vom fünften Reserveregiment, dem einzigen, was er an Linie besaß, einen Theil als Tirailleurs in den Wald gesendet, einen andern an dessen Saum aufgestellt. Im Walde kam es alsbald zum Kampf; an einer lichten Stelle, die etwas erhöht war, bemerkte man die Spitzen von mehreren Infanteriecolonnen mit Geschütz. Aber der Feind mied einen nachdrücklichen Angriff; Bertrand, von den drei feindlichen Corps am weitesten vorgeschoben, wollte sich nicht mehr vorwagen, ehe auch Reynier und Oudinot auf gleiche Höhe angelangt waren. So begnügte er sich mit einer Kanonade, die von den Preußen lebhaft erwiedert ward, und wich dann wieder nach Jühnsdorf zurück. Der Rückzug kostete ihm einige hundert Gefangene. Um zwei Uhr Nachmittags hatten beide Theile wieder ihre Stellungen vom Morgen, und es war vollkommene Ruhe auf dem Kampfplatze eingetreten.

Weiter rückwärts, wo das Gros der Nordarmee stand, war der Morgen ruhig verlaufen; Bernadotte traf keine Anstalten zur Schlacht. Aber Bülow hörte bei Heinersdorf den Kanonendonner, der aus dem Walde von Blankenfelde hertönte; er sah die Gefahr vor Augen, daß der Feind bei diesem Dorfe oder bei dem nahen Großbeeren aus dem Gehölze in die Ebene hervorbrechen, sich mit überlegener Macht zwischen ihn und Tauenzien in die Mitte werfen und nach Berlin vordringen werde. Rasch entschloß er sich, dorthin zu eilen, wo der Schall des Geschützes die Gefahr anzeigte. Der Kronprinz gab widerstrebend die Zustimmung, befahl aber, als Bülow aufbrach, der Brigade Hessen-Homburg, bei Heinersdorf zurückzubleiben und schickte auf die Botschaft, daß eine feindliche Colonne gegen ihn selbst im Anmarsche sei, Bülow die Weisung nach, sofort in seine Stellung bei Hei-

nersdorf zurückzukehren. Allein es wandte sich bald so, daß die Entscheidung der Dinge dem Bereich seines Einflusses entzogen ward.

Wie Bülow sich dem Walde näherte, ließ der Kanonendonner allmälig nach; das Gefecht zwischen Tauenzien und Bertrand war zu Ende. Aber Reyniers Corps war von Wittstock her im Anmarsch; die Ermüdung der letzten Tage hatte dessen Aufbruch verzögert, ein mächtig strömender Regen erschwerte das Fortkommen. Erst in den Nachmittagsstunden näherte sich die Vorhut aus dem Walde den Dörfern Groß- und Kleinbeeren. Dem Corps Reyniers fiel offenbar die Hauptaufgabe zu; während Bertrand zu seiner Rechten Tauenzien nur beschäftigte, das Corps Oudinots zur Linken gemächlich vorging (der Marschall selbst blieb in Trebbin) — lag vor Reyniers Front der offene Raum, der nach Berlin hinführte. Daß der Feind so nahe sei, mochten die Franzosen nicht erwarten; sonst hätte wohl Reynier sein Corps dichter zusammengeschlossen und Oudinot das seine mehr zur Eile angespornt. Dagegen hatte Bülow die Wichtigkeit des bedrohten Punktes rasch erkannt; wiewohl er nach seiner Ankunft keinen Feind vor sich sah, hatte er doch Großbeeren mit einigen Bataillonen und den Leib-Husaren besetzen lassen; mit der Masse war er wieder näher nach Heinersdorf zurückgezogen. Auf der leisen Erhöhung vor dem Dorfe hielt er mit den Brigaden Krafft und Thümen das Centrum; seine Rechte bildete Hessen-Homburg, links schloß sich Borstell an. Hinter dem Dorfe hielt Oppen mit der Reserve-Cavallerie.

Es war nach drei Uhr Mittags, als Reyniers Corps aus dem Walde gegen Groß- und Kleinbeeren hervorbrach; die sächsische Division Sahr an der Spitze, an sie schloß sich eine französische unter Durutte und die sächsische Reiterbrigade; weiter rückwärts folgte die sächsische Division Lecoq. Bei Großbeeren stand nur jene kleine Vorhut, die Bülow zurückgelassen; auf sie warf sich jetzt mit lebhaftem Eifer die Division Sahr. Es entspann sich ein kurzer aber hitziger Kampf; die Sachsen drangen stürmend vor, ihre Granaten zündeten Großbeeren an, die schwache preußische Abtheilung räumte von der Uebermacht gedrängt das brennende Dorf. Es war gegen fünf Uhr, als Reynier dort seine Aufstellung nahm. Seinen rechten Flügel lehnte er an Großbeeren und die dortigen morastigen Wiesen, seine Front breitete sich auf einer sanften Anhöhe westlich vom Dorfe aus, seine Linke lehnte sich an ein Gehölz. Seine Geschütze bestrichen das Terrain, welches nach Heinersdorf hin abfällt, um erst bei diesem Dorfe sich wieder zu heben.

Es lag offenbar nicht in Reyniers Absicht, sich an diesem Tage noch zu schlagen; er verfolgte die abziehende preußische Abtheilung nicht, erwartete vielmehr die Annäherung der andern Corps, namentlich Oudinots zu seiner Linken, und glaubte für heute das Tagewerk beendet. Der strömende Regen mochte seine Sicherheit gegen einen feindlichen Angriff bestärken. Er ließ ruhig seine Leute lagern und nahm sein Quartier im Dorfe; obwol nur

viertausend Schritte vom preußischen Lager entfernt, stellte er nicht einmal Vorposten aus, um sich gegen einen plötzlichen Anfall zu decken.

Indessen hatte sich aber Bülow fertig gemacht zum Angriff. Die Gefahr, die er geahnt, daß der Feind bei Großbeeren versuchen würde, das Nordheer zu durchbrechen und auf Berlin loszudringen, war nun wirklich nahe gerückt, allein noch war es Zeit, ihr zu begegnen. Die drei Corps, die Oudinot heranführte, waren noch nicht vereinigt, nur eines hatte sich mit einer gewissen Sorglosigkeit vorgeschoben; wenn man rasch vorging, konnte man seine Verwegenheit strafen, bevor die 70,000 Mann des Marschalls vereinigt waren. Bülow hatte daher keinen Zweifel, was zu thun sei: er wollte sich schlagen. Im Kreise der Officiere war es besonders Major Reiche, der den General darin bestärkte und einen raschen Angriff verfocht statt des demoralisirenden Rückzuges. Von Bernadotte freilich war eben der Befehl gekommen, den Rückzug gegen Berlin anzutreten; dort, hieß es, wolle er zur Rettung der Hauptstadt eine Schlacht liefern. Bülow war auf's tiefste erregt; er sah die Niederlage vor Augen, wenn dieser Befehl vollzogen ward. Oder schien es glaublich, daß Bernadotte unter den Mauern der Hauptstadt die Schlacht liefern würde, der er in günstigerer Lage ausgewichen war? Und wenn er es that, war es dann wahrscheinlicher, gegen die vereinte Macht des Gegners zu siegen, als jetzt gegen die getrennte?

Bülow faßte einen kühnen, in jeder andern Lage bedenklichen Entschluß; er wollte angreifen auf eigene Hand. Major Reiche sollte hinüber zum Kronprinzen, es ihm melden und ihn um Mitwirkung bitten; während dem brach er auf gegen den Feind. Es soll, so lautete seine Disposition, zuerst der rechte Flügel des Feindes angegriffen, das Dorf Großbeeren wieder erobert und indem so sein Centrum durchbrochen wird, auch seine Flügel zum Rückzug in die Defileen genöthigt werden. Die Brigade Hessen-Homburg auf der Rechten, Krafft auf der Linken, Thümen als Reserve, Oppens Reiterei hinter den Flügeln — so setzte er sein Corps in Bewegung; Borstell sollte über Kleinbeeren auf Großbeeren in des Feindes Flanke marschiren und seinen rechten Flügel umgehen. Vor der Front der Angriffslinie fuhren sechs Batterien auf, um ihr Feuer auf Großbeeren zu richten.

Es waren im Ganzen gegen 40,000 Mann; eine hinreichende Macht, um es im Nothfall mit zwei feindlichen Corps aufzunehmen, mehr als genug, um Reynier allein eine Niederlage zu bereiten*). Mit freudigem Jubel begrüßten die Truppen den Befehl zum Aufbruch. Das ermüdende Hin- und Herziehen der letzten Tage, der niederschlagende Zweifel in den guten Willen des Oberfeldherrn, der Hunger und der dicht strömende Regen — Alles war vergessen, als es vorwärts gegen den Feind ging. Die Brigade

*) Von den 40,000 Mann, die Bülows Corps zählte, waren $3\frac{1}{2}$ Bataillone und 5 Escadronen detachirt. Es blieben 37 Bataillone und 40 Escadronen.

Borstell war eben erst nach einem mühevollen Marsch von drei bis vier Meilen durchnäßt bei Bülow angekommen; ohne auszuruhen und zu essen ging sie mit freudigem Hurrah zum Angriff vor.

So fiel der Würfel zum Kampf; Bernadotte konnte es nicht mehr hindern. Als Reiche bei ihm ankam, hörte man schon die Kanonen von Großbeeren. Der Oberfeldherr that verdrießlich und sprach von Eigenmächtigkeit; von einer Unterstützung wollte er nichts wissen. „Ich habe den Feind vor mir; Jeder schützt seine Front." Alles, was Reiche erlangte, war, daß er den Angriff nachträglich billigte. Der Kampf war schon in vollem Gang, als General Löwenhjelm mit dem Befehl, „Großbeeren wieder zu nehmen," bei Bülow eintraf. „Kann ich im unglücklichen Falle auf Unterstützung rechnen?" fragte Bülow. „Davon," lautete die Antwort, „hat der Kronprinz nichts gesagt." Zum Glück brauchte man seine Hülfe nicht.

Nach fünf Uhr waren die Preußen im Anmarsch auf Großbeeren; ein kraftvolles Geschützfeuer von sechszig Kanonen, die später auf 80 verstärkt wurden, verkündete dem Feinde ihre Ankunft. Reynier war sorglos und überrascht; er hatte erst an den Angriff nicht glauben wollen und suchte auch, als die preußischen Geschütze ihn eines Besseren belehrten, die Entscheidung mehr auf seinem linken Flügel, wo er Oudinot erwartete, als im Centrum und zur Rechten, wo Bülows Hauptmasse im Anzug war, Borstell seine Flanke umging. Eine Stunde etwa hatte das Geschützfeuer gedauert, als Bülow der Brigade Krafft Befehl gab, Großbeeren mit dem Bajonnet anzugreifen. Im Sturmschritt drangen die Bataillone vor, indeß der Feind sein Kartätschenfeuer verdoppelte; mit gefälltem Bajonnet und freudigem Hurrah warfen sich die Preußen auf die Batterien und auf das feindliche Fußvolk. Gewehrfeuer hörte man wenig an diesem Tage; der Regen hatte die Läufe mit Wasser gefüllt, Bajonnet und Kolben mußten heute den Ausschlag geben. Während die Preußen gegen die sächsische Division hier Bahn machten und sich ein wildes Handgemenge in dem brennenden Dorfe entspann, war auch Borstell von Kleinbeeren her aufgebrochen, warf mit Ueberlegenheit die Gegner zurück und drang von der andern Seite in Großbeeren ein. Die Sachsen schlugen sich mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache werth gewesen wäre; aber ihre Lage war verzweifelt. Auf zwei Seiten des Dorfes von einem übermächtigen Feinde angegriffen und in ungestümem Anprall schon Mann an Mann gedrängt, mußten sie weichen, wenn sie der völligen Vernichtung entgehen wollten. Ohne schweren Verlust war auch dieser Rückzug nicht auszuführen; Massen wurden abgeschnitten, ins Wasser gedrängt, mit dem Kolben erschlagen, viel Geschütz verloren. Kaum entging schwer verwundet General Sahr selber der Gefangenschaft; zwei Bataillone, mit denen er den letzten Andrang aufzuhalten gesucht, wurden fast vernichtet. Vergebens sandte Reynier die Division Durutte zur Unterstützung

nach dem Dorfe; sie that es heute ihren früheren Leistungen nicht gleich. Von Borstell mit Kartätschen empfangen, wartete sie den drohenden Bajonnetangriff nicht einmal ab, sondern eilte in wilder Flucht, mit Preisgebung von Geschütz und Munition, nach dem Walde zurück; ein paar Bataillone, die sich zum Viereck formirten, wurden von den preußischen Reitern zersprengt. Indessen war auch die Anhöhe zur Seite von Großbeeren, auf welcher Reynier sein Centrum aufgestellt hatte, von der Brigade Hessen-Homburg mit dem Bajonnet erstürmt worden; der Feind war aus allen Stellungen gedrängt.

Reynier gab den Befehl zum Rückzug; die sächsische Division Lecoq, die am wenigsten gelitten, sollte ihn decken. Durch ein großes Viereck von sechs Bataillonen und durch Geschütz suchte sie den Andrang der Sieger abzuwehren, indeß die einbrechende Nacht die Flüchtigen vor rascher Verfolgung schirmte. In diesen letzten Momenten des Kampfes kam die Nachricht, es zeige sich auf dem rechten Flügel der Preußen feindliche Reiterei; es war richtig; von Arrighi's Reitercorps hatte ein Theil auf den Kanonendonner hin seinen Marsch beschleunigt und näherte sich dem Schlachtfeld; auch von Oudinots Corps war eine Infanteriedivision im Anmarsch. Sie kam freilich nur eben zeitig genug, um Reyniers Niederlage zu sehen. Doch hatte Bülow den Oberfeldherrn alsbald davon in Kenntniß gesetzt und der entschloß sich auch, eine reitende Batterie unter Oberst Cardell mit einer Bedeckung von Husaren und Jägern nach dem Schlachtfeld zu senden. Als sie kam, war freilich Alles entschieden; das sächsische Viereck war in den Wald zurückgedrängt, von Arrighi's Reiterei war eine Abtheilung, die sich vorgewagt, durch pommersche Cavallerie und die Leibhusaren hart mitgenommen worden — die Schweden kamen just noch recht, den Geschlagenen einige Schüsse nachzusenden. Darauf beschränkte sich ihr Antheil an der Schlacht*).

Die Franzosen hatten an Mannschaft 3—4000 Mann, darunter 1500 Gefangene verloren; vierzehn Kanonen und 2000 feindliche Gewehre blieben als

*) So versichert Friccius (I. 271), der das Königsberger Landwehrbataillon anführte. Plotho II. 141 dagegen und auch Reiche S. 300 geben an, das Eingreifen der Schweden sei von Nutzen gewesen. Das Vorgehen von Arrighis Reiterei und Guilleminots Infanterie, das völlig mißlang, hat den Franzosen Anlaß zu der frechen Lüge gegeben: Guilleminot habe am Abend das Schlachtfeld wieder erobert und der Rückzug sei nur dem Weichen der Sachsen zuzuschreiben. S. Fain manuscrit II. 302. Muthlos gewichen war aber an diesem Tage nur die Division Durutte, die bis auf ein würzburger Regiment aus lauter Franzosen bestand. Nach dem sächsischen Bericht hatte der französische General Devaux sogar verlangt, die sächsischen Uhlanen sollten auf seine fliehende Division einreiten, um sie wieder vorwärts zu treiben! Die Franzosen bleiben aber dabei, wie z. B. noch neuerlich Thiers, den „heroischen Widerstand" der Division Durutte zu rühmen und alle Schuld des Mislingens auf die Sachsen zu werfen.

Trophäen in den Händen der Sieger, die ihren Verlust auf 150 Todte und 900 Verwundete berechneten. Sind gleich in diesem denkwürdigen Kriege Kämpfe ausgefochten worden, deren Dauer und Opfer die von Großbeeren weit überragten, so zählt doch die Schlacht vom 23. August zu den wichtigsten Ereignissen dieses Jahres. Schon daß sie die erste Siegesbotschaft in dem wiederbegonnenen Freiheitskampfe brachte, war von Bedeutung. An diesem Tage hatte aber auch die Landwehr ihre erste schwere Probe glänzend bestanden. Es war nur Eine Stimme darüber, daß sie alle Erwartung übertroffen hatte. Mit heiterem Muthe zog sie in den Kampf, unerschüttert ertrug sie die ersten Kugeln, die in ihre Reihen schlugen, rasch wurden die Lücken ergänzt, überall herrschte Ruhe und Besonnenheit*). Wo es zum Handgemenge kam und das Gewehr versagte, gingen sie wie rechte Naturkinder des Krieges mit dem Kolben an die blutige Arbeit. Das bekannte „et fluscht better" stammt von Großbeeren her**).

Die Rettung von Berlin war ein kostbarer Preis des Sieges. Es war nicht zu berechnen, was geschah, wenn in demselben Augenblick, wo die große Armee der Verbündeten bei Dresden eine Niederlage erlitt, die Franzosen in die preußische Hauptstadt einzogen. In Berlin war man denn auch mit peinlichster Spannung den Ereignissen der letzten Tage gefolgt. Die langen Züge flüchtender Bauernfamilien und die Transporte der Verwundeten von Wittstock hatten die Annäherung des Feindes bereits verkündet; Bernadotte's Hin- und Hermärsche und Rückzugsbefehle erfüllten mit banger Sorge; was der Stadt bevorstand, wenn er sie preisgab, ließ sich erwarten. Die Franzosen hatten ja übermüthig angekündigt, Berlin solle gezüchtigt werden; das Gerücht fand wohl Glauben, dem siegreichen Feinde sei eine Plünderung der Hauptstadt versprochen. Des Sieges selbst glaubte sich Napoleon so sicher, daß er voreilig im Moniteur vom 30. August verkünden ließ, Berlin sei besetzt. Darum war die Stadt gleichsam mit beim Kampfe und horchte mit athemloser Spannung jeder Bewegung des tapferen Heeres. Was Küche und Keller vermochten, ward hinausgeführt auf das Schlachtfeld, zur Aufnahme der Verwundeten wetteifernde Vorsorge getroffen. Unbeschreiblich war dann der Jubel, als die Botschaft vom Ausgang der Schlacht kam; in rührenden Thaten unbegränzter Wohlthätigkeit feierte die Hauptstadt den Sieg, der sie gerettet.

Nur ein bitterer Beigeschmack störte die Siegesfreude: das Benehmen Bernadotte's. Konnte man für sein Verhalten vor der Schlacht vielleicht militärische Beweggründe anführen, so war, was er jetzt that, des Mannes und Soldaten gleich unwürdig. Nachdem er Alles gethan, was den Sieg

*) Ueber das Königsberger Bataillon s. Friccius 275 f.

**) „Wat helpen uns nu de Scheetprügel — hieß es, als die Gewehre versagten — ja wenn wir Wagenrungen, Scheemelbeene und Dischföte hätten."

hatte hindern können, sprach er erst im Aerger wegwerfend von einem „Gefecht zwischen der Vorhut beider Theile," nahm aber doch dann wie einen wohlverdienten Tribut die Huldigungen auf, die man ihm unnöthiger Weise als dem Sieger darbrachte. Der gesunde Sinn des Volkes rächte sich freilich in Witzen und Spottliedern an dem Manne, der Bülow und Tauenzien die Rückzugsbefehle zugesandt*), aber in der officiellen Welt behauptete die Lüge ihre Geltung. Daß er den Monarchen gegenüber sich als den Sieger hinstellte und sich reich decoriren ließ, war natürlich; hatte er doch die Stirne, ein Bulletin in den Berliner Zeitungen vom 26. August bekannt zu machen, dessen dreiste Lügenhaftigkeit den Bonaparte'schen gleichkam. Darin waren die Angaben über seine eigene Armee, wie über die des Feindes übertrieben und gefälscht; Bülow hatte auf „seinen Befehl" den Angriff unternommen und war dafür in kühlen Worten belobt; von den Russen und Schweden, die gar nicht in der Schlacht gewesen, war berichtet, daß ihr Verlust geringer sei, als der der Preußen! Vergebens suchte Bülow eine richtige Darstellung in die Oeffentlichkeit zu bringen; der mit der Censur beauftragte Polizeipräsident Lecoq strich den Aufsatz des Siegers von Großbeeren. Bülow fragte nach den Instructionen und wünschte diejenigen kennen zu lernen, die ihren Bürgern die genaue Kenntniß von dem entziehen wollten, was die vaterländischen Truppen für sie gethan hätten, oder ob vielleicht tadelnswerthe Bereitwilligkeit gegen fremde Befehle die Schuld trage? Die Antwort gab der bekannte Fürst Wittgenstein; er berief sich auf eine Weisung Bernadotte's, nichts über Kriegsereignisse zu veröffentlichen, was nicht von ihm selber komme, und suchte den General in einem Tone abzufertigen, der noch schlimmer war, als Bernadotte's Bulletin. Bülows Antwort zeigte, daß er nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder zu führen verstand. Er wies den hochgeborenen Censor gebührend zu Recht und meinte: „Auf jeden Fall verlor ich nicht dabei; denn ich habe vierzigtausend Zeugen für mich; wohl aber das Volk, dem eine genaue Kenntniß von dem, was die vaterländischen Truppen gethan haben, zur Aufrechthaltung der allgemeinen guten Stimmung nothwendig ist; nur dieses habe ich bezwecken wollen, nicht meinen Ruhm, nicht den meiner Truppen, denn der letztere steht fest bei den 50,000 Schweden und Russen, die sie kämpfen sahen**)." So war der erste Sieg

*) Als damals eine Denkmünze auf ihn als den Retter der Hauptstadt erschien, kam der Spottvers in Umlauf:

Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh, es fehlen ihm nur — Sieben!

Wenn Bernadotte zu Pferde saß, hatte er eine vornehm nachlässige, etwas zurückgewandte Haltung. Das komme daher, sagten die Berliner, daß er immer umsehe, ob nicht der Bonaparte hinter ihm her sei.

**) Der Briefwechsel darüber zog sich bis in den October hinaus. Aus der Cor-

noch kaum erfochten und schon hatten die Sieger mit den Leuten zu kämpfen, deren schlechte Künste später den edeln Geist dieser Tage verdorben haben.

Es hat einige Zeit gedauert, bis die Wahrheit durchdrang, daß nicht durch Bernadotte, sondern trotz ihm der Tag von Großbeeren erkämpft worden war. Bülows heldenmüthigem Entschlusse und seiner besonnenen Führung, Borstells wirksamem Angriffe auf der Flanke, Tauenziens Ausdauer bei Blankenfelde und der Bravour der Truppen war der Sieg zu danken, nicht der Leitung des schwedischen Kronprinzen. Sein ängstlicher und selbstsüchtiger Calcul, jedes Wagniß zu meiden und seine Schweden zu schonen, ist vor und nach der Schlacht der gleiche gewesen. Vor der Schlacht wollte er den Kampf verhindern; nachdem der Sieg erfochten war, hemmte er dessen kräftige Benutzung. Ungestört ließ er den geschlagenen Feind sich wieder sammeln und durch die sumpfigen und durchschnittenen Gegenden an der Nuthe und Notte den Rückzug unter die Kanonen von Wittenberg antreten. Den Tag nach der Schlacht blieb er ruhig stehen, am 25. und 26. schob er die Armee gemächlich einige Stunden weit vor. Vergebens drängte Bülow auf ein rasches, offensives Vorgehen. Der Kronprinz, schrieb ihm General Adlercreutz, der Chef von dessen Generalstab, lasse seinem Eifer alle Gerechtigkeit widerfahren und würde auch nach seinem Rathe handeln, wenn die Umstände es erlaubten. Aber in Schlesien habe Blücher eine Schlappe erlitten, Davoust habe Wallmoden zurückgedrängt und von Magdeburg rüste sich der Feind zum Angriff; darum sei alle Vorsicht nöthig, um die schon gewonnenen Vortheile nicht zu verscherzen*). Bülow erwiederte noch am nämlichen Tage: er beharre bei seiner Ansicht. „Je mehr Blücher in Schlesien zum Weichen gezwungen, jemehr Davoust vorgedrungen ist, desto wesentlicher scheint es mir, auf unserer Seite mit allen Kräften auf den Feind zu fallen, sei es um die in Schlesien vordringende Armee zu beunruhigen und ihr die Verbindungen mit Dresden abzuschneiden, sei es um in der Lage zu sein, Wallmoden Hülfe zu leisten.“ Es sei allen Berichten nach nicht schwer, den Feind weiter zu-

respondenz, die uns vorlag, ersehen wir auch, daß Bülow sich d. d. 24. Sept. beschwerend an den Staatskanzler wendete. Wittgenstein selbst richtete am 3. Oct. ein Schreiben an den General, dessen Ton angemessener war als im ersten.

*) In dem Schreiben des schwedischen Generals d. d. Saarmund 27. Aug. war zugleich in warmen Worten der Sieg von Großbeeren anerkannt. Cette victoire, schreibt Adlercreutz, était aussi brillante que bienfaisante pour les affaires en général. Soyez persuadés qu'il n'y a pas de Prussien qui puisse plus sincèrement s'intéresser à la gloire des armes prussiennes que moi; et j'espère d'être à même de pouvoir un jour mettre en évidence la sincérité de ces sentimens, partagés par toute l'armée suédoise, qui désire ardemment prendre part aux fatigues et aux succès des braves troupes prussiennes. (Aus Bülows Correspondenz.)

rückzudrängen und ihm in offenem Felde eine entscheidende Niederlage beizubringen. Er glaube des Sieges gewiß zu sein, wenn man ihn, mit Wintzingerode vereinigt, angreifen lasse. Aber der Kronprinz blieb seiner Taktik getreu.

Am nämlichen Tage, wo Bülow seine fruchtlose Correspondenz über die Offensive führte, war durch eine Abtheilung der Nordarmee, abermals selbständig, ein gewaltiger Schlag erfolgt, gleichsam ein Nachspiel zum Tage von Großbeeren, aber blutiger und verlustvoller als diese Schlacht selber.

Es ist früher erwähnt worden, daß zur Unterstützung von Oudinots Zug eine Diversion von Magdeburg aus gemacht werden sollte; General Girard mit einem Corps von ungefähr 12,000 Mann Franzosen, Westfalen, Thüringern und Illyriern war dazu bestimmt. Er brach am 21. Aug. auf, um gegen die rechte Flanke der Nordarmee zu agiren. Leicht drängte er die Abtheilung von sechs Bataillonen und einigen Schwadronen märkischer Landwehr zurück, die zu Tauenziens Corps gehörig unter General Puttlitz gegen Magdeburg hin vorgeschoben war. Bis nach Belzig rückte er vor; hier stieß er aber (26. Aug.) auf eine Abtheilung von sechshundert Kosaken unter Tschernitscheff und zugleich erreichte ihn die erste Nachricht von Oudinots Mißlingen. Während er abwartend stehen blieb, hatte sich zwischen ihn und Magdeburg schon ein feindliches Corps hereingeschoben. Es war die Abtheilung General Hirschfelds von Tauenziens Corps, die am Tage nach der Schlacht von Großbeeren gegen Girard entsendet worden war; Hirschfeld hatte Puttlitz an sich gezogen und war auf Magdeburg losgerückt, um dem Feinde den Rückzug zu verlegen.*) Er hatte ungefähr die gleiche Stärke wie Girard, der ihm nur an Geschütz überlegen war; seine Truppen bestanden, mit Ausnahme eines einzigen neugebildeten ostpreußischen Linienregiments, aus lauter kurmärkischer Landwehr, also größtentheils Leuten, die zum ersten Male in's Feuer gingen. Da auch Girard meist junge Truppen hatte, so schienen beide Gegner sich einander gleich und waren es auch an kriegerischer Uebung; nur das Alter, die körperliche Kraft und der Grad der Erbitterung unterschied sie. Es war am 27. August, kurz nach Mittag, als Hirschfeld angriff; wie bei Großbeeren hatte ein heftiger Regen den Boden aufgeweicht und die Gewehre zum großen Theil unbrauchbar gemacht. Das Dorf Lübnitz, wo Girard stand, ward in einem ersten hitzigen Andrang genommen, der Feind gezwungen, sich eine Strecke südwärts auf Hagelberg zurückzuziehen. Die Preußen folgten, stießen aber hier auf hartnäckigeren Widerstand. Der Feind stand gedeckt, seine Artillerie war überlegen; in rascher Gelenkigkeit der Bewegungen ließ die Landwehr noch Vieles zu wünschen übrig. Wie sich die Neulinge bei eifrigem Nachdringen plötzlich auf

*) Vgl. Marwitz II. 75 ff.; auch Fröbings Gesch. des 3. kurmärk. Landwehrregiments 1842. S. 56 f.

einer waldigen Anhöhe von nahem Feuer empfangen sahen, entstand ein panischer Schreck und sie eilten in wilder Verwirrung zurück. Aber der Feind wußte diesen Vortheil nicht zu nützen, und das Gefecht ward wieder hergestellt. Eine preußische Colonne ging abermals auf Hagelberg vor, besetzte den nahen Windmühlenberg und wagte sich bis gegen Groß-Glien, wo der Feind, auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgestellt, die Schwäche der Angreifenden leicht überschauen, sein Geschütz wirksam benutzen konnte. Der Versuch, mit dem Bajonnet die Batterien zu stürmen, ward mit ansehnlichem Verlust abgeschlagen, die Preußen kamen zum Weichen, der Feind drängte rasch in der Front und in der Flanke von Belzig her nach, die herankommenden Bataillone wurden mit in den Rückzug verwickelt, der Windmühlenberg ging wieder verloren und erst am Saume eines Waldes fingen sich an die Flüchtigen wieder zu sammeln. Indeß die Reihen sich wieder ordneten und verstärkten, hielt der Feind plötzlich inne; ihn beunruhigte die Erscheinung einer russischen Reiter-Colonne im Rücken. Es war Tschernitscheff, der jenseits Belzig gestanden und auf den Kanonendonner hin mit seinen 600 Reitern gegen Klein-Glien in den Rücken des Feindes aufgebrochen war. Diese Wendung ermuthigte die Preußen wieder zum Angriff; von Neuem ward um Hagelberg gefochten, das Dorf genommen und wieder verloren. Indessen gerieth weiter rückwärts die feindliche Reiterei mit Tschernitscheffs Kosaken zusammen, die sie umzingelten;*) zur Seite von Hagelberg stürzte sich ein Haufe von 300 preußischen Tirailleuren auf zwei Bataillone Franzosen und Italiener, die in eine Vertiefung gerathen waren, und zwangen die vierfach überlegene Zahl im ersten Anlauf, das Gewehr zu strecken. Schon fingen die Preußen an, in einem Halbkreis die Stellung des Feindes bei Hagelberg zu umklammern; nun befahl Hirschfeld den allgemeinen Angriff. Das Zeichen war noch nicht gegeben, so rissen sich schon die einzelnen Bataillone voll Ungeduld los und stürmten, ohne einen Schuß zu thun, mit geschultertem Gewehr auf die Anhöhe bei Hagelberg los. Jetzt ergriff den Feind ein panischer Schreck; in wilder Flucht eilte er zurück, viele warfen die Tornister und Gewehre weg. Die Preußen drängten ebenso regellos und hitzig nach. Ein französisches Bataillon hatte sich vor einer Steinmauer in Quarré aufgestellt, die Landwehrleute vom dritten kurmärkischen Regiment stürzten erst mit dem Bajonnet, dann mit dem Kolben auf das Viereck und schlugen es an die Mauer gedrängt wie mit der Keule zu Boden. Man sah Scenen, wie sie dieser Krieg kaum entsetzlicher aufzuweisen hat; es war, als ob der ganze verhaltene Haß vieler Jahre mit einem Male sich entladen wollte. Die Landwehrleute handhabten das Gewehr wie zu Hause den

*) Das gab nachher Bernadotte Anlaß, in seinem Bulletin das ganze Verhältniß zu verschieben, indem er Tschernitscheff als den eigentlichen Sieger feierte und der Preußen nur nebenher gedachte.

Dreschflegel und schlugen mit unerbittlicher Wuth auf den Knäuel bedrängter Feinde los. Man hörte keinen Schuß, keinen Lärm und kein Geschrei, nur das Knarren der Kolbenschläge, das Stöhnen und Röcheln der Todesopfer; still, aber um so ingrimmiger ging die Blutarbeit vor sich, bis das Quarré einer Pyramide gleich an der steinernen Mauer aufgethürmt lag. Indessen hatte sich der ganze Angriff auf den Ort gewendet, wohin sich auch der Feind, wohl gegen 4000 Mann stark, von allen Seiten her flüchtig zusammengedrängt hatte. Es wiederholte sich Aehnliches wie draußen an der Mauer; die Tausende, die sich hieher geflüchtet, wurden alle erschlagen. Hochaufgeschichtet lagen die Todten, Ausgänge und Wege waren durch sie versperrt, der Amtshof und der Wasserteich mit ihnen angefüllt. General Girard selbst entrann kaum schwer verwundet dem Schicksal seiner Mannschaft. Erst der Einbruch der Nacht machte der fürchterlichen Arbeit dieses Tages ein Ende. Noch etwas über 1700 Mann fanden in flüchtigen Haufen den Weg nach Magdeburg und Wittenberg, 5000 waren gefangen, der Rest lag erschlagen in den Gassen und an der Mauer von Hagelberg. Sieben Geschütze, alles Gepäck und gegen sechstausend Gewehre waren die Trophäen des Tages, von den Preußen mit nicht 1800 Mann Todten und Verwundeten erkauft*).

Der Tag nach dem Hagelberger Treffen war abermals durch einen Erfolg bezeichnet. Wobesers Division, die von der Oder herangezogen war, rückte auf Luckau und erzwang die Uebergabe; gegen 1200 Mann und neun Kanonen wurden die Beute der Preußen.

Nicht nur von Magdeburg aus hatte Oudinots Zug unterstützt werden sollen; „der Fürst von Eckmühl, hieß es in Napoleons Disposition, wird von Hamburg aus debouchiren, ins Mecklenburgische eindringen, den Schweden drohen den Rückzug abzuschneiden und mit Ihnen gemeinschaftlich verfahren.“ In der That war auch Davoust aufgebrochen und langsam ins Mecklenburgische vorgedrungen. Wallmodens Corps, ziemlich bunt gemischt, aber aus tüchtigen Elementen bestehend, hätte dies wohl abwehren können, wenn des Kronprinzen bekannte Taktik, auszuweichen und jeden gewagten Stoß zu meiden, nicht hinderlich gewesen wäre. Nun konnte sich Wallmoden nicht so leicht wie Bülow frei machen von diesen Fesseln; es befanden sich in seinem Lager drei schwedische Generale, die Commandos unter ihm führten, und seine Macht war nicht groß genug, um den Krieg auf eigene Hand zu führen.

---

*) Als Beleg, wie die Franzosen Geschichte schreiben, nur eine Probe. Thiers, der sonst jede noch so kleine, den Franzosen günstige Begebenheit sehr weitläufig erzählt, thut das furchtbare Treffen von Hagelberg (XVI. 317) mit den Worten ab: la division du général Girard avait été assailli par le général Hirschfeld et les coureurs russes de Czernitcheff, et bientôt accablée par le nombre, était rentrée dans Magdebourg, après avoir perdu un millier d'hommes et quelques pièces de canon.

Die Schläge von Großbeeren und Hagelberg machten indessen Luft, Davoust wich über die Stecknitz zurück. Der Kampf hier beschränkte sich auf Postengefechte ohne größere Bedeutung; bei einem derselben am 26. August in der Nähe von Gadebusch ward Theodor Körner, wenige Stunden nachdem er sein „Schwertlied" gedichtet, von einer feindlichen Kugel tödtlich getroffen. Unter einer Eiche beim Dorfe Wöbbelin, nicht weit von Ludwigslust, ward der jugendliche Held und Sänger des deutschen Krieges bestattet.

In den Tagen, wo Napoleons Plan auf die preußische Hauptstadt bei Großbeeren und Hagelberg blutig vereitelt ward, waren auch in Schlesien seine Heere von einem gewaltigen Schlage getroffen worden.

In Schlesien standen gegen 100,000 Mann Russen und Preußen unter einem preußischen Führer. In diesem Lager hemmte weder die vielköpfige Einwirkung von Königen und Fürsten, noch Schwarzenbergs diplomatisirende Langsamkeit, noch Bernadotte's kleine und selbstsüchtige Taktik; hier konnte die frische Thatenlust sich ungestörter entfalten. Wohl war auch da Verschiedenartiges und Fremdes an einander gekettet, so daß es an kleinen Menschlichkeiten so wenig wie sonst gefehlt hat, aber es stand der rechte Mann an der Spitze, um das Alles zu bezwingen und auszugleichen.

Unter allen Führern des großen Kampfes war Keiner mit glücklicherem Griffe ausgewählt worden, als Gebhard Lebrecht von Blücher (geb. im Dec. 1742). Seine ersten Soldatenerinnerungen reichten noch in die glorreichen Kriege des großen Königs zurück; sein verwegener trotziger Muth, wie die wilde Unbändigkeit seines Wesens hatten ihm schon damals einen Ruf erworben. Friedrich liebte solche Naturen, aber er hielt auch auf straffe soldatische Zucht; um eines Vergehens im Dienste willen ward Blücher im Avancement übergangen und wie er trotzig seinen Abschied begehrte, erhielt (1773) der damals dreißigjährige Husarenofficier den berühmten Bescheid: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheeren." Der Verstoßene verließ den Dienst, heirathete und trieb Landökonomie. Es war seine Weise, das, wozu ihn das Schicksal bestimmt, ganz und recht zu sein; der ehemalige Husar ward ein thätiger und musterhafter Landwirth. Aber es zog ihn doch mit aller Macht zu dem natürlichen Lebensberufe zurück; nur war alle Mühe vergeblich, bei dem strengen alten König wieder zu Gnaden zu kommen. Erst Friedrichs Tod bahnte ihm den Weg zum Rücktritt in die Armee. Dort sind wir ihm seitdem oft und jederzeit gern begegnet; wie er im Revolutionskampfe die schläfrige Kriegführung der militärischen Diplomatie mit kühnen Thaten durchbrochen und den alten Reiterruhm der Seidlitz und Ziethen in Ehren aufgefrischt hat; wie er dann 1806 unter der kleinen Zahl derer stand, die wohl das Glück, aber nicht ihr Muth verließ, und wie er seit Tilsit zu denen zählte, die mit der feurigsten Ungeduld der Zeit der Abrechnung und

Rache sich entgegensehnten — das ist früher erzählt worden. Als dann das Bündniß von 1812 alle Hoffnungen zu vereiteln schien, wollte auch er unmuthig aus dem Dienste scheiden und sich nach Landsberg an der Oder zurückziehen; aber er erhielt den verlangten Abschied nicht. Bald kam der Frühling von 1813 und versprach das Wort zu erfüllen, das ihm einst Scharnhorst schrieb: Sie sind unser Held, von dem wir, wenn es gilt, Großes erwarten. Scharnhorsts Einfluß brachte ihn damals nicht ohne die Opposition Vieler, die an Tauenzien dachten, an die Spitze des preußischen Corps, das sich in Schlesien sammelte; er verstand sich mit ihm am besten und hatte ihn am richtigsten erkannt.*)

Blücher war der ächteste Ausdruck der Stimmungen, die Volk und Heer belebten. Der siebzigjährige Veteran aus Friedrichs Zeit war ein Jüngling an körperlicher Kraft und Frische, wie an Begeisterung und Thatenlust. Die stolze, heldenhafte Art des alten Preußenthums verband sich bei ihm mit dem ungebeugten Sinn eines Patrioten, der die Schmach der Unterdrückung tief empfand und den Fremden unbeschreiblich haßte. Im Volke lebte ein gleiches Gefühl; außer Stein war kein hervorragender Mann zu nennen, der diese populäre Empfindung so innig theilte, so unverholen kundgab wie Blücher. Der nationale Haß, die Unerschrockenheit vor dem gefürchteten Gegner, die zuschlagende Thatenlust und jene Unmittelbarkeit des Volksinstinctes, von allen Bedenken und Klügeleien unbeirrt den geraden Weg zum Ziel zu gehen, alle die Züge einer großen Zeit waren hier auf's Glücklichste individualisirt. Es war eine Heldengestalt, die sich volksthümlich und imposant zugleich hervorhob; denn die soldatische Derbheit und Jovialität des Mannes ruhte auf einem tiefen und innerlichen Grunde, und sein sorglos heiterer Volkshumor verbarg einen gewaltigen Ernst, welcher an das Größte sich wagte und das Schwierigste in frommer Zuversicht glücklich vollendete. Wie Arndt bei der Schilderung seines äußern Erscheinens sagt, sein Gesicht habe gleichsam zwei verschiedene Welten gehabt und während um Mund und Kinn lauernde Husarenlist spielte, habe auf der Stirn und um Augen Schönheit und Hoheit gethront, so war es mit seinem ganzen Wesen beschaffen. Scherz und Ernst standen ihm gleichmäßig zu Gebote; neben der sorglosen Ungebundenheit seiner Laune und seines Kraftgefühls, womit er über hergebrachte Formen hinwegsprang, neben mancher wilden Gewohnheit und Unart des Lagers leitete ihn doch überall ein sicherer Takt des Guten und Rechten. Er konnte wie ein gewöhnlicher Husar in Art und Bildung

*) Wie Boyen einem noch lebenden hochverdienten Veteranen, dem wir die Notiz verdanken, oft erzählt hat, wurde gegen Blücher namentlich auch sein krankhaft aufgeregter Zustand geltend gemacht. Der Blücher muß commandiren, erwiederte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit der sonst so ruhige Scharnhorst, und wenn er hundert Elephanten im Leibe zu haben glaubt.

erscheinen und doch wohnte ihm, ohne Schule und Kunst, eine Macht natürlicher Beredtsamkeit inne, die Alle hinriß. Gutmüthig und liebenswürdig, wie das Volk es liebt, vermochte er in wichtigen Augenblicken einen erhabenen Ernst zu zeigen, der alles Kleine und Schwächliche zum Schweigen zwang. Auch in peinlichen Lagen verlor er die Fassung nicht; Unfälle konnten ihn wohl zur Vorsicht mahnen, aber sie lähmten seine Raschheit und Thatenlust nicht. Kleinen Ehrgeiz oder Eitelkeit, Mißgunst und Intrigue hat er nie gekannt; wahr und offen gegen Jeden, freimüthig nach oben, herzlich und wohlwollend nach unten, war er der rechte geborne Held für einen Kampf, wie diesen. Den großen Krieg hatte er im kleinen Kriege erlernt, sein Wissen war durchaus zugleich Können, er setzte der berechnenden Meisterschaft des Gegners jene originale Ursprünglichkeit eines zutreffenden Instinctes entgegen, womit er an der Katzbach und bei Leipzig, auf dem Wege nach Paris und nach Waterloo die Achillesferse des Gegners richtig erkannt und getroffen hat.

Entwürfe, die ihm geschultere Militärs vorgelegt, faßte er rasch auf und führte sie wie seine eigenen Gedanken vortrefflich aus. Höchstens störte dann die Ungeduld seines Wesens; er konnte die Dinge nicht langsam reifen sehen, er wollte rasche Entscheidung. Das Wesentliche und Bedeutende, mochte es die Entwerfung des Planes, oder seine Ausführung angehen, fand er dabei mit beneidenswerther Sicherheit heraus. So waren ihm alle die wesentlichen und großen Eigenschaften eines Feldherrn eigen: der natürliche Scharfblick, die Unbefangenheit und Geistesgegenwart, die stolze Zuversicht des Wagens und die Kraft des raschen Entschlusses; er kannte die Menschen und beherrschte die Gemüther seiner Truppen. Was an Detailkenntniß der Schule, an mathematischer Combination und militärischer Technik fehlte, konnte durch andere ihm beigegebene Personen ersetzt werden, zumal wenn diese Männer wie Scharnhorst, Gneisenau und Grolman waren.

Eine solche Persönlichkeit war nothwendig, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die in der Zusammensetzung der schlesischen Armee lagen. Die größere Hälfte des Heeres bestand aus Russen; sie ertrugen es ungern, daß der Führer ein Preuße war. Dem nationalen Selbstgefühl, das sich gegen jeden Fremden gesträubt hatte, kam die Mißgunst einzelner Generale gegen Blüchers Person zu Hülfe; sie glaubten sich zurückgesetzt und wiesen auf ihre Thaten und Feldzüge, denen der alte Husarenofficier nichts Gleiches entgegenzusetzen habe. Der eine der russischen Führer, Langeron, ein französischer Emigrant, der schon im Türkenkriege eine Armee commandirt hatte, empfand dies besonders schmerzlich. Er galt persönlich für einen Mann von Ehre und für brav, aber er hielt doch Vorsicht für die erste Eigenschaft des Feldherrn und war voll Sorge, daß der „bon sabreur“, hinter den man ihn zurückgesetzt, allzu verwegen ins Zeug gehen möge. Die Bestimmungen der Trachenberger Conferenz, wonach Blücher allen entscheidenden Gefechten ausweichen sollte, waren ihm vertraulich mitgetheilt worden; es mochte dies ein

Grund mehr sein, daß er sich berufen glaubte, das wilde Feuer des Husarengenerals zu zügeln. Er schien nicht zu wissen, daß Blücher den Feind angreifen konnte, wo und wann er ihn fand; wenigstens weigerte er wiederholt seine Mitwirkung, wie wenn er ein Recht dazu gehabt hätte.*) Der andere russische General, Sacken, stand nicht eben im Rufe, ein besonders gehorsamer Untergebener zu sein; um eines Zerwürfnisses mit Bennigsen willen war er seit 1807 Jahre lang in Ungnade gewesen.**) Es mochte sein, daß er diesen übeln Ruf jetzt rehabilitiren wollte; seine frische, kampflustige Soldatennatur ist wenigstens sehr bald über alle nationalen und persönlichen Launen Meister geworden. Er war in der Regel bereit, kräftig zuzuschlagen, und hat in den entscheidendsten Momenten dem Rufe Blüchers sich nicht versagt.

Das Peinlichste war unstreitig, daß der Führer der eigenen preußischen Truppen Blüchers Ueberordnung fast unlieber ertrug, als die Russen. York sah in Blücher nur den „Husarengeneral", dem eine excentrische Partei eine Popularität zurecht geredet, die weit über seine Fähigkeiten hinausreiche. Er glaubte, Blücher werde ganz von seinen Umgebungen abhängig sein; die Personen, die aber den General jetzt umgaben, Gneisenau und Müffling, waren York die widerwärtigsten. In Gneisenau sah er den überspannten Theoretiker, dessen politische Parteistellung ihn zudem feindlich abstieß, in Müffling den gewandten Intriguanten. Er nahm es wie eine ganz besondere Kränkung auf, daß gerade er, nicht Kleist, nicht Bülow, dazu auserlesen war, unter dem Commando des „Kraftgenies" zu stehen. Und allerdings beruhte der Gegensatz zwischen York und dem Hauptquartier nicht nur auf persönlichen Antipathien, sondern auf tiefer Verschiedenheit beider. Wo Blücher und Gneisenau die größten Anforderungen an die Mannschaft stellten, da nahm York genaue Rücksicht auf das, was ihre körperliche Kraft, was Raum und Zeit zu leisten vermochten; während das Hauptquartier des Oberfeldherrn eine kühne und geniale Strategie befolgte, hielt York nicht ohne ironische Geringschätzung der Andern doppelt ernst darauf, nur als der umsichtige und bewährte Taktiker zu erscheinen; wo jene im großen Stile das Ganze des Krieges erfaßten und verfolgten, war er der technische Meister, der ebenso streng wie gewissenhaft die physische und sittliche Tüchtigkeit seines Armeekörpers pflegte und aufrecht hielt. Gewiß auf beiden Seiten Eigenschaften, die sich einander trefflich ergänzen konnten, aber es bedurfte der Zeit und der Siege, bis diese Einsicht durchdrang. Zunächst war es York um so weniger gegeben, seinen Verdruß zu bergen, als es ihm an Grund zur Klage nicht fehlte. Sein Corps hatte im Maifeldzug stark gelitten und war erst nothdürftig ergänzt; die ihm zugesandten Landwehren aus Schlesien waren schlecht

*) S. Militärwochenblatt 1843 Beih. S. 31. Friccius I. 304. 305. Droysen III. 8. ff.

**) S. oben Band III. 98.

bewaffnet, mangelhaft bekleidet, ohne Officiere und standen an körperlicher Kraft denen der andern Provinzen nach. Bei Yorks gallichter Persönlichkeit ließ sich denken, daß er auch darin absichtliche Kränkung sah. „Ich habe, schrieb er, nicht tausend alte Soldaten; so muß der arme Staat der Persönlichkeiten wegen leiden und bluten. Ich werde untergehen, aber mit Ehren."

Es begegnete ihm jetzt, wie in andern Lagen seines Lebens, daß er vor lauter Schwarzsichtigkeit nur die Schwierigkeiten, nicht das Tröstliche und Erhebende sah. Die 38,000 Mann, die sein Corps bildeten, waren ein unschätzbarer Kern der großen Kriegsrüstung; an ihre Fahnen knüpft sich die reichste und entscheidendste Glorie dieses Kampfes. Daß es so war, dazu hatte nicht am wenigsten York selber beigetragen. Er benutzte die Zeit der Waffenruhe vortrefflich, diese verschiedenen Elemente gleichmäßig zu formiren und zu Einem zu verschmelzen. Die erste Brigade seines Corps unter Oberst Steinmetz vereinigte neben acht Bataillonen schlesischer Landwehr vier erprobte Grenadierbataillone, zwei Compagnien ostpreußischer Jäger und vier Schwadronen von den Leibhusaren. Die zweite Brigade, vom Prinzen Karl von Mecklenburg geführt, enthielt neben vier Landwehrbataillonen die beiden trefflichen ostpreußischen Infanterieregimenter und die Husaren, die Mecklenburg-Strelitz gestellt. In der Brigade des tapfern Horn standen neben zwei schlesischen Landwehrregimentern und dem weimarischen Bataillon, das schon um Mitte April vor einem preußischen Streifcorps in Thüringen gern die Waffen gestreckt, um in preußische Dienste überzutreten, das erprobte Leibregiment und außer drei Schwadronen Landwehrcavallerie ein Theil der trefflichen brandenburgischen Husaren, die vordem Zietens Namen geführt. Die Brigade Hünerbein vereinigte mit einem Regiment Landwehr drei Bataillone brandenburgischer Infanterie und die gleiche Zahl vom zwölften Reserveregiment; dazu kamen je zwei Escadronen von den eben genannten Husaren und von der schlesischen Landwehrcavallerie. Zur Reservereiterei unter Jürgaß gehörten die westpreußischen und litthauischen Dragoner, die brandenburgischen Uhlanen, das ostpreußische Nationalcavallerieregiment und zwölf Schwadronen schlesischer und märkischer Landwehr. Von den dreizehn Batterien, die dem Corps beigegeben waren, hatte sich manche schon in dem vorausgegangenen Kampfe einen Namen gemacht.

Um Mitte August stand der rechte Flügel des schlesischen Heeres, Sacken mit 16—17,000 Mann, bei Breslau auf dem rechten Oderufer; das Centrum, die 38,000 Mann Yorks, am nördlichen Fuß des Zobtenberges, der linke Flügel, ungefähr 31,000 Mann unter Langeron, bei Jauernick, nördlich von Schweidnitz. Das Corps von Pahlen (später St. Priest), 13,000 Mann stark, war weiter nach dem Gebirge hin geschoben, um mit dem nächsten österreichischen Corps in Böhmen die Verbindung zu unterhalten. Vom Feinde befanden sich, durch den neutralen Landstrich von den Verbündeten getrennt, Macdonalds Corps, als rechter Flügel bei Löwenberg, Lauriston im Centrum bei

Goldberg, Ney zur Linken um Liegnitz vereinigt. In zweiter Linie, um Bunzlau concentrirt, hielt Marmont; Sebastiani's Reitercorps war auf dem Marsche. Diese gesammte Macht, deren Oberbefehl der Kaiser (15. August) an Ney übertrug, wurde auf 130—140,000 Mann geschätzt.*)

Nach dem in Trachenberg festgestellten Plane und einer Instruction, die Barclay an Blücher sandte, sollte die schlesische Armee den Franzosen mehr durch Flankenbewegungen lästig werden, als entscheidende Kämpfe mit ihnen suchen. Den Feind beunruhigen und beschäftigen, jeden Strich Landes hartnäckig vertheidigen, aber der Schlacht mit einem überlegenen Feinde stets ausweichen und nöthigenfalls sich in das Lager bei Neiße zurückziehen, war dort als ihre Aufgabe bezeichnet. Nur wenn Napoleon seine Hauptmacht gegen Böhmen oder die Mark hinwende, sollte kräftig zum Angriff geschritten werden. Es läßt sich wohl denken, daß Blücher von dieser Instruction nicht sehr erbaut war; bei einer persönlichen Zusammenkunft (11. August) erklärte er Barclay und Diebitsch geradezu, er müsse ein Commando ablehnen, das so streng an die Defensive gebunden sei. Barclay meinte, er solle das nicht buchstäblich nehmen; mit 100,000 Mann sei man nicht auf eine passive Defensive verwiesen. Darauf ließ Blücher den Souverainen erklären: er nehme den Oberbefehl unter der Bedingung an, daß er den Feind, wann und wo er es für nothwendig halte, angreifen dürfe. Wie er darauf keine ablehnende Antwort erhielt, sah er seine Bedingung als genehmigt an.**)

Nach dem Vertrag sollten die Feindseligkeiten erst am frühen Morgen des 17. August beginnen; es war indessen, bei der Erschöpfung an Lebensmitteln in den besetzten Gegenden, höchst wünschenswerth, den noch unbenutzten neutralen Landstrich, der zwischen beiden Heeren lag, vor dem Feinde zu gewinnen. Begierig nahm daher Blücher die Streifereien einzelner französischer Abtheilungen im neutralen Gebiet zum Vorwand, den Waffenstillstand als verletzt anzusehen und vor der festgestellten Frist aufzubrechen. Am

*) S. Beiheft zum Militärwochenbl. 1843 S. 33, dessen Rechnung auf französischen Rapporten beruht. Macdonald, der außer 12 Regimentern und 2 Halbbrigaden Franzosen drei westfälische und vier italienische Regimenter Fußvolk nebst italienischer und würzburgischer Reiterei enthielt, vereinigte über 24,000 Mann; Lauristons Corps, aus den drei Divisionen Maison, Puthod und Rochambeau bestehend (fast nur Franzosen), zählte 38,000 Mann; Neys Corps, 40,000 Mann stark, enthielt neben den Divisionen Souham, Delmas, Albert, Riccard die Division Marchand, die 4 Bat. Hessen und 6 Bat. Badner zählte; seine Reiterei bestand aus französischen Husaren und badischen Dragonern. Marmont, über 27,000 Mann stark, hatte unter seinem Commando meist französische Infanterie, der ein spanisches Regiment beigegeben war, und die württembergische Reiterbrigade Normann. Sebastianis Reitercorps sollte über 10,000 Mann zählen, war aber nur gegen 7000 Mann stark.

**) S. C. v. W. (Müffling) zur Kriegsgeschichte v. 1813 u. 1814 S. 2. Militärwochenbl. 1843 S. 29 f.

15. Aug. rückte die schlesische Armee in den neutralen Landstrich ein, am 17. hatte sie schon die Gränze der feindlichen Demarcation erreicht und ging auf der Linie von Liegnitz, Jauer, Bolkenhain vor.*) Der Feind war überrascht und mußte weichen; Blücher drängte in angestrengten Märschen rastlos nach. Am 18. war York bei Goldberg, Langeron bei Schönau; beide näherten sich Löwenberg. Russische Vortruppen überschritten schon bei Lähn den Bober, mußten freilich, von Macdonald mit Ueberlegenheit angegriffen, nach einem lebhaften Gefechte auf das andere Ufer zurückweichen. Dieser unbedeutende Vorfall gab Langeron den ersten Anlaß, sich gegen das rasche Vorgehen des Oberfeldherrn zu sträuben. Blücher ließ aber nicht ab, den Feind zu drängen; am 19. August kam es zu heftigen Gefechten am Bober. Auf dem rechten Flügel stieß Sacken mit Marmont zusammen und drängte den Feind gegen Bunzlau; im Centrum warf Yorks Vortrab und Reservecavallerie bei Plagwitz die Franzosen in glücklichem Gefechte auf Löwenberg zurück, auf der Linken hatten Langerons Vortruppen bei Zobten den Bober durchwatet, jenseits das Dorf Siebeneichen im Sturme genommen und Macdonalds Corps ansehnliche Verluste beigebracht. Aber sie vermochten trotz alles tapferen Widerstandes, den sie in achtstündigem Gefechte leisteten, gegen den überlegenen Andrang des Feindes ihre Vortheile nicht zu halten. Langerons scheues Zögern trug Schuld, daß das Gros des Heeres zu spät ankam und erst am Abend, nachdem das Gefecht über 1600 Mann gekostet, die Russen mit frischen Kräften Siebeneichen wieder eroberten. Indessen stand Ney noch in der Nähe des Gröditzberges zurück, York in seiner Nähe, Sacken im Rücken auf dem Wege nach Bunzlau. Blücher hoffte einen Augenblick das ganze feindliche Corps umzingeln und abschneiden zu können; allein Langeron, der dazu nöthig war, schützte Erschöpfung der Truppen und Mangel an Munition vor, und auch Sacken zeigte wenig Lust mitzuwirken. So unterblieb das Unternehmen.

Die Bewegungen, die der Feind in der Nacht unternahm, ließen auf einen allgemeinen Rückzug schließen. Auch das Zerstören der Brücken und der Verschanzungen, die Verwüstung der Dörfer, die Vernichtung der Vorräthe schienen so zu deuten. Diese Zerstörungstaktik, die nicht am wenigsten dazu beitrug, die Zuchtlosigkeit und Auflösung der französischen Armee zu beschleunigen, war freilich in diesem Feldzuge mehr noch als in allen früheren zur traurigen Gewohnheit des Feindes geworden. So lag es auch jetzt nicht im Plane zurückzuziehen.

Napoleon hatte seine Anstalten so getroffen, daß er gegen Angriffe von Böhmen und von Schlesien her gedeckt war. Wollte die böhmische Armee

*) Ueber den Einmarsch vor der festgesetzten Frist und die Beschwerden der Franzosen s. Militärwoch. 1843 Beih. S. 35—39. Die Beihefte zu diesem und dem folgenden Jahrgang sind der obigen Darstellung vorzugsweise zu Grunde gelegt.

nach der Lausitz und Blücher gegen den Bober vordringen, so ward dieser durch die 130,000 Mann, die Ney in Schlesien vereinigte, jene durch Vandamme, Victor, Poniatowski und zwei Reitercorps im Schach gehalten; verband sich etwa Blücher mit der großen Armee, um gegen die Oberlausitz zu operiren, so vereinigte sich Ney mit den übrigen Truppenmassen. Ging die böhmische Armee gegen Dresden, so war Vandamme nahe genug, um St. Cyr zu unterstützen, bis Zuzug kam.

Als Napoleon diese Anstalten getroffen, kam die Nachricht, daß die russisch-preußischen Verstärkungen bereits in Böhmen eingerückt seien und Blücher gegen den Bober vordringe. Der französische Kaiser setzte voraus, daß es in jedem Falle noch mehrere Tage dauern werde, bis das böhmische Heer hervorbreche; Dresden erschien dann stark genug, um dem ersten Andrang zu widerstehen. Diese Zeit wollte er benutzen, um seine Heere in Schlesien rasch zu verstärken, Blücher anzugreifen und ihn so weit zurückzudrängen, daß er vorerst vor ihm Ruhe hatte und sich dann ungestört auf das böhmische Heer werfen konnte. Es war gleichsam ein Ausfall nach Schlesien, um den Feind dort außer Thätigkeit zu setzen. Daß der tapfere Husarengeneral der Schlacht ausweichen werde, war kaum zu denken; gerade von seiner Kampfeslust erwartete Napoleon sicher die Gelegenheit eines Sieges mit überwiegenden Kräften.*)

In der That war Blücher völlig entschlossen, weiter vorzudringen und schenkte den ersten Nachrichten von Napoleons Anmarsch keinen Glauben. Das Vorrücken der böhmischen Armee und die Diversion auf Berlin mußte nach seiner Ansicht den Gegner hinlänglich beschäftigen; er wollte sich den Vortheil dieser Lage nicht entgehen lassen. Aber es war doch so, wie die Nachrichten verkündigten. Napoleon selbst war mit der alten und jungen Garde, mit Nansouty's und Latour-Maubourgs Reitercorps aufgebrochen, hatte dem Zurückweichen Ney's Halt geboten und traf am Morgen des 21. Aug. selbst in Löwenberg ein, um den Angriff zu leiten. Als dann Blücher ungeduldig vorzudringen suchte, stieß er überall auf überlegene, zum Angriff bereite feindliche Massen; es zeigte sich, daß Napoleon 150—160,000 Mann vereinigt hatte, um mit dieser Uebermacht dem Gegner eine Schlacht zu liefern. Offenbar waren die feindlichen Massen in voller Bewegung, schon wurden die Brücken geschlagen und bei Löwenberg der Bober überschritten. Nicht ohne Widerstreben entschloß sich Blücher einer Schlacht auszuweichen, die der Feind so geflissentlich suchte. Gegenüber von Löwenberg, auf den Höhen rechts vom Bober und bei dem Dorfe Plagwitz stand die Vorhut Yorks; ihre Aufgabe war es, dem Feinde wenigstens das weitere Vordringen so lange zu verwehren, bis die Rückzugsbewegungen glücklich ausgeführt waren. In dem heftigen Gefechte bei Plagwitz, das die Vorhut und

*) S. die Erörterung im Beih. zum Militärw. 1844. S. 77. ff.

die Brigade des Prinzen Karl bis zum Abend fortsetzten und das über 1600 Mann kostete, erhielt die schlesische Landwehr ihre erste Bluttaufe; sie bestand dieselbe in solchen Ehren, daß der strenge York sie salutiren ließ, als sie aus dem Gefecht zurückkehrte. In denselben Stunden war auch Sacken bei Bunzlau angegriffen worden und wich nach hartnäckigem Gefecht zurück. Von dem Corps Langerons, dessen Zögern man auch an diesem Tage zu beklagen hatte, war am Abend eine Abtheilung zur Unterstützung der Preußen am Bober erschienen und beschoß den Feind. Unter dem Schutze dieser Kämpfe zog sich dann das Gros der Armee zurück, um hinter dem nächsten Gebirgsflusse, der schnellen Deichsel, seine Aufstellung zu nehmen. „Der Feind, so lautete Blüchers Tagesbefehl, will uns zu einer entscheidenden Schlacht nöthigen, aber unser Vortheil erheischt, daß wir solche jetzt vermeiden; die Armee sehe diesen Rückzug nicht als einen abgenöthigten, sondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet ist, ihn in sein Verderben zu führen." *)

Napoleon setzte sein Vorrücken am 22. August fort; Lauriston, Macdonald und Latour-Maubourgs Reiterei gingen gegen Goldberg, Ney in der Richtung auf Haynau und Liegnitz vor. Zwar erschien ihre Bewegung weder rasch noch nachdrücklich, aber die Verbündeten wurden doch genöthigt, die Stellung hinter der schnellen Deichsel zu räumen, da Langeron in übergroßer Vorsicht die ihm angewiesene Position vor der Zeit preisgab. Der Rückzug ging nun über die Katzbach. Zur Deckung blieb in Goldberg eine Abtheilung von Yorks Corps unter Major von der Goltz zurück. In der Nacht näherte sich der Feind und besetzte die Höhen südlich von der Stadt; Goltz schickte am frühen Morgen des 23. August an den Oberfeldherrn um Unterstützung. Blücher übertrug Kapzewitsch, der ein Infanteriecorps bei Langeron commandirte, die Deckung der linken Flanke; zur Sicherung der rechten sollte York eine Brigade entsenden, Goltz selbst die Stadt auf's äußerste vertheidigen. Die preußische Brigade, die am frühen Morgen (23. Aug.) gegen Goldberg aufbrach, war die des Prinzen von Mecklenburg, die zwei Tage vorher bei Löwenberg so tapfern Widerstand geleistet.

In denselben Morgenstunden, wo Blücher diese Anordnungen traf, ward zugleich berichtet, der Feind marschire mit ansehnlichen Kräften gegen Görlitz; das Vordringen auf Goldberg, ohnedies nicht sehr kräftig durchgeführt, schien darnach nur unternommen, um den Abzug eines Theils der Armee zu maskiren. Sofort entwarf Blücher um acht Uhr früh eine Disposition zum Angriff; der Moment schien günstig, jetzt, wo der Feind seine Kräfte getheilt, ihm eine Niederlage zu bereiten. Allein während diese Anordnung zur Schlacht vertheilt ward, war es bei Goldberg schon zum hitzigsten Kampfe gekommen.

*) Die ausführlichste Darlegung des Gefechts s. im Militärwochenbl. Beih. 1844. S. 83—89.

Die Brigade des Prinzen Karl, nicht siebentausend Mann stark und später nur durch einige Kosakenabtheilungen verstärkt, sah sich jenseits der Katzbach von einer vielleicht dreifachen Uebermacht angegriffen und trotz des tapfersten Widerstandes beinahe überwältigt. Durch das überlegene Feuer geriethen einzelne Landwehrbataillone in Verwirrung, das Geschütz drohte verloren zu gehen; nur der heldenmüthigsten Anstrengung gelang es, die Niederlage abzuwehren und am Mittag, freilich um beinahe ein Drittheil vermindert, den Rückzug über die Katzbach anzutreten. Auch südlich von der Stadt auf dem Wolfsberg, wo die Division von Langeron und einige preußische Abtheilungen standen, und in der Stadt selbst ward hartnäckig und mit Ehren gefochten; aber die Opfer des Tages, im Ganzen über 4000 Mann, kamen auch dem Verluste einer Schlacht gleich.*)

Gern hätte Blücher auch jetzt noch den Schlachtplan vom Morgen wieder aufgenommen, allein von allen Seiten bestürmt entschloß er sich zum Rückzug gegen Jauer. York, der zufolge der Disposition vom Morgen nach Goldberg aufgebrochen, ward angewiesen, an die wüthende Neiße, also dahin umzukehren, woher er eben kam; voll Zorn warf er dem Obercommando vor, es treibe mit den Kräften des Heeres „Kinderspiel". Auch Langeron, der zögernd und ungern den Marsch in derselben Richtung gemacht, lehnte sich grollend gegen den Befehl auf, der ihn anwies, denselben Weg noch einmal zu machen, und es kostete einige Anstrengung, ihn zum Gehorsam zu bringen.

Gewiß, es war den Truppen das Aeußerste zugemuthet worden. In kaum acht Tagen hatten sie in angestrengten Märschen, zum Theil bei Nacht, nicht selten in Kreuz und Quer, bei schlechtem Wetter und aufgeweichtem Boden die Strecke von der Katzbach bis zum Bober zweimal zurückgelegt und fast jeden Tag heftig gekämpft. Schon am 21. Aug. zählte York viele Müde und Nachzügler; in den nächsten Tagen steigerten sich die Strapatzen, ohne die nöthige Ruhe und Nahrung. Jetzt sollte er, nachdem eine seiner Brigaden in tapferem aber ungleichem Kampfe 1800 Mann verloren und er selbst eben erst einen beschwerlichen Marsch zurückgelegt, den gleichen Weg bei Nacht noch einmal machen; er gehorchte zögernd und voll bitteren Unmuths gegen den Oberbefehl. Spät und in größter Verwirrung gelangten seine Colonnen an den bestimmten Ort; ganze Bataillone hatten sich in der Nacht verloren. Die Verluste, welche die Bewegungen der letzten Tage dem Corps gekostet, berechnete York nach Tausenden.

Es machte dem erprobten General alle Ehre und trug zu den Erfolgen dieses Krieges nicht wenig bei, daß er so sorgsam auf das Wohl seiner Leute bedacht war, nur that er Unrecht, wenn er Blücher und seinen Rathgebern alle Schuld zuschob. Es war die mißliche Folge des Operationsplanes, den

*) S. Militärwochenbl. 1844. Beiheft S. 97 ff. Vgl. Zychlinsky, Geschichte des 24. Infanterieregiments I. 64. ff.

man im großen Hauptquartier vorgeschrieben. Blücher sollte den Franzosen folgen, aber ihnen keine Schlacht liefern; er war damit in fortwährende Abhängigkeit vom Feinde versetzt, mußte vor- und rückwärts gehen, ihn einerseits drängen, dann wieder ihm ausweichen, eine ungleiche Schlacht vermeiden und doch jeden Vortheil rasch benutzen. Es mochte wohl manches besser und einfacher anzuordnen sein, als es geschehen war; allein eine ruhige Betrachtung mußte doch mehr den Plan als die Ausführung anklagen. Nur darin mochte Blüchers Hauptquartier gefehlt haben, daß es in gleicher persönlicher Verstimmung wie York und erbittert über die widerspenstige Weise des Generals ihm trocken und lakonisch befahl, statt durch vertrauensvolle Rücksprache seine Bedenken zu beschwichtigen.

York selber war nicht in der Stimmung, die Dinge unbefangen zu erwägen. Wie er nach dem erschöpfenden Nachtmarsch seine Bataillone mühsam zusammensuchen mußte, und am andern Tage erst bei strömendem Regen der Rückzug fortgesetzt, dann neuer Befehl zum Vorrücken gegeben und, als von einer andern Bewegung des Feindes Kunde kam, diese Ordre wieder zurückgenommen ward, da war seine Geduld zu Ende. Die Infanterie seines Corps war um 5000 Mann vermindert; in sechs Tagen hatte sie vier Nachtmärsche machen müssen, nicht abgekocht, höchstens im Bivouac geruht. Die Bekleidung der Landwehr war in kläglichem Zustande; die Taschenmunition meist verdorben. York ging (25. Aug.) selbst zu Blücher; es kam zu Vorwürfen und bitterem Zank, Blücher fuhr zornig auf und York erlaubte sich, den Obergeneral in derbem Tone zurechtzuweisen. Russische Officiere waren Zeugen des peinlichen Auftrittes. Noch am Abend (25. Aug.) schrieb York an den König und forderte seine Entlassung. Er sei, sagte er höhnisch, zu beschränkt, um die genialen Absichten des Obercommandos begreifen zu können; aber Uebereilungen und Inconsequenzen bei den Operationen, unrichtige Nachrichten und das Greifen nach jeder Scheinbewegung des Feindes, dabei Unkunde in den praktischen Elementen des Krieges, das seien die bekannten Ursachen, wodurch man Armeen zu Grunde richte.

Yorks Haltung übte in jedem Fall die schlimme Wirkung, daß auch die Russen schwieriger wurden. Langeron hatte schon nach dem Goldberger Gefechte sich geradezu gegen Blüchers Befehle aufgelehnt und die Miene angenommen, als dürfe er nach eigenem Ermessen handeln; jetzt fühlte er sich natürlich noch weniger versucht zu gehorchen. Es gehörte Blüchers glückliche Natur dazu, um in dieser Lage Muth und Zuversicht nicht zu verlieren. Fester als je war er entschlossen, energisch anzugreifen; denn nur eine glückliche und glorreiche That konnte diesen widrigen Zerwürfnissen ein Ende machen.

Indessen hatte Napoleon in der That den Rückweg aus Schlesien angetreten, um sich nach der Elbe zurückzuwenden. Noch am 22. war er bis gegen Goldberg geritten, aber mit der Ueberzeugung umgekehrt, daß es nicht

gelingen würde, Blücher zur Schlacht zu bewegen. Damit war der Hauptzweck seines Zuges nach Schlesien mißlungen, und wenn er einen siegesstolzen Ton anschlug, oder an Maret schrieb, die Feinde seien überall erschreckt gewichen und ihr Fußvolk sei herzlich schlecht, so täuschte er damit gewiß sich selber am wenigsten, höchstens dachte er Andere zu täuschen. Denn was wollte das heißen, daß er, wie einer seiner Bewunderer schreibt, in der kurzen Frist von drei Tagen die kaiserlichen Adler an den Ufern der Katzbach aufgepflanzt? Darum war er doch nicht mit 150,000 Mann ausgezogen! Er hatte Blücher mit Uebermacht schlagen wollen; das war ihm durch dessen Zurückweichen vereitelt worden. Inzwischen war aber die Frist abgelaufen, die er zu dem schlesischen Zuge verwenden durfte; er mußte zurück, um Dresden gegen die große Armee der Gegner zu beschützen.

In der Nacht zum 23. August waren ihm in Löwenberg Nachrichten von den Bewegungen in Böhmen zugekommen, die ihn überzeugten, daß hier keine Zeit zu verlieren sei. Gleich am Morgen gab er den Befehl, daß die Garden, Marmonts Corps und Latour-Maubourg sofort nach Görlitz aufbrechen sollten, wohin er selber zurückging. Irrthümlich glaubte man im französischen Lager, auch Ney's Corps sei dahin bestimmt und dasselbe setzte sich schon in Marsch, als ein Gegenbefehl kam, der das richtige Verhältniß aufklärte. Darnach wollte Napoleon nur den Marschall mit sich nehmen; sein Corps sollte, unter Souhams Commando, in Schlesien bleiben. Der nutzlose Hin- und Hermarsch der Truppen, der sich daraus ergab, ist aber nicht ohne Bedeutung für die folgenden Ereignisse gewesen.

Es blieben also die Corps von Ney, Lauriston, Macdonald und Sebastianis Reiterei in Schlesien zurück; eine Heeresmasse, die Napoleon selbst, allerdings zu hoch, auf hunderttausend Mann angab*). Den Oberbefehl sollte Macdonald führen. Die Hauptaufgabe dieses Heeres bestand darin, die schlesische Armee der Gegner im Schach zu halten und sie zu hindern, daß sie weder gegen Zittau auf die französischen Verbindungen marschire, noch

*) Im Militärwoch. 1832 S. 4726 findet sich eine Berechnung, die auf französischen Angaben des Bulletin des sciences militaires beruht. Darnach zählte die ganze Masse 79,568 Mann. Da von Neys Corps die Division Marchand, von Lauriston die Division Puthod und von Macdonald Ledru detachirt waren, außerdem einzelne Abtheilungen zu spät eintrafen, so ist dort die Zahl der Streiter, die an der Schlacht vom 26. Aug. Theil nahmen, auf etwa 50,000 berechnet. Oberst Wagner (Plane der Schlachten II. S. 35.) zählt 58—60,000 Mann. Eine ganz genaue Ermittelung dürfte äußerst schwer, wenn nicht unmöglich sein. Auf Seiten der Verbündeten waren die drei Corps von York, Langeron und Sacken, die an der Katzbach vereinigt waren, zur Zeit der Eröffnung des Kampfes einige 80,000 Mann stark gewesen; Langerons Corps war aber nicht vollständig da und York war um mehrere tausend Mann vermindert worden — so daß die gesammte Macht wohl kaum 70,000 Mann überschritten haben mag.

in nördlicher Richtung gegen Oudinot ziehe. Macdonald solle die Gegner bis über Jauer zurückwerfen und dann eine feste Stellung am Bober beziehen; wenn Blücher zur Offensive schreite, solle er sogleich mit vereinigter Macht auf ihn losgehen und die Initiative ergreifen. Nachdem der Kaiser diese letzten Weisungen gegeben, verließ er am Mittag des 23. Aug. Löwenberg und eilte gegen Görlitz.

Marschall Macdonald setzte sich am Morgen des 26. in Bewegung, um die Befehle seines Kaisers auszuführen. Er dachte sich das feindliche Heer entweder bei Jauer oder noch weiter rückwärts und schob gegen Liegnitz und Jauer starke Abtheilungen vor, um die Flügel des Feindes zu umfassen und ihn am andern Tage anzugreifen. Daß Blücher bereits wieder im Vorrücken begriffen war, ahnte er eben so wenig, als er beim Ueberschreiten der Katzbach Widerstand erwartete. Sorglos auf dem Marsch begriffen und auf eine Schlacht an diesem Tage noch nicht vorbereitet, ward er von dem Angriff des preußischen Feldherrn vollkommen überrascht.

Das Schlachtfeld, auf dem beide Armeen zusammentrafen, liegt am rechten Ufer der Katzbach und wird durch die wüthende Neiße in fast senkrechtem Lauf von Süden nach Norden durchschnitten. Die Katzbach wie die Neiße sehen bei niederem Wasserstande wie unbedeutende Bäche aus, schwellen aber nach Art der Gebirgswasser bei Regengüssen, wie sie jetzt stattfanden, rasch und reißend an. Beide sind von steilen Thalrändern eingeschlossen, besonders am rechten Ufer der wüthenden Neiße; hier erhebt sich ein ansehnliches Plateau, das gegen Liegnitz hin sich allmälig senkt, nach dem Bache zu in Schluchten und Hohlwegen steil abfällt. Dort liegen am rechten Ufer hinab die Dörfer Brechtelshof, Bellwitzhof, Ober- und Niederweinberg, Schönau und Dohnau, in dessen Nähe die Neiße in die Katzbach mündet. Auf dem linken Ufer erhebt sich von Jauer gegen Goldberg der Mönchswald, ein bewaldeter Gebirgsrücken mit steilen Abfällen und durchschnittenem Terrain; zwischen ihm und dem Ufer, beim Dorfe Hennersdorf, anderthalb Stunden von Jauer, ist eine natürlich starke Stellung, deren Front durch einen Bach gedeckt wird, während die rechte Seite sich an die wüthende Neiße, die linke an den Mönchswald anlehnt*). Das war das Terrain, auf welches am Morgen des 26. Aug. die schlesische Armee zur Schlacht vorrückte: Sacken rechts von der Katzbach, von Eichholz gegen Liegnitz hin als rechter Flügel, York im Centrum an der wüthenden Neiße, daran angelehnt jenseits des Baches Langeron in der trefflichen Stellung von Hennersdorf. Die große Schwierigkeit Blüchers war das Verhältniß zu seinen Unterfeldherrn. Am Tage vorher hatte er den Auftritt mit York gehabt, Langerons war er noch

*) S. Wagners Plane der Schlachten und Treffen II. 21 f. nebst Plan.

weniger versichert. Während York, wenn auch murrend, am Morgen des 26. bei strömendem Regen und aufgeweichtem Boden seine Colonnen doch in die vorgezeichnete Stellung vorführte, hatte Langeron schon wieder seine besondere Taktik und ließ am Morgen den größten Theil seines schweren Geschützes gegen Striegau abgehen, als wenn es sich um einen bevorstehenden Rückzug handelte. Nur mit Sacken hatte sich Blücher persönlich verständigt und durfte auf seinen Beistand zählen. Im Laufe des Morgens näherten sich die feindlichen Colonnen und links von der wüthenden Neiße kam es mit Langerons Vorhut zu den ersten Plänkeleien. Jetzt gab Blücher um 11 Uhr die Disposition zum Angriff aus: Sacken sollte den Feind bei Liegnitz beschäftigen, York bei Dohnau über die Katzbach in dessen Rücken marschiren, Langeron in gleicher Richtung vorgehen. Um 2 Uhr sollten die Bewegungen beginnen. „Ich bleibe," so schloß der Oberfeldherr seine Anordnung, „an der Spitze des Corps von York; beim Rückzug des Feindes erwarte ich, daß die Cavallerie mit Kühnheit verfährt; der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeschadet aus unsern Händen kommen kann." Wie Langeron diese Verfügung erhielt, weigerte er sich geradezu, Folge zu leisten. Er berief sich auf geheime Weisungen; ja er hatte die Dreistigkeit, dem an ihn gesendeten Adjutanten von Blücher wie einem „Haudegen und weiter nichts" zu sprechen und von Gneisenau spöttisch hinzuzufügen: „Klugheit sei bekanntlich dessen Fehler nicht*)." Auch York erklärte rund heraus, er werde nicht über die Katzbach gehen. Während dieser peinlichen Erörterungen war aber eine Wendung eingetreten, welche die Situation glücklich veränderte. Statt daß die Alliirten zum Angriff aufbrachen, begannen die Franzosen leichtsinnig die Bäche zu überschreiten und boten sich zur Schlacht. Das schlichtete den Streit im verbündeten Lager und bereitete dem Feinde das sichere Verderben**). Wir müssen diese Wendung genauer erläutern.

Es waren im Ganzen etwa 80,000 Mann, die Macdonald noch in Schlesien vereinigt hielt; davon waren drei Divisionen, von jedem Armeecorps eine, auf den Flanken und in's Gebirge detachirt, die übrige Masse zog auf Jauer und Liegnitz los. Zur Rechten schlug der größte Theil von Lauristons Corps den Weg von Goldberg gegen Jauer ein, zur Linken waren die Truppen, die früher Ney, jetzt Souham commandirte, im Anmarsch theils gegen Liegnitz, theils gegen die Katzbach und Jauer, im Centrum zog Macdonalds Corps und Sebastianis Reiterei den Weg nach der Katzbach, um erst sie, dann die wüthende Neiße zu überschreiten und von da über das Plateau, das sich am rechten Ufer der Neiße erhebt, nach Jauer vorzugehen. Der Weg dieser drei Heeresgruppen war an Länge und Schwierigkeit ver-

*) So berichtet das Militärw. a. a. O. 126, neben anderen Zügen offenbar übeln Willens.

**) S. Henckel von Donnersmark S. 213. 633.

schieden, die Zeit ihres Aufbruchs ungleich, ein ununterbrochen strömender Regen erschwerte das Fortkommen ungemein. Es war darnach sehr zweifelhaft, ob diese gesammte Macht im rechten Moment und an der entscheidenden Stelle vereinigt sein konnte. Der französische Marschall mochte freilich darauf nicht allzuviel Werth legen; er glaubte die verbündete Armee auf dem Rückzuge, da sie doch wieder vorgegangen war; er erwartete höchstens auf den folgenden Tag eine Schlacht, während Blücher schon für heute die Anordnungen zum Angriff traf.

Zwischen neun und zehn Uhr näherten sich die ersten feindlichen Colonnen den vorgeschobenen Truppen der Verbündeten; jenseits der Katzbach sah sich der preußische Vortrab von überlegenen Massen, Sebastianis Reiterei, der Macdonalds Infanterie folgte, angegriffen, indeß am linken Ufer der wüthenden Neiße eine andere Colonne von Lauristons Corps gegen Langerons Avantgarde vordrängte. Langeron zog seine Vortruppen zurück, er wollte theils überhaupt nicht schlagen, theils hatte er in sicherer Erwartung des Rückzuges seine schwere Artillerie schon nach Striegau zurückgesendet und entbehrte darum gerade der Waffe, die am geeignetsten war, seine von Natur gute Stellung wirksam zu vertheidigen. Die preußische Vorhut hatte jenseits der Katzbach eine Zeitlang Widerstand geleistet und wich dann über den Bach zurück gegen Niederkrayn zu, wo eine Brücke über die wüthende Neiße führte und in der Nähe sich eine Furth befand, die sich vorerst noch passiren ließ. Freilich goß der Regen immer heftiger und drohte die Bäche allmälig zu Strömen anzuschwellen; die Aussicht war auf die nächste Umgebung beschränkt, die Gewehre fingen an zu versagen*). Bei Niederkrayn ward noch lebhaft gefochten, dann zogen die Preußen über die wüthende Neiße zurück, die Franzosen ihnen nach, um durch die Defileen jenseits das Plateau zu ersteigen. Die kleine Schaar der preußischen Vorhut wich langsam und immer noch kämpfend zurück, um sich allmälig ihrem Gros zu nähern; namentlich zeichnete sich das thüringer Bataillon und die Batterie Varenkampf durch zähen Widerstand aus; die Franzosen drängten eifrig und in ansehnlichen, wenn auch etwas losen Massen nach und fingen an das Plateau zu ersteigen; den zurückweichenden Gegnern sandten sie wohl im Aerger, daß ihre nassen Gewehre nicht viel Schaden zufügten, Schimpf- und Spottreden nach. Sie glaubten sie auf vollem Rückzug und hatten keine Ahnung davon, wie nahe ihnen die ganze feindliche Armee stand.

Das waren die Vorfälle, welche am Morgen des 26. Aug. die Situation so wesentlich veränderten. Als Blücher seine Disposition um 11 Uhr erließ und Langeron und York darüber mit ihm zankten, waren die Franzosen gerade im Anzug nach der wüthenden Neiße und nach dem Plateau; jetzt

*) Die ausführliche Schilderung dieser ersten Vorgänge s. im Militärw. 1844 S. 123—125.

zwischen ein und zwei Uhr, zur Zeit, wo zu dem von Blücher bestimmten Angriffe aufgebrochen werden sollte, fingen die Feinde an, sich auf den steilen Höhen zu entwickeln. Die frühere Anordnung paßte also nicht mehr; dagegen bot sich jetzt von selbst die erwünschte Gelegenheit, dem unvorsichtig vorgedrungenen Gegner eine Niederlage beizubringen. Blücher beschloß, einen Theil die Höhen heraufkommen zu lassen, ihn dann mit Macht anzugreifen und in die Defileen und Bergbäche, die er im Rücken hatte, hinabzuwerfen. Er sandte an York und Sacken Befehle in dem Sinne; York — dem die Weisung in den Worten zukam, „er solle so viele Feinde herauflassen, als er glaube schlagen zu können und dann angreifen" — gab dem Adjutanten die mißlaunige Antwort: „Reiten Sie hin und zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine Finger nicht mehr zählen." Doch stellte er sein Corps in Schlachtordnung. Sacken, der sich schon herangezogen und aus eigenem Antriebe auf einer nahen Höhe Geschütz aufgepflanzt, erwiederte voll Kampfeslust: „Melden Sie dem General Blücher: Hurrah!" Yorks linker Flügel war durch die Brigade Hünerbein gebildet, der rechte durch Horn; hinter dem ersten Treffen stand die Reservecavallerie. Die Brigade des Prinzen Karl bildete das zweite Treffen, die von Steinmetz die Reserve. Vor der ganzen Aufstellung befand sich die Artillerie und war schon im Feuern und Vorgehen begriffen. An Yorks Rechte lehnte sich Sackens Corps an, gleichfalls in zwei Treffen, die Reiterei auf den Flügeln. Blücher selbst erschien vor der Front der Preußen und feuerte sie zum Kampfe an; der Sieg sei gewiß, es gelte nur, die Franzosen, die er auf die Höhe heraufgelassen, wieder hinabzuwerfen. Mit Schießen sollte sich die Mannschaft mit ihren nassen Gewehren nicht lange aufhalten, nur gleich mit dem Bajonnet den Franzosen auf den Leib rücken.

Dann ging es — es war etwa 3 Uhr geworden — frisch zum Angriff. Der linke Flügel Yorks kam zuerst an den Feind; er ging in der Richtung von Bellwitzhof nach dem Kreuzberge, der am Rande des Plateaus liegt, mit Raschheit vor und warf sich trotz heftigem Geschützfeuer auf eine feindliche Infanteriemasse, die dort aufgestellt war. Ein Bataillon des brandenburgischen Infanterieregiments, vom Major v. Othegraven geführt, eilte allen voran und stürzte sich mit Hurrahruf auf den ersten feindlichen Haufen, der sich in ein Quarré formirt. Aber die Franzosen standen „wie eingemauert"; einen Augenblick sahen sich beide Reihen ruhig ins Gesicht, dann drehten die Brandenburger ihre Gewehre um und bald glich das Bataillon einem Berge aufeinander gethürmter Menschen, die theils getödtet und verwundet waren, theils um dem Verderben zu entgehen, sich zu Boden geworfen hatten*).

*) S. Militärw. 1844 Beih. S. 130 und 1839 S. 2 ff. Vergl. auch Zychlinsky Geschichte des 24. Regiments I. 76 f. Zur Geschichte des ostpreuß. Nationalcavallerieregiments S. 32 f.

Jetzt war auch die übrige Infanterie der Brigade, schlesische Landwehr und das zwölfte Reserveregiment, an den Feind herangedrungen und warf ihn zurück; eine Abtheilung des ostpreußischen Nationalcavallerieregiments nahm ihm neun Geschütze ab.

Da indessen auch die andere Linie im Vorgehen begriffen war, hielt Oberst Jürgaß den Moment zu einem entscheidenden Angriffe für gekommen und brach mit zehn Schwadronen von den westpreußischen und litthauischen Dragonern und vom Nationalcavallerieregiment gegen den Feind vor. Im heftigen Andrange nahmen die Dragoner feindliches Geschütz weg und drängten die feindlichen Cavallerieabtheilungen, die zu Hülfe kamen, zurück; aber sie geriethen bei der Verfolgung ihrer Vortheile weit in die feindlichen Reihen hinein und bildeten in der Hitze des Kampfes nur noch lose Schwärme. Nicht nur in der Front stießen sie auf frische Kräfte des Feindes, sondern es näherten sich auch links bedeutende Cavalleriemassen, die das Plateau erstiegen hatten. Die Dragoner mußten weichen und verloren die halbe reitende Batterie, die sie bei sich hatten; die Franzosen folgten in Masse nach, warfen sich in die Lücke zwischen Hünerbeins Brigade und der Avantgarde des York'schen Centrums und bedrohten die vorgeschobenen Batterien, die kaum noch Zeit fanden, zurückzugehen.

Es war ein kritischer Augenblick; der Feind war in die preußische Linie eingedrungen, Geschütze waren verloren worden, Hünerbeins Brigade drohte abgeschnitten zu werden von den übrigen Truppen. Dies zu hindern und die bedenkliche Lücke auszufüllen, sandte York rasch von der zweiten Linie den Prinzen Karl und Obristlieutenant Lobenthal mit der ostpreußischen Infanterie vor; unter Trommelschlag, ohne einen Schuß zu thun, rückte die letztere mitten in die feindliche Cavallerie vor, die zauderte, sie anzugreifen. Auch von anderer Seite war schon Hülfe im Anzug. Oberst Katzeler, der Waffenkamerad und Liebling Blüchers, nahm die brandenburgischen Uhlanen und ein russisches Husarenregiment zusammen, fiel den Feind in Front und Flanke an, während Platen mit zwei noch frischen Schwadronen der litthauer Dragoner vorging und Sacken zur guten Stunde von Eichholz her den Feind in der Flanke und im Rücken umgehen ließ. Es war die entscheidende Bewegung; einer glaubhaften Nachricht zufolge hatte Blücher selbst den Säbel gezogen und sich an die Spitze der angreifenden Reiterei gesetzt. Der Feind fing an zu weichen, indessen die ganze Linie der Verbündeten, York an der Spitze seiner Infanterie, sich zum Angriff in Bewegung setzte. Auch die früher geworfenen Reiter hatten sich wieder gesammelt und gingen von Neuem vor.

Sackens Cavallerie hatte sich indessen dem Feinde muthig entgegengeworfen und in heftigem Gefechte seinen mit frischen Kräften verstärkten Andrang ausgehalten. Während dann die preußischen Reiter herankamen, zog der Feind immer neue Truppen auf das Plateau; sie suchten das Gefecht

wiederherzustellen, der französische Marschall selbst soll nach einem Bericht mit einem frischen Reiterregimente sich bemüht haben vorzukommen, aber die Verwirrung der Franzosen war nicht mehr abzuwehren. Die Verbündeten drängten unter stürmischem „Hurrah!" unwiderstehlich vor, ihre Geschütze sandten Kartätschen unter den weichenden Feind, der in wilder Auflösung die Hohlwege hinab nach der wüthenden Neiße und Katzbach zu stürzte. Vergebens trafen in diesem letzten Moment noch Truppen von Souhams Corps — Infanterie und Reiterei — auf der Höhe ein und suchten den Andrang der Verfolger aufzuhalten; es war kein Halt mehr. Geschütz und Munitionswagen wurden auf dem Plateau im Stich gelassen, oder blieben in den Hohlwegen und unten am Thalrande liegen. Die Neiße und die Katzbach waren zu reißenden Strömen angewachsen; die Nothbrücke bei Niederkrayn reichte nicht aus für die Zahl der Flüchtigen, Viele fanden den Tod in den Wellen. Es war, wie ein Augenzeuge sagt, ein gräßlicher Anblick; das ganze Flußbett war von Wagen, Pferden und Menschen, die mit dem Ertrinken und unter einander selbst um die Rettung im Kampfe waren, wie gedämmt*). Preußische und russische Geschütze sandten Kartätschen und Granaten in den verworrenen Knäuel der Fliehenden und später ward der Uebergang bei Niederkrayn und das Dorf selbst von den Preußen besetzt.

Die Dämmerung trat schon ein, als die Kosaken meldeten, nördlich von Liegnitz her nähere sich eine starke Masse feindlicher Infanterie. Es waren die Divisionen Albert und Riccard und eine Abtheilung Reiterei von Ney's Corps, die auf dem kürzesten Wege das Schlachtfeld zu erreichen suchten. Bei Schmogwitz wateten sie mit Mühe durch eine Furth der Katzbach; von ihrem Geschütz konnte nur wenig hinüber. Aber als sie den Bach überschritten hatten, stießen sie auf einen Theil von Sackens Corps, das hieher vorgeschoben war; dessen Kanonade zwang den Feind, über die Katzbach zurückzugehen; von den Kosaken verfolgt, trat er vor Tagesanbruch den Rückzug auf Haynau an**).

Der Sieg war vollständig, und nur der Einbruch der Nacht hinderte die massenhafte Verfolgung. Langerons schwächliche Haltung hatte die Trophäen vermindern, aber den Sieg nicht aufhalten können. Er stand, wie wir uns erinnern, links von der Neiße in einer guten Position und mit wenigstens

---

*) Henckel von Donnersmark S. 216. 217.

**) Die Bewegungen der Franzosen waren an diesem Tage überhaupt sehr lose und vereinzelt; nach einer französischen Quelle (s. Mil. Woch. 1832 S. 4726) hatte sich schon am Morgen die Spitze von Souhams Division mit Sebastiani gekreuzt, was viel Versäumniß veranlaßte. Sie kam erst allmälig heran, die Div. Delmas traf zu spät ein, um am Kampfe Theil zu nehmen, Albert und Riccard wenigstens zu spät, um entscheidend einzugreifen. Dieser Mangel an Zusammenhang war eine Hauptursache der Niederlage.

gleichen Kräften dem Feinde gegenüber. Allein er war am Morgen zurückgewichen und blieb, als am Mittag jenseits des Baches die Schlacht begann, vorerst in der Defensive. Wie er nach 4 Uhr die erste günstige Wendung dort bemerkte, entschloß er sich zur Offensive, sah sich aber bald nachher selber mit Macht angegriffen. Die Feinde gewannen Boden und drangen gegen die Hauptstellung bei Hennersdorf vor. Recht gelegen kam jetzt den Russen eine Unterstützung, die auf ihrem rechten Flügel die wüthende Neiße durchwatete und bald wirksam in den Kampf eingriff. Es war die preußische Brigade Steinmetz; Blücher hatte sie, in der Ahnung, daß Langeron zurückgedrängt sei, zu Hülfe gesandt und zugleich den Oberst Müffling beauftragt, sich persönlich vom Stande der Dinge zu überzeugen. Steinmetz kam eben in dem Augenblicke, wo die Russen auf's Neue zum Angriff vorgingen, um den Franzosen die errungenen Vortheile wieder zu entreißen. Es gelang auch, die verlorenen Stellungen zum Theil wieder zu gewinnen und den Feind auf Hennersdorf zurückzudrängen, bis die Nacht den Kampf unterbrach. Aus dem Munde Müfflings erfuhr dann Langeron den Gang der Dinge jenseits der Neiße; er war etwas betreten über den Sieg, der gleichsam trotz ihm errungen war, und schien durch neuen Eifer die Versäumnisse der letzten Tage gut machen zu wollen*). Das Schicksal fügte es so, daß gerade ihm nachher die reichsten Trophäen eines Sieges, den er nicht verdient, in den Schooß gefallen sind**).

Die Truppen waren voll Freudigkeit, als der Sieg errungen war, wenn gleich die Nacht, die dem Kampfe folgte, härter war, als dieser selbst. Im tiefen Koth, ohne Holz und ohne Stroh, zum Theil ohne Brod mußte das Heer bei fortwährend heftigem Regen bivouakiren; die Landwehren namentlich, leicht bekleidet, wie sie waren, ohne Mäntel und zum Theil ohne Schuhe, litten entsetzlich. Einzelnen Bataillonen hat diese Nacht Hunderte gekostet. Die Schlacht selbst hatte geringere Opfer gefordert, als die meisten dieses Krieges. York und Sacken zählten jeder nicht tausend Mann an Todten und Verwundeten, Langeron vierzehnhundert. Wie hoch der Verlust des Feindes sich belief, war schwer zu schätzen; als Trophäen, die gleich auf dem Schlachtfelde gewonnen wurden, gab Blüchers erster Bericht 12—1400 Gefangene, 36 Kanonen und über hundert Munitionswagen an — und doch

*) S. Müffling „Aus meinem Leben“ S. 67. 68.

**) Die Benennung „Schlacht an der Katzbach“ war eine Artigkeit gegen die Russen; der Soldat sprach anfangs und ohne Zweifel zutreffender nur von der Schlacht „an der wüthenden Neiße.“ Aber Sacken fühlte sich durch den ersten amtlichen Bericht Blüchers nicht befriedigt, was dem Oberfeldherrn zu einem sehr anerkennenden Dankschreiben Anlaß gab, worin es hieß: „Wir nennen diese Schlacht die Schlacht an der Katzbach, und zwar zu Ehren E. E., weil die unter Dero Befehl stehenden braven russischen Truppen in unausgesetztem Gefechte bis an dieses Wasser [illegible]drungen sind.“

war dies in jedem Falle nur ein bescheidener Theil der Siegesfrüchte dieses Tages. Erst der Rückzug des Feindes und seine Verfolgung brachte die reiche Ernte, welche die Schlacht an der wüthenden Neiße den glänzendsten Siegen dieses Krieges an die Seite stellt.

Ein fruchtbarer Erfolg war gleich auf dem Schlachtfelde gewonnen: Blüchers kühne Angriffslust hatte über alle kleinen Hindernisse und Widerwärtigkeiten triumphirt, der peinliche Hader der Feldherrn war, wenn auch nicht für immer abgethan, doch durch mächtigere Eindrücke zurückgedrängt, der Ungehorsam und die Unthätigkeit fühlten sich beschämt, die tapfere Armee selbst zu einem Gefühl der Kraft und Unüberwindlichkeit gehoben, das die gegenwärtigen Leiden, wie die vorangegangenen, vergessen ließ.

Der Ausgang des Kampfes war so gewesen, daß eine rasche und energische Verfolgung außerordentliche Resultate erlangen konnte. Was von den Franzosen über die wüthende Neiße und die Katzbach retirirt war, das hatte entweder stark gelitten oder befand sich in voller Auflösung; selbst auf die unberührt gebliebenen Colonnen übte das eine ansteckende Wirkung. „Drei Viertheile meiner Soldaten," schrieb der Führer einer Division, die nicht in der Schlacht gewesen war, „haben sich in die Wälder und Häuser geworfen; Güte, Drohungen und Schläge haben nichts über sie vermocht, sie antworten, es sei besser, gefangen zu werden, als vor Elend umzukommen*)." Wenn es möglich war, gleich in der Nacht oder am frühen Morgen sich rastlos dem flüchtigen Feinde an die Fersen zu hängen, so ward vielleicht das ganze große Armeecorps zersprengt. Blücher und Gneisenau wollten dies; ihnen erschien die Verfolgung fast wichtiger, als die Schlacht selbst, ihrer Ungeduld ging nichts rasch und kraftvoll genug; noch ehe die stürmische und dunkle Nacht des Schlachttages zu Ende ging, sollte ein Theil von Yorks Corps die Bergbäche überschritten haben und dem Feinde folgen. Dieser Schnellkraft ihrer Gedanken und Befehle kam freilich die Wirklichkeit nicht nach. Die Truppen bedurften wenigstens etwas Ruhe, die beiden Bäche, noch mächtiger angeschwollen, als am Abend zuvor, waren nicht nur den Fliehenden verderblich, sondern auch ein Hinderniß für die Verfolger. Erst am 27. und 28. Aug. hatte unter großen Beschwerden Yorks ganzes Corps, zum Theil bis an die Brust im Wasser watend, die wüthende Neiße überschritten und ging gegen Goldberg und die schnelle Deichsel vor; Sacken nahm den Umweg über Liegnitz, Langeron, dessen Straße die gangbarste war, langte gleichfalls erst am Abend des 28. August bei Goldberg an. Mag er sich nicht übermäßig beeilt haben, so thaten die Andern gewiß, was in ihren Kräften stand. Namentlich Yorks Corps war durch Frost und Kälte hart mitgenommen, die Truppen zum Theil ohne Brod und Munition, die Pferde ohne Futter und todtmüde — es war in der That mehr zu verwundern, daß sie das Alles

*) Puthod an Lauriston, s. Militärw. 1844 S. 144.

freudig und ausdauernd ertrugen, als daß sie nicht rascher nachdrängten. In Blüchers Hauptquartier hatte man mehr den hohen Preis, als die unsäglichen Mühen des Sieges vor Augen; der Oberfeldherr und seine Rathgeber tadelten und trieben zur Eile, York und die Seinen murrten, daß man ihnen das Unmögliche zumuthe. Der alte Gegensatz beider Lager zuckte wieder auf und machte sich in gereiztem Briefwechsel geltend, aber es war doch kein Zwiespalt über das, was im Ganzen geschehen sollte, eher ein Wettstreit über das Mehr oder Minder dessen, was geleistet werden konnte. Dem Feinde wurde die Verfolgung verderblich genug. Gleich beim ersten Nachdrängen stieß man nicht nur auf eine Masse einzelner Verwundeter und Erschöpfter, die sich mühsam fortschleppten, bald wurden auch größere Haufen eingeholt und abgeschnitten. Der bedeutendste Erfolg ward Langeron in die Hand gespielt. Er stieß auf die Division Puthod, die zu Lauristons Corps gehörte und vor der Schlacht ins Gebirge detachirt worden war. Durch Weg und Wetter aufgehalten, war sie zu spät angelangt, um am Kampfe noch Theil zu nehmen; sie war noch auf dem Wege nach dem Schlachtfelde, als die Botschaft der Niederlage und der Anfang der Verfolgung sie erreichte. Nach mühevollem Hin- und Hermarsch und manchem vergeblichen Bemühen, den hochangeschwollenen Bober zu überschreiten, versuchte Puthod bei Plagwitz, nicht weit von Löwenberg, den Uebergang vorzunehmen. Hier erreichte ihn (29. August) Langerons Vorhut, der sich auch das zweite preußische Leibhusarenregiment angeschlossen; in einem verzweifelten Kampfe, zwischen den wilden Fluß und einen mit Macht andrängenden Feind eingekeilt, ward die ganze Division, die vor dem Anfange der Feindseligkeiten gegen 12,000 Mann gezählt, zersprengt; bei Plagwitz allein wurden außen den Todten und Verwundeten und der Masse von Nachzüglern, die einzeln dem Verfolger in die Hand fielen, gegen 4000 Gefangene (darunter Puthod selbst), 16 Kanonen und zwei Adler weggenommen. Indessen waren weiter nördlich von den Preußen die Brigade Horn, Katzelers Vortrab und die Reservereiterei dem Feinde gegen Bunzlau gefolgt, wo eine größere feindliche Masse den Bober zu überschreiten suchte. In einem hartnäckigen Gefechte (30. Aug.), das sich den größten Theil des Tages hindurch fortspann, gelang es kaum und nur mit Verlust dem weichenden Feinde, seinen Uebergang über den Strom zu vollführen. Rastlos drängte die schlesische Armee nach; Wege und Wetter wurden besser, bald war der Queis erreicht, die Vortruppen bis an die Neiße, also schon gegen die Gränzen der Lausitz vorgeschoben. Blücher konnte mit Genugthuung auf den gewonnenen Sieg und seine Verfolgung zurückblicken. „Schlesien," rief er in einem Tagesbefehle vom 1. September dem Heere zu, „ist vom Feinde befreit. Bei der Schlacht an der Katzbach trat Euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachet Ihr hinter Euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet Ihr vor; Eure Bajonnete stürzten ihn den steilen Thalrand der

wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt Ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln. . . . Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen und zum Theil mit Mangel an Bekleidung habt Ihr gekämpft; dennoch murrtet Ihr nicht, und Ihr verfolgtet mit Anstrengung Euren geschlagenen Feind. . . . 103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obristen, Stabs- und andere Officiere, 18,000 Gefangene, 2 Adler und andere Trophäen sind in Euren Händen . . . . . die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt Ihr gesehen, sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung Eurer Feinde."

In der That war die Armee des Feindes auf's stärkste erschüttert; sie mochte dreißigtausend Mann verloren haben und die Uebriggebliebenen waren nach Macdonalds eigenem Zeugniß völlig demoralisirt. Der Kaiser selbst, schrieb er an Berthier, muß dieses Heer wiederherstellen und die Geister neu aufrichten. Nun war am Tage nach der Schlacht die frohe Botschaft von Bülows Sieg bei Großbeeren an Blücher gelangt und der Anmarsch der großen Armee auf Dresden gemeldet. So schien sich Alles zur raschen und glücklichen Entscheidung zu wenden. Aber schon am 31. kam die erste Nachricht, daß die große Armee bei Dresden geschlagen worden sei. Die officielle Bestätigung ließ nicht lange auf sich warten. Ihr folgte auf dem Fuß das ängstliche Verlangen Schwarzenbergs, Blücher solle 50,000 Mann nach Böhmen zu Hülfe senden — ein sprechendes Zeugniß, wie sehr man im großen Hauptquartier die Fassung verloren. Blücher, dessen Armee durch Kämpfe und Strapatzen um einige zwanzigtausend Mann geschwächt war,*) hatte natürlich keine Lust, diesem plötzlichen Einfall zu folgen; es wäre damit nicht nur der Trachenberger Kriegsplan umgeworfen, sondern auch alle die Erfolge, die man in der Mark und Schlesien eben erfochten, furchtsam preisgegeben worden. Dem schwerfälligen Armeekörper in Böhmen, der jetzt schon an seiner Masse litt, wurde aber schwerlich viel Hülfe geschafft. Blücher setzte alle diese Momente dem österreichischen Oberfeldherrn auseinander und erklärte, er werde in Schlesien bleiben. Vorerst war freilich dort nichts weiter zu thun, als mit dem weiteren Vorrücken einzuhalten und in einer festen Stellung abzuwarten, wie sich die Folgen des Schlages bei Dresden weiter gestalten würden.

---

*) Yorks Corps allein vermißte über 12,000 Mann, meistens von der Infanterie. Die Landwehr war um 7000 Mann vermindert; die Leute waren in der Noth des Hungers und der Kälte hundertweise nach Hause gegangen, was zu sehr unnöthigen Strafandrohungen Anlaß gab. Mehrere Tausende fanden sich später wieder ein. S. Droysen III. 75. Militärw. a. a. O. 153.

Seit Oesterreich der Coalition beigetreten war, hatte Napoleons Stellung bei Dresden von ihrer ursprünglichen Festigkeit merklich verloren; war er vorher, auf Magdeburg, Torgau, Wittenberg und Dresden gestützt, im Stande den Schauplatz des Krieges nach der rechten Seite der Elbe zu verlegen, so ward er jetzt auch vom linken Ufer aus gefährdet. Wenn die Gegner Dresden auf dieser seiner schwächsten Seite überfielen, so vermochten sie durch einen einzigen entscheidenden Schlag ihm das Verbleiben in Mitteldeutschland unmöglich zu machen. Dessenungeachtet war er entschlossen die Stadt zu halten und sie zum Mittelpunkt seiner Bewegungen zu machen. Während die Garnisonen von Würzburg und Erfurt, in Verbindung mit dem Corps, das Augereau am Main sammelte, die Länder zwischen Elbe und Rhein deckten und den Eifer der Rheinbündischen aufspornten, wollte er durch rasche und glückliche Züge dem Angriff der Gegner zuvorkommen.

Zur Zeit, wo die Feindseligkeiten wieder begannen, stand Gouvion St. Cyr bei Pirna, um die böhmische Gränze und den Elbübergang bei Königstein zu decken; Vandamme überschritt (17. bis 19. Aug.) bei Dresden die Elbe und wandte sich gegen Bautzen, Poniatowski und Kellermanns Reitercorps beobachteten in Zittau die Uebergänge nach Böhmen.*) Die übrigen Streitkräfte Napoleons waren entweder auf dem Marsch nach der Mark und nach Schlesien oder sie unterhielten die Verbindung mit den dahin abgesandten Colonnen.

Dresden wird durch die Elbe in zwei ungleiche Hälften getheilt: in die umfangreiche Altstadt am linken, und die kleinere Neustadt am rechten Ufer. So lange Oesterreich nicht am Kampfe Theil nahm, mochte es hinreichen, die alten Festungswerke der Neustadt wiederherzustellen und ein verschanztes Lager anzulegen; jetzt mußte auch für das linke Ufer gesorgt werden. So gut es in der kurzen Zeit ging, hatte Napoleon dort eine Anzahl Redouten anlegen lassen, die von der Elbe an bis zum sogenannten Freiberger Schlage die Altstadt deckten.**) Die Verbindung zu erleichtern, ließ er zwei Schiff-

*) Das I. Armeecorps (Vandamme) zählte drei Divisionen und vier Reiterregimenter, im Ganzen 33,000 Mann; das VIII. (Poniatowski) etwa anderthalb Divisionen und eine Cavalleriebrigade; das XIV. (Gouvion St. Cyr) umfaßte vier Divisionen, zum größten Theil Franzosen, die durch einige Tausend Westfalen und andere Rheinbündler verstärkt waren; im Ganzen etwa 36,000 Mann, unter denen freilich viele Rekruten von den übrigen Armeecorps; das II. (Victor) stand einige 20,000 M. stark in der Lausitz; das III. V. VI. XI. (Ney, Lauriston, Marmont, Macdonald) nebst den zwei Reitercorps von Latour-Maubourg und Sebastiani waren theils schon in Schlesien, theils auf dem Marsch dahin. Das IV. VII. XII. Corps (Bertrand, Reynier, Oudinot) und Arrighis Reiter zogen gegen Berlin. Das XIII. Corps (Davoust) stand an der Niederelbe, das IX. (Wrede) noch in Baiern, das X. (Rapp) bei Danzig, Augereaus Reserve bei Würzburg.

**) S. die ausführliche Beschreibung des Terrains und der Verschanzungen in

brücken bei Dresden und zwei bei Königstein schlagen und die letzteren mit einem Brückenkopfe versehen. Damit schien zunächst die Stellung stark genug gemacht, um vor jedem Ueberfall sicher zu sein.

Daß die große Armee der Verbündeten mit gesammter Macht auf Dresden losbrechen werde, erwartete Napoleon vorerst nicht. Er ließ Oudinot gegen Berlin ziehen und erklärte ihm, er selber werde indessen das „österreichisch-russische Heer im Zaume halten"; er brach dann, als seine Truppen in Schlesien zurückwichen, mit den Garden und mit den Reitercorps selber dahin auf, um gegen Blücher einen kräftigen Schlag zu führen. Dresden konnte sich indessen nach seiner Versicherung acht Tage lang behaupten, im Falle wirklich ein Angriff dort unternommen ward.

Hatte Napoleon von den wahren Plänen seiner Gegner in Böhmen nur unvollkommene Kenntniß, so waren diese ihm gegenüber im gleichen Falle. Nur nahmen sie nach den letzten Nachrichten als wahrscheinlich an, er werde in Sachsen auf der Defensive bleiben und die Feindseligkeiten mit einem Angriff gegen die Nordarmee beginnen. Für diesen Fall war es im großen Hauptquartier als „unbedingte Nothwendigkeit" bezeichnet worden, „daß die Hauptarmee eine kräftige Offensive auf dem linken Ufer der Elbe in der Hauptrichtung gegen Leipzig ergreife." *) Zu diesem Zweck überschritt das böhmische Heer am 22. August den Kamm des Erzgebirges und rückte nach Sachsen ein. In vier großen Heeressäulen, deren Breite einen Raum von neun Meilen einnahm, bewegte sich die Masse vorwärts; zur Rechten Wittgenstein mit dem größten Theil der Russen auf der Straße von Teplitz nach Dresden, ihm zunächst Kleist mit den Preußen in der Richtung auf Freiberg, dann zwei österreichische Heerhaufen unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg und Giulay gegen Marienberg und Chemnitz. Ein Theil der russischen Garden und Klenau's Corps als Reserve folgten dem Zuge. Erst auf dem Marsche brachte man in Erfahrung, daß der Feind nicht bei Leipzig stehe, vielmehr Napoleon mit der Hauptmacht sich entfernt habe und Dresden sammt der obern Elbe nur von einer mäßigen Truppenmacht gedeckt sei. Das Gleiche ergab sich aus aufgefangenen Depeschen des Feindes und ward bestätigt durch zwei westfälische Husarenregimenter, die an der Gränze der Lausitz und Böhmens in der Nacht des 22. August zu den Oesterreichern übergingen. Das gab den Ausschlag; es ward beschlossen, die Operation auf Leipzig aufzugeben und dafür das offenbar entblößte Dresden mit Uebermacht anzugreifen. Vielleicht gelang es, ehe Napoleon herankommen konnte, ihm den Mittelpunkt seiner Operationen rasch wegzunehmen. Leicht

---

Aster's Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden S. 80 ff. 97 ff. Vgl. auch (Wagner) Die Tage von Dresden und Kulm S. 77 und die zu beiden Werken gehörigen Pläne.

*) S. den Operationsplan d. d. Melnik 18. August bei Wagner a. a. O. 63.

war es freilich nicht, mit einer solchen Heeresmasse plötzlich eine Schwenkung nach Rechts vorzunehmen. Statt Hauptstraßen und Thäler der Länge nach zu durchwandern, mußte man sie auf Nebenwegen durchschneiden, die Verpflegung war schwierig, ein rasches und gemeinsames Zusammentreffen an den bestimmten Vereinigungspunkten fast unmöglich; da und dort drohte sich aus den dichten Truppenzügen ein verworrener Knäuel von Soldaten, Geschütz und Troß zu bilden. Indessen der Feind war sichtlich überrascht, seine Vortruppen wurden zurückgedrängt, St. Cyr selbst zog sich schnell gegen Dresden zurück — es war also kein Zweifel, daß die Franzosen auf den Angriff weder gefaßt noch gerüstet waren und man den ganzen Vortheil einer Ueberraschung mit überlegenen Kräften in Händen hatte. Auf den 25. August war der Angriff festgesetzt, ein Angriff, der aller Wahrscheinlichkeit nach zum Ziele führte.*) Sechszig- bis siebzigtausend Mann, die sich binnen wenig Stunden auf 100,000 vermehren konnten, schienen wohl stark genug, den nicht halb so zahlreichen Gegner zu überwältigen, ehe Hülfe kam. Aber die Armee war erst zum Theil angelangt, die anwesenden Truppen durch Wetter, Wege und mangelhafte Verpflegung ermüdet und der Führung im großen Hauptquartier fehlte es an Einheit und an raschem Entschluß. Was Blücher und Bülow in einer ähnlichen Lage gethan hätten, läßt sich wohl errathen; Schwarzenberg, der vordem an der Spitze seiner Reiterschwadronen ein kühner Officier gewesen, fühlte sich offenbar in dem ungewohnten Commando einer Armee von 200,000 Mann unsicher und ängstlich. Und wie viel Schwierigkeiten bereitete ihm das Dreinreden der Monarchen, die geringe Fügsamkeit einzelner Generale, namentlich der Russen! So ward denn nach einigem Schwanken und nachdem es einen Augenblick geschienen, als werde der Plan ganz aufgegeben, schließlich festgestellt, daß am andern Tage angegriffen werden sollte.**)

Napoleon war indessen nach Schlesien aufgebrochen, hatte seinen weichenden Marschällen Verstärkungen zugeführt, sie zu neuem Vorgehen angespornt, Blücher vergebens zur Schlacht zu locken gesucht und sich schließlich damit begnügt, seine „Adler an der Katzbach aufzupflanzen." In Löwenberg kam

*) S. das Urtheil Marmonts V. 150.

**) Nach Prokeschs Versicherung S. 163. 164 war es die russische Einsprache, welche den Aufschub veranlaßte. Bernhardi III. 143 ff. bestätigt das insofern, als in dem Kriegsrath, der auf freiem Felde stattfand, zwar Jomini den sofortigen Angriff lebhaft verfocht, dagegen aber Moreau und Toll nicht nur für jetzt, sondern auch für die Zukunft einen Angriff auf Dresden für unzweckmäßig hielten. Der Kaiser Alexander war erst unschlüssig, dann sprach er sich im Sinne der beiden Letzteren gegen einen Angriff überhaupt aus. Schwarzenberg hatte sich nach dem Ausdruck der russischen Quelle „wie es schien als Hofmann der Ansicht des Kaisers gefügt." Es muß aber dann noch am nämlichen Abend der Gedanke des Angriffs von Neuem aufgenommen worden sein und zwar wohl von österreichischer Seite; dem gab dann Alexander nach.

ihm am 23. August die Nachricht zu, daß die böhmische Armee das Erzgebirge überschreite und sich wahrscheinlich gegen die sächsische Hauptstadt in Bewegung setze. Ohne Säumen brach er auf und ließ seine Garden, Marmonts Corps und Latour-Maubourgs Reiter in angestrengten Märschen nach der Elbe zurückeilen. Wenn der Feind, schrieb er an Berthier, den 23. oder 24. auf eine bestimmte Weise die Offensive gegen Dresden ergreift, so ist meine Absicht, ihm die Initiative zu lassen, augenblicklich in das verschanzte Lager von Dresden zurückzugehen und ihm eine Hauptschlacht zu liefern. Noch auf dem Marsche erreichte ihn die Meldung von St. Cyr, daß der Feind mit Macht herandringe, er selber auf Dresden zurückgewichen sei. Napoleon überschaute die ganze Gefahr der Lage: St. Cyrs Macht war offenbar zu schwach, um der gewaltigen Masse der Gegner lange die Spitze zu bieten, die Befestigungen von Dresden waren nicht vollendet, bei den Schanzen am linken Ufer an einer schwachen Stelle — zwischen dem Dohnaer und dem Falkenschlag — schien der Weg in die Altstadt durch überlegene Kräfte nicht allzuschwer zu erkämpfen.

Um die Gegner durch einen ganz entscheidenden Schlag zu treffen, entwarf er einen großen und kühnen Plan. Vandamme, Victor und Marmont sollten mit ihren Corps und mit den Garden bei Königstein über die Elbe gehen und den Verbündeten in den Rücken marschiren. Während St. Cyr in Dresden den ersten Angriff abschlug, hätte diese Masse von hunderttausend Mann sich plötzlich dem zurückweichenden Feinde in den Weg geworfen und ihm eine empfindliche Niederlage bereitet. Nach Paris, schrieb er an Maret, geben Sie zu verstehen, daß man einen Sieg über die schlesische Armee, die Einnahme von Berlin und noch viel wichtigere Ereignisse auf einmal vernehmen würde.

Aber die Ereignisse gestalteten sich doch anders, als er wünschte und hoffte. Am Tage, nachdem er diese Befehle ausgegeben, am 25. August, drängten sich von Dresden her die Nachrichten, daß der Feind mit gewaltiger Macht herannahe, und es wurde zweifelhaft, ob sich St. Cyr so lange halten konnte, bis die Umgehung bei Königstein und Pirna vollzogen war. Am Abend kam aber, statt der Botschaft vom Einzug Oudinots in Berlin, der Bericht von seiner Niederlage bei Großbeeren, und von Dresden dringende Gesuche um Hülfe; er könne, schrieb St. Cyr, mit seinen zum guten Theil jungen Soldaten Dresden nicht über 24 Stunden halten. Die Sendung eines Adjutanten, der persönlich Augenschein nahm, bestätigte das. Die Sorge, Dresden zu verlieren, ehe noch die 100,000 Mann im Rücken des Feindes angelangt sein konnten, bestimmte den französischen Kaiser, seinen Plan zu ändern. Nur Vandamme ward mit 52 Bataillonen und 4000 Pferden dazu bestimmt, das Lager von Pirna zu beziehen, um dort dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Die alte und die junge Garde, eine Infanteriedivision und Latour-Maubourg sollten ohne Säumen nach Dresden

aufbrechen. Napoleon selbst eilte nach dieser Stadt, deren Besatzung und Einwohner seinem Kommen mit banger Sehnsucht entgegensahen. Die Anwandlungen deutscher Sympathie, die sich früher in der Bevölkerung gezeigt, verstummten jetzt unter der drängenden Noth des Augenblicks; man sah in Napoleon den Retter vor den erbitterten Angreifern. Einige Entschuldigung für diese kleinbürgerliche Besorgtheit um Haus und Hof, die jetzt alle anderen Betrachtungen schweigen ließ, lag in der barbarischen Aufführung, welche sich die Russen in Sachsen zu Schulden kommen ließen.*)

Die Rüstigkeit und Eile des Gegners, die gegen das scheue Zögern der Gegner wunderlich abstach, ließ erkennen, wie kostbar die 24 Stunden waren, um welche die alliirte Armee ihren Angriff verschob. Von einer Ueberraschung konnte schon am Morgen des 26. August keine Rede mehr sein. Die schwächere Besatzung bot in jedem Falle alles auf, Dresden zu halten, denn sie wußte, daß, ehe noch der Tag sich neigte, der Kaiser mächtige Hülfe brachte. Und unbedeutend war die Aufstellung bei Dresden keineswegs; in jedem Falle waren ansehnliche Massen nöthig, sie zu erschüttern. Wer sich durch die Altstadt nach dem Pirnaischen Schlage begiebt, übersieht dort zur Linken einen Theil des Schlachtfeldes, von der Pirnaschen Straße bis Striesen und nach der Elbe zu; gerade vor sich hat man den großen Garten. Das Terrain erweckt einem den Eindruck großer natürlicher Stärke. Zwar ist die ganze Ebene südlich von der Altstadt von einem Kranz von Höhen umgeben, von denen die Verbündeten herabstiegen, allein das Terrain hat eine weite Ausdehnung und bedarf zum Angriff großer Massen. Die Vertheidigung ist aber sehr begünstigt durch das vielfach durchschnittene, garten- und baumreiche Gelände, durch kleine Gräben und sumpfige Abzüge, zwischen denen erhöhte Strecken, Dämmen ähnlich, sich hinziehen; der große Garten selbst enthielt Mauern und stattliche Gebäude, die noch dazu künstlich gedeckt waren durch eine Verschanzung mit ansehnlichem Geschütz. Ebenso war am Pirnaischen Schlage eine Schanze errichtet. Wenn man vom großen Garten sich rechts wendet, öffnet sich der Blick nach dem ansteigenden Terrain und den Ortschaften, die einen Theil des Kampffeldes bildeten. Gleich hinter dem großen Garten liegt Strehlen, noch in der Ebene; mehr in der Höhe, durch weiße Gebäude weithin sichtbar, Zschernitz, noch weiter rechts auf der Höhe der ersten Vorberge Räcknitz, wo Moreau fiel. Von hier richtete sich der Hauptangriff auf den Dohnaer Schlag und die Wachsbleiche; die Strecke rechts zwischen dem Dohnaer- und dem Falkenschlage, war nach Ansicht der

*) Aster in seiner 1844 erschienenen Schrift S. 125. 126 versichert, daß man „noch jetzt nach Verlauf von 30 Jahren mit Schaudern davon spreche". Den Preußen dagegen wurde das „beste Lob gezollt". Ebenso zeichneten sich die Oesterreicher nach dem ersten abgeschlagenen Sturme, in der furchtbaren Nacht vom 26—27. August, durch gute Mannszucht und Schonung der umliegenden Ortschaften rühmlich aus. Aster a. a. O. 252.

Fachmänner die am meisten angreifbare Stelle. Auf den Höhen etwas verdeckt zeigt sich hier Plauen; nicht weit davon die Vertiefung, die durch die Weisseritz gebildet wird und die am zweiten Schlachttage den Oesterreichern verderblich geworden ist. Weiter fortschreitend zum Falkenschlage und dem Feldschlößchen gewinnt man eine gute Ueberschau über den linken Flügel der großen Angriffslinie; hier, nicht weit vom Feldschlößchen, hatte Napoleon seinen Standpunkt genommen.

Gegen diese Aufstellung zeigte der Angriffsplan der Verbündeten weder Schwung noch Energie. Die Disposition, die Schwarzenberg für den 26. August entwarf, verlegte den Hauptangriff erst auf den Nachmittag. In fünf Colonnen (Wittgenstein, Kleist, Fürst Moritz Liechtenstein und Colloredo, Crenneville, Bianchi) sollte vorgegangen werden, um vier Uhr Nachmittags die Beschießung der Stadt beginnen. Militärs von Fach tadeln an der Disposition die pedantische Aengstlichkeit, die, den einzelnen Führern wenig Spielraum lassend, alles kleine Detail genau festsetzen und ein Armeecorps wie ein Regiment auf dem Exercirplatz behandelt wissen wollte. Neben dieser Kleinkrämerei fehlte es aber doch dem ganzen Plane an Schärfe und Bestimmtheit. Es war weder Ziel noch Mittel klar in's Auge gefaßt, überall wurde nur von „Demonstrationen", nicht von einem entscheidenden Angriff auf die Stadt gesprochen; es war nicht einmal gesagt, was dann weiter geschehen sollte, wenn die Vorstädte wirklich genommen wurden. Alle Colonnen waren ohne Zusammenhang unter sich, keine griff wirksam in die Operationen der andern ein, starke Reserven waren nicht in der Nähe, offenbar fehlte es auch an Karten, Plänen und guten Kundschaftern. Trotz der Verzögerung von 24 Stunden konnte indessen auch jetzt noch durch die Zahl und Tapferkeit der Truppen ein bestimmtes Ergebniß erzielt werden, allein dann mußte überhaupt der Wille vorhanden sein, etwas ganz und kräftig zu thun; es durften die Unterfeldherren nicht gehemmt und ihnen nicht ängstlich vorgeschrieben sein, nur zu demonstriren, statt kraftvoll zu handeln.*)

Erst um vier Uhr Nachmittags sollte der Angriff beginnen; es ist aber schon den ganzen Morgen gefochten worden. Eine Reihe einzelner Attaken, die unter sich wenig in Verbindung standen, bereitete gleichsam den Angriff vom Abend vor. Gelang es, sich der Gehöfte und Gärten, die vor den Vorstädten lagen, zu bemächtigen, dann konnte der Kampf dicht an der Stadt und zum Theil in gedeckter Stellung eröffnet werden. So griff auf dem äußersten rechten Flügel bei Striesen und Blasewitz Wittgenstein mit den Russen schon in der Frühe an und war den ganzen Vormittag in eifrigem Gefecht; zwar suchte er vergebens, bis zu einigen Vorwerken nächst der Elbe vorzudringen, aber in einem Theile des „großen Gartens", der zwischen dem Pirnaischen und Dohnaer Schlag sich eine ansehnliche Strecke weit ausdehnt,

*) Bemerkungen Asters a. a. O. 162—165.

gelang es ihm, sich festzusetzen. Eben dahin wandte sich auch der Angriff der Preußen, die Wittgenstein zunächst standen. Ihre Avantgarde unter Ziethen, an die sich die Brigade Pirch anschloß, eröffnete schon bald nach Tagesanbruch den Kampf auf den „großen Garten" und nahm ihn auch nach lebhaftem Gefecht bis auf eine kleine Strecke in Besitz. Weiter links beim Dorfe Räcknitz formirten sich die österreichischen Divisionen Moritz Liechtenstein und Colloredo zum Angriff; von Plauen aus drangen ihre Colonnen glücklich vor, bemächtigten sich der Vorwerke und Gärten vor der Stadt, versuchten aber vergebens die Lunette zu gewinnen, die vor dem Falkenschlage errichtet war. Auf dem linken Flügel der großen Angriffslinie, zwischen dem Plauenschen Grunde und der Elbe, verdrängten die österreichischen Divisionen Bianchi, Weißenwolf und Metzko nach einem wiederholten Angriff die Franzosen aus Löbtau und besetzten die Gehöfte, die längs der Tharandter Straße und nach der Elbe zu gelegen waren. Das Corps von Klenau, das sich hier anschließen sollte, hatte unrechte Wege eingeschlagen und kam an diesem wie am folgenden Tage zu spät.

Dieser Kampf entsprach der Disposition, die Schwarzenberg erlassen hatte. Stückweise und ohne rechten Zusammenhang gingen die Alliirten vor, schlugen sich am ganzen Morgen, und zwar an einzelnen Stellen mit großer Heftigkeit; wie aber der Mittag kam, hielten sie inne, denn die Hauptattake war ja erst auf vier Uhr festgesetzt! Es schien, als sollte dem Feinde durchaus Zeit gelassen werden, seine Vorbereitungen ungestört zu vollenden. Daß dieser die ihm gegönnte Frist rastlos benutzen würde, darauf durfte man mit Sicherheit zählen. Schon in den ersten Morgenstunden war Napoleon von Stolpen herangekommen; als er sich dem Elbthal näherte, stieg er zu Pferde und jagte in gestrecktem Galopp der Stadt zu. Seine Ankunft hatte eine zauberische Wirkung; der Soldat fühlte sich gehoben und ermuthigt, die Einwohner, bisher voll Sorge, ihre Straßen und Häuser könnten zum Schlachtfeld werden, sahen nun mit Fassung den kommenden Dingen entgegen. Auch denen, die keine Sympathie fühlten für die Sache des Imperators, erschien er jetzt als der ersehnte Beschützer gegen die unberechenbaren Schrecken einer Erstürmung und Verwüstung der Stadt. Niemand dachte mehr an eine Räumung; wie er selbst überall erschien, Berichte entgegennahm, Befehle austheilte, die Stellungen des Feindes wiederholt besichtigte, da war in Alle die Zuversicht des Sieges zurückgekehrt und wo er sich zeigte, klang ihm ein jubelndes „Vive l'empereur!" entgegen. Er selber war voll Heiterkeit; hatte er doch kaum erwartet, daß ihm die Gegner so viel Zeit lassen würden. „Sie greifen uns in wenig Stunden an, sagte er dem General Gersdorf; man sollte es kaum glauben, denn sie werden wohl wissen, daß ich mit meiner ganzen Armee hier bin; aber wir geben ihnen das Geleite."*) Seine Be-

*) Aster a. a. O. 191.

fehle ertheilte er mit einer Ruhe, wie sie nur die Gewißheit des Erfolges gibt; er sandte Adjutanten nach der Bautzener Straße und forderte die anrückenden Truppen zur Eile auf. Im Laufschritt angelangt, passirten sie am Nachmittag die Elbe, der größte Theil ging über die steinerne Brücke, wo er selber zu Pferde hielt und in kurzen Worten die einzelnen Regimenter begrüßte. Die Truppen waren in bester Stimmung; Hunger und Ermüdung schienen vergessen, als der Kaiser sie ansprach.

Mit dem Terrain auf's genaueste vertraut und durch seinen wiederholten Umritt über die Stellung seiner Gegner aufgeklärt, weissagte Napoleon ihrem Angriff die gewisse Niederlage. Gelang es ihm, ihren linken Flügel in den Plauenschen Grund zu werfen und den rechten von der Pirnaer Straße und der Elbe abzudrängen, so hatte er ihnen die große Rückzugsstraße verlegt und zwang sie, während Vandamme ihnen im Rücken stand, über die unfruchtbaren Bergkämme den schwierigen Weg nach Böhmen zu suchen. „Wenn sie mich angreifen, äußerte er gegen Gersdorf, so kann es ihnen den Feldzug kosten."

Auch im verbündeten Lager fing man an besorgt zu werden. Der Zug nach Dresden war unternommen worden in der Hoffnung, die Stadt zu überfallen; nun war die beste Zeit verloren und der Feind rüstete sich mit ganzer Macht, dem Angriff zu begegnen. Am Morgen des 26. konnte man von den Höhen, wo die Monarchen und der Oberfeldherr ihre Stellung nahmen, die dichten Truppenzüge deutlich wahrnehmen, die jenseits der Elbe auf Dresden im Anmarsch waren. Man durfte nicht mehr daran zweifeln, daß Napoleon selbst mit einem großen Theil seiner Macht aus Schlesien herankam. Das veränderte freilich die ganze Situation; jetzt noch anzugreifen, das widersprach nicht nur dem Trachenberger Kriegsplane, sondern bot auch kaum eine Aussicht auf Erfolg. Vielmehr rieth die Vorsicht, den Angriff entweder aufzugeben, oder doch den Truppenmassen eine andere Stellung zwischen dem Plauenschen Grunde und der Elbe anzuweisen, damit ihnen in jedem Falle die große Straße nach Böhmen sicher bliebe.*) Im großen Hauptquartier ward die Frage des Rückzuges wirklich aufgeworfen; in der Umgebung des russischen Kaisers erneuerte sich jetzt verstärkt der Widerspruch gegen den Angriff, der schon am Abend vorher laut geworden war; auch der Oberfeldherr schien dagegen nichts einzuwenden; nur der König von Preußen verfocht mit Nachdruck die Meinung, daß es politisch bedenklich und militärisch nicht ehrenvoll sei, mit einer so großen Macht ohne Schwertstreich wieder umzukehren. Es waren jetzt schon 150,000 Mann mit 400 Kanonen beisammen, am folgenden Morgen vielleicht noch 50,000 mehr; das schien doch genügend, um einen Feind mit Erfolg anzugreifen, der vorerst noch nicht

*) S. die Bemerkungen von Aster S. 179. 180. Ueber den Mangel an Ortskenntniß auf Seiten der Verbündeten s. ebendas. 241 f.

über 70,000 vereinigt hatte. Dabei hatte es denn auch sein Bewenden; es kam zu keinem Beschlusse, der die ursprüngliche Disposition aufgehoben hätte.

Um vier Uhr kündigten drei Kanonenschüsse den Beginn des Angriffs an; sofort setzten sich sämmtliche Colonnen in Bewegung. Zur Rechten drang wieder Wittgenstein mit den Russen kräftig nach der Elbe vor, gewann anfangs auch Boden, bis er in den Bereich der ersten französischen Redoute und der nahegelegenen Batterien kam. Von dort und aus den dicht besetzten Gärten in Front, Flanke und Rücken beschossen, erlitten die Russen sehr bedeutenden Verlust und als sie verstärkt wieder vorgingen, warf sich ihnen eine eben angelangte Division der jungen Garde entgegen. Ungefähr um 6 Uhr ergriffen die Franzosen selbst die Offensive. Um den Windmühlenberg entspann sich dann ein wüthendes Gefecht, in welchem die russische Zähheit dem französischen Ungestüm lange nicht weichen wollte; endlich blieb die Höhe den Franzosen. Freilich hatten sie jeden Schritt mit namhaften Opfern erkauft, aber mehr noch litten die Russen, die meist ungedeckt gegen geschützte Stellungen hatten fechten müssen. Von der Höhe herabgedrängt, wichen sie nach Striesen zurück; auch hierher folgte ihnen der Feind; kaum gelang es am Abend der preußischen Brigade Klüx, die zu Hülfe kam, während die Franzosen schon in das brennende Dorf vordrangen, den Kampf zum Stehen zu bringen und in einem Gefechte, das bis gegen Mitternacht dauerte, den Feind zu beschäftigen; allein die Position war nicht mehr zu halten, Striesen selbst blieb den Franzosen.

Noch vor der festgesetzten Stunde hatten auch die Preußen ihren am Morgen eingestellten Angriff wieder aufgenommen und von dem linken Flügel der Russen wirksam unterstützt, den „großen Garten" vollends erobert. Nun suchten sie die am Pirnaer Schlage gelegene Schanze und den nahen Garten des Prinzen Anton zu erstürmen, drangen auch zweimal mit Todesverachtung bis an Gräben und Mauer vor; dort streckte sie aber das französische Geschütz massenweise nieder. Auch die Franzosen waren freilich erschüttert, und ein dritter Sturm, von den Russen unterstützt, verhieß besseren Erfolg, als die Feinde plötzlich mit frischen Kräften gegen die ohne Rückhalt und Reserve aufgestellte preußische Linie aus dem Pirnaischen Schlage und den nahen Gärten hervorbrachen. Die Angreifer mußten nach dem „großen Garten" zurückweichen; die Feinde drängten am Abend nach und besetzten einen Theil des Terrains, das ihnen die Preußen am Morgen genommen hatten. Auch ein Sturm, der südlich vom „großen Garten" gegen den Dohnaer Schlag versucht ward, um die Oesterreicher zur Linken zu unterstützen, war nicht glücklich; durch einen überlegenen Ausfall der Franzosen ward er abgeschlagen. Erst die Nacht trennte die kämpfenden Parteien; die Preußen nahmen an der Ostseite des „großen Gartens" und bei Strehla ihre Stellung.

Mit gleicher Bravour und kurze Zeit auch mit Erfolg griffen im Cen-

trum der großen Linie die Oesterreicher an. Ihnen lagen drei Lunetten gegenüber, vor dem Hospitalgarten, dem Falkenschlage und dem Freiberger Schlage. Unter mächtigem Geschützfeuer gingen sie zum Angriffe vor, ihre trefflich geleitete Artillerie richtete in den Schanzen und unter den Truppen große Verwüstung an. Die Lunette am Falkenschlage wurde von dem stark gelichteten Reste der Besatzung geräumt und einen Augenblick durch die Oesterreicher besetzt; dann drangen aber frische Truppen der Franzosen mit Nachdruck vor und erstürmten mit dem Bajonnet das verlorene Fort. Während hier und an der Schanze, die den Freiberger Schlag deckte, mit aller Erbitterung gefochten ward, wandte sich zugleich eine österreichische Sturmcolonne gegen die Lunette, die vor dem Hospitalgarten errichtet war. Trotz des furchtbarsten Feuers kam sie, allerdings stark gelichtet, bis zum Werke vor und warf sich auf die Besatzung, die eben ihre letzte Patrone verschossen; in heftigem Handgemenge wurde dann der Feind theils niedergemacht, theils gefangen; die Oesterreicher waren Meister der Schanze. Jetzt suchten sie weiter vorzudringen nach dem Hospitalgarten; dort sandte aber der Feind aus gedeckter Stellung ein furchtbares Feuer unter die Anstürmenden, die vergebens in wiederholtem Anprall die acht Fuß hohen Mauern zu erklimmen strebten. Eine Zeit lang wogte der erbittertste Kampf unentschieden hin und her, bis auch hier die Franzosen mit frischen Truppen, meist von der jungen Garde, zum Angriff vorgingen, das Feldschlößchen erstürmten und damit die Flanke der österreichischen Colonne bedrohten. Noch entspann sich ein wüthender Kampf um die von den Oesterreichern genommene Lunette, die nach tapferer Vertheidigung wieder in die Hände der Franzosen fiel. Die Nacht war schon angebrochen und der Andrang der Franzosen immer mächtiger; es blieb den Oesterreichern nichts übrig, als sich zurückzuziehen. Sie wichen gegen die Höhen, die sich vor Räcknitz nach Plauen hin erheben.

Nicht glücklicher waren die Versuche, die auf dem äußersten linken Flügel gegen die Friedrichsstadt unternommen wurden. Vergebens drängten die Oesterreicher dort nach den Eingängen der Stadt, die Franzosen hatten auch hier ihre Streitkräfte verstärkt und stürmten in heftigem Ausfall gegen die Gehöfte und Gebäude vor, welche durch die Oesterreicher am Morgen besetzt worden waren. Um sie entspann sich dann ein hartnäckiger Kampf, der mit dem Verluste der Stellungen endete. Als die Nacht den Kampf unterbrach, sahen sich die Oesterreicher zum Rückzug gegen Löbtau und Cotta genöthigt.

So waren, als der Tag sich neigte, alle Angriffe der Alliirten abgeschlagen; durch das Lose und Vereinzelte in ihren Attaken wurden ihnen auch die vorübergehenden Erfolge wieder entrissen und die Franzosen waren auf der ganzen Linie in überlegenem Vordringen. Nur einmal am Abend, als die Alliirten einen Augenblick die Schanzen im Centrum genommen hatten, war in Dresden die bange Sorge vor einer Katastrophe neu erwacht. Ein Regen von Kugeln und Granaten strömte,

wie ein Augenzeuge sagt, über die unglückliche Stadt.*). In mehreren Gegenden der Vorstädte wirbelten schwarze Rauchwolken empor, ein Zeichen, daß die Granaten gezündet hatten. Die Einwohner flüchteten erschrocken in ihre Häuser. Das Zerplatzen der Granaten auf dem Steinpflaster, das Herabstürzen der Dachziegel und Fensterscheiben, das Krachen des Geschützes von den nahen Wällen, das Schlagen des Generalmarsches in allen Straßen, das Blasen der Jäger, der Sturmmarsch der durchziehenden Colonnen, das Wuthgeschrei der Soldaten entsetzte und betäubte bis zur Erstarrung. Inmitten dieses wilden Getöses hielt Napoleon ruhig an der Elbbrücke; auf seinem Gesichte war keine Veränderung zu sehen, nur einmal überflog ein Lächeln die marmorkalten Züge, als eine Granate im nahen Brühl'schen Garten platzte und die Schaar der Neugierigen dort wie Spreu vor dem Winde auseinanderstob. Wie dann der letzte entscheidende Angriff erfolgte, begab er sich hinaus und umritt die Barrièren der Stadt, zum Theil dicht an dem Feuer der Tirailleure, deren Kugeln in sein Gefolge einschlugen. Auch die Nacht war stürmisch bewegt wie dieser Tag. Kanonen und Munitionswagen rasselten durch die Straßen, Regiment folgte auf Regiment, indessen mitten im Getöse Verwundete und flüchtende Einwohner ein Obdach suchten und die Flammen der brennenden Häuser und des nahen Dorfes Striesen das wilde Getümmel beleuchteten. Ueber die Elbbrücken zogen aber ununterbrochen neue Heereshaufen, Victors und Marmonts Corps sammt Reiterei von der Garde, die dem Schlachtfelde des kommenden Morgens entgegeneilten.

Gewiß war die Lage der Franzosen fast beneidenswerth zu nennen, wenn man sie mit den Gegnern verglich. Der Verlauf des Kampfes hatte Napoleons Ueberlegenheit und die Schwäche der alliirten Führung sprechend herausgestellt. Während Jene sich durch das Bewußtsein des Erfolges und der Unbesiegbarkeit ihres Kaisers gehoben fühlten, lastete auf den Verbündeten der Druck einer moralischen Niederlage. Die Nacht mit ihren Schrecken war nicht dazu angethan, diesen Eindruck zu mildern. Kalte Regenschauer durchnäßten die ermüdeten und hungernden Truppen bis auf die Haut und machten den aufgeweichten Boden vollends ungangbar, indeß die Verwundeten unversorgt und ohne Labung einem langsamen Tode entgegenschmachteten.

Was sollte eine Erneuerung des Kampfes Besseres bringen? Der erste Tag hatte den Verbündeten bedeutende Opfer, aber keine Erfolge eingetragen, vielmehr waren ihre beiden Flügel erschüttert und die Stützpunkte an der Elbe verloren. Napoleon, durch Victor und Marmont verstärkt, zählte am andern Morgen wohl 110—120,000 Mann. Eine zweite Schlacht bot noch viel weniger Chancen des Erfolges als die erste. Wenn sie ihm auch an Zahl um 40,000 Mann überlegen waren, so ließ doch die Erfahrung des ersten

*) S. Aster a. a. O. 259.

Tages von einer Erneuerung des Kampfes kaum Gutes erwarten. Es scheint denn auch die entschiedene Absicht gewesen zu sein, den Angriff nicht zu wiederholen, sondern lieber eine abwartende Stellung auf den Höhen vor Dresden zu nehmen. Auf starke Zuzüge war mit Sicherheit nicht zu zählen; es waren vorerst nur einige Reitercorps und die Divisionen Civallarts und des Fürsten Aloys Liechtenstein sammt zwei Regimentern von Klenau in der Nähe; ob dieser selbst auf dem aufgeweichten Boden seine verheißene Ankunft möglich machen könne, war sehr zweifelhaft. Aber die Anordnungen waren für den Fall eines feindlichen Angriffs nichts weniger als glücklich. Den rechten Flügel, die Russen und Preußen, ließ Schwarzenberg auf die Höhen bei Torna, Leibnitz und Kaitz zurückziehen, eine Aufstellung, die den Franzosen die böhmische Straße nach Pirna und die Verbindung mit Vandamme ohne Schwertstreich überlieferte. Auf der Linken ließ er in Erwartung von Klenau's Hülfe noch zwei Divisionen über den Plauenschen Grund nach dem Centrum herüberziehen, was den ohnedies schon exponirten linken Flügel vollends der Uebermacht des Feindes preisgab.

Napoleons Disposition war wie immer klar, bestimmt und entsprach vollkommen der Lage. Auf seiner Rechten sollte Murat mit Victors Corps und Latour-Maubourgs Reiterei auf der Freiberger Straße vorgehen, zur Linken Mortier mit zwei Divisionen der jungen Garde und einem Reitercorps die Pirnaer Straße gewinnen und die Verbindung mit Vandamme herstellen, in der Mitte St. Cyr und Marmont von dem „großen Garten" an bis zur Dippoldiswalder Straße den Feind beschäftigen. „Bleibt der Feind, schrieb er an Berthier, so werde ich ihn in der linken Flanke umgehen." Wie dann am Morgen die Nachricht kam, daß die Verbündeten geblieben seien, äußerte er gegen General Gersdorf: „Ich glaube, sie haben eine Thorheit begangen, hier auszuhalten; auch der König von Neapel läßt mir sagen, daß er die Oesterreicher noch auf dem Halse habe. Denen wird es schlecht bekommen; er wird ihnen allen im Plauenschen Grunde den Hals brechen."

Der 27. August brach trübe an; es schien kaum Tag werden zu wollen. Unter strömendem Regen ward die blutige Arbeit des vorigen Tages wieder aufgenommen. Der rechte Flügel der Verbündeten hatte, wie es Schwarzenberg befahl, noch ehe der Tag anbrach, sich auf die Höhenstellung zurückgezogen; nur die Nachhut Wittgensteins unter General Roth befand sich noch in der Ebene. Von Marschall Mortier und Nansouty's Reiterei angegriffen und umgangen, vermochte der russische Führer nur durch die größte Kaltblütigkeit und Gewandtheit sein kleines Corps vor dem Untergange zu retten; in tapferem Gefechte und auf ungünstigem Terrain geschickt manövrirend, gewann er unter dem doppelten Feuer des Feindes den Weg von Gruna nach Seidnitz und nachdem er hier hartnäckig und lange Widerstand geleistet, gelang es ihm, den Rückzug auf Dobritz und Reick, also nach den Höhen, wo

sein Flügel stand, glücklich auszuführen. Auch hier ward noch lebhaft gefochten und erst nach bedeutendem Verlust kam der Feind um Mittag in den Besitz des Dorfes. Er war beim Nachdrängen unter das Feuer der russischen Batterien und in den Bereich preußischer Reiterei gerathen und hatte bedeutend gelitten; die Haltung der Alliirten war alles Lobes werth, aber es war doch nur ein Rückzugsgefecht; ihr rechter Flügel war von der böhmischen Straße abgedrängt, die Franzosen dort Meister geworden.*)

Im Centrum ihrer Aufstellung, wohin Schwarzenberg eben noch größere Streitkräfte entsendet hatte, waren die Verbündeten nicht nur an Zahl, sondern auch durch ihre höhere Stellung überlegen, aber sie machten von diesem Uebergewicht keinen Gebrauch. Napoleon dachte natürlich nicht daran, sie auf ihren Höhen anzugreifen; ihm genügte es, während die Wucht seines Angriffs auf ihre Flügel fiel, sie in der Mitte durch Demonstrationen festzuhalten und jede Hülfe von den Flügeln abzuwehren. Lange standen sich hier unter heftigem Geschützfeuer die beiden Linien gegenüber, ohne daß der Kampf eine entscheidende Wendung nahm. Hier war es auch, wo Moreau, einer von Kaiser Alexanders militärischen Rathgebern, tödtlich getroffen ward; persönlicher Haß gegen Napoleon hatte den Sieger von Hohenlinden aus der Ruhe seines transatlantischen Exils nach der alten Welt zurückgetrieben. Aber es war ihm nicht gegönnt, den Untergang seines großen Gegners zu erleben; bei der ersten bedeutenden Affaire ward er in den russischen Reihen von einer heimischen Kugel erreicht, von den Franzosen um seines Abfalls willen bitter angeklagt, von den Deutschen wenig bedauert. Wir mußten es vielmehr als eine günstige Fügung preisen, daß nicht auch hier ein Franzose im Namen des Czaren unseren Krieg verderben half; war es doch gerade genug, daß uns die russische Politik Bernadotte aufgebürdet hatte.

Während so die Franzosen den rechten Flügel der Gegner von der Pirnaer Straße abdrängten und sie im Centrum festhielten, war zur Linken die eigentliche Entscheidung des Tages gefallen. Der linke Flügel war die schwache Stelle der verbündeten Linie; wenn das Klenauische Corps nicht ankam, so stand derselbe in der Luft und die dort zurückgebliebenen Truppen, durch Entsendungen eben noch geschwächt, von der Hauptmacht durch den Plauenschen Grund getrennt, waren nicht stark genug, dies ausgedehnte Terrain gegen einen überlegenen Feind zu vertheidigen. So nahm denn auch der Kampf hier eine sehr unglückliche Wendung. Victors Corps, von der Division Teste unterstützt, drängte auf die Gehöfte und Dörfer los, die nach dem Plauenschen Grunde hin lagen, nahm Löbtau und erstieg die rückwärts liegenden Höhen, während Murat mit einer Masse von mehr als 20,000 Reitern an der Elbe die linke Flanke der Gegner umging und unerwartet die schon erschütterten Reihen der weit ausgedehnten österreichischen Linie in der

*) S. die Bemerkungen Aster's S. 281 f.

Seite und im Rücken überfiel. Nur mit großem Verluste und fast aufgelöst entkam noch von Liechtensteins und Czollichs Heerhaufen ein Rest über den Plauenschen Grund; die Division Metzko und ein großer Theil der Brigade Mumb ward auf der Flucht von Murats Reiterei völlig abgeschnitten und mußte die Waffen strecken. Zehn Bataillone, 15 Fahnen, alles Geschütz und die Munitionswagen wurden eine Beute der Franzosen.

Es war in den ersten Nachmittagsstunden, als diese Katastrophe eingetreten war. Noch kannte man sie ihrem ganzen Umfange nach im Hauptquartiere nicht, aber man wußte, daß zur Rechten der Feind die große Straße an der Elbe besetzt hielt, und fing an, die Wichtigkeit dieses Erfolges zu erkennen. Zu spät tauchte jetzt der Vorschlag auf: Barclay solle mit den preußisch-russischen Garden, mit Kleist und Wittgenstein nach der Ebene vorbrechen und die Verbindung nach Böhmen wieder gewinnen; schon die Witterung und die Wege ließen von der Ausführung des Unternehmens abstehen. Ein noch bedenklicheres Aussehen erhielten die Dinge durch die jetzt eintreffende Nachricht, daß Vandamme bei Königstein die Elbe überschritten habe, also ein ansehnliches feindliches Corps sich im Rücken der Alliirten befinde. Auch ohne die Niederlage des linken Flügels hätte das ausgereicht, zum Rückzug zu stimmen. Wohl wurden jetzt noch einzelne Stimmen laut, die im Vertrauen auf die große Masse der Streitkräfte eine Fortsetzung des Kampfes für räthlich hielten, aber es siegte am Ende die Meinung, daß ein dritter Schlachttag die Nachtheile der beiden ersten nur steigern könne. Die zwei Tage hatten über 15,000 Mann an Todten und Verwundeten, einige zwanzigtausend an Gefangenen und Versprengten gekostet; es war also eine ganze Armee verloren worden; Ruhe und Wiederherstellung that den durch Hunger, mangelhafte Bekleidung und schlechtes Wetter hart mitgenommenen Truppen dringend noth. So ward denn am Nachmittag der Rückzug nach Böhmen beschlossen. Radetzky und Toll entwarfen den Plan dieses schwierigen Rückzugs. Der rechte Flügel, die Russen und Preußen, sollten sich über Dohna nach der Teplitzer Straße wenden; das Centrum ging über Altenberg und Dux, der linke Flügel über Pretschendorf auf Sayda und Kommotau.[*]) So, hoffte man, werde keine Colonne der andern hinderlich sein. Freilich thürmten sich hier Schwierigkeiten auf, die keines Feldherrn Kunst bewältigen konnte! Eine zahlreiche Armee, die ermüdet, ausgehungert und durch einen zweitägigen unglücklichen Kampf herabgestimmt war, sollte mit zahlreichem Geschütz und einem unermeßlichen Troß unter strömendem Regen und auf fast ungangbaren Straßen den Rückzug über ein steiles und ödes Gebirge suchen, indessen ein noch unverbrauchtes feindliches Corps die große Straße nach Böhmen und damit den Rückzug des ganzen Heeres bedrohte.

---

*) Die erste Disposition für diesen Flügel lautete anders; wie es kam, daß man diesen richtigeren Weg einschlug, erläutert Bernhardi a. a. O. 176 f.

Die Lage war in der That so bedenklich, wie Napoleons Wort vor der Schlacht — „es kann ihnen den Feldzug kosten" — prophezeit hatte. Es bedurfte nicht einmal einer Katastrophe auf dem Rückzug, um diese Weissagung zu erfüllen. Daß der erste Angriff der „großen Armee", auf deren Action man die kühnsten Hoffnungen gesetzt, und deren stolze Aufgabe in Bülows und Blüchers Lager fast beneidet ward, mit einer solchen Niederlage endete, machte an sich schon einen gewaltigen Eindruck und gab dem alten Glauben, daß Napoleon selber unbesiegbar sei, neue Nahrung. Die Feldherren waren betreten und zum Theil voll Sorge; wir haben schon erwähnt, wie Schwarzenberg im ersten Schrecken nichts Besseres zu thun wußte, als 50,000 Mann von der schlesischen Armee zur Unterstützung zu verlangen. Wie sollten erst die Diplomaten denken, zumal im österreichischen Lager! War es doch erst wenig Wochen her, seit mit aller Mühe Metternich zur Entscheidung gegen Napoleon gedrängt worden war; wer mochte dafür stehen, daß nicht der Eindruck des Kampfes vor Dresden, wo die Niederlage vorzugsweise die Oesterreicher getroffen, ihn zur Rückkehr unter eine Standarte trieb, für die er eine gewisse Sympathie niemals ganz verleugnet hatte? Leicht ward daher das Gerücht geglaubt, daß er eben jetzt im Stillen einen Unterhändler absende, um mit dem Sieger von Dresden wieder friedlich anzuknüpfen. Unter den Patrioten im großen Hauptquartier erwachte verstärkt der Groll über die flache und frivole Art des Ministers, über seine Vorliebe für diplomatisches Flickwerk, über die allgemeine Mattheit, die sich im Gegensatz zum Jahr 1809 in allen österreichischen Dingen, auch im Heere kund zu geben schien, und deren Grund mit Recht in dem seit Stadions Rücktritt eingeschlagenen Systeme gesucht ward. „Wir haben, klagte Stein, eine Vermehrung der Masse, nicht der Einsichten und der edlen thatkräftigen Gesinnung erhalten"; und auch minder lebhafte und reizbare Männer, als er, sahen Oesterreich schon fast als abgefallen, die Coalition als aufgelöst an. Von König Friedrich Wilhelm wurden Aeußerungen erzählt, die eine solche Besorgniß offen aussprachen. Daß sie begründet waren und Metternich eifrig die noch nicht völlig abgebrochene Berührung mit Caulaincourt wieder aufgriff, steht außer Zweifel.

Napoleon sah die Dinge ähnlich an. Auch er hielt es für möglich, daß der Sieg im österreichischen Lager eine rasche Reue herbeiführen werde. „Der Einklang fehlt noch, sagte er zu Gersdorf, man sieht es an Allem. Heute rettete nur das schlimme Wetter den Feind vor vollständiger Vernichtung; ich würde die Höhen erstürmt haben, was ich des Regens wegen nicht konnte. Ich denke eher in Böhmen zu sein, als meine Gegner, und zugleich mit meinen Herren Collegen in Prag." Er mochte sich im Geist schon ausgesöhnt mit Oesterreich erblicken; „es schmerzt mich", äußerte er beim gleichen Anlaß, „daß die Landsleute meiner Gemahlin so sehr litten." Um das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war, schrieb er sofort an Kaiser Franz, kam also

den leisen Friedensgedanken im österreichischen Cabinet auf halbem Wege entgegen. Aber die Kosaken fingen, sehr zur Unzeit, den Brief auf, und bis er aus ihren Händen wieder zurückgelangt war, um an seine Adresse befördert zu werden, hatte die Lage sich völlig gewendet.*)

Wie erwünscht mußte darum in diesem peinlichen Augenblick die Siegeskunde von Großbeeren und von der Katzbach sein! Die Botschaften von Bülows und Blüchers heroischen Erfolgen ließen wenigstens außerhalb der Pässe des Erzgebirges den Eindruck von Dresden gar nicht aufkommen, zumal da im alliirten Hauptquartier ein planmäßiges Schweigen über die verlorene Schlacht beobachtet ward und erst nach Wochen die Zeitungen einige kümmerliche und verspätete Berichte darüber brachten.**)

Indessen auch die Siege Bülows und Blüchers konnten eine Katastrophe nicht abwenden, wenn es gelang, gegen die große Armee auf ihrem Marsch über die Berge einen kräftigen Streich zu führen und ihr den Rückzug abzuschneiden. Auf der Straße nach Böhmen lag darum die Entscheidung der Dinge. Daß diese Entscheidung zu Gunsten der Alliirten erfolgte, dazu haben freilich, wie wir sehen werden, jene beiden Siege wesentlich beigetragen.

Napoleon hatte die Verfolgung diesmal nicht mit der ihm eigenen Raschheit eingeleitet. Anfangs war er auf eine Erneuerung des Kampfes gefaßt, dann mochten die Unglücksbotschaften von den andern Armeen die gewohnte Schnelligkeit lähmen.***) Erst sollten St. Cyr und Mortier sich in Bewegung setzen, um Vandamme's Operation auf der großen Straße nach Böhmen zu unterstützen; er selber brach nach Pirna auf. Aber hier soll er nach dem Zeugniß seiner Lobredner plötzlich erkrankt sein; die beiden Schlachttage hatte er fast unausgesetzt im Freien zugebracht und man sah ihn am Abend des 27. ganz durchnäßt, die Hutkrämpe vom Regen herabgedrückt und in den Nacken hängend, nach der Stadt zurückreiten. Dem schreiben jene Zeugnisse sein Erkranken zu. Erwiesene Thatsache ist nur, daß in den Anordnungen des Kaisers eine Veränderung erfolgt ist; Mortier blieb in Pirna, St. Cyr ward nach Maxen entsendet. So blieb es also wahrscheinlich Vandamme allein überlassen, die wichtige Operation in dem Rücken des Feindes auszuführen — eine Wendung, die von den entscheidendsten Folgen gewesen ist.

Es ist früher erzählt worden, wie Napoleon nach seinem Aufbruch aus Schlesien den großen Plan entwarf, die ganze Wucht seiner Armee (Van-

*) Bignon XII. 259.
**) S. Beitzke II. 85.
***) S. Aster a. a. O. 329. 331. 342 f. 344.

damme, Victor und Marmont) bei Königstein über die Elbe zu senden und auf der böhmischen Straße in den Rücken des Feindes zu werfen. Die Gewißheit, daß die Alliirten mit sehr bedeutender Macht sich der sächsischen Hauptstadt näherten und diese selbst schon ernstlich bedroht sei, die gleichzeitige Nachricht von Oudinots Niederlage bei Großbeeren bewog ihn, den Entwurf dahin zu ändern, daß vorerst nur Vandamme in der Stärke von nahezu 40000 Mann gegen Königstein entsendet ward. Auch gegen diese schwächere Diversion waren die Verbündeten nur unzulänglich gerüstet. Zwar hatte Schwarzenberg am Tage vor dem Dresdener Angriff angeordnet, daß ein Theil von Wittgensteins Corps zur Blokade von Königstein zurückbleiben und jeden Uebergang des Feindes dort vereiteln sollte, aber die Vielköpfigkeit des Commandos im großen Heere trug die Schuld, daß dieser verständige Befehl nur mangelhaft vollzogen ward. Statt Wittgensteins ganzes Corps und wo möglich noch die preußischen und russischen Garden an diese wichtige Stelle zu senden, hatte sich Barclay als Oberanführer der russischen Truppen begnügt, eine möglichst kleine Macht, anfangs nur das zweite russische Infanteriecorps, durch die Division Helfreich verstärkt, unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg dort zurückgelassen. Die dringenden Gesuche des Prinzen um Verstärkung hatten wenig Wirkung; schon der Geschäftsgang hinderte die rasche Hülfe. Bis Eugens Wünsche erst an Wittgenstein, dann an Barclay, durch diesen an Schwarzenberg gelangten und von da wieder die Antwort durch Barclay und Wittgenstein an den Prinzen zurücklief, konnte die Entscheidung schon gefallen sein*).

Die große Straße, die von Dresden nach Böhmen führt, tritt zuerst bei Pirna von dem flachen Ufer der Elbe in die Berge. Im Ganzen zeigt die Gebirgskette dort von der böhmischen Gränze bis zur Elbe eine sanfte Abdachung, worin sich aber tiefe, enge und scharf eingeschnittene Thäler mit schroffen Sandsteinwänden befinden. Auf einzelnen der sanfteren Abhänge erheben sich ziemlich hohe, theils senkrecht stehende, theils überhängende Felsmassen, gewöhnlich Steine genannt, wie der Lilienstein und der Königstein. Schreitet man über Berggießhübel der böhmischen Gränze und Teplitz zu, so verschwinden die sanfteren Höhen, die Bergrücken werden scharfkantiger, ihre Gipfel spitziger. Beim Uebergang über den höchsten Kamm öffnet sich dann nach Böhmen zu ein reicher Einblick in einen tiefen Thalkessel, in welchem Kulm und Teplitz liegen. Die Bergabhänge sind hier steiler, auf ihren Rücken erheben sich spitze Kuppen, zwischen ihnen finden sich scharf eingeschnittene und jäh abfallende Thäler.

*) Vgl. Aster, die Kriegsereignisse zwischen Peterswalde, Pirna, Königstein und Priesten im August 1813 und die Schlacht bei Kulm. Dresd. 1845. S. LIX. 41 ff. 48 f. Dann außer Toll's Denkwürdigkeiten die Schrift von Oberst von Helldorf: Zur Geschichte der Schlacht bei Kulm. Berlin 1856.

Was am Eingang dieser Pässe zwischen Pirna und Königstein stand, beschränkte sich auf etwa 14,000 Mann Russen mit 26 Geschützen; eine Macht, die jedenfalls zu gering war, zugleich die Veste Königstein zu blokiren und eine Armee von 38,000 Mann, die Vandamme heranführte, im Schach zu halten. Der Führer war der fünfundzwanzigjährige Prinz Eugen von Württemberg, ein muthiger, entschlossener und trotz seiner Jugend auch erfahrener General. An seiner Seite standen treffliche Stabsofficiere, wie Hofmann und Wachten. Eben jetzt, als der Feind herandrang, kam aus dem großen Hauptquartier Graf Ostermann-Tolstoi, um den Oberbefehl zu übernehmen. Nicht aus Unzufriedenheit über den Prinzen, sondern mehr um Ostermanns dringendem Wunsche nach einem Commando zu entsprechen, und ihn aus dem Hauptquartier zu entfernen, hatte wahrscheinlich Alexander ihn dazu ernannt. Ostermann war ein erprobter Soldat, von ausgezeichneter Bravour, aber eine etwas unberechenbare Persönlichkeit. Schon früher waren seine Wunderlichkeiten in seltsamer Weise zu Tag gekommen; jetzt befand er sich in einem Zustande von Gemüthsaufregung, der, wo er sich zeigte, den ernsten Verdacht erweckte, er sei geisteskrank. Als er am 26. August zu dem Prinzen kam und diesen eben mit der Abwehr des Feindes beschäftigt fand, ließ er ihm indessen das Commando und stellte sich wie ein Kampfgenosse ihm zur Seite. So blieb es im Ganzen auch nachher; thatsächlich hatte Eugen die Leitung und ihm gebührt der Ruhm, daß er die Gefahr und die Bedeutung der Lage am frühesten und schärfsten erkannt und für ihre Abwehr gleich anfangs den regsten Eifer und die größte Energie gezeigt hat. Eigenthümliche zarte Verhältnisse sind die Ursache gewesen, daß in den officiellen russischen Berichten der Prinz ignorirt und alles Verdienst einseitig auf Ostermann gehäuft worden ist; durch die jetzt vorliegenden Quellen ist aber jeder Zweifel über das wahre Verhältniß beseitigt*).

Am Tage des ersten Kampfes vor Dresden näherte sich Vandamme von Stolpen her der Elbe, um den Fluß zu überschreiten; bei Königstein und Pirna ward lebhaft gefochten. Das dringende Verlangen des russischen Führers um Verstärkung hatte keine weitere Folge, als daß sich Großfürst Constantin endlich herbeiließ, ihm sechs Schwadronen von den Leibkürassieren unter dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg (dem jetzigen König der Belgier) abzulassen, die er aber in der Nacht wieder zurücksenden sollte. Doch schlug sich Prinz Eugen mit etwa 7000 Mann gegen den Andrang der Franzosen mit äußerster Hartnäckigkeit und behauptete auch bis in die Nacht seine bedrängten Stellungen zwischen Königstein und Pirna. Aber der ansehnliche

*) Vgl. außer Aster a. a. O. Hofmann (S. 145 ff.) Wolzogen (S. 198 f.) Bernhardi u. Helldorf; vor ihnen hat zuerst Wagner (1831) in seiner Monographie über Dresden und Kulm aus den reichen Papieren des preußischen Generalstabes das richtigere Bild gegeben.

Verlust dieses Tages hatte seine mäßigen Kräfte merklich vermindert und es war offenbar keine Möglichkeit, mit diesem kleinen Häuflein ein zweites Gefecht anzunehmen und gegen beinahe 40,000 Mann das Plateau von Pirna und die Stadt selbst zu halten. Es blieb darnach nur die Alternative, sich zur Deckung der großen Straße auf Berggieshübel, oder zur Sicherung der Flanke der vor Dresden stehenden Armee, gegen Zehista zu ziehen. Der Prinz entschied sich für das Letztere; noch in der Nacht brach ein Theil des Corps dahin auf. Aber es gingen auch dringende Berichte in's Hauptquartier, die Gefahr zu schildern und Verstärkung zu erlangen. Der einsichtsvolle Chef von Eugens Generalstab, Obristlieutenant Hofmann, ging selbst damit in's Lager nach Dresden. Es war diesmal von etwas besserem Erfolg. Die erste Gardedivision unter Yermoloff ward zur Unterstützung gesandt; allerdings nur neunthalbtausend Mann mit 36 Kanonen, aber Truppen von der tüchtigsten Beschaffenheit. Auch fing man im großen Hauptquartier an, die Wichtigkeit dieses Postens schärfer zu erkennen und ihm lebhaftere Theilnahme zuzuwenden. Kaiser Alexander selbst schickte mehrere seiner Adjutanten, darunter auch Wolzogen, ab, um Augenschein zu nehmen und den beiden Führern, Ostermann und dem Prinzen, mit Rath an die Hand zu gehen. Hofmann fand aufmerksames Gehör und erhielt die Zusage der freilich nicht zahlreichen Unterstützung. Auch wurde ihm bedeutet, der Rückzug von Dresden werde so eingeleitet werden, daß der ganze rechte Flügel der Alliirten die große böhmische Straße einschlagen solle; das wäre denn allerdings Hülfe genug gewesen. Als Hofmann wegging und den Chef von Schwarzenbergs Stab, Radetzky, noch fragte, was wohl vorzuziehen sei, die Communication mit Böhmen oder die fernere Deckung der rechten Flanke, gab ihm der österreichische General den Bescheid: „Die Communication mit Böhmen sei Ihnen heilig!"

Indessen hatten Vandamme's Colonnen die Elbe passirt und eilten auf Pirna los. Die starken Regengüsse, wodurch die Wege grundlos, die Bäche angeschwollen waren, hielten den französischen General nicht auf; so schnell es immer möglich war, schob er die russische Nachhut zurück, besetzte das Plateau und die Stadt Pirna, sowie die nahe Höhe, von welcher die böhmische Straße zu übersehen war. Er stand nun mit Napoleon unmittelbar in Verbindung. Hätte er die Schwäche des Gegners genau gekannt, er wäre ohne Zweifel noch nachdrücklicher auf ihn losgedrängt. Im russischen Lager hatte man freilich die Haltung nicht verloren; die Botschaften aus dem großen Hauptquartier lauteten tröstlich, Hülfe war bereits angekommen und größere stand noch in Aussicht, da der ganze rechte Flügel der großen Armee von Dresden seinen Rückzug auf der Teplitzer Straße nehmen sollte. So war es wenigstens von Schwarzenberg befohlen. Indessen wir wissen schon, straffe Unterordnung und williger Gehorsam war nicht die stärkste Seite der großen aus drei Heeresmassen gemischten Armee. Wieder war es

Barclay, der seinen eigenen Weg ging. Es war wohl weniger persönliche Verstimmung über den Oberbefehl und über manche ihm widerfahrene Zurücksetzung, als die Besorgniß, zugleich unter die Corps von Vandamme, Mortier und vielleicht von Napoleon selbst zu gerathen; indem er in allzugroßer Vorsicht die Gefährdung seines eigenen Corps überschätzte, entging ihm die allgemeine und große Gefahr, in welche die ganze Armee gerathen konnte. Er änderte Schwarzenbergs präcisen Befehl für die Truppen des rechten Flügels dahin ab, daß er ihren Rückzug nicht nach der Teplitzer Straße, sondern nach Dippoldiswalde und Maxen hin richtete. Dahin sollte auch Ostermann mit seinen Truppen sich begeben, falls der Weg über Peterswalde nicht mehr offen sei — die große Straße nach Böhmen also völlig preisgegeben werden *).

Am frühen Morgen des 28. August kam der Befehl an Ostermann; es läßt sich denken, welche Ueberraschung und Verlegenheit er bereitete. Wem sollte man nun folgen? Schwarzenberg, dessen Generalstabschef die Communication mit Böhmen für „heilig" erklärt hatte, oder Barclay, der sie unter Umständen aufzugeben befahl? Der Prinz von Württemberg war der entschiedenen Ansicht, man müsse die Teplitzer Straße um jeden Preis halten, nöthigenfalls mit Gewalt sich Bahn brechen, um die dringendste Gefahr von der rückziehenden Hauptarmee abzuwehren. Ihn unterstützte eifrig Prinz Leopold von Coburg, der zugleich ein genauer Kenner der Gegend war. Mit allem Nachdruck wiesen Beide darauf hin, daß die Vollziehung des Barclay'schen Befehls es dem Feinde möglich mache, auf dem kürzesten Wege der Hauptarmee, welche die weitesten und schlechtesten Wege zog, hinter den Ausgängen der Gebirgspässe nach Böhmen zuvorzukommen. Lieber wollten sie sich Vandamme entgegenwerfen und die Straße nach Peterswalde öffnen; das konnte wohl große Opfer kosten, aber es sicherte der Hauptarmee ihren Rückzug. Allein der Führer der Garden, Yermoloff, und Ostermann hatten ihre Bedenken, sich dem Befehle Barclay's zu entziehen. Daß sie die Kerntruppen von der Garde bei sich hatten, mochte sie eher abschrecken, als ermuthigen. Die Ostentation und Spielerei, die man in Rußland gewohnt ist, mit dieser Truppe zu treiben, ließ fast ihre militärische Bestimmung vergessen; darum meinte auch Ostermann: er könne es gegen den Kaiser nicht verantworten, seine Garden dem Untergang entgegenzuführen. Treffend bemerkte der Prinz: gerade da seien sie am rechten Platze, wo es auf die Rettung des Heeres ankomme; zugleich erbot er sich, mit seinem eigenen Corps das Schwerste auf sich zu nehmen und der Garde Flanke und Rücken zu decken. So ließ denn Ostermann seinen Widerspruch fallen; nur mußte der

*) S. Toll's Denkwürdigkeiten III. 177. 178. Daß es Barclay's persönliche Eingebung, und Toll dabei unbetheiligt war, wird durch Bernhardi's eingehende Untersuchung S. 179—187 mindestens höchst wahrscheinlich.

Prinz die ganze Verantwortlichkeit übernehmen und zugleich der aus dem großen Hauptquartiere noch anwesende Wolzogen sich sofort zum Kaiser begeben, um ihm die Gründe darzulegen, welche die Abweichung von Barclay's Ordre rechtfertigten *). Am frühen Morgen des 28. Aug. begann dann der Aufbruch, um die Teplitzer Straße vor den Franzosen zu gewinnen; denn es war zu fürchten, daß Vandamme einen Theil seines Corps auf dem kürzesten Wege gegen Berggießhübel entsendete und damit den Russen den Durchgang verlegte.

Mit diesem Entschlusse war freilich die Gefahr noch keineswegs beseitigt; der Feind konnte mit solcher Ueberlegenheit auf das kleine russische Corps fallen, daß aller Widerstand vergeblich und ihm die Straße nach Böhmen doch geöffnet ward. Und es hatte allen Anschein, daß es so kommen würde. Eben an diesem Morgen (28.) ordnete Napoleon an, daß St. Cyr gegen Dohna aufbrechen, Mortier die große Straße einschlagen, beide sich mit Vandamme vereinigen sollten. „Sobald die Vereinigung erfolgt sein wird, soll er sein ganzes Corps auf den Höhen von Berggießhübel und Hellendorf zusammenziehen." Der Vollzug dieser Befehle mußte den Alliirten verderblich werden, denn aller Heldenmuth der Russen konnte den Andrang von drei Armeecorps nicht aufhalten. Die Feinde erzwangen sich dann unfehlbar den Durchgang und warfen sich im Teplitzer Thale den flüchtigen Massen der großen Armee vernichtend in den Weg.

Die Lage der Russen war schon an diesem Tage (28. Aug.) bedrängt genug. Durch Scheingefechte suchten sie den Feind zu beschäftigen und ihren Abmarsch gegen Berggießhübel zu maskiren. Aber Vandamme konnte schon auf dem kürzesten Wege von der Straße zwischen Königstein und Pirna den Vorsprung nach Berggießhübel und Hellendorf gewinnen und ehe die Russen ankamen, den Paß dort sperren. Er war bereits auf dem Wege dorthin und nur ein falscher Kundschafter, dessen Bericht ihn irre führte, verzögerte seinen Marsch. So erreichten noch die russischen Garden ungefährdet Berggießhübel; erst wenige feindliche Bataillone waren dort angelangt, durch welche die Garden sich mit dem Bajonnet Bahn brachen. Aber indessen sie Hellendorf und Peterswalde zueilten, drückte die Wucht des Feindes auf Prinz Eugens Corps, das den Rückzug schloß; nur mit großer Anstrengung und mit beträchtlichem Verluste vermochte er durchzudringen und sich mit den vorausgezogenen Garden zu vereinigen. Am Abend standen beide in Peterswalde. Vandamme war bis Hellendorf gelangt und rüstete sich für den andern Morgen, wie es der Befehl des Kaisers vorschrieb, nach Peterswalde aufzubrechen.

Bis hierher war Alles trefflich darauf angelegt, über das kleine russische Corps hinweg den Durchgang nach Teplitz zu erzwingen und dort einen

*) S. Aster S. 96. 263. Wolzogen, Memoiren S. 197. 198. Helldorff S. 27 ff.

empfindlichen Schlag gegen die große Armee auszuführen. Jetzt trat auf einmal im französischen Hauptquartier eine Wendung ein, die mehr als alles Andere dazu beigetragen hat, den bedrängten Verbündeten Luft zu machen und die Besorgniß vor einer furchtbaren Niederlage in den glänzendsten Sieg zu verkehren. Napoleon änderte seine ganze Disposition und überließ es Vandamme allein, die Aufgabe zu vollführen, die er bis jetzt drei vereinigten Armeecorps zugedacht hatte.

Wir haben früher erwähnt, wie der französische Kaiser am Morgen nach der Schlacht angeordnet hatte, daß St. Cyr nach Dohna, Mortier nach der großen böhmischen Straße aufbrechen sollte, um sich mit Vandamme zu vereinigen; die gesammte Macht sollte sich dann auf den Höhen von Berggießhübel und Hellendorf zusammenziehen. Allein als er von Dresden aufbrach, bemerkte er, daß sich die ganze Masse des verbündeten Heeres mehr westlich zog, eine Richtung, die ja eben auch noch Barclay nach eigenem Gutdünken eingeschlagen hatte. Da schien denn Marmonts Macht nicht ausreichend zur Verfolgung; er gab daher sogleich an St. Cyr den Befehl, nicht nach Dohna, sondern nach Maxen hin aufzubrechen*). Es war eine erste folgenschwere Veränderung des ursprünglichen Planes. Statt was ihm die Gunst des Schicksals als eine leicht zu pflückende Frucht seines Sieges bot, rasch zu nützen, mit drei Armeecorps über die kleine Schaar Herzog Eugens hinweg sich den Weg nach Teplitz zu bahnen, dort vor der rückziehenden großen Armee zu erscheinen und ihr dadurch die größte Gefahr zu bereiten — statt dessen begnügte er sich, Vandamme allein dahin ziehen zu lassen und die größere Macht, Victor, Murat, Marmont und St. Cyr, den Spuren des Feindes nach dem Erzgebirge nachzusenden.

Gegen Mittag (28. Aug.) traf der französische Kaiser in Pirna ein. Hier überfiel ihn ein leichtes Unwohlsein, das aber rasch gehoben, seine Thätigkeit weder gelähmt noch unterbrochen hat**). Dagegen drängten sich die Hiobsposten von Schlesien und der Mark. Der Nachricht von der Nie-

*) Die Vermuthung Bernhardis a. a. O. 196, daß dies der Grund gewesen, wird von Thiers XVI. 263 bestätigt.

**) Die Augenzeugen gehen in ihren Berichten darüber auseinander; die bestellten Lobredner legen dem Zwischenfall eine große Bedeutung bei, um damit die folgenden Dinge zu erklären und zu entschuldigen. Man darf annehmen, daß das in diesem Fall gewiß glaubwürdige Zeugniß von Thiers (XVI. 263. 264) die Streitfrage erledigt. Auch unsere Darstellung hat in der ersten Auflage dem Unwohlsein Napoleons mehr Bedeutung beigelegt als es verdiente, obwohl wir richtig vermutheten, daß die Botschaften von Großbeeren und der Katzbach auf die Entschließungen eingewirkt haben. Die Vermuthung ist durch den neuesten französischen Darsteller zur Gewißheit erhoben und von Bernhardi mit gewohnter Klarheit und Schärfe gegen die partheiischen Berichte der Bonapartisten geltend gemacht worden. S. Denkw. des General Toll III. 198—204.

derlage Oudinots folgte eben jetzt die Kunde von Macdonalds Mislingen an der Katzbach. Sein Lieblingsentwurf auf Berlin, von dem er sich so glänzende Erfolge versprochen, war also fehlgeschlagen und konnte durch den gleichzeitigen Schlag in Schlesien weitere bedenkliche Folgen nach sich ziehen. Er entschloß sich nach Dresden zurückzukehren, wo seine Gegenwart jetzt dringender nöthig schien, um durch neue Dispositionen die Wirkung jener Niederlagen gut zu machen. So hatten also die Kämpfe von Großbeeren und der Katzbach das ganz entscheidende Ergebniß, Napoleon abzuziehen von der großen Armee, in dem Augenblicke, wo er ihr einen vernichtenden Schlag bereiten konnte.

Denn es trat zugleich eine neue Abschwächung seines Verfolgungsplanes ein. Mortier mit der jungen Garde blieb zunächst in Pirna, St. Cyr war schon vorher der Richtung Murats und Marmonts gefolgt, Vandamme allein hatte die Straße nach Teplitz einzuschlagen. Gefahr dort für den Letzteren zu vermuthen, dazu lag allerdings zunächst kein Grund vor*); allein es ward damit zugleich auf große und fruchtbare Resultate der Verfolgung verzichtet. „Der Kaiser wünscht," ließ er am 28. August Mittags 4 Uhr, auf dem Rückwege von Pirna nach Dresden an Vandamme schreiben, „daß Sie alle die Streitkräfte, die er zu Ihrer Verfügung stellt, vereinigen, damit in Böhmen eindringen und den Prinzen von Württemberg über den Haufen werfen, wenn er sich dem widersetzen sollte. Der Feind, den wir geschlagen haben, scheint sich nach Annaberg zu wenden. S. M. denkt, daß Sie vor ihm auf der Verbindung von Tetschen, Aussig und Teplitz ankommen und in Folge dessen seine Wagenzüge, seine Ambulancen, sein Gepäck und überhaupt alles das wegnehmen, was hinter einer Armee herzuziehen pflegt. Der Kaiser befiehlt, daß die Schiffbrücke bei Pirna aufgenommen werde, um eine andere bei Tetschen schlagen zu können."

Das waren bescheidene Resultate, wenn man daran denkt, daß es in seiner Hand gelegen hatte, einen tödtlichen Stoß gegen die große Armee seiner Gegner zu führen. Der ward nun aufgegeben und man begnügte sich mit der Wegnahme des Materials des böhmischen Heeres. Daß bei diesem Unternehmen eine Katastrophe Vandammes eintreten könnte, schien nicht zu fürchten. Noch in der Nacht kam ein Bericht, den dieser General am Abend von Hellendorf aus abgestattet hatte; er klang voll Zuversicht und deutete mit aller Bestimmtheit darauf hin, daß Teplitz den andern Tag in seine Hände fallen werde. Vandamme, voll Ungeduld, sich den Marschallstab zu erkämpfen,

---

*) S. die Bemerkungen Bernhardis III. 199, der daran erinnert, wie Napoleon allerdings nicht daran denken konnte, daß Kleist durch die Schwierigkeit weiterzukommen sich entschließen würde, über den Kamm der Gebirge nach dem Thal von Nollendorf zu marschiren.

drängte so rasch und um seinen Rücken so unbesorgt vorwärts, wie wenn ihm Mortier und St. Cyr auf dem Fuße gefolgt wären.

Noch war der Morgen des 29. August nicht angebrochen und ein dichter Nebel hüllte das ganze Thal in Dunkel ein, als die Russen in Peterswalde schon von den Franzosen überrascht wurden. Kaum ausgeruht und die zerstreuten und zurückgebliebenen Haufen noch erwartend, waren sie einen Augenblick in großer Gefahr, überwältigt und zersprengt zu werden. Nur die Unerschrockenheit, womit ihre Reiterei den Feind in Schach hielt und auf Peterswalde zurückwarf, hat hier Schlimmeres abgewehrt. Rasch wichen die Ueberfallenen nach dem Kessel des Teplitzer Thales auf Nollendorf und Kulm zurück, die letzten Colonnen in lebhaftem Gefechte gegen die hitzig nachdringenden Franzosen. Kurz nach neun Uhr waren fast zu gleicher Zeit beide, die Weichenden wie die Verfolger, bei Kulm angelangt. Die Bewohner des Dorfes waren in der Frühe des stillen Sonntagsmorgens nach der nahen Kapelle gewandert; wie sie die Kirche verließen, tobte schon der Kampf im Dorfe und in ihren Gehöften. Mit einem Male sahen sie sich mitten in die furchtbarsten Schrecken des Krieges versetzt. Sie stürzten nach ihren Wohnungen, um ihr Werthvollstes zu retten; in wildem Jammer flüchteten Weiber und Kinder, indessen im Dorfe schon Russen und Franzosen in erbittertem Handgemenge waren, ringsum der Sturmmarsch der vordringenden feindlichen Massen ertönte und vom nahen Horkaberge, durch das Echo der Höhen und Schluchten verstärkt, die Batterien der Franzosen spielten.

Der Ausgang des begonnenen Kampfes schien kaum zweifelhaft; auf eine ermüdete, vielfach gelichtete Minderzahl, die seit drei Tagen sich fast ununterbrochen um ihren Rückzug geschlagen, drängte eine überlegene Masse mit aller Energie und Ungeduld des Siegesbewußtseins vor. Ostermann, den wie es scheint, jetzt Yermoloff inspirirte, gab die Partie verloren. Er hatte noch in der Nacht nach Teplitz, wo der König von Preußen schon angelangt war, melden lassen: er sehe sich genöthigt, das Feld zu räumen und bis hinter die Eger zurückzuweichen. Der König, die ganze Gefahr der Lage klar überschauend, schickte sofort seinen Adjutanten Natzmer an den russischen General und ließ ihm sagen: die große Armee und mit ihr Kaiser Alexander selbst stecke noch tief in den Defileen des Erzgebirges, er möge sich darum dem weiteren Vordringen des Feindes mit äußerster Kraft entgegensetzen. Ostermann war in Zweifel, ob er das seiner erschöpften Mannschaft noch zumuthen könne. Da kam, als er eben nach Kulm zurückgewichen, ein zweiter Bote des Königs, Knesebeck, und brachte ein Schreiben, worin das Verlangen dringender wiederholt war, sich nach Möglichkeit zu halten, damit die große Armee ungestört ihren schwierigen Weg durch die Schluchten des Erzgebirges vollenden könne. Das entschied; Ostermann nahm hinter Kulm bei den Dörfern Straden und Priesten seine Stellung zum Kampfe. Kurz nach-

her kam der König selbst herangeritten, um den General in seinem Entschluß zu bestärken, indessen seine Adjutanten nach allen Ausgängen des Gebirges eilten, um die Truppen dort, wie sie gerade kamen, bataillons- und compagnienweise auf das Schlachtfeld zu rufen. Das österreichische Dragonerregiment Erzherzog Johann war sofort von Teplitz nach Priesten aufgebrochen und schloß sich der russischen Reiterei an. An dem Morgen, wo das in Kulm und Teplitz geschah, befand sich der russische Kaiser auf dem Wege von Altenberg nach Dux; der Pulverdampf und der dumpfe Donner der Geschütze verrieth ihm, daß im Teplitzer Thale gefochten ward. Er ritt sogleich in der Richtung nach dem Schlachtfeld, dann gegen Dux, und stieß auf die Division Colloredo, die eben im Anmarsch war. Sie forderte er auf, ungesäumt gegen Teplitz und Kulm aufzubrechen; die Bedenken des österreichischen Generals, daß er andere Befehle habe, wußte der Kaiser zu beschwichtigen. Ihn unterstützte Metternich, der, eben in Dux angelangt, aus den Mittheilungen Alexanders sich von der Dringlichkeit der verlangten Hülfe überzeugt hatte und Colloredo auf seine Verantwortung anwies, dem Verlangen des Kaisers zu entsprechen.

So war die Aussicht auf Unterstützung vorhanden und es kamen in der That noch im Laufe des Tages vier- bis fünftausend Mann heran; aber vorerst standen kaum fünfzehntausend Russen gegen die doppelte Zahl Franzosen, die Vandamme heranführte. Ein Glück, daß der französische General nicht die volle Entfaltung seiner Kräfte abwartete, sondern ungeduldig sofort angriff. Das Terrain, auf dem der Kampf sich abspielt, ist eine mit Dörfern, Hecken, Wiesen und vielem Buschwerk bedeckte Flur, die durch einzelne Anhöhen und Schluchten durchschnitten wird. Hinter dem Dorfe Priesten, durch dessen Gärten gedeckt, hatten die Russen ihre Aufstellung genommen, ihr Centrum, das stark mitgenommene Corps Eugens und ein Theil der Garde, an der Teplitzer Chaussee in und bei Priesten; links nach den Höhen standen meist Garden, rechts, wo sich eine große Wiese gegen Carbitz hin ausdehnt, der größte Theil der Cavallerie und die reitenden Geschütze. Die Macht des französischen Angriffs richtete sich hauptsächlich auf den linken Flügel; gelang es dort die Garden vom Gebirge wegzudrängen, so war die ganze Stärke der Stellung erschüttert und der Zusammenhang mit den erwarteten Zuzügen gefährdet. Um diese Höhen und das nahe Dorf Straden, das die Russen noch besetzt hatten, entspann sich daher seit Mittag der erste hitzige Kampf. Nach einem stundenlangen Ringen von ungemeiner Hartnäckigkeit gelang es den Franzosen, Straden zu nehmen und ihr Geschütz gegen die Stellung der Garden vorzuführen, indessen zugleich mit überlegener Macht gegen das Centrum bei Priesten ein heftiger Stoß geführt ward. Es kam zu einem jener Kämpfe, wo der äußerste Ungestüm des Angriffs mit der zähesten Ausdauer blutig um den Vorrang streitet und zuletzt der siegt, dem ein kleines Uebergewicht noch unverbrauchter Kräfte zu Gebote

steht. Lange schwankte hier die Entscheidung; die Franzosen drangen vor und wurden wieder zurückgeworfen; endlich um Mittag gelang es ihnen, Priesten zu erstürmen. Das war ungefähr der Moment, wo auch dem linken Flügel die Gefahr drohte, überwältigt zu werden. Die Jäger von der Garde, das Semenowski'sche und ein Theil vom Preobraschenski'schen Regiment hielten dort den mächtigen Andrang des Feindes kaum noch zurück; auf den Höhen, namentlich an der Kapelle, war es zum furchtbarsten Handgemenge gekommen. Von allen Seiten gedrängt, sagt ein Augenzeuge, zog sich nach und nach die Schaar der Vertheidiger in eine einzige große Masse zusammen, die nach Umständen vor- und rückwärts wogte; das wüthende Handgemenge konnte man nur eine Metzelei nennen, in welcher die Truppen beider Theile mit Löwenmuth fochten, in der aber einzelne Waffenthaten im Gewühl des ganzen großen Herganges verschwanden. Indessen ward auch im Centrum noch mit erneuter Heftigkeit gefochten; Prinz Eugen wagte einen Sturm auf Priesten und setzte sich wieder in den Besitz des Dorfes. Allein die Ueberlegenheit des Feindes trat immer entscheidender hervor; auf der ganzen Linie war er im Vortheil und trotz des heftigen Kartätschenfeuers drohte er schon sich der Batterien im Centrum zu bemächtigen. Noch hielten als Reserve weiter rückwärts drei russische Gardebataillone; der Prinz Eugen sandte zu Ostermann, bei dem sich auch Yermoloff befand, seinen Adjutanten Helldorf: er möge ihm zwei von diesen Bataillonen zu Hülfe schicken. „Sagen Sie dem Grafen, rief ihm der Prinz nach, daß Alles davon abhänge, uns hier noch zu halten." Ostermann hatte kein Bedenken, aber Yermoloff weigerte sich. „Ich kann es beim Kaiser nicht verantworten, sagte er, wenn ich es zugebe, daß hier die ganze Garde geopfert wird. Der Prinz von Württemberg ist Schuld, daß heute die kaiserliche Garde vernichtet wird; er scheint aber der Meinung zu sein, heute noch nicht genug geopfert zu haben. Er weiß noch einige Bataillone und will auch diese; sind auch sie weg, dann hat der Kaiser keine erste Gardedivision mehr." Als der Adjutant die letzten Worte des Prinzen anführen wollte, unterbrach ihn Yermoloff unmuthig mit dem Ausruf: „Der Prinz ist ein Deutscher und macht sich den Teufel daraus, ob wir Russen Garden übrig behalten oder nicht; meine Pflicht ist es aber, dem Kaiser wenigstens etwas von seiner Garde zu erhalten." Ein dringenderes Gesuch des Prinzen, durch Hofmann überbracht und von Ostermann kräftig unterstützt, brach den Widerstand des russischen Generals. Zwei Bataillone des Ismailow'schen Garderegiments gingen in schönster Ordnung vor; vereint mit den schon kämpfenden Truppen, warfen sie sich heldenmüthig dem Feinde entgegen und stellten mit einem gewaltigen Ruck das Gleichgewicht des Treffens wieder her. „Aufbruch, Angriff, Sieg," sagt ein Augenzeuge, „war das Werk eines Augenblicks." Einer Sturmwolke ähnlich hatten sie sich auf den Feind geworfen, ihn flüchtig vor sich her gedrängt, den bedrohten Geschützen wieder Luft gemacht. In diesem Kampfe hatte eine von Straden her abgeschossene Kanonenkugel den Grafen

Ostermann erreicht und ihm den linken Arm weggerissen*). An Prinz Eugen ging jetzt der Oberbefehl über, bis später Miloradowitsch eintraf und als ältester General das Commando übernahm. Der letzte Angriff hatte die bedenklichste Gefahr abgewendet und die Kraft des Feindes in einem Augenblick gebrochen, wo sie unwiderstehlich schien. Noch immer freilich schlug man sich fort und fort mit unbeschreiblicher Heftigkeit; noch immer schwankte die Entscheidung; auf den Höhen rissen die Garden einen Augenblick Alles unwiderstehlich vor sich nieder, im Centrum ward Priesten von den Franzosen wieder erstürmt und wieder verloren, das Dorf selbst in Brand gesteckt. Was irgend Heldenmuth im Angriff und die Ausdauer der Vertheidigung aufbieten konnte, das ward hier von Garden und der Linie in glorreichem Wetteifer geleistet. Aber der Andrang des Feindes wuchs; auf russischer Seite waren nur noch ein Gardebataillon und die Reiterei unverbraucht; nahe Hülfe wurde zwar eben noch auf's Neue verheißen, aber sie war noch nicht da. Die Husaren, Dragoner und Uhlanen von der Garde, die zur Rechten standen, wurden jetzt vorgesandt, um den Feind anzufallen und in weiterem Vordringen aufzuhalten. Die erste russische Kürassierdivision von der Garde kam ebenfalls heran. Einem wiederholten nachdrücklichen Angriffe der Reiter gelang es, den Feind so weit zurückzudrängen, daß die erschütterten Reihen des Fußvolks sich wieder sammeln und ordnen konnten.

Gegen Abend, etwa um fünf Uhr, ward diese glückliche Reiterattake ausgeführt. Seit Tagesanbruch waren beide Theile in Thätigkeit; an dieser Stelle allein hatten sie sich acht bis neun Stunden lang mit äußerster Erbitterung geschlagen; nicht nur die schwächere russische Macht war bis auf das letzte Bataillon im Kampfe gebraucht, auch die Franzosen fingen an, die Erschöpfung zu fühlen. Vandamme mochte zudem mit Sicherheit darauf rechnen, daß der andere Morgen ihm frische Kräfte zuführen würde. Er stellte darum seine Angriffe allmälig ein, zog seine Vortruppen bis Straden zurück und nahm sein Hauptquartier in Kulm. Bald machte die einbrechende Dämmerung dem Kampfe vollends ein Ende; nur einzelnes Tirailleurfeuer und der Anmarsch der Verstärkungen unterbrach die Ruhe der Nacht.

Sechstausend Mann kostete der heiße Tag den Truppen Ostermanns, die Garden allein hatten 2800 verloren. Aber der Preis war solcher Opfer werth. Nicht nur unvergänglichen Ruhm hatten die Russen an diesem Tage erworben, durch ihren Heldenmuth war auch die Gefahr unberechenbaren Unheils von der großen Armee abgewendet. Diese Gefahr war am Abend des 29. August vorüber; am nächsten Morgen ward der Kampf unter andern

*) Außer dem bei Aster S. 140 f. Mitgetheilten haben wir hier einen „vertraulichen Bericht" Helldorffs benutzt, dem die obigen Aeußerungen wörtlich entnommen sind. Sie finden sich jetzt auch in der angeführten Schrift S. 45. 46.

Verhältnissen erneuert. Jede Stunde bis dahin brachte frische Kräfte in die gelichteten Reihen der Russen; die neue Schlacht am Morgen drehte sich wahrscheinlich nicht mehr um die Vertheidigung des Passes, sondern um die Niederlage der Franzosen. Die Zuversicht solchen Gelingens war zwar im verbündeten Hauptquartier noch keineswegs vorhanden; viele Zeugnisse beweisen, daß man dort von einer siegesfrohen Stimmung noch weit entfernt war. Indessen man entschloß sich doch, Vandamme den andern Tag anzugreifen, sei es auch nur, um der noch in den Defileen steckenden Armee ruhigen Rückzug zu schaffen.

Noch am Abend trafen zwei russische Gardedivisionen und verschiedene kleinere Abtheilungen ein, in der Nacht und am Morgen kamen immer neue Verstärkungen, namentlich die österreichischen Corps von Colloredo und Bianchi. Am Morgen des 30. August waren vierzig- bis fünfzigtausend Mann da aufgestellt, wo am Tage zuvor nur 15—20,000 den Durchgang mit unübertroffener Bravour vertheidigt hatten. Den linken Flügel, der sich wieder auf die Höhen hinaufzog wie am vorigen Tage, commandirte Fürst Gallizin; er bestand im ersten Treffen aus frischen Truppen der Russen, im zweiten fast ausschließlich aus Oesterreichern. Im Centrum bei Priesten, wo größtentheils die tapfern Kämpfer des vorigen Tages standen, commandirte Miloradowitsch; zur Rechten hielten wieder die russische Reiterei und die Divisionen Colloredo und Bianchi, deren Bestimmung es war, über die nahen Höhen dem Feinde in die linke Flanke zu fallen. Hier commandirte Colloredo. Den Oberbefehl über das Ganze führte nicht Schwarzenberg, sondern auf dessen Veranlassung Barclay; man sah es als eine wohlberechnete Artigkeit Schwarzenbergs an, um den in letzter Zeit sichtbar verstimmten und widerspenstig gewordenen russischen General zu versöhnen. Vandamme hatte seine Macht in dichter Stellung auf den Höhen vor Kulm concentrirt; es ist nicht denkbar, daß er wußte, wie weder Verstärkung noch Rückhalt für ihn zu erwarten stand, denn er griff mit gleicher Energie, wie am Tage zuvor, den jetzt merklich überlegenen Gegner an. Und doch sah er nur den Feind vor sich; daß statt der gehofften Hülfe im Rücken eine zweite feindliche Armee erscheinen würde, um ihm den völligen Untergang zu bereiten, davon hatte er noch keine Ahnung.

Während Barclay bei Kulm und Priesten den Kampf nur hinhielt und den Andrang des Gegners abwehrte, sollten nämlich weiter nördlich im Thale bei Nollendorf die Preußen unter Kleist erscheinen, und so das feindliche Corps, in dem Thalkessel eingesperrt, von der überlegenen Wucht zweier Armeen erdrückt werden. Dadurch erst trat die merkwürdige Wendung ein, die aus der größten Gefahr einer Niederlage plötzlich den entscheidendsten Sieg für die Verbündeten hervorgehen ließ. Vandamme selbst hatte auf keine unmittelbare Unterstützung mehr zu rechnen. Was er bis jetzt gethan, stand in vollkommenem Einklang mit den Befehlen seines Herrn, wie wohl dessen bestellte

Lobredner sich sehr bemüht haben, die Schuld der folgenden Katastrophe wenigstens zum Theil auf das Werkzeug des Meisters abzuwälzen. Allein wenn irgend Jemand eine Schuld trug, so war es eben der Meister selbst. Er hatte Vandamme befohlen, auf Teplitz vorzubrechen und dieser wandte eben alle Kraft an, den Befehl zu vollziehen. Die versprochene Unterstützung Mortiers war aber, wie wir wissen, in Pirna zurückgeblieben; es schien dem Kaiser genug, daß Murat, Marmont, Victor und St. Cyr der großen Armee auf dem Fuße folgten. Sie sollten, ließ er ihnen noch am frühen Morgen des 30. schreiben, dem Feind auf Altenberg und Zinnwald folgen; indessen werde Vandamme nach Teplitz vordringen und so das rückziehende Heer umgehen*). Er legte überhaupt den Dingen, die sich hier zutrugen, die Wichtigkeit nicht bei, die sie hatten; mit seiner Lieblingsidee beschäftigt, den Schlag gegen Berlin, der eben bei Großbeeren mißlungen war, kräftiger zu wiederholen, hatte er seine Augen mehr nach Norden gewendet, als nach den böhmischen Bergen. Eben am Morgen des Tages, wo hier die große Entscheidung fiel, befahl er Mortier, zwei Divisionen der jungen Garde nach Dresden zurückzusenden und eine ähnliche Weisung entzog Murat einen Theil seiner Reiterei, um sie gegen Berlin zu senden. Der schlagendste Beweis, daß für ihn die Entscheidung nicht bei Kulm, sondern im Kampfe um die preußische Hauptstadt lag. Freilich langte noch im Laufe des Tages eine Botschaft von Vandamme an, die, am Abend des 29. geschrieben, die Nothwendigkeit der Verstärkung nachwies, und Mortier erhielt auch, wohl in Folge dessen, die Weisung, mit seinem Reste von Pirna gegen Teplitz aufzubrechen, aber bis das geschah, war der vernichtende Schlag bereits erfolgt.

Das preußische Corps, dem unverhofft die Aufgabe ward, diesen Schlag zu führen, war vom Dresdener Schlachtfeld in der Richtung auf Maxen aufgebrochen und hatte am frühen Morgen des 29. August von da den Weg durch das Erzgebirge eingeschlagen, der über Glashütte und Liebenau gegen Fürstenwalde führt. Der Weg war beschwerlich und mühsam, die Mannschaft mußte sich hungernd und mit schlechtem Schuhwerk durch enge Defileen in langgestreckter Colonne langsam hindurchwinden. Daß sie vom Feinde nicht lebhafter gedrängt ward und von Glashütte an ziemlich Ruhe vor ihm hatte, lag zum guten Theil an der Mattheit, die alle französischen Anordnungen in diesen Tagen characterisirt. St. Cyr war auf Maxen dirigirt worden; hier stieß er mit Marmont zusammen und sandte nun nach Pirna, um neue Instructionen zu holen und zu fragen, ob es wirklich im Plane sei, zwei ganze Armeecorps in einem Defilee zusammenzupressen. Aber in Pirna war, wie wir wissen, weder der Kaiser noch Berthier zu finden. Das schaffte den Preußen von Glashütte an ruhigen Rückzug.

*) S. Mémoires du duc de Raguse V. 171.

Am Nachmittag des 29. August, als sich Kleist eben auf dem Marsch nach Fürstenwalde befand, kam ein Ordonnanzofficier des Königs und brachte den Befehl: so schnell als möglich über die Höhen des Erzgebirges nach dem Teplitzer Thal zu marschiren und das Ostermann'sche Corps bei Kulm zu unterstützen. Der Bote war am Morgen, im ersten Drange des Kampfes bei Priesten, abgefertigt worden und hatte sich selbst überzeugt, wie schwer der Befehl auszuführen sei, den er überbrachte. Alle die Gebirgswege zwischen Teplitz und Fürstenwalde waren mit Gepäck- und Munitionskarren, Proviantwagen und zerbrochenen Laffeten so vollständig verstopft, daß es schlechterdings unmöglich war, ein Armeecorps auf diesem Wege rasch auf das Schlachtfeld zu führen, vollends so ermüdete Truppen, die durchaus einige Stunden Rast bedurften. Daß der Befehl nicht auszuführen sei, war klar; es fragte sich nur, ob sonst etwas Zweckmäßiges zu unternehmen war. Einer aus des Generals Umgebung warf die Frage hin, ob der Weg nach Nollendorf in den Rücken Vandamme's wohl vom Feinde noch frei sei; eine ähnliche Betrachtung mochte auch Kleist beschäftigen. Er schickte den Ordonnanzofficier zurück und gab ihm die Gründe mit, die es ihm unmöglich machten, der Weisung des Königs Folge zu leisten. Aber mit Grolmann, dem Chef seines Generalstabes, ging er zu Rathe, ob man nicht den Weg nach Nollendorf einschlagen solle. Der Marsch dahin über den Kamm des Erzgebirges war freilich mühevoll, und dort angelangt, wurde man vielleicht zwischen zwei französische Corps eingeklemmt; allein der Plan hatte doch zugleich etwas Reizendes und Großes, denn er eröffnete die Aussicht auf die wirksamste aller Diversionen, die man zu Gunsten der Kämpfer bei Kulm unternehmen konnte: dem Feinde unerwartet in den Rücken zu kommen und durch Verlegung des Rückzugs seine Vernichtung herbeizuführen. Auch im Kreise der Monarchen tauchte der gleiche Gedanke auf; Kleist und Grolmann waren eben in Berathung, als vom russischen Kaiser gesendet Oberst Schöler eintraf, um den General zu einer Bewegung „im Rücken Vandamme's" zu veranlassen.

General Kleist war ein geschulter und kriegsgeübter Soldat, der das Vertrauen seiner Mannschaft in hohem Grade verdiente und genoß. Daß es ihm an Schwung und Kühnheit nicht fehlte, hatte er im Frühjahr am ersten Schlachttage von Bautzen rühmlich bewiesen. Aber der Grundzug seines Wesens war doch eher besonnene Ueberlegung als Verwegenheit; man konnte ihm nicht nachsagen, daß er durch kecken Ungestüm zu glänzenden Handstreichen und schweren Gefahren Anlaß gegeben, vielmehr war es sein eigenthümlicher Ruhm, aus schwierigen Lagen, in die ihn Andere versetzt, sich mit bedächtiger Klugheit herauszuwickeln. Darum war er auch jetzt durch das Lockende, das der Marsch auf Nollendorf bot, nicht so sehr geblendet, daß er die Gefahren seiner Lage irgend unterschätzt hätte. „Die Lage, in der ich mich befinde — schrieb er am Abend an den König — ist verzweif-

lungsvoll; die Defileen sind so verfahren, daß 24 Stunden zur Räumung nöthig sind. Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgenden Tage auf Nollendorf zu marschiren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen; indem ich E. M. bitte, meine Anstrengungen durch einen gleichzeitigen Angriff zu unterstützen, bitte ich E. M., die Folgen dieses Schrittes, wenn er mißlingen sollte, nicht mir, sondern denjenigen Personen beizumessen, die mich in diese verzweiflungsvolle Lage gebracht haben." In diesen letzten Worten lag ein bitterer, aber nicht unverdienter Vorwurf gegen Barclay, der, statt die Preußen und Russen, so wie es Radetzky und Toll bestimmt hatten, auf der großen böhmischen Straße ihren Rückzug machen zu lassen, sie in ein Defilee des Erzgebirges geschickt, dessen Ausgang nun verrammelt war.

Im Heere selbst sah man das Unternehmen nicht für so bedenklich an, wie der Feldherr; dort übte der Gedanke eines kühnen Wagnisses eine erfrischende Wirkung und hieß alle Sorgen schweigen.*) Mit Jubel begrüßten es die Officiere, als ihnen Kleist seinen Entschluß kund gab, den Feind an der gefahrvollsten, aber auch entscheidendsten Stelle aufzusuchen; der ernste, schweigsame Grolmann gab dieser Stimmung einen bezeichnenden Ausdruck, als er am Abend die Gesundheit des Generals mit dem Wunsche ausbrachte: „Der Himmel möge den heroischen Entschluß, den er gefaßt hat, auf Nollendorf zu marschiren, mit dem glücklichsten Erfolge krönen!"

Den Marsch über den Kamm des Gebirges zu erleichtern, wurden noch in der Nacht alle entbehrlichen Fuhrwerke vernichtet und nur das Nöthigste mitgenommen. Den Commandeuren der Bataillons und Regimenter stellte Kleist noch einmal das Gefahrvolle des Marsches vor Augen und forderte sie auf, die Standhaftigkeit und Besonnenheit zu bewähren, die im unglücklichen Falle die Niederlage abwehren, im glücklichen den Feind verderben müßte. Nach Teplitz und Kulm war der Aufbruch gemeldet; etwa um 10 Uhr des andern Morgens erwartete man dort Kleist bei Vorder-Tellnitz, zwischen Nollendorf und Kulm. Sobald er eintraf, wollte Barclay bei Kulm die Offensive ergreifen.

Vandamme ließ ihm kaum Zeit, so lange zu warten. In den ersten Morgenstunden des 30. August schritt er wieder zum Angriff; seit sieben Uhr war auf den Höhen und bei Priesten der Kampf von Neuem entbrannt. Aus der Energie, womit der französische Führer an denselben Stellen wie gestern die Gegner faßte, ließ sich schließen, daß er sich des Erfolges sicher glaubte und über seinen Rücken unbesorgt war. Wenn dort Truppen ankamen, so konnten es nach seiner Erwartung nur St. Cyr und Mortier oder der Kaiser selber sein. Mit gleicher Heftigkeit, wie gestern, ward auf der blutgedüngten Wahlstatt dieses Tages hin und hergerungen, aber ohne Er-

*) S. außer Aster auch Rahden, Wanderungen I. 149 ff.

gebniß; die Verbündeten mit ihren frischen und größeren Kräften vermochten jetzt leichter als zuvor dem wilden Andrange des Feindes zu trotzen. Vielmehr erlangten sie einen ersten Erfolg, als es dem Plane gemäß den Oesterreichern gelang, die Höhen auf dem linken Flügel der Franzosen zu besetzen. In der Front hartnäckig abgeschlagen, auf der Flanke mit Umgehung bedroht, waren die Franzosen schon in bedenklicher Lage, als der Augenblick nahte, wo Kleist herankommen sollte.

In den frühen Morgenstunden aufgebrochen, hatten die Preußen das Thal bei Nollendorf um die Zeit schon erreicht, wo bei Kulm und Priesten der erste Kampf entbrannt war. Sie stießen dort auf einen feindlichen Munitionstransport, vernichteten ihn und stiegen dann gegen Vorder-Tellnitz das Thal herab; nur die Brigade Zieten blieb auf den Höhen von Peterswalde zur Deckung der großen Straße zurück. Noch einmal ward den Truppen die Bedeutung der Lage kurz auseinandersetzt; das Corps sei von der großen Armee abgeschnitten und es komme darauf an, sich durch die vorgeschobene Armee Vandamme's Bahn zu brechen, um sich jenseits Kulm mit der großen Armee wieder zu vereinigen.*) Um die festgesetzte Stunde, gegen zehn Uhr, schallten die ersten preußischen Schüsse in das Thal von Kulm herab. Vandamme scheint noch nicht geahnt zu haben, was ihm bevorstand; mit frischem Eifer und unter lautem Schlachtruf gingen seine Colonnen bei Kulm zum neuen Angriff vor, als wollten sie die Ankunft der ersehnten Hülfe durch eine schnelle, glückliche Entscheidung des Kampfes feiern. Indessen waren bei Vorder-Tellnitz die Preußen zuerst auf eine größere feindliche Colonne gestoßen. In raschem Anlaufe warf sich Oberst Blücher, der Sohn des Generals, mit dem ersten schlesischen Husarenregimente auf ein paar feindliche Geschütze und nahm sie weg; aber von französischen Uhlanen kräftig angefallen, verloren die Preußen die Geschütze und einen Theil ihrer eigenen reitenden Batterie. Jetzt war auch die Infanterie von Pirchs Brigade herangekommen, drängte den Feind zurück und nahm ihm die preußischen Geschütze wieder ab. Bald war der Kampf aller Waffen in vollem Gange; die Vertheidigung der Franzosen war rasch und geschickt, ihre Tirailleure und ihre Artillerie machten die Preußen heiß genug, allein erschüttert wurden sie nicht. Auch bei Kulm wankten die Reihen der Alliirten nicht; vergebens wandten die Franzosen ihre äußerste Kraft dort an, die Gegner standen „gleich ehernen Mauern"; wenn sie noch einer Ermunterung bedurften, so lag sie in der Ankunft der preußischen Hülfe.

Seit sich im Rücken bei Tellnitz das kräftige Feuer der Preußen vernehmen ließ, war für Vandamme die letzte trügerische Hoffnung auf befreundeten Zuzug geschwunden; er sah, daß er zwischen zwei feindliche Armeen ein-

*) S. den Bericht über den Antheil des 2. westpr. Regiments an der Schlacht bei Kulm im Militärw. 1847 S. 48.

geschlossen war. In dieser Lage blieb ihm nach militärischer Ansicht nichts übrig, als mit Aufopferung seiner ganzen Artillerie alle seine Kräfte zusammenzunehmen und mit dem Degen in der Faust sich Luft zu machen. Er beschloß daher, seine sämmtliche Infanterie bei Kulm zu vereinigen und sich auf der Chaussee durchzuschlagen, es koste was es wolle.*) Während das Feuer gegen die Höhen bei Kulm und bei Priesten fortgesetzt ward, begann zugleich die Bewegung rückwärts und die Verstärkung der gegen die Preußen fechtenden Schaaren. Aber nicht lange war den Russen und Oesterreichern zu verbergen, daß der Widerstand bei Kulm matter ward. Sie schritten zum Angriff vor, die Oesterreicher wurden vollends Herren der Höhen, die den linken Flügel der Franzosen deckten; bald war die Linie der Letzteren auf allen Seiten umfaßt und eingeengt, schon wurden hier einzelne Knäuel der Weichenden umringt und gefangen, dort der Rückzug zur hastigen, regellosen Flucht. Kulm selbst war nicht mehr zu behaupten, kaum gelang es Vandamme, der bis zuletzt aushielt, noch glücklich aus dem Schlosse zu entkommen, in dessen Hof die Oesterreicher schon eindrangen. Die Franzosen fochten nur noch um ihre Sicherheit; der gewaltige Ungestüm, womit sie gestern und noch am Morgen siegesgewiß vordrangen, war jetzt nur noch in den Reihen ihrer Gegner zu finden. Das Schlachtfeld bot einen schwer zu beschreibenden Anblick. Die Artillerie blieb schon stehen, auf ihren Pferden entrann zum Theil die flüchtige Bedienung, das Gepäck wurde geplündert und zertrümmert, die Munitionswagen in die Luft gesprengt. Da folgten einzelne Haufen nur dem Rufe: „rette sich, wer kann", dort hielten andere Colonnen noch hartnäckig Stand gegen die Alles überfluthende Macht des Feindes. Hier wurden die Fliehenden von der eigenen Reiterei, die sich noch durchzuschlagen meinte, niedergeritten, dort flüchtige Reiterschwärme von den nachdrängenden Siegern in jähe Abgründe gestürzt.

Während so bei Kulm Alles der raschen Auflösung entgegenging, ward aber an einer andern Stelle des Thales noch ein heißer Kampf ausgefochten. Auf die Preußen drängte mit dem Ungestüm der Verzweiflung die Masse der weichenden Armee gleich „einem brausenden Waldstrome" los. Das enge Thal bei Tellnitz gestattete nur eine allmälige Entwicklung; anfangs war darum erst die Brigade Pirch im Gefecht, die von Klüx und Prinz August standen noch zurück. Es dauerte einige Zeit, bis der Angriff mit Macht erfolgen konnte. Dann wandten sie sich gegen die Dörfer Ober- und Nieder-Arbesau; dorthin hatte Vandamme gleich anfangs, als er sich überzeugt, daß Preußen in seinem Rücken standen, einige Regimenter zur Verstärkung geschickt. Ober-Arbesau ward vom zweiten westpreußischen Regiment genommen und behauptet;**) bei Nieder-Arbesau mißlang der erste Angriff. Die feindliche

*) S. Aster a. a. O. 188.

**) Darüber s. Militärwoch. 1847 a. a. O.

Artillerie und starke Tirailleurschwärme lockerten die preußischen Bataillone; ein schlesisches Landwehrregiment wich unter dem heftigen Feuer des Feindes in Unordnung zurück und riß ein zweites mit fort. Der Prinz von Anhalt-Pleß ward getödtet, viele andere Officiere verwundet. Jetzt glaubten die Franzosen den Moment gekommen, mit Gewalt durchzubrechen; sie stürzten aus Arbesau auf die weichenden Landwehren und gewannen Boden. Aber der Prinz August stieg vom Pferde, ergriff die Fahne des Regiments, sammelte die Flüchtigen und führte sie unter lautem Hurrah von Neuem ins Feuer; der Feind ward wieder ins Dorf gedrängt.

In diesem Augenblicke drohte eine neue Gefahr. Von Kulm sprengten dichte feindliche Reiterhaufen mit reißender Schnelligkeit heran, um sich Bahn zu brechen; französische Chasseurs und Lanciers, die an der Straße verdeckt gestanden hatten, drangen zugleich hervor und ritten Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Von preußischem Geschütz mit Kartätschen beschossen, stürzten ganze Haufen nieder; um so wüthender drangen aber die Uebrigen vor. Die Infanterie, die hier aufgestellt war, wich vor dem gewaltigen Andrange zur Seite aus, von den Geschützen wurden die Bedienung und die Pferde niedergehauen, sie selbst verloren. Preußisches Fußvolk, das auf den Höhen stand, durfte nicht feuern, weil die ganze Masse unten einen wilden Knäuel bildete, in dem Freund und Feind vermengt einander fortrissen, und außer Franzosen und Preußen auch schon österreichische und russische Reiterschwärme heraneilten. Prinz August, Kleist selbst wurden von dem Getümmel ergriffen und retteten sich kaum vor Gefangenschaft. Was sich vom Feinde so Bahn gemacht, entging freilich seinem Schicksale nicht. Die Brigade Zieten, die Kleist bei Peterswalde zurückgelassen, um die Straße von Dresden zu beobachten, war, als sich dort keine Spur eines herankommenden Feindes zeigte, gegen Nollendorf vorgegangen; ihr fielen die Meisten von denen in die Hände, die bei Arbesau und Tellnitz die preußische Linie durchbrochen hatten. Nur die Haufen, die vor Nollendorf seitwärts in das Erzgebirge ausgewichen waren, oder die truppweise quer über die Höhen und Wälder flüchteten, vermochten zu entkommen.

Indessen waren auch die Oesterreicher von den Höhen bei Kulm weiter vorgedrungen und hatten nach hartnäckigem Widerstande Nieder-Arbesau erstürmt; was vom Feinde hier verdrängt war, fiel gleichfalls Zietens Truppen in die Hände. In dem nahen Dorfe Schanda leistete ein Trupp Franzosen äußersten Widerstand, ward aber überwältigt. Was noch entkam, kreuzte sich mit andern flüchtigen Schaaren und gerieth in der Verwirrung der Flucht mit den eigenen Kameraden in Handgemenge. Zwischen Kulm und Schanda hatten sich etwa 4000 Mann französischer Infanterie bis zuletzt behauptet, mußten aber, völlig eingeschlossen und ohne Munition, die Waffen strecken. Nicht weit von Schanda, nach dem Sernitzthal zu, ward auch Vandamme selbst von Kosaken und Husaren gefangen genommen.

Zwischen zwei und drei Uhr war der Kampf entschieden. Das Schlachtfeld bot einen furchtbaren Anblick; in dem brennenden Kulm fanden viele Schwerverwundete durch die Flammen ihren Tod, allenthalben zeigte sich Brand und Verwüstung; soweit das Auge blickte, sah es todte und verwundete Menschen und Pferde, zerstörtes Fuhrwerk und Waffen jeder Art; Tausende von Verstümmelten sehnten sich, unversorgt und von der brennenden Sonnenhitze gequält, nach rascher Erlösung.

Groß war aber der Sieg und seine Trophäen. Der Feind hatte gegen 5000 Todte und Verwundete, 8—10,000 Gefangene verloren; auch was sich flüchtete, kam nur ermattet und zerstreut nach Dresden zurück. Ueber achtzig Geschütze, sämmtliches Gepäck, zwei Adler und drei Fahnen waren die Beute der Sieger; die meisten Generale der Franzosen waren gefangen oder geblieben. Die Verbündeten gaben, wohl zu niedrig, über 3300 Todte und Verwundete an, worunter 1500 Preußen, 1000 Russen und 800 Oesterreicher gewesen wären.

Unter den Gefangenen traf den Obergeneral das härteste Loos. Schon auf dem Schlachtfelde war er, namentlich von dem wüsten Großfürsten Constantin, roh mißhandelt worden; auf dem Transporte verfolgten ihn die Insulten und Verwünschungen des erbitterten Volkes. Es ist in jeder Lage zu beklagen, wenn ein glorreicher Sieg durch Mißhandlung des Ueberwundenen bezeichnet wird, zumal wenn dieser durch Tapferkeit die Achtung der Sieger verdient hat. Hier galt freilich, wie die Behandlung der übrigen Generale bewies, der Schimpf nicht dem besiegten Gegner, sondern der Persönlichkeit Vandamme's; die Masse der Menschen sah in ihm zunächst nicht den tapferen General, sondern den grausamen Dränger von 1807, den Mörder Bergers und Fincks, den Mordbrenner von Brinkum und Lilienthal. Die frische Erinnerung an diese Gräuel war durch keine ruhige Reflexion zu schwächen und Vandamme selbst hatte es sich zuzuschreiben, daß dem so war. Wer sich wie ein Räuberhauptmann benimmt, der muß auch darauf gefaßt sein, daß ihn die aufgeregte Menge so behandle.

Es lag in der örtlichen Eigenthümlichkeit dieses Kampfes, daß die Betheiligten selber nur allmälig den ganzen Umfang des Erfolges erkannten. Wie Vandamme sich eine Zeit lang in dem Irrthume wiegte, Kleist's Armeecorps sei die erwartete französische Hülfe, so wird von den Oesterreichern versichert, daß sie geraume Zeit sich nicht überzeugen wollten, daß die von Nollendorf gegen Tellnitz heranziehenden Colonnen Verbündete seien. Von Kleist ist es gewiß, daß er seinen Plan, sich zu den Verbündeten durchzuschlagen, vereitelt meinte und beherrscht von dem verworrenen Bilde, das er mit Augen sah, sich überwunden glaubte; ja in hoffnungsloser Stimmung forderte er vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, bis allmälig die Gewißheit des entscheidendsten Sieges den peinlichen Eindruck verdrängte, den ihm die augenblickliche Erschütterung seiner Truppen erweckt hatte.

Hatten die Schlachten von Dresden die Ungelenkigkeit und die Zwietracht eines Coalitionskrieges in recht besorglicher Weise an den Tag gelegt, so machte der Kampf von Kulm vornehmlich dadurch einen erhebenden Eindruck, daß sein Erfolg dem edlen Wetteifer und dem einträchtigen Zusammenwirken aller drei Armeen zu verdanken war. Der Heldenmuth der Russen hatte am ersten Tage die drohende Gefahr abgewandt und den Sieg vorbereitet; das Vordringen der Oesterreicher erschütterte am zweiten Tage Vandamme's Stellung bei Kulm, Kleists muthiger Entschluß und der tapfere Kampf der Preußen führte zur Auflösung des französischen Heeres. Alle drei Armeen hatten ein Recht, in gleichem Stolz der blutigen Wahlstatt von Kulm zu gedenken; der leidige Streit um den Vorrang, um das Mehr und Weniger des Sieges war nirgends weniger am Platze als hier.

Der Eindruck der Dresdener Niederlage ward durch die Vernichtung Vandamme's mehr als aufgewogen. Noch war die Botschaft von jenem Mißlingen kaum in weitere Kreise gedrungen, als dieser betäubende Schlag alle Hoffnungen und alle Sorgen und Friedensgedanken, die sich an die Dresdener Ereignisse knüpfen mochten, mit einem Male begrub. Und dieser Triumph war nur der imposante Schluß einer Reihe von Erfolgen. Großbeeren, Katzbach, Hagelberg, Kulm — das waren die stolzen Siegesbotschaften, die sich in den bescheidenen Raum einer Woche zusammendrängten. Es war Napoleon **Alles** mißlungen: sein Unternehmen auf Berlin, wie seine Diversion nach Schlesien und selbst sein einziger Erfolg schlug rasch in die empfindlichste Niederlage um. Der moralische Eindruck solcher Ereignisse war unberechenbar und ihre materielle Bedeutung groß genug, um die Entscheidung des Krieges vorzubereiten. Denn man darf den Verlust, den diese Woche dem französischen Heere allein bei Großbeeren, Hagelberg, in Schlesien und bei Kulm gebracht, mindestens auf 70,000 Mann anschlagen, und soviel durfte Napoleon nicht mehr verlieren, wenn der weitere Gang des Kampfes Aussicht auf Erfolg haben sollte.

Die Verbündeten hatten ein Recht, über diesen Feldzug der acht Tage zu triumphiren. Ihr Kriegsplan, zwar jedem überlegenen Schlage Napoleons auszuweichen, aber die günstige Gelegenheit zur Offensive rasch zu ergreifen und immer mit der gesammten Macht gegen die Hauptstellung des Gegners zu operiren, hatte sich trefflich bewährt; an der einzigen Stelle, wo sie scheiterten, waren sie von den Grundsätzen dieses Planes abgewichen. Die großen Schwierigkeiten, auf die der Gegner seine Hoffnungen setzen mochte, die Zwietracht einer verbündeten Kriegsleitung, die bunte Mannigfaltigkeit der Heere und ihrer Feldherren, die zweideutige Lauheit eines Bernadotte, dies Alles war glücklich überwunden worden. Bernadotte's Heer ward wider des Feldherrn Willen durch Bülow zum Sieg geführt, an der Katzbach war der Geist nationaler und persönlicher Rivalität glorreich überwunden worden, selbst im großen böhmischen Heere, wo es am schwierigsten war, hatte eben jetzt in

entscheidender Stunde der gemeinsame Wetteifer Aller den schönsten Triumph erfochten. Die Geringschätzung, die Napoleon gegen das „Gesindel" der Landwehr und Freiwilligen an den Tag legte, mochte sie ehrlich gemeint oder affectirt sein, hatte durch die Tage von Großbeeren, Hagelberg, Katzbach die verdiente Züchtigung erhalten. Der Volkskrieg begann erst jetzt seine unverwüstliche Macht zu offenbaren. Es war über die Gegner des Imperators eine Zuversicht und eine Energie gekommen, wie sie vordem nur ihm eigen gewesen. Der Glaube steigt dort, wie er hier sinkt, schrieb damals ein Rheinbündischer, der sich in Napoleons nächster Umgebung befand. Zwar der Imperator selber war noch der Nämliche wie in den Tagen seiner Glorie, wenn auch die letzten Vorgänge zwischen dem Sieg von Dresden und der Katastrophe von Kulm ein Schwanken nicht verkennen ließen. Aber rings um ihn war Alles anders geworden: die Heere der Gegner, die Stimmung der Völker und die eigenen Feldherren. Seinen Marschällen war mit der Kriegeslust auch die gewohnte Sicherheit des Sieges entschwunden; „wo ich nicht bin," sagte er selber noch vor der Kulmer Niederlage, „da geht es schlecht." Er sollte jetzt eben diese bittere Erfahrung von Neuem machen.

Am frühen Morgen des Tages, wo sich Vandamme's Schicksal entschied, glaubten die Umgebungen Napoleons an seiner Haltung zu bemerken, daß er mit irgend einem Plane umging, für den er noch nicht ganz entschieden war. Er sprach über die Niederlausitz, über die Straße nach Luckau und über Berlin; er lenkte das Gespräch auf den Kronprinzen von Schweden und es schien ihn zu drängen, einen Streich gegen diesen auszuführen. Zur Verwunderung seiner Adjutanten gab er den Befehl, daß alle Truppen von Pirna umkehren und bei Dresden auf's rechte Elbufer übergehen sollten. An Murat ließ er schreiben: es seien auf der Seite gegen Berlin Streitkräfte erforderlich und er möge sich deshalb auch zum Elbübergang fertig machen. Um Mitternacht kamen dann die ersten Nachrichten von der Katastrophe Vandamme's; sie erregten allgemeine Bestürzung im Hauptquartiere zu Dresden. Napoleon selbst sah verstört aus und war in schlechtester Laune. Die Schuld des Mißlingens ward natürlich Vandamme aufgebürdet; „ich habe ihm befohlen, hieß es jetzt, sich in nichts Ernstliches einzulassen; aber er ist ein Schläger ohne Kopf." Der eigenen Ordres und des plötzlichen Aufbruchs von Pirna ward nicht mehr gedacht.*)

*) Nach Thiers XVI. 325 ließ er sich von dem Secretär Vandammes dessen Papiere einhändigen und nahm die Actenstücke heraus, welche bewiesen, daß der General ganz nach des Kaisers Befehlen gehandelt hatte! Ja noch mehr, nach derselben Quelle hatte Napoleon „die Schwäche," die Ordre, Vandamme solle auf Teplitz vorrücken, förmlich abzuleugnen und an die einzelnen Corpsführer zu schreiben: es sei ihm befohlen, auf den Höhen von Kulm Halt zu machen!

Aus seinen Gesprächen ergab sich, daß er sich viel mit Bernadotte beschäftigte; an ihm schien er sich für die Niederlagen der letzten Woche rächen zu wollen. Nur ein Sieg, dessen Preis die Besetzung von Berlin war, konnte den Eindruck von vier verlorenen Schlachten einigermaßen schwächen. Unzufrieden mit Oudinot, daß dieser sich bei Großbeeren hatte schlagen lassen, übertrug er an Ney den Oberbefehl über die drei Armeecorps (Bertrand, Reynier, Oudinot), die den ersten unglücklichen Anfall gegen Berlin versucht hatten und jetzt im Lager bei Wittenberg standen. Ihre Lücken waren durch die polnische Division Dombrowski ziemlich gedeckt und sie mochten, wie bei dem ersten Zuge, einige 70,000 Mann stark gegen Berlin aufbrechen. An Ney, der in der Nacht zum 4. September in Wittenberg eintraf, erging die Weisung: es setze sich Alles von Dresden gegen Hoyerswerda in Bewegung, wo der Kaiser am 4. sein Hauptquartier nehmen werde. Am nämlichen Tage sollte auch Ney aufbrechen, am 6. in Baruth sein; der Kaiser werde an diesem Tage ein Corps unweit Luckau haben, bestimmt sich mit dem Marschall zu vereinigen. Von Baruth seien es nur noch drei Märsche nach Berlin; der Angriff könne also am 9. oder 10. erfolgen. „Jene Kosakenschwärme, fügte er hinzu, und die ganze Masse schlechter Infanterie, die Landwehren, werden von allen Seiten nach Berlin zurückweichen, wenn Sie entschlossen drauf losgehen.“ Also ganz der gleiche Ton, in welchem ein paar Wochen vorher Oudinot gegen Berlin entsendet worden war; nur daß es sich jetzt noch weniger schickte, den Gegner zu schmähen, von dem man eben bittere Schläge gekriegt hatte.

Bernadotte hatte den Erfolg von Großbeeren ganz unbenutzt gelassen. Nur langsam und äußerst vorsichtig schob er seine Truppen etwas vor, ließ sie zum größten Theil die alten ausgebreiteten Stellungen einnehmen und höchstens Bülow eine kleine Strecke vorrücken. Seine Befehle an diesen General enthielten kein Wort von einer kräftigen Verfolgung, sie ordneten lediglich Maßregeln der Vertheidigung an.*) So beschränkte sich denn auch das ganze Vorrücken der Sieger von Großbeeren in eilf Tagen auf ebenso viele Meilen. In den ersten Tagen des September waren sie bis über Treuenbrietzen und Jüterbogk vorgerückt und bildeten zwischen Dahme, Seida, Marzahne und Rabenstein einen Halbkreis, der mit beträchtlichen Zwischenräumen sich mehr als vier Meilen weit ausdehnte. Vergebens trieb und drängte Bülow den Kronprinzen: er solle angreifen oder die Elbe überschreiten, statt die Armee

*) Das Aeußerste, wozu er ihn anwies, war: Vous enverrez vos détachemens dans toutes les directions par où l'ennemi se retire, afin de l'harceler et de nous tenir parfaitement informé de tous ses mouvemens. d. d. Teltow 26. Aug. Ein anderes Schreiben vom gleichen Datum handelt nur von der Vollendung der Verschanzungen bei Mittenwalde und Trebbin. (Aus der Correspondenz Bülows mit dem Kronprinzen.)

in dieser losen Stellung einem überlegenen Anfall preiszugeben. Es blieb dem Feinde volle Zeit, sich von der Niederlage zu erholen, zu ergänzen und den ersten fehlgeschlagenen Versuch zu erneuern; er stützte sich auf die Festung Wittenberg und konnte leicht mit größerer Stärke sich auf eines der getrennten Corps der Nordarmee werfen. Um so eifriger drängte Bülow auf einen Angriff.

„Seit zwölf Tagen, schrieb er am 4. Sept. an Bernadotte,*) hat der Feind sich nur zurückgezogen und selbst vortheilhafte Stellungen preisgegeben alle Nachrichten stimmen überein, daß er schwächer an Zahl, schlecht versorgt und, wie immer nach einem verlorenen Treffen, entmuthigt ist. Uns selbst wird es täglich schwerer, uns zu versorgen; das sächsische Gebiet, auf dem wir stehen, ist vollständig ausgesogen und ein längerer Aufenthalt des Feindes, uns gegenüber, entzieht uns das Wenige der noch übrigen Hülfsmittel Der Soldat selbst wird dadurch demoralisirt. Napoleon aber kann sich jeden Augenblick nach Wittenberg zurück begeben und die Initiative von Bewegungen ergreifen, denen wir dann folgen müßten. Gewinnt er die Zeit, alle seine Kräfte bei der Festung oder an der Elbe zu concentriren, ohne daß wir durch irgend eine allgemeinere Action ihn geschwächt haben, so bleibt ihm genug um uns festzuhalten und noch die große Armee bei Dresden zu unterstützen Unsere Truppen brennen vor Begierde sich zu schlagen und der Augenblick ist um so geeigneter, als der Feind von allen Seiten cernirt ist. Darum ist es meine Ueberzeugung und die meiner sämmtlichen Officiere, daß der Moment zu einem combinirten und allgemeinen Angriff sehr günstig, um nicht zu sagen nothwendig ist.“**)

In dem Augenblick, wo Bülow vergebens zum Angriff mahnte, begann seine Warnung sich bereits zu erfüllen; noch am 4. wurden Tauenziens Vortruppen mit Macht zurückgedrängt, in der Nacht setzte Ney seine ganze Macht in Marsch. Das Corps Oudinots stieß am Morgen des 5. Sept. zuerst mit dem linken Flügel des Feindes zusammen; es war General Dobschütz, von Tauenziens Corps, der mit sechs Bataillonen märkischer und schlesischer Landwehr, zehn Schwadronen, einem Dutzend Geschützen und einigen tausend Kosaken bei Zahna stand. Von der großen Uebermacht, namentlich an Geschütz bedrängt, sah der General sich trotz der trefflichen Haltung seiner Landwehr zum Rückzug genöthigt, um sich mit der Masse von Tauenziens Corps z[u]

*) In der angeführten Correspondenz.

**) In dem Berichte, den Bülow nach der Schlacht an den König einsandte, heißt es darüber: „Ich hatte früherhin schon des Kronprinzen von Schweden K. H. den Vorschlag gemacht, entweder die Position bei Thiesen durch einen Generalangriff zu forciren oder mit dem größten Theil der Armee über die Elbe zu gehen. Beides wurde nicht angenommen und wir behielten eine unsichere, weite Stellung um das verschanzte Lager bei Thiesen.“

vereinigen. Auch jetzt waren die Franzosen noch in entschiedenem Uebergewicht und es konnte die Absicht des preußischen Generals nur sein, in dem von Büschen und Anhöhen unterbrochenen Terrain das Gefecht bis zum Einbruch des Abends hinzuziehen und seine Schwäche zu verbergen. Die zähe Gegenwehr schien denn auch dem Feinde zu imponiren und er drängte nicht mit besonderem Nachdruck auf die Preußen los. Die Landwehren gaben durch die Standhaftigkeit, womit sie das Feuer des überlegenen Geschützes aushielten, die beste Antwort auf Napoleons Schmähreden. Selbst ihre Verwundeten, welche auf dem Schlachtfelde liegen geblieben waren, ließen sich ihre Gewehre nur mit Gewalt entreißen und weissagten drohend die Niederlage des folgenden Tages.*) In fortwährendem Gefecht, oftmals von Neuem Front machend, zwar mit beträchtlichem Verlust an Leuten, aber doch unbesiegt, wich das Corps gegen Jüterbogk zurück und nahm hier am Abend seine Aufstellung.

Jetzt war Bülow entschlossen, keinen Augenblick zu säumen; sobald er den Plan des feindlichen Angriffs erkannt, machte er sich bereit, aus seinem Lager bei Marzahne aufzubrechen und die Franzosen in Flanke und Rücken zu fassen. Rasch sammelte er sein Corps und ließ dem Kronprinzen seinen Entschluß melden: noch in der Nacht auf den Feind loszumarschiren, um ihn am andern Morgen anzugreifen. Der Kronprinz commandirte zwar diesmal nicht, wie bei Großbeeren, direct zum Rückzuge, sondern gab die Erlaubniß zum Angriff, behielt aber doch die Brigade Borstell zurück und gab eine Disposition, die zum Theil von den Ereignissen schon überholt war. So brach denn Bülow, wieder sich selbst überlassen, noch am Abend mit den drei Brigaden Hessen-Homburg, Thümen, Krafft auf und lagerte sich in der Nacht bei Kurz-Lipsdorf, nur wenige tausend Schritte vom Feinde entfernt. Größte Stille und Wachsamkeit war anbefohlen, kein Feuer durfte angezündet werden, um dem Gegner die Nähe zu verbergen. An Bernadotte hatte Bülow das dringende Verlangen gestellt, auch Borstells Brigade heranziehen zu dürfen, und an Borstell erging die Aufforderung, schleunigst dem übrigen Corps zu folgen.

Es war ein Glück, daß der Feind zu sorglos war, um diese Verlegenheiten zu nützen. Am frühen Morgen des 6. Sept. waren die französischen Corps aufgebrochen: Bertrand voran von Zalmsdorf in der Richtung auf Gölsdorf und Dennewitz, um Jüterbogk rechts zu umgehen und sich auf Dahme zu wenden; Reynier und Oudinot auf seiner Seite und hinter ihm, der letztere über Oehna gegen Rohrbeck und Jüterbogk gewendet. Ney selbst befand sich bei Bertrands Corps; er wollte sich zuerst auf Tauenzien werfen und dachte ihn mit leichter Mühe hinter Jüterbogk zurückzudrängen. Dann war die Nordarmee durchbrochen und die Verbindung nach Dahme und

*) S. Wagner S. 63. 64. Friccius I. 334.

Luckau hin hergestellt, wo der Kaiser mit Verstärkungen erwartet ward. Ob Napoleon freilich seine Zusage halten konnte, war nach den Berichten, die Macdonald aus Schlesien schickte, sehr zweifelhaft. Ohne Kenntniß von der preußischen Stellung und mit einem gewissen vornehmen Leichtsinn ging Marschall Ney an die Ausführung. Von Bülows Nähe hatte er keine Ahnung; er soll sogar, als er beinahe an ihm vorbeizog, dessen Vorposten für Truppen Reyniers angesehen haben; Recognoscirungen und andere Maßregeln der Sicherheit waren unterlassen worden.

Bülow war indessen am Morgen von Lipsdorf nach Eckmannsdorf vorgerückt und stand dort auf der linken Flanke der Franzosen in einer guten Stellung und auf den Angriff völlig gerüstet; die feindliche Colonne, die er herankommen sah, ließ ihn aber links stehen und zog ruhig auf der Straße nach Dennewitz und Jüterbogk weiter. An Tauenzien hatte Bülow die Weisung gegeben, sich an ihn heranzuziehen, an Borstell war noch einmal der Befehl ergangen, ungesäumt auf's Schlachtfeld zu kommen. Die Verbindung mit Tauenzien zu erleichtern, war eine Reiterabtheilung gegen Jüterbogk hin entsendet worden; ehe freilich die Vereinigung erfolgt war, konnte die Uebermacht der Franzosen einen entscheidenden Stoß auf Tauenzien geführt haben; drum wollte Bülow den Feind vorüberziehen lassen, um ihm in Flanke und Rücken zu fallen, bevor er seine ganze Macht gegen Tauenzien entwickeln konnte. Der erste Kanonenschuß von Jüterbogk her sollte für ihn das Signal zum Aufbruch sein.

Das Schlachtfeld senkt sich in sanfter Abdachung wellenförmig aus der Gegend von Treuenbrietzen herab; der Boden selbst ist sandig und hie und da mit Nadelholz bewachsen. Gleich hinter Jüterbogk, das im Thalgrunde liegt, erheben sich Sandhügel, deren nächster durch eine Anzahl Windmühlen ausgezeichnet ist. Von hier, wo Tauenzien seine Aufstellung genommen, läßt sich schon ein Theil des Schlachtfeldes übersehen. Ueber wellenförmiges Land, das einzelne Vertiefungen und feuchte Stellen aufweist, zieht sich rechts die Straße nach dem eine Stunde entfernten Dennewitz; fast auf halbem Wege zeigt sich in kleiner Entfernung, durch Bäume und Buschwerk verdeckt, das Dörfchen Rohrbeck, das uns im Verlauf der Schlacht noch begegnen wird. Dennewitz selbst, durch welches die Straße von Wittenberg auf Jüterbogk führt, liegt in einer Vertiefung, an einem sumpfigen Bache, der Aa; derselbe, für Truppen nicht gut zu überschreiten, war damals bei Dennewitz, bei Rohrbeck und noch an einer dritten Stelle weiter unten überbrückt. Gleich hinter der Niederung, in welcher das Dorf liegt, steigen wieder Anhöhen auf; sie gewähren über einen entscheidenden Theil des Schlachtfeldes, über Niedergörsdorf, das Fichtenwäldchen, den Windmühlenberg und Gölsdorf eine ausgedehnte Rundsicht.

Tauenzien war eben im Begriff, dem Befehle Bülows zu folgen und sich mit dessen Corps zu vereinigen, als von allen Seiten der Anmarsch des

Feindes gemeldet ward. Schon zeigte sich auch, kaum eine Stunde weit entfernt, auf der Höhe bei Dennewitz die Spitze von Bertrands Corps. Es war also keine Zeit mehr, ungestört zu Bülow abzumarschiren; man mußte eine Aufstellung zum Kampfe nehmen. Tauenzien eilte, auf der Anhöhe bei Jüterbogk in Schlachtordnung den Feind zu erwarten; er hatte nur etwa 10,000 Mann gegen einen beinahe doppelt so starken Feind, aber er rechnete mit Zuversicht auf Bülows Hülfe.*)

Es war gegen neun Uhr, als das preußische Corps zum Angriff vorrückte; der Feind war in zwei Treffen aufgestellt; im ersten stand eine italienische Division und eine Brigade von der württembergischen Division Franquemont. Unter heftigem Kanonenfeuer näherten sich einander beide Schlachtlinien; die Preußen durchschritten den Grund, der sie von den Gegnern trennte; bald war das Feuer auf der ganzen Linie entbrannt. Im ersten Andrang wich das Vordertreffen der Franzosen; rasch verstärkt ging es zu neuem energischen Angriff auf die viel schwächere preußische Linie vor. „Ueberall, sagt Tauenziens Bericht, waren die Punkte, von welchen aus mit Vortheil auf den Feind gewirkt werden konnte, gut benutzt und die kleinen Gebüsche von unsern Tirailleurs so stark besetzt, daß der Feind nirgends einen glücklichen Erfolg fand.“ Allmälig wuchs aber die Ueberlegenheit des Feindes, namentlich an Geschützen; die preußische Artillerie war zu schwach, ihr gegenüber Stand zu halten; die stark gelichteten Reihen fingen an zu wanken. Tauenzien zog das zweite Treffen in die vordere Linie und hielt mit ihm den mächtigen Stoß noch geraume Zeit aus, allein die Streitkräfte waren doch zu gering, auf die Dauer die Stellung zu halten. Sie zogen sich über den Grund zurück nach den Höhen, wo sie am Morgen die erste Aufstellung genommen. Vom Feinde gedrängt, von Staub und Pulverdampf eingehüllt, geriethen sie einen Augenblick in Verwirrung; auf der Höhe jenseits des Grundes ward die Ordnung wiederhergestellt.

Vier Stunden lang hatte der erbitterte Kampf gedauert, als sich zur Seite eine Kanonade hören ließ, die Bülows Ankunft verkündete. Die Franzosen waren sichtbar betroffen, die Preußen faßten frischen Muth. Tauenzien entschloß sich jetzt, seine Reiterei vorzuführen. Major von Barnekow ritt mit der pommerschen Landwehrcavallerie auf die Feinde ein und nahm, von drei märkischen Landwehrbataillonen unterstützt, eine ansehnliche Masse derselben gefangen; ihm selbst und seinem Adjutanten kostete freilich der Angriff das Leben. Dann gingen die brandenburgischen Dragoner und zwei neumärkische Reiterregimenter gegen den Feind vor, sprengten durch dessen erste Linie hindurch, warfen sich auf die zweite, verdrängten ein Chasseurregiment und

*) In dem handschr. Berichte Tauenziens gibt er seine Macht auf 12,000 Mann an; davon waren, während er in Schlachtordnung rückte, vier Bataillone mit etwas Reiterei und Geschütz bei Jüterbogk zurückgelassen worden.

nahmen ihren Rückweg um den rechten Flügel des Feindes. Polnische Uhlanen suchten sie zu fassen, wurden aber nach verzweifelter Gegenwehr theils gefangen, theils zersprengt.

Der kraftvolle Reiterangriff hatte die Situation der Preußen glücklich verändert. Ihre Linie war wieder geordnet, sie hatten den Feind von Dennewitz weg gegen Rohrbeck hin abgedrängt und damit ihre Verbindung mit Bülow gesichert. Von dorther kam das Feuer immer näher, schon hörte man es bei dem nahegelegenen Niedergörsdorf und an der Haltung der Franzosen war zu bemerken, daß sie anfingen, um ihre Flanke besorgt zu werden. Tauenzien hielt den Moment für gekommen, wieder zum Angriff vorzugehen. Die Feinde schienen aber nicht geneigt, ihn abzuwarten. Unter dem Schutze ihres Kanonenfeuers wichen sie gegen Rohrbeck zurück, wohin die preußische Reiterei sie verfolgte.

Das Tauenziensche Corps, meist aus den von Napoleon geschmähten Landwehren bestehend, hatte also gegen eine viel stärkere Masse, die Ney, „der Brave der Braven," anführte, erst vier Stunden lang das Feld behauptet, dann sich in kühnem Angriff auf den erschütterten Feind geworfen und ihn zum Rückzug genöthigt. Dieser letzte Erfolg war freilich nicht allein der stürmischen Tapferkeit der Kämpfer bei Dennewitz zuzuschreiben; er hing mit den Vorgängen zusammen, die sich um dieselbe Zeit auf der linken Flanke und im Rücken der Franzosen zugetragen hatten.

Bülow war am Morgen von Eckmannsdorf aufgebrochen, um über Kaltenborn und Niedergörsdorf sich Tauenziens Stellung zu nähern; die Brigade Thümen bildete die Spitze, Krafft die Mitte, Hessen-Homburg die Reserve; an Borstell war wiederholt gesendet, daß er noch rechtzeitig komme. Auf den Seiten ward der Marsch durch die Reiterei gedeckt. Im Augenblick des Aufbruches kam, recht zur guten Stunde, der denkwürdige Armeebefehl Blüchers, der den Sieg an der Katzbach verkündete; seine Verlesung erregte lauten Jubel und weckte den edelsten Wetteifer, ein Gleiches zu thun. Vom Kirchthurm des Dorfes Kaltenborn hatte Bülow das feindliche Heer beobachtet und sich überzeugt, welche Wucht des Angriffs drohte. Er eilte vorwärts und war entschlossen, den Vortheil preiszugeben, den ihm ein geräuschloses und unvermerktes Heranrücken gewähren konnte. Es galt hier, durch die Aussicht auf rasche Hülfe die bedrohte Stellung Tauenziens zu unterstützen. So rückte er gegen Görsdorf und ließ, sobald er dem Feinde nahe kam, seine Geschütze ertönen. Wir wissen, wie erfrischend dieser Kanonendonner auf den Gang des Kampfes bei Dennewitz gewirkt hat. Dann nahm er seine Aufstellung auf beiden Seiten der Aa, um zugleich die Verbindung mit Tauenzien festzuhalten und einem möglichen Andrang des Feindes in Flanke und Rücken wirksam zu begegnen.

Marschall Ney konnte sich nun nicht mehr darüber täuschen, daß frische preußische Kräfte sich seinem linken Flügel näherten. Er selber war durch

Tauenzien hinlänglich festgehalten; aber von Reyniers Corps erreichten eben die ersten Abtheilungen das nahe Rohrbeck; Oudinot und ein Theil der Reiterei waren noch zurück. Reyniers Corps fiel daher die Aufgabe zu, Bülow aufzuhalten; es waren alte Bekannte von Großbeeren her, die sich hier begegneten. Die Division Durutte eilte zuerst durch Dennewitz auf Niedergörsdorf los und stellte sich auf der Höhe zwischen dem Dorfe und einem Fichtenbusche auf, wo jetzt das Denkmal der Schlacht errichtet ist. Sie stand also zwischen Bülow und Tauenzien. Die beiden andern Divisionen, Sahr und Lecoq, sollten sich weiter südlich gegen Gölsdorf wenden, um so auf dem rechten Ufer der Aa den andringenden Feind aufzuhalten.

Als die Division Durutte sich auf der Höhe von Niedergörsdorf aufgestellt, waren auch die Preußen schon im Anmarsch; voran die Brigade Thümen. In raschem Andrang wollten sie, während zwei Bataillone nach dem Dorfe hinzogen, mit dem Reste die Höhen erstürmen. Es waren nur sieben Infanteriebataillone, vom fünften Reserve-, vom ostpreußischen und vom Elbregiment, mit zwei Jägercompagnien und wenig Geschütz. Wie die vier Bataillone des ersten Treffens vorgingen (ihre eigene Artillerie war noch nicht in Thätigkeit), empfing sie von den Höhen ein mörderisches Feuer, ganze Züge wurden niedergeworfen, mehrere Führer verwundet und getödtet und die erschütterten Reihen der ersten Vordringenden drohten auch die weiter rückwärts Stürmenden unaufhaltsam mit sich fortzureißen. Schon drängte der Feind energisch nach und die Niederlage schien kaum abzuwenden. Dem zweiten Bataillon des fünften Reserveregiments unter Major von Puttlitz gebührte das Verdienst, durch kaltblütigen Widerstand den heftigsten Stoß der Verfolgung zu brechen und durch Feuer und Bajonnet die Feinde so lange aufzuhalten, bis Verstärkung kam. Bülow ließ von Hessen-Homburgs Brigade das vierte Reserveregiment unter Major von Uttenhoven herankommen und holte selbst die schwere russische Batterie Dietrichs herbei, die seit Anfang des Feldzuges dem Bülowschen Corps zugetheilt war. Die Batterie fuhr auf der linken Flanke des Feindes auf und begann dort, kaum dreihundert Schritte entfernt, ihr furchtbares Feuer. Ein dichter Kartätschenhagel lichtete die Reihen der Franzosen, deren leichteres Geschütz bald zum großen Theil durch die russische Batterie zerschmettert war. Der Moment schien gekommen, ihre weichenden Colonnen vollends zu überwältigen. Von Neuem führte Thümen seine wieder geordnete Infanterie in's Gefecht, aber der Widerstand war heftiger, als man erwartet. Die Franzosen hatten sich an einem rückwärts liegenden Gehölz wieder gestellt und empfingen die ersten andringenden Bataillone mit einem mörderischen Feuer. Es schien nothwendig, außer dem vierten Reserveregiment auch den letzten Rückhalt, drei ostpreußische Landwehrbataillone, in's Gefecht zu führen. Voll Ungeduld, es den Kameraden an der Katzbach gleich zu thun, gingen die tapferen Landwehren vor. Mit heiterem Scherz und Hurrahruf begrüßten sie die Kanonenkugeln,

die an ihrer Seite einschlugen. Als sie ankamen, war eben der Kampf in aller Heftigkeit entbrannt; in einen dichten Knäuel zusammengedrängt, schlugen sich die Preußen gegen den verzweifelt kämpfenden Feind. Es war etwa drei Uhr Mittags, also um die Zeit, wo das Treffen Tauenziens mit Bertrand schon geendet hatte; man sah einzelne Colonnen Bertrands von Rohrbeck und Dennewitz herankommen und das Feuer der Division Durutte verstärken. Wieder war Puttlitz mit seinem Bataillon im hitzigsten Gewühl und spannte alle Kraft an, den von Neuem vordringenden Gegner aufzuhalten. Die ostpreußische Landwehr kam daher zur gelegenen Stunde; das Bataillon Friccius drängte sich dicht an Puttlitz heran und brachte das Gefecht wieder zum Stehen. Bei Dennewitz und auf dem nahen Windmühlenberge entspann sich dann der letzte Act des hartnäckigen und blutigen Kampfes. Den ostpreußischen Landwehren und dem Bataillon, das Puttlitz führte, schloß sich das vierte ostpreußische Regiment unter Major von Clausewitz und die russische Batterie mit Nachdruck an; ein verheerendes Feuer in kürzester Entfernung riß ganze Reihen nieder, zuletzt focht man Mann an Mann mit Gewehr und Kolben. Eine Stunde etwa dauerte das furchtbare Ringen, dann wichen die französischen Reihen, Dennewitz ward genommen, der weichende Feind, als er sich hinter dem Dorfe neu zu stellen suchte, aus einander gesprengt. Der Sieg war hier vollständig; der Rest des Gefechtes galt nur noch darum, den Rückzug über die Aa so gut es ging zu decken. Hinter Dennewitz trafen die siegreich Vordringenden schon mit Tauenziens Truppen zusammen und begrüßten einander mit lautem Zuruf.

Indessen hier der Sieg erkämpft war, wurde an einer andern Stelle noch blutig und unentschieden gefochten, ja es drohte eine Zeit lang der ganze Erfolg mit einer Niederlage zu enden. Es ist das Eigenthümliche dieser denkwürdigen Schlacht, daß sie gleichsam auf drei verschiedenen Schlachtfeldern ausgefochten ward; zwischen Jüterbogk und Dennewitz schlug sich Bertrand mit Tauenzien, zwischen Dennewitz und Niedergörsdorf überwand ein Theil von Bülows Corps die Division Durutte, indessen weiter südlich beim Dorfe Gölsdorf ein dritter nicht minder heftiger Kampf entbrannt war. Dorthin hatten sich die übrigen Kräfte von Reyniers Corps, die beiden sächsischen Divisionen Lecoq und Sahr nebst einer Reiterdivision gezogen, das Dorf besetzt und auf dem nahen Windmühlenberge eine starke Batterie aufgerichtet. Von Bülow's Corps waren dagegen die Brigaden Krafft und Hessen-Homburg, letztere freilich durch Entsendungen zu Thümen geschwächt, nebst Oppens Reservecavallerie im Anmarsch. Erst suchte Krafft das Dorf zu erstürmen; alle Tapferkeit des Angriffs scheiterte aber an der furchtbaren Gewalt des Feuers, womit die Truppen im Dorfe und die Batterie auf den Höhen die Stürmenden empfingen. Dann ward auch die andere Brigade, Hessen-Homburg, zur Unterstützung herangezogen und ein neuer Sturm versucht. Oberstlieutenant Sjöholm führte sein drittes ostpreu-

ßisches Infanterieregiment tapfer zum Angriff vor, die Füsiliere unter Major von Gleißenberg drangen auch einen Augenblick in's Dorf ein, aber der Feind, von Neuem verstärkt, zwang sie nach tapferem Widerstand zum Weichen. Dreimal ward so auf das Dorf eingestürmt, dreimal drangen die Preußen ein und mußten es nach mörderischem Handgemenge wieder räumen; zugleich wüthete Gewehr- und Geschützfeuer mit ununterbrochener Heftigkeit und hüllte das ganze Schlachtfeld in eine undurchdringliche Wolke von Staub und Pulverdampf ein. Dies führte ein Misverständniß herbei, das hätte verderblich werden können. Sjöholms Bataillone waren eben im Begriff, verstärkt einen neuen Sturm auf das schon brennende Dorf und die nahe Anhöhe zu unternehmen, als eine schwedische reitende Batterie, von den Mörnerschen Husaren gedeckt, zur Rechten heraufuhr und frischweg zu feuern begann — auf die preußischen Bataillone! Der Adjutant von Kaweczinski sprengte beim fünften Schuß unerschrocken gegen sie vor, klärte den Irrthum auf und gab den Kanonen die rechte Richtung. Von ihnen und von einigen noch hinzukommenden russischen Geschützen unterstützt, erneuerten die Preußen, sechs Bataillone stark, den Sturm auf Gölsdorf, drangen mit unwiderstehlichem Ungestüm ein und blieben diesmal, nach einem furchtbaren Handgemenge, darin Meister. Zugleich ward auf die nahen Höhen glücklich vorgedrungen, die Batterie auf dem Windmühlenberge, deren Munition verbraucht war, fuhr eilig ab und überließ den Preußen die wichtige Stelle. Noch einmal sammelten sich zwar die weichenden Colonnen des feindlichen Fußvolkes, gingen zum frischen Angriff vor und die Reiterei machte eine Attake, aber die Preußen behaupteten ihre in heißem Kampf errungenen Vortheile. Die ganze Stellung von Gölsdorf war den sächsischen Divisionen entrissen.

Aber die preußischen Streitkräfte waren auch sämmtlich im Feuer gewesen, frische Truppen und Reserven keine mehr übrig. Das ganze Schicksal des Tages konnte sich wenden, wenn der Feind jetzt neue Verstärkungen auf's Schlachtfeld brachte. Es war darum ein Augenblick ernstester Sorge, als jetzt das noch frische Armeecorps Oudinots und eine Reiterdivision von Oehna her dem Kampfplatz zuzog und dessen erste Bataillone hinter den von Gölsdorf her weichenden Sachsen anfingen aufzumarschiren. Wenn sie alle herankamen, dann standen einige vierzig Bataillone gegen fünfzehn. Es dauerte nicht lange, so gingen die Sachsen, von Oudinots ersten Bataillonen unterstützt, mit zahlreichem Geschütz wieder zum Angriff gegen Gölsdorf vor. Es entspann sich von Neuem ein wilder Kampf, man focht in den Häusern, Gärten, in der Kirche und unter auflodernden Flammen; ein ostpreußisches Bataillon unter Friedrich von Bülow, dem noch lebenden Neffen des Generals, that sich besonders hervor, aber alle ausdauernde Tapferkeit war nicht im Stande, die Uebermacht des Feindes abzuwehren. Das Dorf mußte geräumt werden, kaum gelang es noch Gleißenbergs Füsilieren, durch einen

Graben gedeckt, den nachdringenden Feind aufzuhalten; Boyen selbst führte die Bataillone stets von Neuem ins Feuer, allein es war vorauszusehen, daß dem immer mächtigeren Andrange des Feindes die zusammengeschmolzene Kraft der Preußen bald werde erliegen müssen.

Nur Borstells Hülfe, nach der Bülow wiederholt geschickt, konnte jetzt Luft machen. Ihm hatte freilich Bernadotte befohlen, sich nach Eckmannsdorf zu wenden, wo er selbst mit den Schweden und Russen eine beobachtende Stellung einnahm; und an Bülow war auf seine dringende Bitte um Verstärkung der bezeichnende Bescheid gelangt: die Schlacht sei gewonnen, denn der Kronprinz werde mit 48 Bataillonen herankommen und Bülow habe sich deshalb nur in die zweite Linie zurückzuziehen. Der preußische General, tief empört über die unwürdige Zumuthung, die ihm und seinem tapfern Heere den Lorbeer des Tages arglistig entwinden wollte, nahm von dem Befehl keine Notiz, sondern entschloß sich auszuhalten bis auf's Aeußerste. Aber Borstell mußte kommen, wenn dieser heroische Widerstand von Erfolg gekrönt werden sollte. Eben jetzt, als der Andrang bei Gölsdorf am heftigsten war, zwischen drei und vier Uhr, zog der Ersehnte heran. Noch zuletzt hatte Bülow den Major von Reiche und Burgsdorf an ihn gesandt; „nur keine Vorwürfe, rief der General dem Letzteren entgegen, ich komme." Er hatte Bernadotte's Befehl den Gehorsam versagt und wollte lieber Theilnehmer am Kampfe, als Zuschauer sein. Anders Bernadotte; seine 48 Bataillone, mit denen er geprahlt, hielten ruhig bei Eckmannsdorf, und was er auf's Schlachtfeld schickte, beschränkte sich auf die früher erwähnten schwedischen und russischen Reiter und Geschütze.

Borstell kam eben in der rechten Stunde, um den erschütterten Reihen der Preußen die Kraft zu einem neuen Angriff zu geben. Abermals ward jetzt auf Gölsdorf gestürmt und nach heftigem Kampf der Feind hinausgedrängt, aber die Franzosen griffen mit verstärkten Kräften das Dorf noch einmal an und es gelang ihnen, sich wieder darin festzusetzen. So wogte der Kampf unentschieden hin und her und es war nicht zu sagen, wohin sich der Sieg schließlich neigen würde. Die Franzosen waren noch immer in ansehnlicher Ueberlegenheit, aber die Preußen fochten mit dem ganzen Feuer der Vaterlandsliebe und des Hasses; es fragte sich nur, ob sie der so mächtigen Wucht des Gegners auf die Dauer widerstehen konnten.

Da kam von anderer Seite Erleichterung. Es war um die Zeit, wo die Brigade Thümen Dennewitz erstürmt und sich mit Tauenzien vereinigt hatte; schon war der Uebergang über die Aa gefährdet und kaum vermochten die Franzosen noch, trotz aller verzweifelten Anstrengung, die Brücke bei Rohrbeck, über die ihr Rückzug ging, zu behaupten. Ney, der sich den Tag über bei Bertrands Corps aufgehalten und den Ueberblick über das Ganze des großen Kampfes offenbar verloren hatte, hielt diese Gefahr für so dringend, daß er beschloß, Oudinots Corps heranzuziehen. Er schien nicht ein-

zusehen, daß er dasselbe mit diesem Befehl einem Kampfe entzog, in welchem es vielleicht eben eine glückliche Entscheidung herbeiführen konnte, und es auf ein Terrain versetzte, wo es wahrscheinlich zu spät kam, um die Niederlage abzuwehren. Vergebens suchte Reynier, dessen zwei schwer bedrängte Divisionen dann sicher unterlagen, die Zurücknahme der bedenklichen Anordnung zu bewirken; Oudinot mußte die wichtige Stellung bei Gölsdorf aufgeben und mit Ausnahme weniger Bataillone eiligst nach Rohrbeck aufbrechen. Damit war das Schicksal des Tages entschieden. Die Preußen erneuerten jetzt ihren Angriff auf Gölsdorf; die vereinigte Artillerie eröffnete ein nachdrückliches Feuer. Vorstell, durch einen Theil von Kraffts Brigade unterstützt, führte seine Leute im Sturmschritt vor; auf dem rechten Flügel warf sich Oppen mit der Reiterei auf den Feind. Nun kam auch Oberst Cardell mit schwedischen Geschützen; zwei russische Batterien, russische Husaren und Jäger schlossen sich an. Die Sachsen vertheidigten sich mit größerer Tapferkeit, aber die Gewalt dieses Angriffs brach ihren Widerstand. Zum letzten Male aus Gölsdorf hinausgedrängt, wichen sie auf allen Seiten zurück; bei Oehna versuchten sie noch einmal sich zu stellen, wurden aber von der preußischen Reiterei über den Haufen geworfen, zahlreiche Gefangene und Geschütz ihnen abgenommen.

Auch bei Rohrbeck hatte sich indessen das Schicksal der Franzosen erfüllt. Vereinigt drangen Thümen und Tauenzien nach der Aa vor und warfen die Reste von Bertrands Corps und von der Division Durutte in wilde, regellose Flucht. Als Oudinot ankam, war nichts mehr zu retten; er wurde nur selbst mit fortgerissen von dem jetzt unaufhaltsamen Rückzuge. So war, als die Sonne sich neigte, der Sieg vollständig. Die neunstündige Schlacht hatte den Feind aus allen seinen Stellungen verdrängt; so weit das Auge reichte, eilte er in ungeordneter Hast und zum großen Theil in aufgelösten, wirren Haufen rückwärts, um den verfolgenden Reitern zu entrinnen. Was an Gefangenen, Geschütz und Fuhrwerk den Siegern in die Hände fiel, gab ein beredtes Zeugniß dafür, wie die Flucht war. Nur der Schutz der Nacht und die Ermüdung der Sieger hat die Armee vor völliger Auflösung gerettet. Hätte Bernadotte auch nur am Abend seine frischen schwedischen und russischen Reiter ihnen nachgesandt, so konnte dies eine Verfolgung werden, wie zwei Jahre später nach Waterloo. Aber er blieb sich consequent; in majestätischer Langsamkeit bewegte er sich am Abend vorwärts, um auf dem Schlachtfelde zu lagern, das ihm die Tapferkeit Anderer erstritten hatte. Den Glanz des Sieges vermochte das freilich nicht zu trüben. Neun Stunden lang hatte sich das preußische Heer, nur von einigen Batterien, zwei Reiterregimentern und zwei Jägerbataillonen der Schweden und Russen unterstützt, im Ganzen wohl kaum über 50,000 Mann stark, gegen mehr als 70,000 Feinde tapfer und glücklich geschlagen*). Tauenziens heroische Ausdauer am Morgen,

*) Bernhardi nimmt an, es seien 46000 Preußen gegen 65000 Feinde gewesen,

Bülows kühner Entschluß, zu Hülfe zu kommen, seine Standhaftigkeit und seine Umsicht, Borstells rechtzeitige Hülfe, gegen den Oberbefehlshaber eigenmächtig durchgesetzt, theilten sich mit dem Heldenmuth der Truppen in die Ehre dieses unvergeßlichen Tages. Wohl hatte der Sieg gegen 9000 Mann gekostet, aber die Früchte und Trophäen waren solcher Opfer würdig. Man zählte gegen 15,000 Gefangene, achtzig Kanonen und Hunderte von Wagen, die erbeutet waren. Abermals hatte also Napoleon ein Armeecorps verloren in dem Kampfe eines Tages, den fast nur deutsche Waffen ausgefochten hatten. Was dem Tode und der Gefangenschaft entrann, war durch die Niederlage demoralisirt. Selbst ein so energischer Soldat wie Ney mußte es erleben, daß ihm der Gehorsam versagt ward. „Ich bin, schrieb er aufrichtig an den Kaiser, total geschlagen und noch weiß ich nicht, ob sich meine Armee wieder gesammelt hat." Und am 10. Sept. klagte er: „die moralische Stimmung der Generale und Officiere ist im hohen Grade erschüttert; unter solchen Umständen befehlen, heißt nur halb befehlen und ich möchte lieber gemeiner Grenadier sein."

Ueber den Heldenmuth, womit die Preußen sich schlugen, herrscht unter Freund und Feind nur Eine Stimme; es ist eine Menge von einzelnen Episoden aufbewahrt, die das in rührenden und erhebenden Zügen bewähren.*) Ueberall gab sich ein stolzer Wetteifer kund, das Schwerste zu thun; wie ein feindlicher Zeuge, der am Kampfe bei Gölsdorf Theil nahm, von den anstürmenden Preußen sagt: ihre hinteren Reihen drängten sich um die Ehre, an der Stelle der Gefallenen in die vorderen Reihen zu treten. Auf französischer Seite haben die Polen und Rheinbündler, und unter diesen die Sachsen sich am tapfersten geschlagen, die Franzosen standen dagegen zurück, am schlechtesten hielten sich ihre Cavallerie und die Italiener. Gleichwohl hatte Ney die Stirne, getreu der schon bei Großbeeren geübten Taktik, in seinem Berichte über die Schlacht die Hauptschuld des Mißlingens auf die Sachsen zu werfen.**) Dies trug später seine bitteren Früchte.

---

was etwa das gleiche Verhältniß ergibt. Die Franzosen selbst sind, wie bekannt, nach ihrer eigenen Ansicht niemals besiegt worden, außer durch Verrath oder eine ungeheure Uebermacht. So arrangirt denn z. B. auch Thiers die Zahlen so, daß 50000 Franzosen gegen 80000 Feinde kämpfen!

*) S. Varnhagen a. a. O. 246 f. Vgl. über die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz. Von einem Augenzeugen S. 48. ff.

**) Vgl. die Berichte aus dem französischen Lager im Militärwochenblatt 1821. S. 1905 ff. 1978. Ueber den Ney'schen Bericht s. Friccius I. 378—380. Reynier nahm sich der Sachsen an. Die späteren französischen Bücher von Fain und Vaudoncourt an bis auf Thiers, der Sachsen und Baiern „à toutes jambes" fliehen läßt, haben natürlich die Lüge wieder aufgewärmt. Der Baier Mändler in seinen Erinnerungen S. 123 schildert die Verwirrung in starken Zügen; nicht nur französische Trainsoldaten suchten in dem bairischen Quarré Schutz, „auch zersprengte

Schon fing sich an in allen rheinbündischen Truppen ein Gefühl der widernatürlichen Stellung zu regen, in der sie sich befanden; manche Züge legten davon Zeugniß ab. Es war ein erschütternder Moment, als am Abend eine Abtheilung württembergischer Infanterie vor den Füsilieren des vierten Reserveregiments die Waffen streckte und von den Siegern und Besiegten einzelne Officiere sich als frühere Waffenkameraden erkannten. Laut sprach sich jetzt der Vorwurf aus, daß Deutsche gegen Deutsche kämpfen müßten. Solchen Stimmungen gegenüber war es doppelt gefährlich, überall den deutschen Verbündeten die Schuld der eigenen Fehler aufzubürden, oder gar, wie Ney gegen den württembergischen General Franquemont geäußert haben soll, unumwunden einzugestehen: „Es liegt in unserem Interesse, daß ihr Alle umkommt, damit ihr nicht am Ende gegen uns fechtet."

Erschien die denkwürdige Schlacht gleichsam wie ein vergrößertes und glänzenderes Abbild des Tages von Großbeeren, so blieb auch die Haltung des Oberfeldherrn völlig der schlechten Taktik gleich, die er damals beobachtete. In unwahren Berichten ward der ganze Zusammenhang der Ereignisse planmäßig gefälscht, Bernadotte als der Sieger hingestellt, das preußische Verdienst in den Hintergrund geschoben, die russisch-schwedische Mitwirkung als entscheidend geschildert, Bülow mit sehr kühler Anerkennung abgefertigt und neben ihm, wie zum Spott, Männer mit Lob ausgezeichnet, die nicht einmal auf dem Schlachtfelde anwesend waren.*) Wie bei Großbeeren erntete zunächst

---

französische Infanteristen, ohne Gewehr, brachen zwischen unsern Füßen durch in das Viereck, um Schutz zu suchen". Ebenso versichert er, Arrighi's Reiterei habe durch die wilde Confusion, womit sie die eigenen Bataillone auf der Flucht niederritt, die Niederlage vollendet.

*) In der Corresp. Bülows findet sich ein Schreiben an Adlercreutz d. d. 12. Sept., worin der preußische Feldherr nachdrücklich Verwahrung einlegt gegen den Bericht des Kronprinzen. Sein Corps und das von Tauenzien hätten allein den Sieg entschieden, wie er durch eine detaillirte Darlegung der Vorgänge vom 5. und 6. Sept. nachweist. L'artillerie russe et suédoise, en faisant essuyer plus de perte à l'ennemi déjà en retraite, ont rendu la victoire plus complète. Mais la victoire était remportée avant leur arrivée et il a été si peu possible que les masses de l'infanterie suédoise et russe ayent pu décider le sort de la bataille, que leur apparition n'a été visible ni à moi, ni à mes officiers et ni à mes soldats. Die Antwort von Adlercreutz d. d. 13. Sept. lautet entschuldigend und sucht nur nachzuweisen, daß jene Batterien zwar nicht den Sieg entschieden, aber den Rückzug des Feindes beschleunigten. „Je déclare hautement, que la disposition de V. E. et la bravour des troupes à ses ordres ont tout l'honneur de l'heureux résultat de cette bataille. Le peu de perte que notre artillerie a essuyée, dénote combien peu elle a donné, tandis que le sang prussien a été versé à grand flot, tant pour cette victoire, que pour celle de Grossbeeren, et dans bien d'autres occasions. Vgl. auch Varnhagen, Bülow S. 253 ff.

der Mann, dem zum Trotz die Schlacht geschlagen worden, den Ruhm des Sieges und den Lohn der Mächtigen; der wahre Sieger vermochte sich nicht einmal Gehör zu schaffen, um dem Volke zu sagen, wem das Verdienst von Dennewitz wie von Großbeeren gebührte. Und doch konnte man schon in den nächsten Tagen nach dem Siege aus der Lauheit, womit der Kronprinz ihn benutzte, das Maß seines Willens erkennen.*) Wie die Schlacht ohne ihn gefochten war, so wurde auch die Verfolgung ohne ihn geführt. Wenn am Tage nach der Schlacht ein Theil von Bertrands Corps in Dahme ereilt ward und nach hitzigem Gefecht mit 2800 die Waffen strecken mußte, so war dies Wobesers Verdienst, der von Luckau herkam und sich aus eigener Eingebung auf den fliehenden Feind warf. Auch die leichten Streifcorps unter Hellwig und Blankenburg jagten auf eigne Hand dem Feinde ansehnliche Trophäen ab. Dies Alles, wie die Schlacht selbst, geschah ohne den schwedischen Kronprinzen. Wo seine Einwirkung unvermeidlich war, da zeigte sich sogleich Lauheit und jene schielende Rücksicht auf die besonderen schwedischen und Bernadotte'schen Interessen. Wie nach dem Tage von Großbeeren rückte er nur im Schneckengange vorwärts, stand am 12. Sept. erst in Seyda, zwei Meilen von Jüterbogk entfernt, und nahm wie früher weit ausgedehnte Stellungen, die jede kraftvolle Unternehmung hemmten. Vergebens drängte wieder Bülow auf eine energische Thätigkeit und schlug eine Operation nach dem linken Ufer der Elbe vor;*) der Kronprinz beharrte bei seiner scheuen Vorsicht. Die Vorbedingung jeder Bewegung auf das linke Elbufer, ließ er am 13. September Bülow erklären, sei der Besitz von Wittenberg; und obwol zu einer Belagerung Mittel und Zurüstung fehlten, beharrte er auf der Ausführung dieses Planes. Wir werden später dort der Nordarmee wieder begegnen.

Indessen war der Sieg von Dennewitz so entscheidend gewesen, daß diese thatlose Strategie höchstens die Trophäen mindern konnte. Die Franzosen selbst gestanden ein, daß die Armee, die Ney gegen Berlin geführt, in wilder Auflösung zurückkehrte; Augenzeugen schildern in grellen Farben die Erschütterung der französischen Heereskräfte. Schon seit den ersten Tagen des September sah man z. B. durch Leipzig die Ausreißer nicht mehr hundert-, sondern tausendweise hindurchziehen; mit der Niederlage von Dennewitz stieg diese Desertion auf den Höhepunkt. Man bemerkte Soldaten mit und ohne Gewehre, Reiter zu Fuß und zu Pferde; Alles war aufgelöst, nirgends mehr

---

*) Daß man im Kreise der Diplomaten das wahre Verhältniß genau kannte, beweist Pozzo's Brief bei Castlereagh I. 49.

**) Namentlich in zwei Schreiben, vom 11. und vom 27. Sept., motivirt Bülow ausführlich die Nothwendigkeit, über die Elbe zu gehen. Er betont besonders auch den moralischen Eindruck, den das Erscheinen eines preußischen Armeecorps dort machen müsse. (In der angef. Correspondenz).

ein Ganzes; stumm und mißvergnügt zeigten sich Alle; Officiere, Unteroffiziere und Gemeine trieben sich in bunter Verwirrung unter einander herum. Wenn man die Flüchtigen sammelte und neu bewaffnet nach Torgau zurückschickte, warfen sie unterwegs die Waffen weg und liefen aufs Neue davon.*)

Diese Flüchtlinge mochten wohl zum größten Theil aus jungen Conscribirten und den Cohorten des letzten Aufgebots bestehen, aber es war doch ein Zeichen, daß die alte Festigkeit militärischer Organisation zu weichen anfing. Selbst auf die kriegstüchtigsten Elemente des Heeres mußte solch ein Anblick entmuthigend wirken, zumal auch in den rheinbündischen Contingenten der hingebende Eifer von ehedem sichtbar nachließ.

Diese fünfzehn Tage, vom 23. August bis zum 6. September, hatten die Bedeutung eines ganzen Feldzugs; es befanden sich darunter acht blutige Schlachttage, von denen sechs — Großbeeren, Hagelberg, Katzbach, Kulm, Nollendorf, Dennewitz — mit französischen Niederlagen bezeichnet waren. Der ungeheure Verlust an Mannschaft, der wohl ein Drittheil des ganzen Napoleonischen Heeres betrug, und die Herabstimmung der Truppen war eben so groß wie die Siegeszuversicht der Gegner und ihre jetzt ganz zweifellose Ueberlegenheit an Zahl. Ihr Bündniß hatten die Siege der letzten Tage fest gekittet, während auf Seiten des Gegners der Zauber gebrochen war, der bis jetzt die Unterworfenen und Verbündeten bei seinen Fahnen gehalten. Schon regten sich allenthalben im Bonaparte'schen Lager die Abfallsgelüste, von Baiern an bis nach Neapel. Es deutete Alles darauf hin, daß die letzte Entscheidung auf deutschem Boden nahe bevorstand.

*) S. die Mittheilungen bei Aster, Gefechte und Schlachten bei Leipzig I. 60. 61.

Sechster Abschnitt.

Die Entscheidung bei Leipzig.

Mit mehr als 400,000 Mann hatte Napoleon den Sommerfeldzug begonnen; er mochte jetzt noch etwa die Hälfte zählen. Die Verbündeten konnten ihm in Böhmen, Schlesien und der Mark eine Macht entgegenstellen, die, wenn Bennigsen mit der Reserve herankam, wohl 400,000 Mann betrug. Die letzten Niederlagen hatten ihn auf den engen Raum zwischen Bautzen, Berggieshübel und Torgau beschränkt; seine Verbindungen waren gefährdet, die Vereinigung der gesammten Streitmacht der Gegner mußte binnen kurzer Frist erfolgen und ihn vielleicht völlig umschließen. Noch suchte er mit verzweifelter Anstrengung die Stellung bei Dresden zu halten und entfaltete die ganze rastlose Thätigkeit seines Geistes, um den Gegnern einen Vortheil abzugewinnen; bald eilte er nach Schlesien, bald nach Böhmen und hoffte ihre Heere einzeln zu überfallen, aber es mißlang. Vielmehr dienten die unaufhörlichen Hin- und Herzüge nur dazu, die schon erschütterte Macht seiner Streitkräfte mit jedem Tage bedenklicher zu mindern. Der Schauplatz seiner Thätigkeit ward immer mehr eingeengt, auch in den nächsten Wochen ohne eine entscheidende Schlacht ihm schwere Einbuße bereitet; der Boden, auf dem er stand, ward mit jedem Tage an Hülfsquellen ärmer und versagte wahrscheinlich bald die Mittel, sein Heer zu versorgen. Schon konnten die Alliirten daran denken, seine Verbindung mit dem Rheine zu gefährden und durch die Sprengung des Rheinbundes seinen Rückzug zu bedrohen. Waren die Dinge so weit gediehen, dann mochte eine Schlacht, die man ihm mit aller Ueberlegenheit anbot, hinreichen, um den Kampf in Deutschland entscheidend zu beendigen.

Die erste Bewegung, die Napoleon nach den Augustschlachten unternahm, war gegen Blücher gerichtet. Er hatte anfangs Ney, als er ihn gegen Berlin entsandte, zugesagt, ihm nach Hoyerswerda Verstärkungen zuzuführen;

die Botschaften von Macdonald ließen ihn aber davon abstehen. Wir wissen, dessen Heer war von der Katzbach unaufhaltsam zurückgedrängt und um viele Tausende geschwächt worden; Blücher drängte rastlos nach und schob in den ersten Tagen des September seine Vortruppen bis gegen die Spree vor. Ueber den Zustand des französischen Heeres legte Macdonald selbst das niederschlagende Geständniß ab: daß es der persönlichen Einwirkung des Kaisers bedürfe, um ihm Zucht und Haltung wiederzugeben. So entschloß sich denn Napoleon, Macdonald zu Hülfe zu eilen; vielleicht gelang es, den unerschrockenen Sieger von der Katzbach zu einem ungünstigen Kampfe zu locken und ihn mit Ueberlegenheit zu schlagen. Am 2. Sept. brach er mit den Garden, mit Marmonts Corps und der Reiterei von Latour-Maubourg nach der Spree hin gegen Bautzen auf; er fand Macdonald in vollem Rückzug und die Feinde bereits im Anmarsch gegen Bautzen. Die Vorhut näherte sich am Morgen des 4. September eben der Stadt, als sie bei Hochkirch unerwartet von ansehnlicher Macht des Feindes angegriffen ward. Es war klar, daß man nicht mehr Macdonald allein sich gegenüber hatte; schon verlautete das Gerücht, Napoleon selbst sei eingetroffen. In der That war er am Mittag, als eben Blüchers Vorhut bei Hochkirch zurückgewichen, in Bautzen angelangt und sammelte seine Macht zum Angriff. Aber Blücher widerstand auch jetzt der Versuchung, gegen einen wahrscheinlich überlegenen Feind eine Schlacht anzunehmen, und entschied sich, wie es der große Operationsplan vorschrieb, für den Rückzug. Bis zum Abend ward bei Hochkirch lebhaft gefochten, am andern Tage schlug man sich zwischen Reichenbach und Markersdorf, wo die preußische Reiterei der Nachhut mit Verlust geworfen ward, dann noch an der Neiße, wo die Cavallerie der Franzosen unter Murats persönlicher Anführung namhaften Verlust erlitt. Der plötzliche Rückzug geschah nicht ohne Mühen und Opfer; es kamen wieder schwierige Nachtmärsche bei schlechtem Wetter, durch mangelhafte Nahrung und Bekleidung doppelt empfindlich geworden, und es regten sich wohl hie und da unter den Führern mißvergnügte Stimmungen, wie vor dem Siege an der Katzbach. Aber der Zweck des Feindes war doch völlig vereitelt; ces animaux, sagte voll Ingrimm Napoleon, ont appris quelque chose. Erst war der Rückzug bis nach der Neiße, dann bis nach dem Queis fortgesetzt worden; die Feinde folgten zögernd, der Kaiser selbst, wie er sah, daß Blücher planmäßig auswich, wandte wieder um und kehrte (6. Sept.) nach Dresden zurück. Nur Macdonald blieb zurück. Natürlich entschloß sich nun Blücher, sofort wieder zum Angriff vorzugehen. Ohne Langerons eigenwilliges Zaudern, das diesmal fast zum offenen Bruche geführt hätte und den Oberfeldherrn veranlaßt hat, förmlich Beschwerde zu erheben gegen den ungehorsamen General, wäre eine kraftvolle und größere Operation versucht worden; so kam es nur zu einzelnen heftigen Gefechten. Macdonald wich von der Neiße nach der Spree zurück (10. Sept.); Blücher näherte sich wieder Bautzen. Die Nachricht von Dennewitz, die den

22*

Rückzug Macdonalds sichtlich beschleunigte, machte im Lager des schlesischen Heeres einen erfrischenden Eindruck und mit erhöhtem Eifer ward jetzt der Plan ergriffen, durch einen offensiven Schlag den Gegner zu treffen. Da kam (11. Sept.) ein Schreiben Kaiser Alexanders, worin der früher angeregte Gedanke, das schlesische mit dem böhmischen Heere zu vereinigen, von Neuem aufgenommen und Blücher zugemuthet war, nach Böhmen abzumarschiren. Ungeachtet des Sieges von Kulm hatte man im großen Hauptquartier zu Teplitz die Tage von Dresden und die Gefahren, die gefolgt waren, nicht vergessen; der Eindruck von Napoleons persönlicher Ueberlegenheit war dort auf eine wirksame Weise aufgefrischt worden. Man meinte, nicht Verstärkungen genug heranziehen zu können, und wollte darum auch das schlesische Heer bei sich haben; seine Stelle sollte Bennigsens Reservearmee einnehmen. Es kam dabei nicht in Betracht, wie die numerische Stärke am wenigsten das war, woran es dem großen Heere in Böhmen fehlte, und daß eine noch weitere Vermehrung der Massen die Schwerfälligkeit und Unlenksamkeit des gewaltigen Heereskörpers nur steigern konnte. Gerade Blücher heranzuziehen, schien aber doppelt bedenklich; die glückliche Selbständigkeit dieses rastlosen und kühnen Soldaten, die Elasticität und anspornende Angriffslust seines Heeres war dann paralysirt und es ging ein Element verloren, das der vielköpfigen Unbeweglichkeit des großen Hauptquartiers und dem zweideutigen Zögern Bernadotte's gegenüber zum Gedeihen des Ganzen durchaus unentbehrlich war. Blücher und seine Umgebung waren denn auch nicht einen Augenblick darüber in Zweifel, daß diese Veränderung um jeden Preis verhindert werden müsse; die Frage war nur, wie man am besten dem unzweideutigen Befehl des russischen Kaisers, der im Namen der Monarchen und Feldherren des großen Hauptquartiers sprach, auszuweichen vermochte. Die erste Weisung war kaum durch eine ausführliche Gegenvorstellung beantwortet, als schon ein zweiter Befehl kam, der den Abmarsch nach Böhmen in bestimmtester Weise vorschrieb.

Blücher und seine Rathgeber glaubten die ihnen zugemuthete Bewegung am wirksamsten ablehnen zu können, wenn sie ihr eine andere Operation entgegenstellten, die nach ihrer Ansicht sicheren Erfolg versprach. Sie wiesen auf den eben erfochtenen Sieg bei Dennewitz hin, und wie in Folge dessen die Nordarmee durchaus in der Lage sei, die Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg zu überschreiten und gegen Leipzig vorzudringen. In diesem Falle könnte dann auch das schlesische Heer unverzüglich zwischen Dresden und Torgau über den Fluß gehen und vereinigt mit der großen Armee nach den Ebenen von Altenburg und Leipzig vorrücken. Da ein Abmarsch des schlesischen Heeres nach Böhmen die Wirkung haben werde, den Kronprinzen von Schweden unthätig zu machen, erscheine es dringend geboten, Blücher von dem Marsch nach Böhmen zu entbinden und ihm zu gestatten, daß er den Feind zunächst von der Lausitz her beschäftige und dann, sobald Bennigsens

Reserven anlangten, die Offensive ergreife. Diese Offensive könne entweder darin bestehen, daß die schlesische Armee sich mit dem Heere des Kronprinzen vereinige oder den Uebergang über die Elbe erzwinge.

Man sieht, es sind hier in kurzen Umrissen Bewegungen vorgezeichnet, die den Ausgang des Feldzugs herbeigeführt haben: die Vereinigung Blüchers und Bernadotte's, ihr Vormarsch über die Elbe, die Sammlung aller alliirten Streitkräfte auf den Ebenen von Leipzig. Im schlesischen Hauptquartiere hatte man aber noch seine ganz besonderen Gründe, gerade die Vereinigung mit der Nordarmee so nachdrücklich zu betonen. Bülow hatte nach dem Siege von Dennewitz einen vertrauten Officier herübergeschickt und Blücher genaue Mittheilung machen lassen über Bernadotte's Zögern und Zurückhalten, über sein Hemmen jeder entscheidenden Action und sein unverkennbares Bemühen, die Franzosen zu schonen. Bülows Abgesandter erklärte geradezu: der Kronprinz thue Alles, um der französischen Armee klar zu machen, daß er nicht allein als ihr Landsmann, sondern auch als ihr Freund handle und weit davon entfernt sei, sie durch seine Schweden vernichten zu wollen.*) So schien es also, wie ein Officier aus Blüchers Stab bitter bemerkt, dringend nothwendig, einen von den drei Franzosen, welche sich die Souveraine geholt hatten, um Napoleon zu besiegen, durch eine Armee von hunderttausend Mann bewachen zu lassen!

Es war demnach ein doppeltes Interesse, was die Leiter der schlesischen Armee im Auge hatten. Einmal wollten sie den verderblichen Abmarsch nach Böhmen fern halten, dann die Nordarmee zur entscheidenden Thätigkeit hindrängen. Um dies durchzusetzen, ließ es Blücher bei schriftlichen Vorstellungen nicht bewenden; er beschloß, den Major von Rühle, einen der geistreichsten und intelligentesten Officiere der Armee, denselben, der an der Anordnung des Gefechtes von Haynau den größten Antheil gehabt, dann längere Zeit schwer erkrankt und erst wenige Tage zuvor wieder genesen in Blüchers Hauptquartier eingetroffen war, nach Teplitz zu senden. Ihm gelang es, indem er in seiner klaren und überzeugenden Weise die Verhältnisse darlegte, das große Hauptquartier umzustimmen; der Abzug nach Böhmen ward aufgegeben, Blücher erhielt freie Hand, seine Combinationen auszuführen; zwischen den Bewegungen der drei Armeen war der so wünschenswerthe Einklang hergestellt. Am 18. September kam Rühle mit diesen angenehmen Nachrichten aus Böhmen zurück. Die Franzosen waren indessen auch von der Spree zurückgewichen, Bautzen ward von den Preußen und Russen besetzt, ihre Vortruppen streiften bis in die Nähe von Dresden. Von dieser Seite war also zunächst kein Angriff zu erwarten. Man konnte die Armee erholen und ergänzen, dann geräuschlos und in tiefem Geheimniß die Vorbereitungen zu

*) S. Müffling S. 80. 81. Vgl. Militärw. 1844. Beiheft S. 244 f. 1847. Beiheft S. 147 f.

der folgenschweren Bewegung treffen, die Blüchers Heer mit Bernadotte vereinigte und beide zur Entscheidungsschlacht in die Ebenen von Leipzig führte.

Tief verstimmt war Napoleon umgekehrt, als er sich überzeugt, daß Blücher nicht zu der Schlacht zu locken war, wie er sie brauchte. Mit verbissenem Groll hatte er gesehen, wie die flüchtigen Bataillone Macdonalds, in bunten Haufen, bleich, zerlumpt und zum Theil unbewaffnet ihm entgegengelaufen kamen; er war erbittert über seine Generale, nannte die Truppen „Gesindel" und warf den Führern die Schimpfrede in's Angesicht, sie commandirten „Canaillen". Nirgends war ihm ein Erfolg geworden; höchstens beleuchteten brennende Häuser und Höfe die zügellose Verwilderung seiner Soldaten. In der Nähe von Hochkirch ließ er sich ermüdet auf's Stroh nieder und saß über eine Stunde lang lautlos nachsinnend an der Stelle, die durch Friedrichs Verhängniß bezeichnet war.

An dem Tage, wo Ney den tödtlichen Schlag bei Dennewitz erhielt, kam Napoleon nach Dresden zurück; die Nachricht, daß das böhmische Heer im Anmarsch gegen den Mittelpunkt seiner Stellung sei, hatte seine Rückkehr beschleunigt.

Die böhmische Armee lagerte in dem Thale zwischen dem Mittel- und Erzgebirge; der Mittelpunkt ihrer Stellung war Teplitz. Die Truppen, die unter dem Schlage von Dresden und dem verworrenen Rückzug stark gelitten, waren wieder geordnet und hergestellt worden; Schanzen und Verhaue deckten die Uebergänge der Gebirge. Ansehnliche Abtheilungen hielten den Kamm des Erzgebirges besetzt, während leichte Corps gegen Chemnitz, Altenburg, Plauen hin streiften und die feindliche Communication bedrohten. In den ersten Septembertagen, als Napoleon sich nach Schlesien wandte, setzten sich Wittgensteins Corps und zwei österreichische Divisionen, wozu nachher noch ein Theil von Kleists Corps kam, gegen Dresden in Bewegung, um die Basis der feindlichen Operationen zu bedrohen. Es waren zu deren Schutz in diesem Augenblick nur St. Cyr und die Reste von Vandamme's Corps, die jetzt Graf Lobau führte, bereit; allein das Vorrücken geschah doch mit jener vorsichtigen Scheu, welche die Bewegungen der großen Armee charakterisirte. Dagegen war auf die Nachricht, daß Napoleon gegen Blücher aufgebrochen sei, eine ansehnliche Masse gegen Rumburg und Gabel gesendet worden, um die Flanke des Feindes zu bedrohen; sie setzte sich freilich erst in Marsch, als der Gegner wieder aus Schlesien nach Sachsen umgekehrt war. In denselben Tagen rückte Wittgenstein langsam gegen Dresden vor; Barclay mit den russischen und preußischen Garden folgte ihm (5. Sept.). Die Franzosen fühlten, daß sie zu schwach seien, den überlegenen Andrang aufzuhalten, und zogen sich kämpfend gegen Pirna, Dohna und Maxen zurück. Am 6. und 7. September folgte ihnen Wittgenstein, besetzte Zehista,

Cotta, Maxen und war entschlossen, weiter vorzudringen gegen die sächsische Hauptstadt. Indessen war aber Napoleon dort wieder eingetroffen und führte die Garden, Victors Corps und die Reiter Latour-Maubourgs heran, um St. Cyr und Lobau zu verstärken. Gelang es ihm, die vorgedrungenen Colonnen des böhmischen Heeres mit Verlust zurückzuwerfen, so hatte er zunächst vor ihnen Ruhe und konnte sich ungestört wieder nach Schlesien oder nach Norden hinwenden. Im alliirten Hauptquartier fühlte man sich freilich nicht versucht, ihm diese Gelegenheit zu geben; auf die erste Nachricht, daß er wieder herankomme, erhielt Wittgenstein die Weisung, nicht weiter vorzurücken. Am 8. September wurde Napoleons Ankunft zur Gewißheit; während noch am Morgen die Franzosen gewichen waren, nahmen sie am Mittag das Gefecht mit sichtbarem Nachdruck wieder auf; man konnte die ansehnlichen Truppenzüge bemerken, die zur Verstärkung heranzogen, und die frische Energie, womit der Kampf wieder aufgenommen ward, ließ des Kaisers persönliche Gegenwart errathen. Am Abend waren die Verbündeten aus ihren vorgeschobenen Stellungen verdrängt, Napoleon nahm sein Nachtquartier in Dohna. Am andern Morgen verließ er die große Chaussee, die sich über Peterswalde nach Teplitz zieht, und wandte sich mit beträchtlichen Massen nach der kleinen Straße, die über Borna, Göppersdorf, Breitenau und Fürstenwalde nach dem Geiersberg führt; nur ein Theil seines Heeres folgte auf dem Hauptwege dem zurückweichenden Feinde. Am 9. September kam Napoleon bis Liebstadt, am andern Tage erreichte er die Höhen des Geiersbergs. Hier öffnete sich vor seinen Blicken das Thal, das Vandamme verderblich geworden war; er konnte die Rauchsäulen sehen, welche die Gegenwart des feindlichen Heeres verkündeten. Dasselbe zu überraschen, war keine Hoffnung; auf die erste Kunde von seinem Seitenmarsch in die Berge waren die vorgeschobenen Colonnen der Verbündeten zurückgewichen und hatten sich gesammelt, um jedem Versuche einer Umgehung in der Flanke vorzubeugen. Im Thale zwischen Kulm und Teplitz, dem Geiersberge unmittelbar gegenüber, standen stattliche Heeresmassen, vollkommen bereit, den verwegenen Gegner, der es wagen würde, sie hier anzugreifen, so zu empfangen, wie Vandamme. Von der steilen Höhe des Geiersberges in diesen Thalschlund hinabzusteigen, wo eine feindliche Armee in vortheilhafter Stellung seiner wartete und es nach dem Zeugniß der Artillerieofficiere nicht möglich war, Geschütz hinabzubringen, das wäre mehr als Kühnheit gewesen; es hieß, einem zweiten französischen Heere in diesem verhängnißvollen Thale ein sicheres Grab bereiten. Zögernd und mit sichtlichem Widerstreben gab Napoleon der Nothwendigkeit nach und entschloß sich, umzukehren. Es war, wie Odeleben erzählt, ein sehr unerquicklicher, verdrußvoller Rückmarsch. Der Weg führte durch eine kalte, wüste, ganz ausgeplünderte Gegend; kaum konnte er selbst ein kümmerliches Unterkommen finden, die Truppen mußten ohne Nahrungsmittel in der kalten Herbstnacht auf der nassen Erde campiren. Die ganze Umgebung trug die

Spuren der Verwilderung des Krieges im schrecklichsten Umfang; die zehnmal umgewühlte Erde ward, wie der genannte Augenzeuge sagt, immer von Neuem aufgescharrt, um noch einige Erdäpfel zu erbeuten, und wer diese nicht fand, mußte sich mit der Hoffnung auf die bessere Zukunft abspeisen lassen. Es füllte das Maß dieser Bedrängniß, daß eben jetzt ein Adjutant Ney's eintraf, der die genauere Kunde von der Katastrophe von Dennewitz überbrachte.

Am andern Morgen (11. Sept.) schlug Napoleon einen mühevollen Seitenweg ein, um bei Hellendorf die große Straße zu erreichen. Lobaus Corps ward gegen Nollendorf hin vorgeschoben. Auf dem Wege nach Peterswalde stieß man auf feindliche Reiterei; sie ward geworfen. Dann drängte er gegen Nollendorf vor; eine Kanonade schloß die Arbeit dieses Tages. Der Kaiser nahm sein Quartier in Peterswalde.

Darauf beschränkte sich die Frucht dieser mühevollen Märsche; den Feind zu überraschen und weiter nach Böhmen zurückzudrängen, war mißlungen, er hatte nichts gewonnen, als den Eingang in die böhmischen Pässe, den die Alliirten ihm freiwillig überlassen. Weiter rückwärts stand die eherne Mauer überlegener Massen, die zu durchbrechen keine Hoffnung war. Drum zog er auch am andern Tage einen Theil seiner Truppen gegen Pirna zurück und eilte selbst nach Dresden.

Was dort seiner wartete, war nicht geeignet, Trost und Ersatz zu bieten. Der ganze Umfang von Ney's Niederlage ließ sich jetzt erst recht überschauen; von Macdonald kam die Nachricht, daß er Bautzen nicht habe halten können. Mit dem Verlust der Lausitz hatte aber die Stellung bei Dresden selbst ihre Bedeutung verloren. In seinem Rücken störten schon die feindlichen Streifcorps die Verbindung mit der Heimath; eben jetzt setzte sich ein leichter Reiterschwarm in Bewegung, um das westfälische Königreich über den Haufen zu werfen; aus Spanien, Italien, aus Frankreich selbst lauteten die Nachrichten nicht günstig. Noch ahnte er nicht, daß in Schlesien Blücher sich fertig mache, mit der Nordarmee vereinigt die Elbe zu überschreiten; sobald dies geschah und Bennigsens Reserven eintrafen, setzte sich ohne Zweifel auch die große böhmische Armee in Marsch, um nach den Ebenen von Leipzig herabzusteigen. Seine schon gewaltig eingeengte Stellung bei Dresden war dann ganz unhaltbar; es zog sich Alles zusammen zu einem letzten großen Entscheidungskampfe, den mit Erfolg zu bestehen ihm die Kräfte fehlten. Es gehörte die eiserne Natur des Mannes dazu, um inmitten dieser von allen Seiten sich zusammenziehenden Gewitterwolken die kalte Ruhe und Haltung nicht zu verlieren, die er in den Tagen des Glückes bewahrt.

Kaum war er einen Tag in Dresden, als die Nachricht kam, daß Lobau die Stellung bei Nollendorf hatte aufgeben müssen. Mit überlegenen Kräften war Wittgenstein am 13. Sept. wieder vorgerückt, um den französischen General zu umgehen und abzuschneiden. Am andern Morgen sah sich Lobau

in der Front und im Rücken überfallen und wich nach einem verlustvollen Gefecht in verworrener Eile gegen Berggieshübel zurück. Die bedrohte Basis seiner Operationen zu decken, mußte Napoleon abermals nach Böhmen aufbrechen. Außer St. Cyr, den Garden und Latour-Maubourgs Reiterei zog er Victors und Marmonts Corps heran, um mit Macht den Feind zurückzuwerfen. Am 15. Sept. schob er auf der großen Straße und zur Seite seine Truppen wieder vor; am Mittag kam es bei Hellendorf zum hitzigen Gefecht gegen die Russen und Preußen. Nur mit Anstrengung gelang es den Franzosen vorzudringen; am andern Morgen sollte der Kampf mit aller Ueberlegenheit erneuert werden. Es war Kleist die Aufgabe zugewiesen, die Russen abzulösen und mit seinen preußischen Truppen den Andrang des Feindes aufzuhalten. Mit Macht angegriffen, wich er gegen Peterswalde und Nollendorf zurück, setzte anfangs nur mit der einen Brigade des Prinzen August, dann durch die Zietens verstärkt, dem feindlichen Stoß den zähesten Widerstand entgegen und deckte, nicht ohne heißen Kampf und Verlust, aber doch mit allen Ehren, den Rückzug gegen Kulm. Hier war man gegen das weitere Vordringen des Feindes gerüstet. Während Kleists Truppen bei Kulm und Tellnitz, auf dem bekannten Schlachtfelde der Augusttage, Stellung nahmen, standen auf den Höhen rechts Wittgenstein und Colloredo, links Giulay und die österreichischen Reserven. Von Teplitz her waren die preußischen und russischen Garden im Anmarsch. So stand der größte Theil der böhmischen Armee schlagfertig, dem Feinde den Durchgang zu verwehren.

Am Morgen des 17. September war in dem blutgedüngten Thale von Kulm der Kampf abermals entbrannt. Von den Nollendorfer Höhen brach Napoleon vor, drängte, wenn auch erst nach einem Kampfe von mehreren Stunden, die Vorhut der Verbündeten, Zietens Brigade, mit überlegener Macht zurück und ging auf Kulm los. An denselben Stätten, die am 29. und 30. Aug. das Schlachtfeld gewesen waren, entspann sich jetzt ein neuer erbitterter Kampf. Aber die Verhältnisse waren anders geworden. Es rang diesmal nicht eine kleine Heldenschaar gegen den gewaltigen Andrang eines stärkeren Feindes, sondern der französische Kaiser hatte fast die ganze Macht der großen Armee gegen sich, die er noch weniger zu durchbrechen vermochte, als Vandamme vorher Ostermanns Corps. In der Mitte bei Kulm leisteten Wittgenstein und Kleist energischen Widerstand, auf Napoleons linker Flanke unterhielt Colloredo ein verheerendes Feuer, das seine Reiterei vergebens zum Schweigen zu bringen suchte; auf seine Infanterie warf sich mit Macht die preußische Reservecavallerie. Wenn es Colloredo gelang, wie es den Anschein hatte, in seiner Flanke noch weiter vorzudringen, so mußte er, wie Vandamme, sich den Rückzug erkämpfen. Noch gelang es ihm, diese Gefahr abzuwenden, aber ein Erfolg war nicht zu erfechten. Als beim Anbruch des Abends ein strömender Regen dem Kampfe ein Ende machte, war er schon entschlossen, ihn nicht zu erneuern. Die Verbündeten standen den ganzen andern Tag

(18. Sept.) zur Schlacht gerüstet, aber sie warteten vergebens auf den Angriff. Es blieb bei Vorpostengefechten; Napoleon nahm einen Theil seiner Armee zurück. Der Versuch, der böhmischen Armee einen Schlag beizubringen, war ebenso mißlungen, wie der Zug gegen Blücher. Beide mieden entweder, wenn sie schwächer waren, den Kampf, oder sie standen in so starker Zahl und Stellung, daß ein Angriff erfolglos war.

Was irgend rastlose Thätigkeit vermochte, das hat Napoleon in diesen vierzehn Septembertagen aufgeboten. Er spannt seine letzten Kräfte an, um das Netz zu durchreißen, das ihn immer enger und dichter umzieht. Aber hier weicht ihm die eine feindliche Armee aus und zieht ihn sich nach, während im Rücken eine andere die Grundlagen seiner Stellung bedroht; dort findet er einen festen Gürtel überlegener Kräfte, den zu durchbrechen er vergebens seine ganze Energie aufbietet. Ohne Zweifel konnten die Gegner Manches rascher, kühner und eingreifender durchführen, als sie es gethan, allein die Grundgedanken ihres Trachenberger Kriegsplanes waren doch richtig festgehalten und vollzogen worden. Sie schließen den Gegner in einem immer engeren Gitter ein, Blücher und Schwarzenberg rücken beide schon näher an Dresden heran, und immer peinlicher drängen sie ihn in die Alternative, entweder durch rastlose Hin- und Herzüge seine Kräfte aufzuzehren oder sich in einen ungünstigen Kampf gegen überlegene Massen einzulassen. Das Mißlingen der Züge nach Schlesien und Böhmen, wenn dieselben gleich durch keine Niederlage bezeichnet waren, bedeutete doch so viel, wie eine verlorene Schlacht. Dies ruhelose Hin- und Herführen der Truppen von der Elbe an die Neiße, von der Neiße an die Elbe, von da nach dem Erzgebirge und wieder zurück nach Dresden und dann abermals nach dem Erzgebirge hätte bei günstigstem Wetter und bester Verpflegung nachtheilig sein müssen; so wie die Verhältnisse jetzt waren, erschöpfte es die Kraft der besten Truppen, die ihm noch geblieben waren. „Wenn er noch eine Woche so fortfährt, spottete Müffling, so laufen sich seine Soldaten die Beine zwischen Bautzen und Dresden ab." Napoleons Situation war aber von der Art, daß er seine Kräfte sorgsam zu Rathe halten mußte.

Auch dem verbündeten Heere hatten die angestrengten Märsche bei schlechtem Wetter und unregelmäßiger Verpflegung Opfer gekostet, allein seine Lage war doch unzweifelhaft besser, die Kräfte reicher. Die gewaltigen Anstrengungen und Mühen vermochten hier nicht das große Ziel zu verrücken, sie erzeugten höchstens mehr Bedürfniß der Ruhe und ein langsameres Vorgehen. So war schon am 13. September der Beschluß gefaßt worden, mit der großen Armee links abzumarschiren und die Richtung nach Chemnitz und den Ebenen von Leipzig einzuschlagen. Barclay sollte mit den Corps von Wittgenstein und Kleist die Gebirgsübergänge nach Böhmen decken, Bennigsens erwartete Armee ihn dabei unterstützen und Schwarzenberg mit den Oesterreichern, den russischen und preußischen Garden und den Reserven links über

Brix und Kommotau in der Richtung auf Chemnitz aufbrechen. Die Bewegung sollte schon am 17. beginnen. Zwei Tage nach diesem Beschlusse war auch das Verhältniß mit Blücher geordnet und ihm die gewünschte Einwilligung gegeben zum Abmarsch nach der Elbe und zur Vereinigung mit Bernadotte. So war also seit Mitte September der Plan, der die Entscheidung herbeiführte, fertig und seine ungesäumte Vollziehung beschlossen; nur die den Truppen nöthige Ruhe und Erholung und wohl auch der Eindruck der letzten heftigen Angriffe Napoleons, deren Wiederholung doch denkbar schien, veranlaßte noch eine Verschiebung. Man wollte warten, bis Bennigsen herangekommen war.

Indessen hatte sich Napoleon nach dem mißlungenen Zug in's Erzgebirge entschlossen, noch einmal auf Blücher loszugehen, und zwar lag es anfangs in seinem Plane, sich mit Macht auf das schlesische Heer zu werfen, dessen einen Flügel zu schlagen und sich dann rasch gegen die Nordarmee zu wenden; allein die schlechte Witterung und übertriebene Nachrichten über die Stärke und die Bewegungen der Gegner ließen ihn davon abstehen. Er mußte sich damit begnügen, Macdonalds hart mitgenommenes Corps gegen die schlesische Armee heranzuführen, und als er sich überzeugte, daß ein Vortheil damit nicht zu erlangen sei, beschloß er, wieder umzukehren nach Dresden und die Anstalten zur Räumung des rechten Elbufers zu treffen. Am Mittag des 22. Sept. sah sich die Vorhut des schlesischen Heeres unerwartet bei Bischofswerda lebhaft angegriffen und zurückgedrängt; man erkannte an dem Angriffe, daß es der Kaiser selbst war, der gegenüberstand. Blücher entschied sich auch diesmal dafür, einem größeren Kampfe auszuweichen, zumal die Entscheidung auf anderem Wege nahe bevorstand. Napoleon aber hatte sich schon jetzt überzeugt, daß er mit den Streitkräften, die er mit sich führte, einen mächtigen Angriff gegen das schlesische Heer nicht unternehmen könne; sein weiteres Vordringen hatte darum mehr den Zweck, den eigenen Rückzug zu verdecken, als sich in ernstliche Kämpfe einzulassen. Am 23. Sept. schlug er sich bei Roth-Nauslitz und Gödau mit den Vortruppen der schlesischen Armee, mit Oberst Katzeler und der Avantgarde des Langeronschen Corps hitzig herum; ein kräftig und geschickt ausgeführter Angriff der preußischen und russischen Reiterei kostete ihm ansehnliche Opfer, während sein Erfolg sich darauf beschränkte, daß die Vortruppen wenig bedrängt auf die Hauptstellung bei Bautzen zurückwichen. Blücher dachte schon daran, die Feinde, deren Angriffskraft sichtbar nachließ, durch einen unerwarteten Schlag zu überfallen, aber sie kamen ihm durch ihren Abmarsch zuvor. Zu wenig zahlreich, um sich mit der schlesischen Armee zu messen, durch die letzten Märsche bei abscheulichem Wetter und schlechter Verpflegung auf's Neue geschwächt und von allen Seiten immer schärfer eingeengt, entschloß sich der französische Kaiser,

das rechte Ufer der Elbe zu räumen. Am 24. Sept. war er wieder in Dresden; sämmtliche Truppen sollten ihm dahin folgen.

In dem Augenblicke, wo Napoleon so mit seinem letzten schon matteren Stoß gegen Schlesien abgeglitten war, erfüllte sich zugleich die Voraussetzung, an welche der große Marsch Schwarzenbergs nach der sächsischen Ebene und Blüchers nach der Elbe geknüpft war. Bennigsen war mit einem Heere von mehr als 57,000 Mann und 200 Geschützen hinter der schlesischen Armee angelangt und rückte eben jetzt über Zittau nach Böhmen ein. Am 28. September erreichte er das große Lager bei Teplitz.

Nun bestand für das schlesische Heer kein Grund mehr, länger zu warten. Die letzten Bewegungen des Feindes stellten dessen Schwäche und Verlegenheit außer Zweifel; schon meldeten die Vortruppen, daß Alles über die Elbe zurückweiche. Es ließ sich kaum besorgen, daß Napoleon, nachdem ihm dreimal der Versuch, Blücher anzufassen, mißlungen war, ihn noch einmal wiederholen werde. Vielmehr schien es an der Zeit, ohne längeres Säumen die Entscheidung vorzubereiten. Der Rechtsabmarsch nach der Elbe krönte erst die Erfolge der letzten Wochen; er setzte dem zögernden Bernadotte einen scharfen Sporn zur Thätigkeit ein, er bestimmte den schwerfälligen Körper des großen böhmischen Heeres zum ungesäumten Aufbruch und vereinigte dann die gesammte Macht der Alliirten in den Ebenen von Leipzig zu einem letzten Entscheidungskampfe über die Bonaparte'sche Herrschaft in Deutschland.

Auch in Böhmen war man nicht mehr geneigt, zu warten, seit Bennigsen angelangt war. Seinen Reserven und den österreichischen Corps von Colloredo und Bubna fiel jetzt die Aufgabe zu, die Gebirgsübergänge zu decken; die übrige Macht der Oesterreicher, die Preußen und Russen konnten indeß ihren Linksabmarsch nach der sächsischen Ebene antreten. Am 28. September und in den folgenden Tagen begannen die Operationen der Ablösung und des Abmarsches; wie sich bei einer solchen Masse erwarten ließ, langsam genug und durch die Art des Oberbefehls noch zögernder, als es die Verhältnisse mit sich brachten; es dauerte zehn Tage, bis die Heeresmassen Chemnitz und Penig erreichten. Ihr Marsch bietet außer den natürlichen Schwierigkeiten, die in der Aufgabe, der Masse und der Art der Leitung gelegen waren, nichts Außergewöhnliches; wir unterlassen es darum, ihn Schritt vor Schritt zu begleiten. Die entscheidende Bewegung erfolgte auch diesmal nicht von der böhmischen Armee; es war wieder das schlesische Heer, dem der schwierigste Theil der Aufgabe zufiel und das sie am glänzendsten gelöst hat.

Am 26. September begann dasselbe den Abmarsch aus Schlesien; ein kleines Corps blieb zurück, den Feind irre zu leiten und zu beschäftigen, die Hauptmasse, nahezu 70,000 Mann, setzte sich am Morgen des genannten Tages nördlich gegen die Elbe in Bewegung. Noch war es nicht ausgemacht, wo der Uebergang erfolgen sollte; doch hatten Ermittelungen, die man ein-

zog, die Stelle, wo die schwarze Elster in die Elbe mündet, nicht weit vom Dorfe Wartenburg, das zwischen Torgau und Wittenberg, doch näher beim letzteren liegt, als geeignet erscheinen lassen. Es galt nicht allein, einen Punkt des Uebergangs zu finden, wo man im Angesicht einer feindlichen Armee den Strom passiren konnte, wie dies an der genannten Stelle thunlich war, sondern man brauchte auch, wenn der Strom überschritten war, jenseits ein geeignetes Terrain, um sich zu verschanzen und im Nothfall einem überlegenen Andrange widerstehen zu können.

Diese natürlichen Schwierigkeiten waren aber nicht die einzigen, die sich der folgenreichen Bewegung entgegenstellten. Im eigenen Lager war die Ansicht über die Vortrefflichkeit des Rechtsabmarsches an die Elbe keineswegs so allgemein und unzweifelhaft, wie unter den leitenden Personen des Hauptquartiers, und als jetzt plötzlich die bisher in strengstem Geheimniß bewahrte Operation offenbar ward, erwachten vielfache Bedenken; es wurde als ein Wagniß bezeichnet, Schlesien ohne Weiteres preiszugeben. Es bedurfte der ganzen Entschiedenheit, die in der Person des Oberfeldherrn lag, um der zum Theil ziemlich ungestümen Opposition Schweigen aufzulegen. Die Zustimmung des großen Hauptquartiers war freilich nach einigen Mühen durch Rühle's Sendung erlangt worden, indessen wer bürgte dafür, daß dort nicht wieder andere Meinungen die Oberhand gewannen? Das böhmische Heer machte sich zwar eben fertig, nach der sächsischen Ebene aufzubrechen; allein es paßte ganz zu der ängstlichen Vorsicht der dortigen Kriegsleitung, daß, sobald diese Bewegung begonnen war, man sich in Flanke und Rücken unheimlich fühlte und die unter Bennigsen zurückgebliebenen Streitkräfte nicht mehr für genügend ansah. In der That brachte, ehe der Aufbruch begann, diese Sorge alle früheren Verabredungen in Vergessenheit und auf dem Marsche erhielt Blücher ein Schreiben des russischen Kaisers, das ihn zur Unterstützung Bennigsens und zu einer Diversion an der obern Elbe veranlassen sollte. Zum Glück war Blücher seit Anfang des Sommerfeldzugs daran gewöhnt worden, die Weisungen aus dem großen Hauptquartier mehr wie Rathschläge als wie Befehle anzusehen, und noch jüngst war ihm gestattet worden, seine abweichende Meinung durchzusetzen; so war er denn auch diesmal nicht bedenklich, den Inhalt des Schreibens, das nicht im Tone straffen Gebietens abgefaßt war, zu ignoriren und das Begonnene weiter zu führen.

Aber nun stand noch eine Schwierigkeit bevor: Bernadotte und seine Kriegführung. Es war Blüchers erste Sorge gewesen, über den Plan des Abmarsches nach der Elbe, außer Kaiser Alexander, sich mit dem Kronprinzen zu verständigen, und er hatte bei ihm auch günstige Aufnahme gefunden. Der Kronprinz klagte zwar über die Länge der Linie (von Torgau bis Hamburg), die er zu decken habe, und wie er nichts hinter sich habe, als Spandau; Spandau sei aber eine Cloake. Es stehe dem Feinde durch den Besitz der Uebergänge über den Strom ein außerordentlicher Vortheil zu Gebot;

derselbe könne, während er nach Leipzig marschire, Berlin wegnehmen. Im Allgemeinen, fügte er hinzu, knüpfe ich zwar das Schicksal der Monarchien nicht an ihre Hauptstädte, aber Berlin ist ein Ausnahmsfall. Wenn die Franzosen dort eindrängen, so würden sie unermeßliche Hülfsquellen finden und könnten alle Mittel zur Ergänzung und Ausrüstung des preußischen Heeres vernichten.*) Trotz dieser und anderer Bedenken lauteten indessen die Andeutungen des Prinzen nicht ungünstig. Ich billige vollkommen Ihr Raisonnement, schrieb er über Blüchers Operationsplan; ich habe darin die Weisheit eines erfahrenen Generals und das Talent erkannt, die Grundsätze der Kriegskunst den Oertlichkeiten richtig anzupassen. Ich bin entschieden, fügte er bei, über die Elbe zu gehen, und rüste mich dazu von allen Seiten.

Allein wer mochte bei dem Charakter Bernadotte's und seiner bisherigen Kriegführung auf solche Zusicherungen viel bauen? Hatte doch Blücher aus Bülows vertraulichen Mittheilungen genaue Kenntniß von der Lage bekommen, schrieb ihm doch am nämlichen Tage, wo Bernadotte seine Depesche absandte, Tauenzien einen ziemlich trostlosen Brief, worin er klagte, daß fortwährend nichts geschehe, und es als seinen sehnlichsten Wunsch bezeichnete, sich geradezu mit der schlesischen Armee vereinigen zu können.**) In beiden Hauptquartieren, Bülows und Blüchers, bestand darum auch nur ein Gefühl des Unwillens über den schwedischen Kronprinzen; höchstens schieden sich die Meinungen darin, daß die Einen in ihm geradezu den Verräther sahen, die Andern zutreffender in seinen schwedisch dynastischen Rücksichten und der wohlberechneten Absicht, die Franzosen als Nation zu schonen, die Erklärung seines Verfahrens suchten. In jedem Falle hatte man alle Ursache, seinen Verheißungen nicht viel zu trauen. Eben jetzt auf dem Marsche erhielt Blücher wieder bedenkliche Nachrichten. Bei Elster, gegenüber von Wartenburg, war eine Schiffbrücke erbaut gewesen; die ließ der Kronprinz plötzlich wieder abbrechen, weil sich jenseits einige feindliche Bataillone der Anlegung eines Brückenkopfes zu widersetzen drohten. Tauenzien meldete das und zeigte sich völlig bereit, die Verbindung mit Bernadotte zu lösen und sich Blücher anzuschließen. Auf jene Brücke hatte man sich im schlesischen Hauptquartier sichere Rechnung gemacht; ihr Verlust war Ursache, daß man sich zunächst nach einem andern Punkt des Ueberganges umsah und dabei Mühlberg ins Auge faßte. Aber man wollte sich doch auch über das Verhältniß zu Ber-

*) Es ist bezeichnend für Bernadotte, daß er jetzt auf einmal eine so dringende Sorge für Berlin an den Tag legt; zu Großbeeren hatte es, wie wir wissen, ganz anders gelautet. Der angeführte Brief d. d. 15. Sept. findet sich im Militärwochenblatt 1844 Beih. S. 262 f.

**) Es ist dabei nicht zu übersehen, daß Tauenziens Corps, streng genommen, nicht zur Nordarmee gerechnet, sondern dazu bestimmt war, in abgesonderten kleinen Corps thätig zu sein. S. Friccius I. 232.

nadotte Gewißheit schaffen. Wieder ward Rühle dazu auserſehen, dieſe militärisch-diplomatische Sendung zu übernehmen. Neben dem Auftrage, über den Uebergang technische Ermittelungen einzuziehen, erhielt er die Weisung, sich genau über die Verhältnisse bei der Nordarmee zu erkundigen und in Erfahrung zu bringen, ob man im Nothfall, selbst ohne Bernadotte, auf Tauenziens und Bülows selbständige Mitwirkung zählen könne. Dieser selbständigen und eigenmächtigen Thätigkeit waren ja die Erfolge von Großbeeren und Dennewitz zu danken; nichts natürlicher, als daß man auch jetzt dazu seine Zuflucht nahm. Die Nachrichten, die Rühle zurückbrachte, lauteten im Ganzen nicht ungünstig; Tauenzien gab die besten Zusicherungen, auch Bülow erklärte sich im äußersten Falle bereit, lieber mit seinem Corps für das allgemeine Beste mitzuwirken, als sich „durch die Furchtsamkeit und egoistische Politik eines Fremdlings" binden zu lassen.*) Auch Bernadotte selbst war, wie immer, in Worten freigebig und zeigte sich geneigt, thätig mitzuwirken. Da indessen durch Rühle's Fürsorge auch die Herstellung der Brücke bei Elster wieder aufgenommen war, schien es Zeit, mit dem Uebergange nicht länger zu säumen.

Die Elbe bildet an dem genannten Punkte einen ausspringenden Bogen, der auf seiner Sehne durch einen langen Damm geschlossen ist, welcher sich von Wartenburg bis Bleddin zieht.**) Hinter diesem Damme stand der größte Theil des Bertrandschen Armeecorps; seine Flanken waren durch die beiden Dörfer gedeckt, zur Linken von Wartenburg lag ein ziemlich tiefer todter Arm der Elbe, auch in der Mitte war der Boden schwer gangbar, nur zur Rechten bei Bleddin breitete sich etwas mehr Raum aus zur Entfaltung der Truppen. Sonst war die ganze Strecke sumpfig und überschwemmt; dichtes Gebüsch hinderte die Aussicht auf die Stellung des Feindes. Die große Schwierigkeit lag also nicht in dem Uebergange des Stromes, der vielmehr durch die Localität entschieden begünstigt war, sondern in dem Widerstande, auf den die Armee stieß, wenn sie die Elbe überschritten hatte. Auf beiden Seiten ward dies Verhältniß nicht vollkommen richtig beurtheilt; die Franzosen vertrauten offenbar der Stärke dieser Stellung und der Unnahbarkeit der sumpfigen Niederungen etwas zu viel und haben sich dadurch die Nieder-

*) Bülow hatte in einem Schreiben an Adlercreutz d. d. 27. Sept. sich auf Blüchers bevorstehenden Elbübergang berufen und dringend verlangt, daß man damit im Zusammenhange operire: Tout en convenant de la lenteur des mouvemens de la grande armée de la Bohème, je ne crois pas me tromper, que par le moyen seul de cette manoeuvre l'ennemi pourra être forcé à quitter l'Elbe et être obligé à une prompte retraite sur la haute Saale. La saison est encore belle, l'ennemi se trouve affaibli et il est à craindre que sans une grande activité nous ne perdions les fruits de toute la campagne jusqu' aux approches de l'hiver. (Aus der Corresp.)

**) S. Wagner, Pläne der Schlachten II. 58.



lage zugezogen; die Preußen schätzten die Schwierigkeiten zu gering und haben darum ihren Sieg mit ansehnlichen Opfern erkaufen müssen. Ja es wäre bei aller unvergleichlichen Bravour, die sie zeigten, der Erfolg vielleicht doch nicht zu erringen gewesen, wenn die Franzosen auch nur einige sichere Kunde von dem, was bevorstand, gehabt hätten. Bertrand stand mit seinem Corps beobachtend bei Wartenburg, Ney mit dem Reyniers gegen Dessau, um dort die Uebergänge zu decken; das dritte von den Armeecorps, das bei Dennewitz mitgefochten (Oudinot) und das am wenigsten gelitten, war aufgelöst und zur Deckung der großen Verluste unter die beiden andern vertheilt worden. Ueber die Bewegungen der schlesischen Armee waren die Franzosen ohne Kenntniß; die Demonstrationen der bei Bautzen zurückgebliebenen Abtheilungen erhielten sie ziemlich lange in einer für Blüchers Plan sehr glücklichen Täuschung und Marschall Ney z. B. dachte nur an einen Uebergang der Nordarmee, nicht des schlesischen Heeres. Noch am Tage nach dem Uebergang bei Wartenburg schrieb in Napoleons Auftrag Berthier an Macdonald: der Kaiser verlangt bestimmt zu wissen, was aus den Corps von Langeron, Sacken und York geworden ist.

Auch auf der andern Seite war man freilich von der Lage nicht genau unterrichtet. Nicht allein die Stärke der feindlichen Stellung ward zu gering geachtet, sondern die Preußen hielten auch Wartenburg selbst nur für schwach besetzt. Dem war nicht so; es standen etwa 12,000 Mann bereit, den herüberdringenden Feind zu empfangen. Die Division Morand hielt Wartenburg selbst und die Umgebung besetzt, ihre Artillerie beherrschte völlig die Niederungen, durch die der Feind herankommen mußte; die Württemberger unter Franquemont hatten Bleddin zu decken; den Zwischenraum zwischen beiden Ortschaften füllte die italienische Division Fontanelli und die Reiterei aus. Die Beschaffenheit des Terrains ließ diese Masse als ausreichend erscheinen, einen Angriff abzuwehren; wenn jeder schmale Durchgang durch die sumpfigen Niederungen gut bewacht, Bleddin selbst, von wo man Wartenburg umgehen konnte, hinlänglich gedeckt war, so brach sich wahrscheinlich auch der tapferste Andrang an der Natur des Bodens, der nur an wenig Stellen zugänglich war und eine wirksame Entfaltung größerer Streitkräfte nicht zuließ. Drum lag in dem preußischen Angriffe ein Wagniß, in welches man sich wohl kaum einließ, wenn man die ganze Stärke der feindlichen Stellung gekannt hätte. Es läßt sich denken, wie unmuthig sich wieder York über die geniale Verwegenheit des Hauptquartiers aussprach; er war freilich diesmal besonders dazu berechtigt. Um so glänzender fiel der Ruhm dieses Tages auf ihn, der halb mit Widerstreben an die Ausführung des Angriffs ging, aber dann durch Umsicht und zähe Energie vollkommen gut machte, was in der ersten Anlage mangelhaft war.

Nachdem am 2. October, vom Feinde nur wenig gestört, zwei Brücken über die Elbe geschlagen waren, sollte am frühen Morgen des andern Tages

der Uebergang erfolgen. Vorerst war nur Yorks Corps zum Angriff bestimmt; indem der Feind lediglich Preußen vor sich sah, sollte er in dem Irrthum erhalten werden, er habe es mit Bülow oder Tauenzien, nicht mit der schlesischen Armee zu thun. So verzichtete man freilich darauf, die große Ueberlegenheit, die man besaß, zu gebrauchen.

In der Frühe des 3. Oct. überschritt Prinz Karl von Mecklenburg, anfangs nur mit drei Bataillonen, den Strom; er überzeugte sich bald, daß damit gar nichts auszurichten sei, und verlangte Verstärkung.*) Auch als ihm York fünf weitere Bataillone zugesandt, erwies es sich als unmöglich, auf Wartenburg loszubringen; das Terrain, das man vor sich hatte, war nicht zu überschauen, an den wenigsten Stellen zu passiren und lag unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien, welche die Niederungen beherrschten. Da ein Angriff auf die Front des Dorfes unausführbar schien, ließ der Prinz dort nur vier Bataillone unter Sjöholm zurück, die den Feind beschäftigen sollten; er selbst wollte indessen in der Richtung auf Bleddin vorgehen und durch eine Umgehung sich Wartenburgs zu bemächtigen suchen. Auch da freilich stieß er auf große Schwierigkeiten; das Terrain war entweder eng, durchschnitten und für Geschütz nicht zu passiren, oder wo es sich öffnete und ausbreitete, waren seine Kräfte zu schwach, um mit Nachdruck vorzudringen. Während er so mühsam bald gegen Wartenburg, bald gegen Bleddin hintastend, unter dem doppelten Feuer des Feindes hier und dort versuchte, durch das Labyrinth einen Durchgang zu finden, hatte auch Sjöholm in der Front vor Wartenburg einen heißen Kampf zu bestehen; trotz des mörderischen Feuers drang er eine Strecke vor, vermochte aber nur mit äußerster Anstrengung und zahlreichen Opfern die gewonnene Stellung zu behaupten. York selbst durchritt jetzt unter dem feindlichen Kugelregen, der dicht in sein Gefolge einschlug, das Schlachtfeld und überzeugte sich, daß ein Frontangriff auf Wartenburg die feste, von zahlreichem Geschütz gedeckte Stellung des Feindes nicht leicht erschüttern könne; höchstens konnte man ihn dort kräftig festhalten und seine Batterien zum Schweigen bringen, während eine Umgehung über Bleddin den Feind auf seiner einzig zugänglichen Seite faßte. Der Brigade Steinmetz, die indessen herangekommen, fiel die Aufgabe zu, die Stellung vor Wartenburg, die bis jetzt nur Sjöholms Bataillone vertheidigt, zu halten und gegen die Batterien des Feindes zu wirken; Prinz Karl mit seiner Brigade, hinter welcher die von Horn nachrückte, sollte rasch gegen Bleddin vordringen, das Dorf nehmen und den Feind in seiner rechten Flanke umgehen; Hünerbein bildete die Reserve. Sobald Bleddin genommen, und der rechte Flügel der Franzosen umgangen wäre, sollten

*) Außer den übrigen Quellen s. die Denkwürdigk. des Mecklenburg-Strelitzischen Husarenregiments S. 96 ff., welche einzelne Momente des Kampfes sehr anschaulich schildern.

Steinmetz und Horn den Feind in der Front kräftig angreifen und Wartenburg nehmen.

Während Prinz Karl und Horn sich in Bewegung setzten, diese Befehle auszuführen, blieb Steinmetz dem heftigsten Feuer des Feindes ausgesetzt. Es kostete die größte Anstrengung, Geschütz aufzustellen, das die feindlichen Batterien einigermaßen wirksam bestrich, und als man endlich damit zurecht kam, wurde die Bedienung bald so sehr gelichtet, daß man sie aus der Infanterie ergänzen mußte. Die Bataillone selbst, meist in Tirailleure aufgelöst, litten furchtbar unter dem Gewehr- und Geschützfeuer des Feindes; das erste Bataillon des zweiten ostpreußischen Regiments z. B. brachte, nachdem es sechs Stunden lang im Feuer gewesen und abgelöst ward, außer seiner Fahne und einem einzigen Officier, der auch verwundet war, nur noch einige sechszig Mann aus dem Gefecht zurück. Aber sie hielten heldenmüthig Stand und ließen den Feind nicht hervorbrechen aus Wartenburg.

Der Prinz von Mecklenburg, der mit seiner Brigade gegen Bleddin vorgegangen war, stieß anfangs auf sehr hartnäckigen Widerstand; seit Morgen hatte er indessen Sorge getragen, das Terrain etwas zu lichten und Durchgänge herzustellen für Geschütz und Reiterei.*) Als diese in's Gefecht eingriffen und damit die Preußen entschiedenes Uebergewicht erlangt hatten, fing der Feind an langsam gegen Bleddin zu weichen, erneuerte dann noch einmal im Dorfe den Widerstand, ward aber nach heißem Kampfe hinausgedrängt und als er sich wieder stellen wollte, von Neuem zum Weichen gezwungen. Weiter rückwärts stand vor dem Dorfe Globig eine Masse Reiter, von der westfälischen Garde; sie ward durch eine glänzende Attake der Husaren zersprengt. Auch die weichende Infanterie der Württemberger suchte vergebens die Verbindung mit Wartenburg zu retten; sie ward genöthigt, ihren Rückzug auf Torgau zu nehmen.

Nach Mittag zwischen zwei und drei Uhr hatte hier das Gefecht diese günstige Wendung genommen; noch war aber die Stellung bei Wartenburg nicht erschüttert. Vielmehr hieß es jetzt, es komme eine ansehnliche Macht des Feindes von Torgau zu Hülfe; Napoleon selbst, so meldete ein Spion, führe 20,000 Mann heran. Blücher übersah nun deutlicher die Schwierigkeit der Aufgabe; er gab es auf, nur mit preußischen Kräften den Sieg zu erzwingen, und ließ auch Langerons Corps den Fluß überschreiten. Aber man brauchte dies nicht mehr; die Entscheidung ward indessen doch durch die Preußen erfochten.

Von der Brigade des Prinzen Karl, den Blücher dringend anging, Wartenburg im Rücken zu nehmen, konnten freilich nur zwei Bataillone entbehrt

*) Es mußten die Faschinen während des Granaten- und Kartätschenfeuers gehauen und gebunden werden; dessenungeachtet ward durch den Sumpf ein Faschinendamm angelegt. S. Droysen III. 478. 479.

werden, die einstweilen nach dem Dorfe vorgingen; aber hinter dem Prinzen bei den Dämmen und Sümpfen, die zwischen Bleddin und Wartenburg dies Dorf in der Fronte deckten, war die Brigade Horn seit Mittag im Gefecht. Durch sie erfolgte jetzt der entscheidende Angriff auf den schmalen Damm, der zwischen dem todten Elbarm und einem Sumpfe auf Wartenburg hinführt. Das Schießen der Preußen war hier von wenig Wirkung, dagegen litten sie bedeutend unter dem gedeckten Feuer der Gegner. York, der sich hier befand, befahl zu stürmen. Der tapfere Horn führte an der Spitze des zweiten Bataillons vom Leibregiment seine Truppen persönlich zum Sturm vor; die erste Kugel aus der feindlichen Batterie, die den Damm deckte, traf sein Pferd, das todt unter ihm zusammenstürzte. Rasch rafft er sich auf, ergreift das Gewehr eines todtgeschossenen Soldaten und ruft seiner Mannschaft zu: „Ein Hundsfott, der schießt!" So eilt er, durch einen Morast hindurchwatend, seinen Leuten voran, das ganze Bataillon folgt ihm mit gefälltem Bajonnet nach. Die feindliche Batterie speit einen Kartätschenhagel gegen das Bataillon und schmettert ganze Rotten nieder; neun Officiere werden verwundet, aber Horn selbst bleibt unversehrt und dringt zuerst in Wartenburg ein. Die Löwenberger Landwehr, das erste Bataillon des Leibregiments waren mit gleichem Nachdruck gefolgt, ein paar andere Landwehrbataillone wateten gleichfalls bis an den Gürtel durch das Wasser und drangen auf das Dorf los. Noch kostete es einen letzten hartnäckigen Kampf; aber das Unerwartete und Energische des Angriffs brach den Widerstand der Gegner; die tapfere Division Morand wich in Eile zurück. Nun erfolgte das Vordringen auf allen Seiten; Steinmetz drang von der Front her in's Dorf ein; was der Prinz von Mecklenburg über Bleddin und Globig in die Flanke von Wartenburg gesendet, kam eben recht, die Niederlage der flüchtigen Colonnen zu vollenden. Wäre mehr Reiterei zur Hand gewesen, so wurde wahrscheinlich der Feind völlig zersprengt. Gegen tausend Gefangene, eilf Geschütze und 70 Munitions- und andere Wagen waren die Trophäen dieses Tages, an dem das Corps Yorks allerdings gegen 2000 Mann verloren, aber auch eine der schwierigsten Aufgaben mit unübertrefflicher Bravour gelöst hatte. York selbst, sonst überaus karg im Lobe, hielt diesen Kampf für eines der glänzendsten Probestücke, das seine Leute abgelegt; mit einer an ihm ungewohnten Wärme sprach er seine Bewunderung für die tapferen Führer aus, pries die Landwehren, die sich wie alte Grenadierbataillone geschlagen und unter denen nun auch die Schlesier, wie er sagte, mit allen Ehren das große Examen bestanden hätten. Dem zweiten Bataillon des Leibregiments, das zuerst den Damm von Wartenburg erstürmt, ließ er eine besondere Auszeichnung zu Theil werden, die bei ihm doppelt hoch anzuschlagen war; wie die Truppen nach dem Gefechte vor ihm defilirten, nahm er, als das Bataillon kam, den Hut ab und blieb entblößten Hauptes, bis es vorübergezogen war.

So war die schlesische Armee über der Elbe; ihre Stärke belief sich da-

mals auf 64,000 Mann. Um gegen eine feindliche Uebermacht gerüstet zu sein, befahl Blücher sogleich bei Wartenburg ein verschanztes Lager anzulegen.

Jetzt galt es, auch die Nordarmee zur raschen Action zu bestimmen; eine Aufgabe, die freilich nach Allem, was vorausgegangen war, nicht zu den leichten gehörte. Seit dem Tage von Dennewitz war der Rest von Vertrauen zu Bernadotte zerstört worden; auch die Diplomaten und Militärs der verbündeten Mächte, die sich in seinem Hauptquartier befanden, waren jetzt mißtrauisch geworden und wachten sorgfältig über seine Schritte. Sie waren einig darüber, daß er seine Schuldigkeit nicht that; nur schrieb die mildere Deutung sein Verhalten dem Wunsche zu, die Schweden zu schonen, während der Argwohn Anderer in seinem Benehmen ein doppeltes Spiel erblickte, das auf die Gunst und Popularität der Franzosen berechnet war.*) Eigene Aeußerungen Bernadotte's, die sichtbare Coketterie, die er mit den Franzosen trieb, ein Brief, den er nach der Niederlage von Dennewitz an Ney richtete, kamen solchem Verdacht zu Hülfe. Das Verhältniß zu den preußischen Feldherren hatte sich darum sehr verschlimmert; wir erinnern uns, wie Tauenzien zu dem Entschlusse kam, sich an Blücher anzuschließen, und Bülow im Nothfall bereit war, das Gleiche zu thun. Eben jetzt, als die schlesische Armee sich anschickte, über die Elbe zu gehen, waren Bernadotte und Bülow in offenem Zerwürfniß. Der Kronprinz drängte sehr ungeduldig auf die kräftigere Belagerung von Wittenberg, wo Bülow gethan zu haben glaubte, was sich ohne Belagerungsgeschütz thun ließ. Bernadotte ließ dabei den Vorwurf durchklingen, daß Bülow's Schuld das Zögern und die Unthätigkeit der großen Operationen zuzuschreiben sei; es läßt sich denken, mit welch gerechtem Unwillen den Sieger von Großbeeren und Dennewitz solch eine abgeschmackte Anklage erfüllte.**) Seine eigene Ansicht von den Operationen hatte er schon einige Tage vorher (25. Sept.) in einer Denkschrift niedergelegt, die er den Commissarien in Bernadotte's Hauptquartier mittheilte. „Man muß", hieß es darin, „große und mächtige Schläge thun, man muß feindliche Armeen vernichten; dies kann nur durch schnelle, große und kühne Operationen geschehen, kleinliche Maßregeln bringen kleine Resultate hervor. — — — Thun wir weiter nichts und beschäftigen wir uns lediglich mit dem Bombardement von Wittenberg, so laufen wir Gefahr, in Kurzem wie-

*) S. Thornton bei Castlereagh. Third ser. I. 53. ff.

**) In einem Schreiben an Adlercreutz citirt Bülow die Worte des Kronprinzen „que les opérations de l'armée alliée sur la rive gauche ont été paralysées par la faiblesse des ouvrages devant Wittenberg." Der ganze Brief enthält eine energische Abwehr und droht mit öffentlichen Schritten. An den König hatte Bülow schon am 22. Sept. einen ausführlichen Bericht über die Vorgänge seit Dennewitz eingereicht. (Aus der Corresp. Bülows.)

der auf eine höchst verderbliche Defensive zurückgeführt zu werden." Bülow wies dabei auf die Möglichkeit hin, daß Blücher, von keiner Seite unterstützt, geschlagen werde und die Franzosen dann mit vereinigten Kräften ihre mißlungenen Operationen gegen Berlin und Schlesien erneuern würden. „Soll der Krieg für uns glücklich beendigt werden, so müssen wir ihn im Geiste Friedrichs des Großen führen, so wie ihn Napoleon gegenwärtig noch führt. Im entgegengesetzten Falle werden wir mit aller Ueberlegenheit der Kräfte dennoch unterliegen."

Die Entzweiung zwischen Bernadotte und Bülow nahm seit dem Streit über Wittenberg eine sehr verbitterte Gestalt an; Bülow beschwerte sich über Illoyalität und Unbilligkeit und drohte mit öffentlichen Schritten, der Oberfeldherr verfaßte eine förmliche Beschwerde gegen Bülow, deren Absendung an den König kaum noch durch die Verwendung der im Hauptquartier anwesenden preußischen Officiere gehindert ward. Vorher hatte der Kronprinz in einer Unterredung mit dem preußischen Major von Martens geradezu gedroht, das Commando niederzulegen, falls Bülow und Tauenzien eigenmächtig handelten. „Was habe ich für ein Interesse, sagte er, mich auf dem Continent zu schlagen? Ich verzehre viel mehr, als ich dürfte. Die Ostsee schützt mich vor Napoleon. Ich gehe mit meinen Schweden weg und nehme Norwegen. Ihr verfallet in eure alten Fehler; eure Einbildung wird euch verderben. Jeder von euch will befehlen. Ich brauche keine Talente; ich verlange Wachsamkeit, Muth und vor Allem Gehorsam." In aufgeregtem Tone ließ er sich dann über die preußischen Generale aus; ihre Briefe, sagte er, kosteten ihm ein Jahr seines Lebens. „Wir aus dem Süden haben reizbarere Nerven. Bis jetzt habe ich keine Kanone, keine Fahne und kein Regiment verloren, dafür verlange ich aber, daß man mir Vertrauen zeige." In Schweden selbst, fügte er hinzu, habe man seine Landung in Deutschland ungern gesehen; er habe nicht nur wie ein Soldat immer an das Schlagen zu denken, sondern er müsse weiter rechnen; er dürfe keine Schlappe erleiden.*)

Diese Mißverhältnisse drohten Alles zu verderben. Die Officiere spotteten über eine Kriegführung, die nicht wie Blücher und Gneisenau die Truppen bei Tag und bei Nacht durch Bäche und Ströme jage, sondern die ihnen Zeit lasse, „auf die Jagd zu gehen und Landjunker zu besuchen;" Bülow selbst erklärte es für ein großes Uebel, daß „dieser Charlatan" in Deutsch-

*) Moi dans ma position et pour l'opinion je ne dois point subir d'echec. Dann rühmte er sich von Neuem Napoleonischer Anerbietungen. Il n'y a pas 15 jours qu'il a voulu me faire de nouvelles propositions. Que veut-il? (a-t-il dit de moi à un de ses alentours) veut-il être empereur de France? (Aus dem Berichte von Martens in Bülow's Correspondenz). Daß die Stimmungen der Schweden lau waren, bezeugt auch Steffens VII. 284 f.



land erschienen sei; unter einem anderen Führer müsse der Krieg schon lange eine bessere Wendung genommen haben. Kaum gelang, es einen eclatanten Bruch zu verhüten. Bernadotte fühlte sich als den Oberfeldherrn, Bülow glaubte nach so vielfacher Kränkung nicht den ersten Schritt zum Frieden thun zu dürfen. Erst am 6. Oct. fand eine leidliche Ausgleichung statt; der Kronprinz begab sich zu einer Conferenz mit Blücher und besuchte unterwegs Bülow. Zugleich traf eine Cabinetsordre des Königs ein, worin Bülow auf eine freundliche Art ermahnt ward, um der guten Sache willen etwas „mehr Deferenz" gegen den Kronprinzen zu zeigen.*)

Indessen war geschehen, was Bernadotte so bestimmt vielleicht nicht erwarten mochte: Blücher hatte den Uebergang über die Elbe erzwungen und stand am linken Ufer. Das ließ, wie Bülow einen Tag vor dem Wartenburger Kampfe schrieb, dem Kronprinzen keinen Ausweg mehr; er mußte nun auch über die Elbe. Am 4. October ließ er denn auch Wintzingerode bei Acken, seine Schweden bei Roßlau den Fluß überschreiten; an derselben Stelle folgten am andern Tage Bülow und Tauenzien, von denen nur einzelne Abtheilungen zur Einschließung von Torgau und Wittenberg und zur Deckung der Uebergänge zurückblieben. Die schlesische Armee war am gleichen Tage schon gegen die Mulde vorgerückt; beide Heeresmassen standen also nahe genug bei einander, um sich durch einen Marsch zu vereinigen. Von den Franzosen war das schlesische Heer durch die Mulde getrennt.

So hatte Blücher wenigstens den nächsten Zweck seines Elbüberganges erreicht; Bernadotte war genöthigt worden, gleichfalls über den Fluß zu gehen. Eine andere Frage war es freilich, ob er sich zu raschen weiteren Operationen fortreißen ließ; wenigstens waren gleich die ersten Momente nicht vielversprechend. Müffling hat uns als Augenzeuge mit anschaulicher Lebendigkeit geschildert,**) wie bei der Zusammenkunft, welche die beiden Oberfeldherren am 7. an der Mulde hatten, Bernadotte den zärtlichen Waffenkameraden spielte, auf Alles einzugehen schien, über alle Differenzen mit französischer Leichtigkeit hinwegglitt, jedem Bedenken mit der Phrase „nous sommes d'accord" begegnete — aber bei allem dem doch jeder Wendung auswich, die ihm eine bestimmte und unabweisbare Verpflichtung zum Angriff auferlegte. Die Preußen wollten angreifen, ehe Napoleon mit ganzer Macht heran war; eben dem suchte sich aber Bernadotte durchaus zu entziehen.

Indessen war es schon von großer Bedeutung, daß wenigstens der eine folgenreiche Schritt geschehen war; zog sich doch von anderer Seite die Entscheidung immer näher und gewaltiger zusammen.

*) So berichtet Martens a. a. O.

**) Aus meinem Leben S. 84 f.

Napoleons Lage war jetzt eine sehr ernste geworden. Nach den fruchtlosen Hin- und Herzügen, die seine Truppen erschöpften und aufbrauchten, war er in der letzten Woche des Septembers nach Dresden zurückgekehrt und gab sich dort einer unfreiwilligen Muße hin, die von seinen Gegnern nicht unbenutzt blieb. Seine Heere, an Zahl und an physischer Kraft den ihrigen schon bei weitem nicht mehr gewachsen, standen in einer Defensivstellung hinter der Mulde, von Leipzig über Meißen nach Dresden und Pirna hin ausgedehnt; die sächsische Hauptstadt war nicht mehr der Mittelpunkt der Aufstellung. Indessen Blücher und Bernadotte sich im Norden näherten, und von Süden die große Armee sich in Bewegung setzte, den Kreis zu schließen, waren zugleich durch den kleinen Krieg der Streifcorps seine Communicationen mit Frankreich bedroht; Vorräthe, Transporte wurden abgefangen und selbst die Correspondenzen mit Paris waren nicht mehr sicher.

Schon im Frühjahr war dieser kleine Krieg für die Franzosen lästig und verlustvoll gewesen; jetzt in der siegreichen Zeit wurde er im großen Stile und mit wahrhaft glänzenden Erfolgen geführt. Nach den Augustschlachten war Thielmann, der seit dem Verlassen des sächsischen Dienstes im verbündeten Lager keine rechte Verwendung gefunden, beauftragt worden, mit einem ausgewählten Cavalleriecorps Streifzüge in den Rücken des Feindes zu unternehmen. Er sollte die große Straße von Erfurt nach Leipzig beobachten, Convois und Transporte aufheben, die Magazine im Rücken des französischen Heeres vernichten, Curiere auffangen und überhaupt die Communication des Feindes mit Erfurt und dem Rhein möglichst zu verhindern suchen. Seine Truppe bestand aus etwa 2200 auserlesenen Reitern, zu denen Rußland zwei Pulks Kosaken, Oesterreich Chevauxlegers von den Regimentern Hohenzollern und Klenau und eine Schwadron Kienmayer-Husaren, Preußen Husaren und freiwillige Jäger gestellt hatten; mit wenig Gepäck versehen, jederzeit schlagfertig und von unermüdeter Wachsamkeit, hat diese Schaar unter ihren tüchtigen Führern Außerordentliches geleistet.*)

Im Anfang September war sie nach Thüringen hin aufgebrochen, hatte in Waldenburg ein Commando feindlicher Chasseurs überrascht und erfuhr von den Gefangenen, daß sich in Weißenfels 5000 Mann Infanterie und 800 Reiter befänden, welche einen nach Leipzig bestimmten Transport decken sollten. In einem trefflich geleiteten Ueberfalle ward am frühen Morgen des 11. Sept. Weißenfels besetzt, die dort noch zurückgebliebene Infanterie entwaffnet und was sonst vom Feinde schon gegen Freiburg abmarschirt war, von zwei Seiten angefallen und zersprengt. Gegen 1500 Mann und einige funfzig Officiere wurden gefangen genommen, der Convoi erbeutet. Den Tag darauf wurde von einer Abtheilung, die der preußische Rittmeister Graf Wartensleben führte, ein ähnlich glücklicher Schlag gegen Naumburg geführt;

*) Vergl. A. Graf von Keyserling „Aus der Kriegszeit". Erste Abtheil. Berl. 1847.

am 18. Septbr. erschien Thielmann vor Merseburg und forderte den feindlichen Commandeur zur Uebergabe auf. Mit einem Reitercorps, erklärte dieser, werde er nicht capituliren; er habe 800 Mann Infanterie und nur wenn er feindliches Fußvolk sehe, könne von einer Convention die Rede sein. Da brauchte der General eine artige Kriegslist; er ließ die ansehnliche Zahl von Kriegsgefangenen, die er gemacht, durch die Kosaken zusammentreiben und in eine Masse formirt ein paar tausend Schritte vor der Stadt aufstellen. Das imponirte dem feindlichen Commandeur; die Stadt, in der sich außer der Besatzung noch 1500 Unbewaffnete und 2000 kranke Gefangene der Alliirten befanden, ward übergeben. Zwei Tage nachher ward bei Kösen ein feindlicher Transport überfallen und die Bedeckung desselben theils gefangen, theils niedergehauen, und in den nämlichen Stunden bei Lützen ein Zug von Gefangenen befreit — der vielen kleinen Handstreiche gar nicht zu gedenken, wodurch schwächere Convois und Zufuhren weggenommen, Curiere und Depeschen aufgefangen worden sind. Dem Feinde ward dieser kleine Krieg allmälig so lästig, daß Napoleon ein Corps von 8000 Mann unter Lefebvre-Desnouettes dagegen aussandte. Das führte aber nur zu einer größeren Niederlage. Es war jetzt auch der österreichische Oberst Mensdorff mit einem Streifcorps hinzugekommen und vom großen Hauptquartier wurde der Kosakenhetman Platof mit 1800 donischen Kosaken und zehn Geschützen zur Verstärkung ausgesandt. Auch der tapfere Colomb war seit der letzten Woche des September wieder auf dem Wege.*) Das französische Corps, dessen Bestimmung es war, diese Streifschaaren zu vernichten, gerieth mitten unter sie; erst ward es im Altenburgischen von Platof angefallen und als es sich auf Zeitz zurückzog, ward es von Thielmann, Mensdorff und Platof angegriffen, mit großem Verluste geschlagen und zum verworrenen Rückzug gegen Weißenfels genöthigt. Gegen 1400 Mann und über funfzig Officiere geriethen in die Gefangenschaft der Sieger.

Am bedeutungsvollsten für den großen Gang der Ereignisse waren die Streifzüge gegen das Königreich Westfalen; sie enthüllten aller Welt die Schwäche der Bonaparte'schen Schöpfungen in Deutschland und trugen sichtbar dazu bei, Napoleon selber seine Stellung in Sachsen unheimlich zu machen. Das westfälische Königreich, dessen Anfänge früher geschildert worden sind, hatte seitdem an Gedeihen und an Weisheit des Regiments nicht zugenommen; der frivole Leichtsinn des Hofes war in der Zeit des Sinkens Napoleonischer Glorie ziemlich unverändert derselbe geblieben, wie in den Tagen höchsten Glanzes. Und doch war Westfalen durch die Katastrophe von 1812 schwer genug getroffen worden; die Ausrüstung nach Rußland hatte die schon hart mitgenommenen Finanzen vollends zerrüttet, der Kampf selbst fast die ganze Rüstung verschlungen. In allen Richtungen des

*) S. dessen Tagebuch S. 87 ff.

Staatslebens ließen sich an dem Nachlaß der Kräfte die Wirkungen alter Sünden und neuen Unglücks erkennen; wie ein Augenzeuge sagt: die Steuerpflichtigen zahlten nicht mehr, die Beamten wurden schlaff, das Militär entmuthigt, die Minister schlummerten, der König fuhr fort, sich zu amüsiren. Wie nun der Kampf von 1813 neue Opfer forderte, da schien es selbst mit äußerster Anstrengung aller Kräfte nicht mehr thunlich, dem nachzukommen, was der Imperator forderte. Hieronymus selbst eilte damals nach Dresden, um dem stolzen Bruder die Noth seines Landes darzulegen und Milderungen zu erbitten; er fand aber eine sehr ungnädige Aufnahme. „Glaubt man in Westfalen," so schnaubte Napoleon ihn an, „ich könnte zu euren Gunsten von meinen unveränderlichen Grundsätzen etwas aufgeben? Gerade die Krisis, worin ich mich befinde, nöthigt mich, darauf zu beharren. Die Bande des Blutes! Auch der König von Holland ist mein Bruder, das hat mich aber nicht gehindert, ihn dem allgemeinen Interesse zu opfern."*) Mit Mühe wurde nun eine neue westfälische Armee ausgerüstet, allein sie gab Napoleon keine große Verstärkung mehr.**) Wir erinnern uns, gleich in den ersten Tagen nach der Kündigung der Waffenruhe war an der böhmischen Gränze eine ganze Abtheilung der westfälischen Reiterei ins österreichische Lager übergegangen. Dem ersten Abfall folgten bald andere nach; Land und Volk selbst waren offenbar weder in der Lage, noch in der Stimmung, sich den Einfällen und Streifzügen, für die das westfälische Gebiet die größte Anziehungskraft übte, thätig zu widersetzen. Wie die Bevölkerung ihre Gesinnung nicht verbarg, so verloren die Autoritäten den Muth des Widerstandes. Zu dem alten Drucke kamen neue Quälereien; in Magdeburg z. B. waren die Vorstädte rasirt und dadurch eine zahlreiche Bevölkerung obdachlos geworden. Die Versorgung der Festung selbst mußte auf Kosten des Landes geschehen; von allen Seiten stürmten Requisitionen von Geld, Lebensmitteln, Pferden ein, denen der schwerbedrängte Staat höchstens dann hätte genügen können, wenn er, wie jetzt Preußen, entschlossen war, alle seine Kraft auf's Aeußerste anzuspannen und auch den letzten Pfennig voll Opferfreudigkeit für die allgemeine Sache hinzugeben.

In solcher Lage war für kecke Parteigänger auch mit mäßigen Kräften viel zu erreichen. In der letzten Woche des September brach Oberstlieutenant v. d. Marwitz mit vier Schwadronen Landwehrreiterei über die Elbe in's Westfälische ein, überfiel Braunschweig und nahm dort einige hundert Mann

*) So berichtet „le royaume de Westphalie etc." S. 234. Malchus, der in dem uns vorliegenden Exemplar sonst jede ihm zweifelhafte Notiz fleißig glossirt hat (s. Band III. 230 Note), weiß dagegen nichts zu erinnern.

**) Nach Specht „Das Königreich Westfalen und seine Armee im Jahr 1813" S. 68 betrug die Gesammtstärke der Truppen, die 1813 unter Napoleons Fahnen fochten, 18,134 Combattanten.

gefangen. Die Behörden waren mit den Kassen und den Depots dreier Regimenter gegen Wolfenbüttel aufgebrochen; Marwitz sandte ihnen einen Lieutenant mit funfzig Reitern nach, der sie aus ihren Quartieren aufscheuchte und in einem verwegenen Angriff die ganze Colonne auflöste. Ungefähr 350 Mann und einige zwanzig Officiere wurden gefangen. Es waren gleich anfangs viele freiwillig zu den preußischen Reitern übergegangen und nahmen auch nachher Dienste bei ihnen. Mit ansehnlichen Kassenvorräthen, wichtigen Papieren und Correspondenzen bereichert, kehrte Marwitz ungefährdet wieder um und bezog gegenüber von Ferchland am linken Elbufer ungestört Quartiere.*)

Indessen hatte Tschernitscheff mit etwa 2300 Reitern und 6 Geschützen bei Acken die Elbe überschritten, um sich auf den Mittelpunkt des westfälischen Reiches zu werfen und in einem raschen Handstreiche glücklicher zu vollführen, was schon 1809 die Leiter der Volksbewegung im deutschen Norden vergebens versucht hatten. Am Morgen des 28. September erschien er vor den Thoren von Cassel. Die militärische Situation war kaum bedenklicher als damals, wo die Bauernaufgebote Dörnbergs im Anzug gegen die Hauptstadt waren und etwas kaltblütige Haltung hinreichte, den drohenden Sturm abzuwenden. Aber das Selbstvertrauen der früheren Tage war dahin. Als am Abend des 27. die erste Nachricht von der Annäherung der Kosaken eintraf, sank den Meisten der Muth; überall rathloses Hin- und Herrennen und Desertionsgedanken in den oberen, kaum verhüllte Schadenfreude und Abneigung in den unteren Kreisen. König Jerome, der sich 1809 nicht hatte verblüffen lassen, wagte es jetzt nicht mehr, mit ein paar Regimentern Fußvolk, Reiterei und mit Geschütz gegen einen Kosakenschwarm seine Hauptstadt zu vertheidigen. Mit zwei Gardebataillonen, Reiterei und Geschütz entfloh er und überließ es dem General Alix, mit dem Reste Cassel zu halten.*) Eine kleine Colonne von Tschernitscheffs Corps war über die Fulda gesetzt und dem fliehenden König rasch gefolgt; sie ereilte noch einen Theil seines Gefolges und des ansehnlichen Trosses von Gepäck, den er mitschleppte. Jerome selbst blieb nur bis Wabern bei den Truppen; während diese sich gegen Marburg zurückzogen, entwich er mit seinen schuldigsten Genossen gen Coblenz. Indessen ging Cassel verloren. Ein Schwarm Kosaken hatte das Leipziger Thor gesprengt, drang bis an die Fuldabrücke vor, forcirte das Castell und befreite die Gefangenen, die dort eingeschlossen waren. In der Stadt regten sich unzweideutige Sympathien für die fremde Streifschaar; Volk und Heer sah voll Ungeduld dem Umschwung entgegen, die officiellen

*) S. Marwitz Nachlaß II. 103 f.

*) Vergl. außer der früher angeführten französischen Schrift: Niemeyer, Casselsche Chronik 1814, und Specht a. a. O. Nach der Angabe des Letzteren war die ganze Besatzung 3060 Mann Infanterie, 906 Reiter und 24 Geschütze mit 236 Mann Bedienung stark. Die Rathlosigkeit der Flucht schildert derselbe S. 170 f.

Organe hatten fast ohne alle Ausnahme Muth und Fassung verloren. Die Truppen, welche vor der Stadt aufgestellt waren, flohen beim ersten Andrange der Russen; eine Abtheilung unter General Bastineller wich erst dem Feinde scheu aus, dann desertirten Hunderte, um größtentheils mitzufechten in den Reihen der Kosaken. In wenig Tagen konnte Tschernitscheff aus Deserteuren und Freiwilligen ein ganzes Bataillon bilden und aus größtentheils westfälischer Beute eine Macht von achtzehn Geschützen sammeln. So reichte denn (30. Sept.) eine kurze Beschießung hin, den General Alix zur Capitulation zu zwingen; er räumte, von Kosaken escortirt, die Hauptstadt, das Geschütz mußte er dem Feinde überlassen. Am 1. Oct. erließ Tschernitscheff eine Proclamation, worin die großen Erfolge der letzten Wochen gepriesen, Baierns und Württembergs Abfall von der Bonaparte'schen Sache als bereits erfolgt verkündigt waren. „Das Königreich Westfalen, sagte er darin, welches aus Provinzen zusammengesetzt wurde, die ihren rechtmäßigen Oberherren mit Gewalt entrissen waren, hört von heute an auf, jedoch nicht, um als erobertes Land behandelt zu werden, sondern um es von der französischen Herrschaft zu befreien. Die edlen Gesinnungen meines erhabenen Monarchen sind bekannt; Deutschland vom fremden Joche zu erlösen und der Welt den Frieden zu schenken, rief er seine Völker zu den Waffen und nicht eher wird er gebieten, dieselben niederzulegen, als bis dies herrliche Ziel erreicht ist."

Noch waren freilich diese stolzen Verheißungen um einige Wochen verfrüht, die letzte Entscheidungsschlacht stand erst bevor, Baiern und Württemberg waren noch nicht abgefallen, ein Schwarm Kosaken weder im Stande, noch dazu angewiesen, den vorgeschobenen Posten in Cassel zu behaupten. Nach wenig Tagen trat Tschernitscheff den vorgeschriebenen Rückzug an; am 7. Oct. waren die Truppen von Alix wieder da. Auch Jerome hielt noch einmal einen letzten klanglosen Einzug in die Hauptstadt. Aber er täuschte sich nicht mehr darüber, daß die Sache zu Ende ging.*) Voll ängstlicher Besorgniß blickte er nach dem Schlachtfelde von Leipzig, dessen Hiobsposten schon wenige Tage nach der Entscheidung Cassel erreichten. Wenn irgend etwas an dieser westfälischen Farce lobenswerth erscheint, so war es die Mäßigung, die der unstete König in diesen letzten Stunden seiner Herrlichkeit an den Tag legte; er hat darin manchen der „angestammten" Herren beschämt. Wenn Alix anfangs Neigung zeigte, den Abfall durch Schreckensmaßregeln zu rächen, Kriegsgerichte und Ausnahmszustände zu verkündigen, Verhaftungen in Masse vorzunehmen, so nahmen bei Jeromes Rückkehr die Dinge wieder das Aussehen lässiger Milde an, die seinem Naturell und freilich auch der ganzen Situation entsprach. Es ist nur an Einem ein Todesurtheil der

*) In Marburg zwar parodirte er noch einmal den Bruder in einer gewaltigen Rede voll Zuversicht und voll Drohungen; aber es war kein Ernst mehr. S. Wachler in Ludens Nemesis V. 430 f.

Militärcommission vollzogen werden.*) Kaum zehn Tage nach dem Einzug war auch dies letzte traurige Nachspiel der westfälischen Komödie zu Ende; am 26. Oct. verkündete ein Aufruf der Minister: der König sehe sich „durch den Drang der Zeitumstände" veranlaßt, sich aus seinen Staaten zu entfernen. Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen; schon näherten sich die Baiern dem untern Main — es war hohe Zeit, daß Jerome ging, wenn er nicht zum zweiten Male von den Kosaken begleitet werden wollte. Mit zahlreichem Trosse von Gepäck und Beute, von den Auserlesensten seiner Mignons umgeben, entfloh er zum zweiten Male über den Rhein. Daß er tiefer verachtet, als verhaßt war, bewies die Fluth von satirischen Schriften, Gedichten und Komödien, die man ihm nachsandte;**) für die Milderung des Hasses haben ohnedies Andere gesorgt.

Der Eindruck der jähen Königsflucht aus Cassel ward durch die kurze Rückkehr Jeromes nicht geschwächt; die Casseler Septembertage wurden überall als ein sprechendes Vorzeichen der nahen Katastrophe Bonaparte'scher Herrlichkeit in Deutschland gedeutet, zumal sie nicht allein standen. Sie trafen zusammen mit Napoleons fruchtlosen Bewegungen nach Schlesien und Böhmen und mit dem Schlage von Wartenburg; sie hatten ihre glänzenden Seitenstücke an dem, was zu gleicher Zeit in Niederdeutschland geschah. Seit Davoust wieder in Hamburg festen Fuß gefaßt, hatte sich dort der Krieg ohne große Entscheidungen langsam hingeschleppt. Daß Wallmoden nicht zum Angriff vorging, erklärte sich theils durch die Taktik des Kronprinzen, theils durch die Zahl und Beschaffenheit seiner Truppen. Gegen etwa 30,000 Franzosen und Dänen konnte er höchstens einige 20,000 Mann aufbringen, die aus Russen, Schweden, Engländern, Hannoveranern, Mecklenburgern, Hanseaten, Dessauern und dem Lützowschen Freicorps bunt gemischt, und von denen einzelne Theile mangelhaft ausgerüstet oder erst auf dem Marsche eingeübt waren.***) Eher mußte es befremden, daß der Gegner eine so vorsich-

*) So berichtet Niemeyer S. 62. Ebendas. sind die Decrete des Generals, die gleichsam die letzten Athemzüge des Bonaparte'schen Terrorismus in Deutschland aufweisen, S. 43 ff. im Original mitgetheilt. Andere Belege finden sich in Ludens Nemesis IV. 157 ff. Auch Malchus in dem angeführten Mscr. bemerkt: Alix habe die Stadt wie eine im Zustande der Rebellion befindliche behandelt, eine Menge Arrestationen verfügt und überhaupt „mit so empörender Willkür" verfahren, daß der König sich genöthigt gesehen habe, ihn sofort zu entlassen. Zur Milderung hatte Doctor Harnier, der Hausarzt bei Graf Reinhard, viel beigetragen; s. dessen Brief an Jerome bei Specht S. 281 f.

**) S. z. B. „Der Abschied von Cassel," „Die Königsflucht," beide 1814 erschienen.

***) S. Zander, Krieg an der Niederelbe S. 172. 174.

tige Defensive einhielt. Wenigstens war in seinem langsamen Vordringen vor dem Tag von Großbeeren und in seinem Zurückweichen nach demselben, in seinem thatlosen Zuwarten zur Zeit von Ney's Zug gegen Berlin der energische Soldat von Austerlitz und Auerstädt kaum mehr zu erkennen; er wie die andern Marschälle hatte, scheint es, die alte Zuversicht verloren.*) Wohl aber waren die Gegner nicht mehr die alten; mit wachsamer Scharfsicht wußten sie jetzt ein Versehen des Marschalls zu einer blutigen Niederlage zu benutzen. Auf die Nachricht, daß die Division Pecheux auf's rechte Elbufer gegen Magdeburg entsendet sei, brach Wallmoden mit etwa zwölftausend Mann in raschen Märschen dahin auf und stieß am Göhrder Walde auf das bedeutend schwächere Corps des Feindes. Zu spät suchte der französische General dem überlegenen Schlage auszuweichen; er sah sich (16. Sept.) in einen Kampf verwickelt, der trotz aller tapferen Gegenwehr den größten Theil seiner Division zersprengte, ihn selber kaum der Gefangenschaft entrinnen ließ.**) Noch war zwar das linke Elbufer nicht dauernd zu behaupten, aber der glorreiche Erfolg von der Göhrde ermuthigte doch zu einem ähnlichem Handstreiche, wie der war, den eben Tschernitscheff auf Cassel glücklich ausgeführt. Mit einigen hundert Lützowern, einem Jägerbataillon und etwa 1200 Reitern, von denen zwei Drittheile Kosaken, brach Tettenborn am 9. Oct. unvermerkt nach der Weser auf und erschien am Morgen des 13. vor den Thoren von Bremen. Es war ein verwegenes Ding, mit 2000 M. meistens leichter Reiterei und vier Geschützen die ansehnliche, von 1100 Feinden besetzte Stadt anzugreifen, zumal im Fall der Niederlage die sichere Vernichtung durch die im Rücken stehende Macht Davousts zu erwarten war; aber der Erfolg hat Tettenborns Verwegenheit gerechtfertigt. Er trieb die feindlichen Vortruppen in kräftigem Andrange nach der Stadt zurück und begann diese selbst dann zu beschießen. Der Tod des feindlichen Commandanten, des unerschrockenen Oberst Thullier, der auf dem Walle erschossen ward, die wachsende Aufregung der Bevölkerung und die Hoffnungslosigkeit raschen Entsatzes beschleunigten dann die Uebergabe. Am 15. October räumten die Franzosen die Stadt; sie hatten sich freien Abzug mit allen Kriegsehren ausbedungen, durften aber ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten dienen. Die Geschütze und Kriegsvorräthe fielen hier wie in Cassel dem Sieger zu; ungestört konnte Tettenborn seine Beute wegbringen. Zwar hat

*) Daß ihm von Napoleon die Offensive vorgeschrieben war, zeigen die Depeschen bei Zander S. 206 f. Seine Unthätigkeit forderte die Satire der Gegner heraus; in einer damals zu Lüneburg erschienenen Feldzeitung ward er bald als Robinson, bald als hermite de Ratzebourg verspottet. S. Varnhagen Denkwürd. II. 62.

**) Ausführliches über das Gefecht, dessen wir nur kurz gedenken können, s. bei Zander S. 219 ff. Ad. S. Geschichte des Lützower Freicorps S. 100 f. Varnhagen II. 46 ff.

auch Bremen noch einmal acht Tage später flüchtig den Feind in seinen Mauern gesehen; aber hier wie in Cassel zwang ihn die Leipziger Katastrophe, bald und für immer den deutschen Boden zu räumen. Alle diese einzelnen Schläge haben auf die Stimmungen fast so mächtig gewirkt wie die großen Schlachten; sie galten mit Recht als Symptome, daß die Macht des fremden Zwingherrn ihrem Ende zuneige.

In denselben Tagen, wo Napoleon von dem Gürtel überlegener Armeen immer enger umzingelt, sein Rückzug nach dem Rheine schon gefährdet und an der Fulda, der Elbe und der Weser die innere Schwäche seiner Schöpfungen in Deutschland vor Aller Augen bloßgelegt ward, bereitete sich auch der Abfall Baierns und damit die Auflösung des Rheinbundes vor. Für die Entscheidung des letzten Kampfes auf deutschem Boden war dies Ereigniß schon um seines moralischen Eindruckes willen von Bedeutung; die Umstände und Bedingungen, unter denen es erfolgte, machen es zugleich zu einem wichtigen Wendepunkt in der Gestaltung der deutschen Dinge. Das Programm der deutschen Erhebung vom Frühling 1813, wie es in Worten und Thaten damals dargelegt und durch das vielberufene Kalischer Manifest mit herausfordernder Kühnheit verkündet worden war, wurde dadurch unzweideutig verlassen und die Frage der künftigen Organisation Deutschlands zuerst in die Bahnen geleitet, welche zu dem Ausgang von 1814 und 1815 geführt haben.

Es war im Februar und März 1813 der Gedanke gewesen, die ganze Nation zum Kampfe für ihre Selbständigkeit aufzurufen, die widerstrebenden Fürsten im Nothfall zu zwingen und „als Compensationsgegenstände“ zu behandeln, in jedem Falle eine Ordnung für Deutschland aufzurichten, in welcher für die neue Fürstensouverainetät und für das Bonaparte'sche Staatsrecht von 1805 und 1806 kein Raum war. Zugleich mit der Kalischer Allianz ward jener Centralverwaltungsrath geschaffen, der neben seiner unmittelbaren Aufgabe, wie sie den Bedürfnissen des großen Krieges entsprang, zugleich die Bestimmung hatte, ein Vorbild und eine Uebergangsform für die künftige deutsche Regierung zu sein. Die neue Schöpfung wurde, wie wir uns erinnern, gleich bei ihrem Entstehen von England und natürlich auch von Schweden mit ungünstigen Augen angesehen, doch schienen die beiden Kalischer Verbündeten damals entschlossen, damit Ernst zu machen. Von den leitenden Persönlichkeiten in Preußen wissen wir nicht anders, als daß sie der Idee des Instituts zugethan waren; auf Kaiser Alexander übte damals Stein noch einen unleugbaren Einfluß, und seine Ernennung in den Verwaltungsrath gab eine gewisse Bürgschaft, daß die russische Politik vorerst entschlossen sei, mit der deutschen Partei in Preußen den gleichen Weg zu gehen. Allein die Kalischer Allianz erwies sich nicht mächtig genug, um den

Gegner zu überwältigen; ihr Frühjahrsfeldzug war glorreich, aber erfolglos — sie mußte um jeden irgend erträglichen Preis Oesterreichs Beistand zu erkaufen suchen. Nach mancher bangen Schwankung, und nachdem sie mehr als einmal dem Wiener Cabinet die ganze Idee des großen Krieges auf Discretion preisgegeben, gelang es, das österreichische Bündniß zu gewinnen; aber, wie sich von selbst verstand, weder Kaiser Franz noch Metternich waren im Mindesten geneigt, für die Politik von Kalisch das Schwert zu führen. Vielmehr ließen sie sich, auch ehe nur der bedingte Beitritt zu Reichenbach erfolgte (Ende Juni), bestimmte Zusagen geben, daß man die gefährliche Bahn von Kalisch verlassen und die in den dortigen Aufrufen verkündeten Grundsätze zum Mindesten stillschweigend bei Seite legen werde. Die Theilnahme der Nation am Kampfe sollte fortan möglichst ignorirt werden; es ward die Fiction erfunden, die nachher Gentz mit so ehrbarer Miene, als glaube er selber dran, der Welt als Parole ausgegeben hat: nur die hohe Eintracht der Cabinete habe Deutschland seine Freiheit wiedergegeben!

Schon dieser erste Erfolg gab der österreichischen Politik ein unverkennbares Uebergewicht, das Metternich mit jedem Tage zu mehren verstand. Denn gegen ihn war natürlich Hardenbergs unbeständige Weichheit stets im Nachtheil, Steins Stellung als russischer Commissair hatte ihr Bedenkliches und zugleich Unsicheres; und ein anderer hervorragender Einfluß und Wille war unter den anwesenden Diplomaten nicht zu nennen. So hatte denn auch die Politik Oesterreichs schon während des Waffenstillstandes einen Vorsprung gewonnen, der die ganze große Sache gefährdete; hing es doch nur von Napoleons gutem Willen ab, die Angebote Metternichs anzunehmen und so den edelsten nationalen Aufschwung in dem schmachvollsten aller Friedensschlüsse zu begraben. Eine Gefahr, die im Grunde erst durch die letzten glorreichen Waffenthaten vollkommen beseitigt war. Denn auch nach dem Abbruch der Verhandlungen zu Prag hatten die diplomatischen Beziehungen zwischen Metternich und Caulaincourt nie ganz aufgehört; ja sie gewannen neues Leben unter dem Eindruck der Dresdener Niederlage. Damals, am Tage, wo Vandamme sich bei Kulm schlug, sandte Napoleon heimlich einen Friedensboten ins österreichische Lager, und auch von Metternich war bereits ein Unterhändler auf dem Wege, um die Friedensversuche zu erneuern. Die Erfolge von Kulm und Nollendorf brachten diese kleinmüthige Stimmung rasch zum Schweigen und Napoleon selbst war ohne Zweifel jetzt so wenig wie früher geneigt, mit namhaften Opfern den Frieden zu erkaufen. Da gab denn auch Metternich vorerst seine diplomatischen Versuche auf und schloß sich enger an die Alliirten an. Allein auch hier errang die österreichische Politik einen unläugbaren Sieg.

Die Verabredungen von Reichenbach zu ergänzen und Oesterreich noch enger mit den Verbündeten von Kalisch zu verknüpfen, schlossen am 9. September zu Teplitz Rußland und Preußen mit Oesterreich neue Verträge.



Darin war zunächst Freundschaft und Einverständniß auch für die Zukunft festgesetzt, die Garantie der gegenseitigen Besitzungen und eine Hülfleistung von 60,000 Mann ausgemacht, die im Nothfall noch gesteigert werden sollte, und die Verpflichtung eingegangen, nur gemeinsam Waffenstillstand und Frieden zu schließen, überhaupt in allen Dingen nur mit wechselseitigem Einverständniß zu verfahren. Diesen zur Oeffentlichkeit bestimmten Bedingungen war eine Anzahl bedeutsamer geheimer Artikel angehängt, worin zuvörderst festgesetzt war, daß die österreichische und die preußische Monarchie so viel wie möglich nach dem Bestand von 1805 wieder aufgerichtet werden sollten. Ueber das übrige Deutschland war die inhaltschwere Bestimmung getroffen: Auflösung des Rheinbundes und völlige und unbedingte Unabhängigkeit (indépendance entière et absolue) der zwischen dem wiederhergestellten Oesterreich und Preußen und zwischen Rhein und Alpen liegenden deutschen Gebiete. Das Haus Braunschweig-Lüneburg ward in Hannover und seinen andern deutschen Besitzungen wieder eingesetzt, über das künftige Schicksal des Herzogthums Warschau sollte zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen eine freundschaftliche Vereinbarung getroffen werden. Noch einmal war auf die „feierlichste Weise" gelobt, keiner Einflüsterung und keinem Vorschlag, der direct oder indirect von Frankreich komme, Gehör zu geben ohne gegenseitige Mittheilung. Die unter dem Namen der 32. Militärdivision mit Frankreich vereinigten deutschen Gebiete, sowie die von französischen Prinzen in Besitz genommenen Lande sollten zurückgegeben werden. An diese Verträge schloß sich dann als Ergänzung das Bündniß zwischen Oesterreich und England an, das am 3. October zu Teplitz abgeschlossen ward.

Indem allen deutschen Staaten außer Oesterreich und Preußen völlige und unbedingte Unabhängigkeit eingeräumt ward, waren die Gedanken einer festeren politischen Verbindung des gesammten Deutschlands unzweideutig bei Seite geschoben. Die geschichtliche Grundlage der alten Ordnungen des Reichs ward stillschweigend verlassen und die rheinbündische Souverainetät mit ihren Consequenzen adoptirt. Daß dies mit kurzsichtiger Eile oder Unbedachtsamkeit geschehen sei, ließ sich wenigstens vom österreichischen Cabinet nicht sagen; was es that, das that es mit vollem Bewußtsein der Folgen.

Es ist in jenen Tagen die Frage nicht unerwogen geblieben, ob es nicht das Beste sei, einfach zu den überlieferten Formen zurückzukehren und Kaiser und Reich wiederherzustellen; selbst die preußische Politik zeigte sich geneigt, einer solchen Wendung, wenn sie von Allen gewünscht ward, zuzustimmen. Aber gerade Oesterreich, das den nächsten Anspruch an die Kaiserwürde hatte, legte dagegen entschiedenen Widerspruch ein. Die Schwierigkeiten, Mühen und Rivalitäten, die durch eine solche Restauration unzweifelhaft geweckt wurden, wogen im Wiener Cabinet schwerer, als alle die Versuchungen, die Pflicht und Ehrgeiz üben konnten. Kaiser Franz gab seine unüberwindliche Abneigung gegen die Wiederannahme der Kaiserwürde kund; von seinem

Minister war es bekannt, daß er gleichen Sinnes war und selbst dann seinem Herrn die Annahme der Krone widerrathen würde, wenn der Wunsch sämmtlicher deutschen Fürsten sich einmüthig und aus freiem Antrieb für deren Wiederherstellung ausspräche. In den Conferenzen, die Metternich darüber mit Hardenberg pflog, zeichnete der österreichische Staatsmann selbst die Grundzüge der Politik vor, welche ihn und seinen Kaiser in dieser Frage bestimmten. Die Souverainetät der deutschen Fürsten zu beschränken, schien ihm unter allen Umständen bedenklich; er sah dies neue Recht als die für sie kostbarste Errungenschaft der jüngsten Erschütterungen an, die ihnen das Joch Napoleonischer Herrschaft allein erträglich gemacht. Eine Beschränkung dieser von dem fremden Zwingherrn gegebenen Machtvollkommenheit werde alle Fürsten zu heimlichen Freunden Frankreichs machen; ja ehe sie dies mühevolle mit schweren Opfern erkaufte Gebäude ihres Ehrgeizes umstürzen ließen, würden sie wahrscheinlich lieber alle Chancen des Kampfes an der Seite des Schöpfers ihrer Souverainetät bestehen wollen. Selbst wenn es gelänge, die Herstellung des Reiches mit einem Oberhaupte durchzusetzen, so würden sich erst die größten Schwierigkeiten in den Weg drängen. Je mehr man mit Macht und Energie die Zügel des Regiments fassen wolle, auf desto mehr Widerstand werde man stoßen. Wenn es Napoleon gelungen sei, den Rheinbund zu einem Werkzeug seines Ehrgeizes zu machen, so sei dies nicht durch verfassungsmäßige Bande, sondern durch die Persönlichkeit des Protectors und durch den Zauber seiner Macht bewirkt worden. Den gleichen Weg zu betreten, habe der Kaiser von Oesterreich weder die Stärke noch den Willen. Wohl aber müsse er, wieder an die Spitze des Reiches gestellt, besorgen, daß der ganze Stoß der Franzosen gegen ihn sich wende, und alle mißvergnügten Elemente dann bereitwillig das Gefolge derselben vergrößerten.

Indem der österreichische Staatsmann über die deutschen Dynastien fast unwillkührlich ein so bitteres Verdammungsurtheil fällte, verkannte er die Mißstände nicht, die in einer ganz losen und vagen Organisation Deutschlands gelegen waren; aber er konnte sich nicht davon überzeugen, daß eine Reichsverfassung dagegen das rechte Heilmittel sei. Das Bedenken, daß die neue Souverainetät die Völker völlig schutzlos mache gegen Willkür und Despotie, machte ihm noch weniger Sorge; denn für die Ansicht, daß eine Nation, die man zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit aufrufe, nicht im Zustande unwürdiger Knechtschaft erhalten werden dürfe, war er ebenso unzugänglich, wie ihm und seinem Herrn die Appellation an die Völker, womit Preußen den Krieg eröffnet, innerlich widerstrebte. Denen gegenüber, die jetzt mit Verheißungen ebenso freigebig, wie später mit ihrer Erfüllung karg waren, durfte er sich wohl einer gewissen Consequenz berühmen; schon jetzt, in den heißesten Tagen des Kampfes, sprach er es mit einer cynischen Offenheit, die einen Mann wie Hardenberg frappirte, unverhohlen aus, daß man es nur mit den Fürsten, nicht mit den Völkern zu thun habe.

Es schien ihm daher zur Gründung einer besseren Ordnung in Deutschland genügend, wenn man ein „sehr ausgedehntes System von Verträgen und Allianzen" herstelle, welches die einzelnen deutschen Fürsten unter einander verknüpfe. Sie würden sich darin etwa verpflichten, keine Verbindung mit dem Auslande einzugehen, die gegen Deutschland gerichtet sei, sich gegenseitig ihre Staaten und ihre Souverainetät garantiren und sich sowol gegen jede fremde Invasion, als auch gegen jeden feindlichen Angriff von Seiten deutscher Fürsten selbst zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigen. Freilich seien solche Allianzen nicht unauflöslich, allein wenn die größeren Staaten mit dem Beispiel vorangingen, würden die kleineren schon um ihrer eigenen Sicherheit willen folgen müssen. In jedem Falle schien ihm eine solche Vereinigung durch Traktate jeder alten oder neuen Reichsverfassung vorzuziehen. Um den Nachtheil allzu vieler kleiner Staaten zu vermeiden, zeigte sich im Uebrigen der Wiener Hof nicht abgeneigt, einige Mediatisirungen zuzulassen.

Im Kreise der deutschen Partei in Preußen überschaute man jetzt allmälig deutlicher die mächtigen Schwierigkeiten, die sich einer einigen Organisation Deutschlands in den Weg stellten — Schwierigkeiten, die man im ersten Augenblick der Erhebung offenbar zu gering geachtet hatte. Man fing schon an, an der Möglichkeit, ein Deutschland herzustellen, zu verzweifeln, und befreundete sich mit dem Gedanken des reinen Dualismus, der Deutschland in eine nördliche und südliche Hälfte zwischen den preußischen und österreichischen Einfluß getheilt hätte. Dies Project der Halbirung durch die Mainlinie, zu dessen Verfechtern schon Männer wie Stein gerechnet wurden, veranschaulichte in sprechenden Zügen die Rathlosigkeit der Lage. In der preußischen Politik waren dafür natürlich Sympathien vorhanden, denn dies Projekt knüpfte an die Tradition des Fürstenbundes und an verwandte spätere Tendenzen an; allein Oesterreich sprach sich unumwunden dagegen aus. Seit den glänzenden Erfolgen der preußischen Waffen ward es indessen lauter und eifriger verfochten; ja es regte sich da und dort der Gedanke, daß Preußen nicht nur in der Lage sei, mit Oesterreich die Gewalt über Deutschland zu theilen, sondern, wenn Kaiser Franz sich beharrlich weigere, sich zur Herstellung der Oberhauptswürde herzugeben, Preußen selbst seine Stelle ansprechen dürfe. Hardenberg schien im Hinhalten und Temporisiren die rechte Staatsklugheit zu erblicken, Stein dagegen drang darauf, daß man gerade jetzt, wo noch Alles in den Händen der vier verbündeten Mächte lag und sie selber noch durch keine wichtige Frage entzweit waren, die deutschen Angelegenheiten in Angriff nehme und über eine kräftige und dauerverheißende Anordnung der deutschen Verfassung vorläufige Verabredung treffe. Für das Beste hielt er noch immer die Herstellung eines Reiches mit einem einzigen Oberhaupte und einem Reichstage; indessen er mochte schon selbst an der Möglichkeit verzweifeln. Nicht nur Oesterreich war solchen Ge-

danken entschieden abgeneigt, auch preußische Staatsmänner, wie Hardenberg und selbst Humboldt, vermochten sich dafür nicht zu erwärmen. Nur darüber waren sie mit Stein vollkommen einig, daß man vor dem schrankenlosen Souverainetätsgelüste einer in Bonaparte'schen Gewohnheiten erwachsenen Fürstengeneration die deutschen Völker schützen müsse. Die Einführung von Repräsentativverfassungen in sämmtlichen deutschen Staaten erschien ihnen um so dringender, je schonungsloser die Dynastenrevolution von 1805 und 1806 die letzten Schutzwehren unserer uralten deutschen Freiheit niedergerissen hatte*).

So glänzend sich gerade jetzt die kriegerische Lage gestaltet hatte, die vertraulichen Aeußerungen der patriotischen Staatsmänner, die uns aus jenen Tagen vorliegen, prägen doch schon eine resignirte und fast trübe Stimmung aus, wie sie das Bewußtsein scheiternder Hoffnungen erweckt. Es konnte jetzt schon für einen Erfolg gelten, wenn dem durchaus verderblichen System von Bündnissen, wie es Metternich wollte, oder der Halbirung Deutschlands durch die Mainlinie, die man in Preußen wünschte, ein Riegel vorgeschoben ward. Es war Steins ehrliche Hoffnung — und auch dies charakterisirt die rathlose Lage — daß wenigstens England und Rußland darauf bedacht sein würden, eine feste Ordnung in Deutschland zu gründen und zu erhalten! „Kraft zum Widerstand nach Außen", schrieb er acht Tage nach dem Teplitzer Vertrag an Münster, „im Innern Sicherheit des Eigenthums und des Lebens für den Einzelnen müssen die Hauptpunkte, Verstärkung der Macht des Kaisers, von Preußen, Verminderung der Macht der Stände, Zerstörung des Rheinbundes und aller französischen Einrichtungen müssen die Mittel sein."

Selbst Münster, der im Frühjahr so eifrig Steins Politik bekämpft und sie auch jetzt noch mitverantwortlich machte für das drohende Mißlingen, fing an besorgt zu werden und beklagte die Zugeständnisse, die der rheinbündischen Souverainetät gemacht wurden. „Kann es, meinte er arglos, einen vernünftigen Fürsten geben, der nicht die limitirten Hoheitsrechte der deutschen Conföderation dem nichtigen Titel einer unter Bonaparte's Tyrannei stehenden sogenannten Souverainetät vorzöge? Das Schicksal der Deutschen würde höchst zu beklagen sein, wenn sie künftig dem Willen kleiner Despoten unterworfen sein sollten. Sollte diese Art Souverainetät für das arme Deutschland beliebt werden, so wäre ich bereit, mich auf die Seite der Revolutionärs zu schlagen." „Es scheint mir, schrieb er bald nachher, der brave Stein hat allerdings Ursache, finster auszusehen. Die Traktate, welche völlige Souverainetäten in Deutschland nicht sowohl bestätigen, als neu schaffen, sind für

*) Ueber Metternichs Ansicht s. die Depesche Hardenbergs bei Castlereagh III. 1. 60—67. Vgl. Pertz III. 415 f.

Deutschlands Vereinigung in unserem Sinn und noch mehr für die Freiheit der Nation höchst schädlich." Aber bessern Rath wußte auch er nicht. Er meinte durch das britische Ministerium die Sache betreiben zu müssen; Preußen, rieth er, solle sich mit dem Czaren über bestimmte Punkte vereinigen und dann durch Stadion auf den österreichischen Monarchen einwirken. So waren die Diplomaten und Staatsleute über unsere wichtigste Lebensfrage schon ziemlich rathlos und selbst die Bestgesinnten unter ihnen setzten bereits mehr Hoffnung auf den Impuls des Auslandes, als auf die Eintracht und den guten Willen der eigenen Fürsten.

Während hier Alles in der Schwebe war, erfocht die österreichische Auffassung einen neuen Sieg durch den Vertrag mit Baiern. Die bairische Freundschaft für Napoleon war schon nach dem Feldzug von 1809 leise erschüttert worden; die Opfer, die Baiern damals gebracht, und der Antheil, den es an dem Siege der Franzosen gehabt, waren durch den Frieden nur mäßig belohnt worden, so lockend auch die Verheißungen lauteten, die Napoleon damals im Feldlager zu Abensberg hatte vernehmen lassen. Die Lasten des Krieges und der Handelssperre, durch eine sorglose Finanzwirthschaft empfindlich gesteigert, erdrückten fast das Land, so daß König Max selbst einmal verzweifelnd ausrief, er werde den Schlüssel auf die Schwelle legen und davon gehen müssen, wenn das so fortdauere. Statt des versprochenen Lohnes kamen nur immer neue Opfer, selbst der theuer erworbene Länderbesitz ward durch aufgedrungene Abtretungen geschmälert und Baiern, „der erste Rheinbundstaat", so gut an seine Ohnmacht und Vergänglichkeit erinnert, wie der kleinste unter ihnen. Es folgte der Feldzug von 1812, der dreißigtausend Mann und eine ganze Heeresrüstung Baierns verschlang, der die Trauer und den Unwillen über das fremde Joch in alle Familien hineintrug. So war denn schon im Frühjahr, als Preußen losbrach, kaum in einem Rheinbundstaate, Westfalen etwa ausgenommen, die Stimmung widerwilliger gegen den fremden Dienst als in Baiern. Daß am Hofe die Königin und der Kronprinz die Franzosen haßten, war eine bekannte Sache; aber auch im Heere und im Volke war man des Ruhmes satt, Bonaparte's erste Vasallen zu sein. Bald nahte der neue Krieg und brachte neue Forderungen des französischen Kaisers, die abzulehnen bei aller Bedrängniß Baierns unmöglich war. Die Klagen über die Noth des Landes waren fruchtlos; Napoleon schärfte noch die Last der Forderungen durch den gebieterischen Ton, der eher an das Verhältniß zu seinen Präfecten erinnerte als an eine Verhandlung mit „souverainen" Fürsten. An einen Abfall glaubte er nicht; er sah diese Rheinbundskönige als seine Geschöpfe an, die mit ihm standen und fielen, er baute auf die Dotationen und Geldschenkungen, womit er Montgelas und Wrede dem französischen Interesse verknüpft hatte.

Der äußere Anschein der Dinge schien diese Berechnung zu rechtfertigen. Baiern rüstete trotz der Erschöpfung des Landes mit außerordentlicher An-

strengung. Dreimal wurde conscribirt und dann außer den mobilen Legionen auch noch die Bevölkerung zwischen 22 und 40 Jahren zu den Waffen gerufen, so daß bald die nothwendigsten Arbeitskräfte dem Ackerbau und dem Gewerbe anfingen zu fehlen. Zur Zeit des Waffenstillstandes standen schon wieder einige dreißig Bataillone mit Reiterei und Geschütz im Münchener Lager beisammen, die Festungen waren wohl besetzt und versorgt, es entstanden freiwillige Regimenter, es ward eine Landwehr gebildet, ganz Baiern schien ein großes Lager geworden. Der König selbst gab seine Freude kund über die Siege von Großgörschen und Bautzen und betheuerte noch kurz vor dem Ende des Waffenstillstandes seine warme Anhänglichkeit an die Napoleonische Sache.

Allein die dynastische Selbstsucht hatte diesen Bund gestiftet; sie konnte ihn auch zerreißen. Lag es nicht in Montgelas' Art, sich für Ideen zu begeistern, so war es ebenso wenig seine Weise, für die Dankbarkeit, an welche die Franzosen auch jetzt noch fortwährend appelliren, seinen Herrn und das Land zu opfern. Ob die stattliche Rüstung dem Napoleonischen Dienst bestimmt war, durfte man darum billig bezweifeln; sie entsprang in erster Linie dem Gedanken, Baiern so zu stellen, daß es nicht wehrlos von dem Strom der Ereignisse sich mußte treiben lassen. Nur etwa 8000 Mann folgten in Sachsen den Fahnen Napoleons; aus der Aufstellung und Thätigkeit des Hauptheeres, das im August an den Inn vorrückte, sprach eher der Wunsch zu beobachten als die Neigung zu kämpfen*). Vorsicht war freilich nach allen Seiten dringend geboten. Wohl fing man in München an ermüdet zu sein von den Lasten der Bonaparte'schen Freundschaft und der König hatte es nicht vergessen, wie ihm Napoleon einst in vertraulichem Gespräch das Wort hinwarf: Wenn Sie mir 1805 nicht gefolgt wären, stände jetzt Murat an Ihrem Platze — aber man hatte auch allen Grund, vor Oesterreich auf der Hut zu sein, denn seit dreißig Jahren hatte die zweibrücker Dynastie gegen die Lüsternheit Oesterreichs ihre Existenz vertheidigen müssen. Darum stand es durchaus außer Zweifel: wenn das Glück der Waffen noch einmal für Napoleon entschied, dann trat die neue Kriegsrüstung Baierns unter seine Fahnen. Aber es folgte der Beitritt Oesterreichs, die Schlachten vom August, die deutlichen Zeichen der Erschütterung Bonaparte'scher Herrlichkeit. Die Dinge lagen jetzt so, daß Napoleons Macht in Deutschland auch ohne den Abfall seiner deutschen Vasallen bald zertrümmert war; der Rheinbund, selbst

*) Le général Wrede a **depuis longtems** l'ordre précis de s'abstenir de tout mouvement offensif, schreibt nachher am 10. Sept. der König an den russischen Kaiser. S. Lord Burgersh Memoiren über die Operationen der verbündeten Heere. Uebersetzt von Schreiber. Berl. 1844. S. 189. Dazu stimmt auch die Weise, in welcher man dem Ansinnen Napoleons um active Hülfe auszuweichen suchte, s. das Schreiben von Montgelas bei Heilmann Feldzug von 1813. München 1857. S. 28 f.

schon gelähmt und gespalten, konnte ihn nicht mehr retten, höchstens die Dynastien, die ihn bildeten, mit in seine Katastrophe verwickelt werden. Wenn man bei der siegreichen Macht noch Dank ernten und den Lohn des Sieges mitgenießen wollte, so war es höchste Zeit, sich zu entscheiden.

Im Lager der Verbündeten hatte man Baiern nicht aus den Augen verloren. Nach einer glaubwürdigen Quelle hätte man dort nach dem Grundsatz, daß Preußen in Norddeutschland, Oesterreich im Süden die leitende Stimme gebühre, schon früh der letzteren Macht die Unterhandlungen mit den südlichen Rheinbundstaaten anheimgestellt. Es würde sich auch darin eine gewisse Unbedachtsamkeit der preußischen Politik aussprechen, die so inhaltschwere Verhandlung mit dem ersten Rheinbundstaate gerade Oesterreich zu überlassen. Das Wiener Cabinet unterließ es wenigstens nicht, die Stimmungen Baierns mit wachsamem Auge zu verfolgen; wir erinnern uns, schon im Frühjahr war Schwarzenberg auf seiner Sendung nach Paris bemüht, die Situation in München zu erforschen. Wie dann im August der diplomatische Bruch mit Oesterreich erfolgte, geschah das unter Formen, die eher auf Annäherung, als auf erbitterten Kampf schließen ließen. Daß es Baiern selbst nicht mehr im Sinne lag, sich unlösbar mit Napoleons Schicksal zu verketten, zeigte die gleichzeitige Instruction an Wrede: „Die ihm untergebenen Truppen unter keinem Vorwand vertheilen zu lassen, auch nicht zuzugeben, daß selbige außer dem Königreich, besonders nicht in Preußen und Sachsen, am allerwenigsten aber weiter im Norden verwendet würden."

Schon waren auch, ehe der Herbstfeldzug begann, im strengsten Geheimniß Verhandlungen zwischen Oesterreich und Baiern gepflogen worden, die zwar zunächst zu keinem Ergebniß führten, aber doch auf beiden Seiten die Neigung zu einem Einverständniß kundgaben. Als der österreichische Geschäftsträger Hruby bei seiner Abreise von München das Hauptquartier Wrede's berührte, äußerte er die Hoffnung, in Kurzem unter besseren Auspicien wiederzukommen, und der bairische General verhehlte nicht, daß solch eine Wendung auch seinen Wünschen entsprechen würde.

Eine erste Frucht dieser Annäherungen war dann die thatsächliche Waffenruhe, die nach gemeinsamem Einverständniß an der österreichisch-bairischen Grenze stattfand. Damit hatte sich Baiern schon halb los gemacht von der bonaparteschen Politik; es ging seinen eignen Weg, und suchte sich seine Waffenmacht zur freien Verfügung vereinigt zu halten. Noch hing freilich Alles davon ab, wie sich die Dinge auf dem großen Kriegsschauplatz entschieden; Napoleons Niederlage führte aber ohne Zweifel Baiern den Alliirten zu.

Den Verbündeten war dies Verhältniß wohl bekannt; sie versäumten nicht, die einmal angeknüpften Fäden in der Hand zu halten. Noch vor Ende August schrieb Kaiser Alexander an König Max einen Brief, worin er ihn zum Anschluß an die Coalition aufforderte; die Opfer, die Baiern zuge-

muthet würden, beschränkten sich auf einige Grenzarrondirungen, wofür es aber reichlich entschädigt werden solle; denn der russische Kaiser wünsche nicht nur, Baierns Macht zu erhalten, sondern sie zu vergrößern. Mit diesem Briefe gleichzeitig traf der schon genannte österreichische Diplomat Baron Hruby bei den bairischen Vorposten ein und brachte die Ermächtigung mit, über Baierns Anschluß zu verhandeln. Der Moment war freilich nicht günstig; es kamen eben die Siegesnachrichten von Dresden. Man mochte sich darum in München mit dem Uebertritt nicht allzusehr beeilen, zumal Montgelas nicht eben mit Freudigkeit der neuen Allianz entgegensah. Bairische Quellen versichern, er habe sich noch immer nach Frankreich geneigt, dagegen sei Wrede jetzt einer der Dränger zum Anschluß an den großen Bund gewesen.

In der zweiten Woche September, also unter dem Eindruck der Botschaften neuer Siege der Verbündeten, ist der Umschwung erfolgt. Am 10. Sept. richtete König Max ein Schreiben an den Czaren, das seine entschiedene Abneigung, länger für Napolon zu kämpfen, und seine Bereitwilligkeit zum Eintritt in die Coalition aussprach. Er sei bisher den zu einer andern Zeit und unter andern Auspicien übernommenen Verpflichtungen stets auf das gewissenhafteste nachgekommen; jetzt, da er durch die Umstände davon befreit sei, schätze er sich glücklich, Verhältnisse wiederherzustellen, die er nur ungern unterbrochen habe. Sein ganzes Trachten sei darauf gerichtet, einen fortdauernden Frieden herbeizuführen und sich den ungestörten Besitz seiner Länder zu erhalten. Diesem Schreiben war einige Tage früher ein anderes an Napoleon vorangegangen, worin der König die Unmöglichkeit darlegte, länger gegen das Interesse und den Willen seines Landes die Verbindung mit Frankreich fortzusetzen. Dann war auch am 10. September die Ermächtigung an Wrede abgesandt worden, mit Oesterreich zu unterhandeln.

Seit Mitte September ward dann zu Ried zwischen Wrede und dem österreichischen Feldzeugmeister Fürst Reuß unterhandelt; es dauerte aber doch bis in den nächsten Monat, bis man ins Reine kam. Montgelas trennte sich doch nur schwer von dem Rheinbunde, mit dessen Untergang freilich auch seine eigne Macht erschüttert war; König Max stand zwischen zwei entgegengesetzten Einflüssen. Die verbündeten Monarchen wandten sich alle drei brieflich an ihn, um seine Bedenken zu überwinden; namentlich beruhigte ihn der König von Preußen wegen der gefürchteten Rückgabe von Ansbach und Baireuth, die als eines der wesentlichsten Hindernisse galt. Aber man hielt es doch auch im großen Hauptquartier für nöthig, zuletzt halb drohend zu bedeuten: daß wenn nicht rasch der Abschluß erfolgte, man die Verhandlungen abbrechen würde. Montgelas suchte immer noch Zeit zu gewinnen und hinzuhalten; außer allem andern konnte er sich nur schwer entschließen, die Abtretungen an Gebiet zu machen, die Oesterreich forderte. Indessen Wrede's

Drängen und die Sorge, man komme zu spät, brachte zuletzt die Entscheidung; am 8. Oktober ward der Vertrag zu Ried unterzeichnet*).

Darin ward zunächst Friede und Freundschaft zwischen Baiern und Oesterreich wiederhergestellt; zugleich nahm Baiern activen Antheil an dem großen Bündniß und seinem Kampfe für die Unabhängigkeit und Ruhe in Europa. Indem es den Rheinbund preisgab und gleich Oesterreich sich verpflichtete, mit Frankreich keinerlei besondere Verhandlung mehr zu pflegen, stellte es eine Macht von 36,000 Mann, die sich mit der großen österreichischen Armee vereinigte, aber unter einem unmittelbaren bairischen Commando stand und nicht getrennt oder zersplittert werden durfte. Die Feindseligkeiten sollten gleich nach der Ratification des Vertrages beginnen. Baiern versprach die Abtretungen an Gebiet zu gewähren, die zur Sicherung einer passenden militärischen Gränze zwischen Oesterreich und Baiern geeignet schienen; Tirol sollte sogleich den österreichischen Truppen geöffnet werden. Dafür verhieß Oesterreich in seinem und seiner Verbündeten Namen seine nachdrückliche Intervention und im Nothfall seine bewaffnete Hülfe, um Baiern die vollständigste und den geographischen, statistischen und finanziellen Verhältnissen der abgetretenen Gebiete entsprechende Entschädigung zu sichern. Die Entschädigung sollte dem bairischen Gebiete gelegen sein und in ununterbrochenem Zusammenhang damit stehen. Außerdem — und dies war die wichtigste Bestimmung des Vertrags — ward Baiern in einem öffentlichen wie in einem geheimen Artikel im Namen Oesterreichs und seiner Alliirten die volle und ganze Souverainetät seiner Gebiete eingeräumt; die beiden contrahirenden Mächte, hieß es in dem geheimen Artikel, betrachten es als ein Hauptziel ihrer Bemühungen in dem gegenwärtigen Kriege, daß der Rheinbund aufgelöst und die völlige und unbedingte Unabhängigkeit Baierns in der Weise hergestellt werde, daß es, von jedem fremden Einfluß frei, den vollen Genuß seiner Souverainetät erlange. Den Beitritt Rußlands und Preußens zu diesen Bedingungen versprach Oesterreich zu erwirken.

Dafür, daß Baiern seit fast einem Jahrzehnt die sicherste Stütze der Bonaparte'schen Macht in Deutschland gewesen war und erst jetzt vor Thorschluß die fremden Fahnen verließ, waren diese Bedingungen in jedem Falle gut genug. Wohl hatte der Beitritt Baierns auch in diesem Augenblick noch seinen Werth: er sprengte vollends den Rheinbund, bereitete die Abfälle der Uebrigen vor, bedrohte Napoleons Rückzug und öffnete den Oesterreichern den Weg nach Italien. Aber unentbehrlich zum Erfolge war er nicht. Auch ohne Baiern mußten schon die nächsten Tage die große Entscheidung bringen, die der französischen Herrschaft in Deutschland ein Ende machte und den Creaturen Napoleons nur zwischen Unterwerfung oder Vernichtung die Wahl

*) Ueber die vorangegangenen Verhandlungen s. Heilmann, Feldzug von 1813 S. 89—108.

ließ. Unentbehrlich war darum der Vertrag nur für Baiern; er wehrte ihm die Folgen der drohenden Katastrophe ab und belohnte eine Politik, welche in den Augen der Welt als die mitschuldigste Dienerin des Bonaparte'schen Wesens galt. In dieser Lage die ganze Beute, die im französischen Dienste erworben war, den Länderbesitz wie die neue Souverainetät sich zu retten, war Alles, was die bairische Politik verlangen konnte.

Für eine siegreiche Coalition war der Preis in jedem Fall hoch genug, um einen Verbündeten zu gewinnen, den ihr das Glück der Waffen bald von selber zuführte, und der im Fall eines, freilich zunächst nicht mehr zu besorgenden, großen Mißgeschicks immerhin zweifelhaft blieb. Denn ein Mann wie Montgelas konnte zwar nach der Lage und den wechselnden Interessen seine Taktik, aber nicht seine Natur und Ueberlieferung ändern. Von ihm ein inneres Eingehen in die deutschen Gesichtspunkte des Krieges zu erwarten, wäre mehr als naiv gewesen. Er gab sich denn auch ganz so wie er war. Es war gewiß seine aufrichtige Meinung, wenn er dem französischen Gesandten beim Abschied sagte: „Wir beugen uns jetzt unter dem Sturme und treiben, weiß Gott wohin. Aber ist die Ruhe einmal hergestellt, so seien Sie von Einem fest überzeugt: daß Baiern stets Frankreich nöthig hat.“ Und in dem Manifest vom 14. Oct., worin Baiern sich öffentlich von Napoleon lossagte, hieß es wörtlich: „S. M. wünschen, daß ein schneller Friede Verhältnisse bald wieder herstelle, denen Sie nur dann erst entsagt haben, als die unberechtigte Ausdehnung einer Gewalt, die jeden Tag lästiger wurde, und die gänzliche Hülflosigkeit, worin man Baiern mitten in der ernstlichsten Krisis ließ, Ihnen die ergriffene Partei zur Pflicht und zum Bedürfniß machten.“

Gleichwol möchten wir nicht, wie es wohl geschehen ist, der österreichischen Unterhandlung zu Ried den Vorwurf der Ungeschicklichkeit machen. Sie erreichte Alles, was sie wollte. Sie ließ sich die Rückgabe ihrer verlorenen Gebiete versprechen, nahm Tirol sogleich in die Hand und überließ es dann später Baiern, die mit allem Nachdruck verheißenen Entschädigungen sich auf Kosten Dritter zu suchen. Sie bewirkte es, daß das zu Teplitz verkündete Programm von der Gewährung der Fürstensouverainetät hier am eclatantesten und folgenschwersten Beispiel praktisch gemacht und damit alle schon vorhandenen und künftigen Reformentwürfe deutscher Reichsverfassung vereitelt wurden. Denn was man Baiern gewährte, konnte man billiger Weise den Uebrigen nicht weigern; wenn Montgelas für seine Bonaparte'sche Vergangenheit amnestirt ward, mit welchem Rechte wollte man denn Württemberg, Baden, Hessen dafür strafen, daß sie noch ein paar Wochen länger ihrem Protector gehorchten? Dieselbe dynastische Verwandtschaft, die bei dem russischen Kaiser Baiern zu Gute kam, war dann ohne Zweifel auch Fürsprecherin für Württemberg und Baden.

Wer der stolzen Verheißungen vom Frühjahr, der Reformpläne und

Einheitsentwürfe gedachte, die im Lager der Kalischer Allianz laut geworden waren, der konnte im Ernste zweifeln, ob Rußland und Preußen es über sich vermochten, dem Rieder Vertrage beizutreten. Denn hier war alles das verleugnet, wofür man vor sechs Monaten erklärt hatte die Waffen zu ergreifen; der rheinbündische Länderbestand und die rheinbündische Souverainetät waren in der bindendsten Weise garantirt und die überlieferte Freiheit der Nation, wie ihr gerechter Anspruch auf Einheit jener durch den revolutionären Umsturz des Reichs usurpirten Selbstherrlichkeit preisgegeben. Wenn sich, um von Rußland nicht zu reden, die preußische Politik diesen Schachzug Metternichs ruhig gefallen ließ, dann hatte sie sich selbst verurtheilt. Was von Schimpf und Kränkung ihr dann widerfuhr, war nur die verdiente Züchtigung der Schwäche und Inconsequenz; verspätete Klagen und Warnungen, wie sie nachher 1814 und 1815 zu Wien gehört wurden, fielen nur als Anklagen auf die Urheber zurück.

Wir hören nicht, daß im diplomatischen Hauptquartier diese Wendung besonders tief empfunden ward. Stein war unwillig; „die preußischen und russischen Minister, so berichtet eine gute Quelle,*) glaubten Oesterreich nicht durch Verweigerung der Genehmigung in Verlegenheit setzen zu dürfen!“ In dieser höflichen Rücksicht ward denn der Beitritt vollzogen und damit über die Frage deutscher Organisation das entscheidende Loos geworfen. Man durfte sich nun nicht wundern, wenn am Ende in den deutschen Dingen nichts zu Stande kam, als allenfalls das Metternich'sche „System von Allianzen“; selbst eine so unvollkommene Bundesverfassung, wie die vom 8. Juni 1815, war nach dem Rieder Vertrage schon ein Werk von unsäglicher Schwierigkeit.

An den Männern der Reform wäre es gewesen, diese Politik um jeden Preis zu bekämpfen, auch wenn Oesterreich dadurch eine „Verlegenheit“ bereitet ward. Das Toben gegen Montgelas macht einen peinlichen Eindruck, wenn man damit die Gefügigkeit gegen seine Politik zusammenhält. Es ist schmerzlich, es zu sagen, aber es stand einem Manne, wie Stein, nicht gut an, auch jetzt noch das unwürdige Libell verbreiten zu lassen, das er im Sommer des Jahres durch eine sehr compromittirte Persönlichkeit, den Grafen Reisach, gegen den bairischen Minister hatte verfassen lassen.**) Was halfen

*) Pertz III. 429.

**) „Baiern unter der Regierung des Ministers Montgelas. Deutschland, im Verlag der Kämpfer für deutsche Freiheit. 1813.“ Es mag in der Schrift mancher wahre Zug aus der wilden Wirthschaft Montgelasscher Bureaukratie verzeichnet stehen, obwol Reisachs Zeugniß nicht schwer wiegt, aber sie bleibt darum doch in Form und Inhalt ein unwürdiges Schmählibell, dessen Autor auf jedem Blatte seine persönliche Erbitterung gegen den allmächtigen Minister und die Unfähigkeit, dessen gute Seiten zu beurtheilen, zur Schau trägt. Namentlich ist es eine ganz klägliche Taktik, Karl Theodors letzte Zeit zu preisen, um damit Montgelas herabzuziehen, wie dies Reisach S. 11 und an andern Stellen in wahrhaft schamloser Weise thut.

die Schmähungen auf Montgelas, wenn im nämlichen Augenblicke der Triumph seiner Politik geduldig ertragen ward!

Es thut Einem wohl, nach diesen diplomatischen Episoden sich an dem großen Gange der kriegerischen Ereignisse zu erfrischen. Wir haben dieselben in dem Momente verlassen, wo sich Alles zur letzten großen Entscheidung auf deutschem Boden zusammenzog. Napoleon stand am Ausgang eines Feldzugs von wenigen Wochen, der ihm die Lebensarbeit vieler Jahre zertrümmert hatte. Nichts war ihm gelungen in diesem Kampfe des August und September; der einzige Erfolg bei Dresden, ein letztes trügerisches Lächeln des Glückes, war unbenutzt geblieben und schlug rasch in die furchtbarste Niederlage um. Von seinen Marschällen war der Zauber des Sieges gewichen; aus der Mark wie aus Schlesien hörte man nur von verlorenen Schlachten — Schlachten, die binnen wenig Tagen ein volles Drittheil der Napoleonischen Streitkräfte verzehrten. Vergebens entfaltete der Imperator selbst die ganze Unerschöpflichkeit seines rastlosen Geistes, um da oder dort dem Gegner einzeln einen glücklichen Zug im großen Kriegsspiele abzugewinnen; zwei- und dreimal wirft er sich nach Böhmen und nach Schlesien, ohne irgend eine andere Frucht zu ernten, als die wachsende Erschöpfung seiner Mittel. Er kann es nicht mehr hindern, daß die große böhmische Armee sich zum Aufbruch nach den Ebenen Sachsens, die schlesische sich zum Uebergange der Elbe und zur Vereinigung mit Bernadotte in Bewegung setzt. Der Boden, auf dem er steht, ist ausgesogen bis aufs Aeußerste, der Rheinbund in Auflösung, sein westfälisches Königthum durch einen Kosakenschwarm umgeworfen, seine Rückzugslinie durch verwegene Reiterschaaren bedroht und durchbrochen, Frankreich selbst zu ermüdet, um ihm neue Armeen zu schaffen. Die Tage seines Bleibens in Dresden waren jetzt gezählt; er mußte weichen, mit wie zäher Ausdauer sich sein Stolz auch sträuben mochte, diese Stelle zu verlassen und an den Rückzug zu denken.

Aber die Bewegungen der Gegner ließen ihm keine Wahl; der Kreis ihrer Armeen zog sich um ihn enger und enger; schon näherte sich Schwarzenberg, wenn auch nur langsam tastend und ohne den Entschluß zu einer großen Entscheidungsschlacht, den Ebenen von Leipzig, und Blücher hatte eben jetzt den Uebergang über die Elbe erfochten und seine Vereinigung mit dem Nordheer vollzogen.

Die Botschaft von dem Ereignisse bei Wartenburg überwand Napoleons Abneigung, Dresden zu verlassen; am 7. Oct. brach er fast mit seiner gesammten Streitmacht auf, um sich zunächst gegen Blücher und Bernadotte zu wenden; nur St. Cyrs und Lobaus Corps blieben zurück bei Dresden. Der Operationsplan der Verbündeten bot die eine Blöße: ehe der überlegene Kreis von Armeen um den Gegner sich schloß, konnte dieser selbst aus der

Mitte hervorbrechen und sich auf die einzelnen Kräfte vor ihrer Vereinigung werfen. Napoleons Aufbruch von Dresden hatte keinen andern Sinn; er wollte sich sofort gegen Blücher wenden, um erst diesen, dann Bernadotte über die Elbe zurückzudrängen. Der Plan mißglückte. Rasch hatte er sich gegen das schlesische Heer aufgemacht und schon am 8. Oct. berührten sich zwischen Wurzen und Düben die vorgeschobenen Truppen beider Heere, aber das weitere Vordringen blieb ohne Frucht; Blücher war noch rechtzeitig ausgewichen und Napoleon fand den Feind dort nicht mehr, wo er ihn suchte. Die schlesische Armee hatte sich über die Mulde gezogen; hier blieb sie mit Bernadotte in Berührung und erwartete den Anmarsch des großen böhmischen Heeres aus dem Erzgebirge. Wenn dann Napoleon mit seiner ganzen Macht vorwärts drängte, so stand es Blücher frei, über die Saale zurückzuweichen. Zwar hatte es einige Mühe gekostet, den schwedischen Kronprinzen zum vollen Einverständniß zu bestimmen; der hätte gern gleich wieder die Elbe überschritten und die Frucht des Wartenburger Tages ohne Schwertstreich preisgegeben; indessen es gelang doch, ihn an Blüchers Seite festzuhalten und die Rückzugsgedanken vorerst zu beschwichtigen. So war Napoleons Plan vereitelt, hier, wie kurz vorher in Schlesien und Böhmen, wollten sich die Gegner nicht dazu bieten, sich getrennt von seiner ganzen Macht angreifen und schlagen zu lassen. Voll Verdruß über die fehlgeschlagene Hoffnung begab sich der Kaiser (10. October) nach Düben, um dort vier verhängnißvolle Tage thatlos zu verlieren.

Die Vereinigung der Gegner zu hindern, erschien jetzt schon nicht leicht; ihre getrennten Kräfte wichen ihm aus, gegen ihre vereinigte Macht hatte er nur eine Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen zu erwarten. In dieser peinlichen Lage, so erzählen seine Bewunderer, ergriff er einen Gedanken, der ihn schon früher beschäftigt und dessen kühne Ungewöhnlichkeit gerade auf eine Natur, wie die seine, verlockend wirken mochte. Er wollte auf das rechte Ufer der Elbe gehen, Dresden behaupten, die Mark und die preußische Hauptstadt erobern, Magdeburg zum Mittelpunkt seiner Operationen machen. Noch waren die Elbfestungen sein, im Rücken hatte er Stettin, Küstrin, Glogau, Danzig und das befreundete Polen, zur Linken standen St. Cyr und Lobau, die Rechte konnte er Davoust und den Dänen reichen, seine gesammte Macht war dann vereinigt und stand auf einem Boden, der ihr wenigstens besseren Unterhalt verhieß, als das bis auf den Grund ausgesogene Sachsen. Vielleicht machte die kühne Seltsamkeit des Planes die Gegner betroffen und weckte unter ihnen die schlummernden Friedensgedanken; Bernadotte eilte dann wohl nach Norden und ihm selber gelang, was seit Wochen überall fehlgeschlagen war: die Gegner getrennt zu fassen und zu schlagen.

Wäre es mit diesem Plane Ernst, so würde sich gerade darin seine verzweifelte Lage sprechend ausprägen. Er wollte den Krieg auf dem Boden seiner erbittertsten Feinde führen, mit dem Rücken an die Oder gelehnt, mit

der Front nach dem Rheine hin gewendet. Er schnitt sich selber von Frankreich ab, gab den Insurrectionen im deutschen Westen freien Spielraum, überließ den Rheinbund schutzlos der Action der Gegner.

Seine Situation und seine Kräfte waren zudem zu solchen Wagnissen nicht mehr angelegt. Nur er selber erscheint noch als der Gleiche, wie in früheren Tagen; rings um ihn hatte sich Alles geändert. Frankreich war tief ermüdet, seine Generale sehnten sich, des Krieges satt, nach Hause, seine Mannschaft war physisch und moralisch nicht mehr die alte. Aus dem Munde der Officiere und Soldaten konnte man vielfach die trübe Prophezeiung hören, daß der Rückzug das Einzige sei, was übrig bleibe. Seine verbündeten Hülfstruppen wurden mit jedem Tage schwieriger; eben noch, auf dem Marsche nach Düben, hatte er die bittere Erfahrung machen müssen, daß die Sachsen, statt das gewohnte „Vive l'Empereur" zu rufen, ihn mit grollendem Schweigen empfingen. Zugleich nahte die große Armee der Gegner den Ebenen von Leipzig und vollzog wahrscheinlich in dem Augenblicke ihre Vereinigung mit Blücher. Seine französischen Bewunderer, nach ihrer Neigung, vor dem wahren Zusammenhange der Dinge die Augen zu verschließen und in unerwarteten Zufällen die Erklärung des Geschehenen zu suchen, haben auch hier nicht umhin gekonnt, sich eine plötzliche dramatische Verwicklung auszusinnen, welche die Katastrophe verschuldet haben soll. Nach ihrer Schilderung hätte der kühne Plan Rettung und Sieg bringen müssen; da kam ganz unverhofft die Botschaft von Baierns Abfall, die den Rückzug bedrohte, und zwang den Kaiser, seinem großen Entwurfe zu entsagen! Nicht die eigene Schuld, nur fremder Verrath muß dann hier, wie sonst, die Verantwortlichkeit des Ausganges tragen. Vor der ruhigen historischen Prüfung können freilich solche Fictionen nicht bestehen. Daß Baierns Abfall zu erwarten stand, konnte Napoleon seit Wochen, ja Monaten ahnen; daß er zu Ried vollzogen sei, wußte er noch nicht, als er am 11. Oct. die ersten einlenkenden Befehle erließ. Unter allen Umständen war aber die Auflösung des Rheinbundes und der Uebertritt Baierns ein Fall, der von vornherein mit in Rechnung gezogen werden mußte.

Ein Marsch über die Elbe konnte indessen in andrer Weise immerhin von Bedeutung sein. Napoleon kannte ja Bernadotte's scheue Vorsicht und durfte mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten, daß den eine drohende Diversion im Rücken rasch über den Strom zurücktreiben werde. Vielleicht zog er dann Blücher nach und es ward im letzten Augenblicke erreicht, was ihm bisher mißlungen war: die drohende Vereinigung der Feinde zu hindern und sich mit Macht auf ihre getrennten Streitkräfte zu werfen. Die Haltung des Kronprinzen zeigte zur Genüge, wie wenig gefehlt hat, um Napoleons psychologischer Berechnung, wenigstens soweit es diesen anging, Recht zu verschaffen. In diesem Sinne beziehen sich die Befehle, die Napoleon seit dem 10. Oct. erließ, auf eine Operation am rechten Ufer der

Elbe. Auf eine weitgreifende Bewegung jenseits dieses Stromes deuteten dieselben freilich nicht hin; von dem kühnen Plane, an die Oder gelehnt, den Krieg fortzusetzen, findet sich darin keine Spur. Vielmehr war es sein erster Gedanke, Wittenberg zu entsetzen und dann auf dem rechten Elbufer gegen die Brücken bei Roslau und Acken vorzugehen. Vielleicht genügte das, die Nordarmee und mit ihr Blücher zum Rückzug zu bringen, Dresden sicherzustellen und die böhmische Armee zu bestimmen, daß sie ihren Marsch auf Leipzig aufgab. Im Falle des Gelingens dachte er auch daran, wie er an St. Cyr schreiben ließ, „einen Besuch in Berlin zu machen." Wenn freilich diese Voraussetzungen nicht zutrafen, weder Blücher und Bernadotte, noch Schwarzenberg rasch zurückgingen, dann wollte er die Brücken bei Roslau und Acken zerstören und nach Magdeburg aufbrechen, um diesen festen Platz, der reiche Vorräthe aller Art enthielt, zum Mittelpunkt seiner Operationen zu machen, und gestützt auf die Elbfestungen, die Feinde anzugreifen*). Welchen Plan Napoleon wählen würde, war noch unentschieden; einstweilen wartete er auf Nachrichten: ob Bernadotte, ob Blücher über die Elbe gehe, ob Schwarzenberg herranrücke — und die Befehle, die er erließ, waren durch die wechselnden und unsichern Botschaften bedingt, die ihm über die Operationen der Gegner zuflossen. Drum ist auch sein Aufenthalt zu Düben getheilt zwischen angespanntester Thätigkeit, in der er die mannigfaltigsten Anordnungen und Befehle aussprudelt, und zwischen jener Abspannung, wie sie die rastlose Arbeit und das unfreiwillige Warten auf Nachrichten erzeugte. Odeleben sah ihn damals im Schlosse zu Düben Stunden lang unbeschäftigt vor dem Tische sitzen, wie er einen Bogen Papier mit großen Fracturzeichen vollschrieb! Er wartete — auf Berichte, indessen seine gewöhnlichen Gehülfen ruhig in den Ecken des Zimmers saßen und auf Befehle harrten. Diese Abhängigkeit von Nachrichten, die sich unsicher und wechselnd durchkreuzten, prägt sich auch in seinen Anordnungen bezeichnend aus; er erläßt oft binnen wenigen Stunden Befehle ziemlich verschiedenen Inhalts, je nachdem sich die Situation neu gestaltet zu haben schien. Vergebens suchte er von Bernadotte's und Blüchers Rückzug über die Elbe sichere Kunde zu erlangen; es ward ihm nur am 12. Oct. die fast unzweifelhafte Gewißheit, daß die böhmische Armee im Anmarsche auf Leipzig sei. In der Hoffnung, daß wenigstens Bernadotte die Elbe überschritten habe, schrieb er dann am Mittag dieses Tages: „Wenn die Nachricht sich bestätigt, dann bin ich 40—50,000 Feinde los und werde mich mit meiner

*) Wir haben uns schon in der ersten Auflage gegen die abentheuerliche Annahme eines großen rettenden Planes, der nur durch Baierns Abfall gestört worden sei, ausgesprochen; seitdem hat Bernhardi (Denkwürd. Tolls III. 374 ff.) in einläßlicher Prüfung das Grundlose jener bonapartistischen Erfindung nachgewiesen und auch Thiers hat die herkömmliche Fiction aufgegeben und sie auf Rechnung der „tristes flatteurs" des Kaisers geschrieben.

ganzen Armee nach Leipzig ziehen und dem Feinde eine Schlacht liefern." Irrige Nachrichten ließen ihn sogar glauben, daß die ganze Nord- und die schlesische Armee wieder auf's rechte Elbufer zurückgegangen seien; ein Grund mehr, sich nach Leipzig zu wenden und dort mit überlegener Macht dem böhmischen Heere eine Schlacht zu liefern. Die Bewegungen nach dem rechten Elbufer, die er jetzt noch anordnete (13. Oct.), hatten augenscheinlich nur die Absicht, die Uebergänge bei Roslau und Acken festzuhalten und damit dem Feinde die Rückkehr auf das linke Ufer zu verwehren. Noch im Laufe des Tages traf freilich die Nachricht ein, daß Blücher nicht über die Elbe, sondern hinter die Saale gegangen sei und sich der Vereinigung mit Schwarzenberg nähere; es schien danach nur Bernadotte über die Elbe retirirt zu sein. Das war ja aber gerade die Bedingung, von der Napoleon die verkündete Schlacht abhängig gemacht; er säumte nun nicht mehr mit dem Aufbruche nach Leipzig*). Ich werde nur kämpfen, so lange ich will; mich anzugreifen werden sie niemals wagen, hatte er vorher gegen Marmont geäußert.

Als er sich Leipzig gegen Mittag (14. Octbr.) näherte, schallte ihm bereits von Süden Kanonendonner entgegen; die böhmische Armee war also angekommen. Um zwölf Uhr ritt er, von einigen Abtheilungen seiner Garden umgeben, in die Stadt ein und eilte dann vor das Grimmaer Thor, Meldungen zu empfangen und die nöthigen Befehle zu ertheilen. An einem Wachtfeuer, das er wohl selber in müßigen Momenten schürte, wurde rasch sein schlichter militärischer Haushalt hergestellt: ein Tisch mit einer Karte und ein Teppich, der seine Speisetafel war. Kurz nach ihm kam ein langer Wagenzug — es war der König von Sachsen mit seiner Familie, dem keine Wahl mehr geblieben, als seine unsichere Residenz zu verlassen und im Gefolge des Imperators Schutz zu suchen.

Das Feuer, das Napoleon entgegentönte, war keine Täuschung; südlich von der Stadt war bereits, als Vorspiel des großen Schlachtendramas, der erste blutige Zusammenstoß erfolgt. Die böhmische Armee war endlich aus dem Erzgebirge herausdefilirt und näherte sich Leipzig. Der Marsch des großen Heeres war durch mühsame Verpflegung, schlechte Wege und Witterung an sich erschwert und die ungemein bedächtige Führung trug natürlich nicht dazu bei, ihn zu beschleunigen. So war erst am 13. Oct. die Hauptmasse in der Umgebung von Zeitz, Altenburg, Frohburg angelangt; an der Spitze schoben sich die Corps von Wittgenstein, Kleist und Klenau, im Ganzen wohl über 60,000 Mann, gegen Leipzig vor. Sie mußten hier zuerst auf Murat stoßen, der mit Poniatowski's, Victors und Lauristons Corps, mit den Veteranen, die Augereau meist aus Spanien herangeführt, und mit Pajols

*) S. die Actenstücke im Beih. zum Militärw. 1845 S. 349 ff. Die Aeußerung gegen Marmont erzählt dieser in seinen Mémoires V. 273.



Reitercorps in einer Stärke von mehr als 50,000 Mann südlich von Leipzig aufgestellt war. Noch lag es nicht im Plane, ihn anzugreifen; die Vortruppen sollten nur die feindlichen Stellungen erkunden. Aus dieser Recognoscirung entspann sich aber (14. Oct.) ein gewaltiges Reitergefecht, das den Kampf der drei Schlachttage würdig eingeleitet hat. Bei Liebertwolkwitz stieß die Reiterei der Vorhut mit der feindlichen Cavallerie zusammen; sie wird auf 6—8000 Mann berechnet, Murat selbst hatte das Commando. Von den Alliirten waren es erst nur 18 russische und 10 preußische Schwadronen mit einigen Kosakenpulks und 20 reitenden Geschützen, die General Pahlen zum Gefechte vorführte; erst später griff die preußische Gardereiterei unter General Röder und ein Theil von Klenau's Corps wirksam in den Kampf ein. So waren die Kräfte anfangs ungleich, die Franzosen zahlreicher, die Verbündeten geübter, rascher und verwegener; geraume Zeit wogte das Gefecht unentschieden hin und her. In eine Menge einzelner Schwärme aufgelöst, tummelten sich die Reiterhaufen herum; das Handgemenge und die Verwirrung war so groß, daß mehrmals mitten im Kampfe Pausen eintraten, in denen Freund und Feind dicht neben einander ruhig hielten und die Pferde verschnaufen ließen, um dann die Blutarbeit von Neuem zu beginnen*). Ein verwegener Lieutenant von den neumärkischen Dragonern, Guido von der Lippe, hätte fast in einem raschen Anfall den König Joachim selbst von seiner Front weggeholt; so wild und hitzig war das Gedränge. Bis zum Abend zog sich der Kampf hin; noch zuletzt hatte sich ein heißes Gefecht um Liebertwolkwitz selbst entsponnen und auf beiden Seiten war der Verlust nicht gering, doch waren die Verbündeten im Vortheil geblieben. Stunden lang hatte ihre Reiterei gegen eine stärkere Macht den Kampf in Ehren bestanden, zuletzt, als ihr Zuzug kam, den Feind geworfen. Gern hätte Wittgenstein noch am Abend durch Vorrücken der ganzen Masse den errungenen Vortheil weiter verfolgt, aber er erhielt den bestimmten Befehl, jedes „Generalengagement durchaus zu vermeiden."

Die große Entscheidungsschlacht in den Ebenen von Leipzig hatte seit Monaten den Führern der verbündeten Heere als Schlußact ihrer Operationen vor Augen gestanden. Der Ort selbst schien dazu einzuladen. Beinahe in der Mitte hinter Napoleons Operationsbasis, den Elbfestungen, gelegen und doch von diesen nicht allzu rasch erreichbar, gleichsam das Centrum eines großen Straßennetzes, das nach allen Seiten hin freie Entfaltung zuließ, und von einem Terrain umgeben, welches die Entwicklung mächtiger Truppenmassen entschieden begünstigte, erschien Leipzig als der natürliche Vereinigungspunkt zur Hauptschlacht und ward schon frühzeitig als solcher bezeichnet. Gelang es, diese Stellung zu um-

*) Aster, die Gefechte und Schlachten bei Leipzig I. 257 f.

schließen, so war Napoleons Rückzug nach dem Rheine gefährdet, seine Verbindung mit den Elbfestungen unterbrochen; eine Niederlage zwang ihn, dieselben mit ihren Besatzungen und Vorräthen sich selbst zu überlassen.

Auf den ersten flüchtigen Blick mochte es scheinen, als sei der Kampf, der hier bevorstand, schon vor seinem Beginn entschieden und jede Aussicht eines Erfolges für Napoleon verloren gewesen. Man rechnete, daß am 15. October das böhmische Heer mit 136,000 Mann, das schlesische mit 56,000, die Nordarmee mit 68,000, die Reserve unter Bennigsen mit 41,000 Mann gegen Leipzig im Anzug waren. Gegen diese Masse von 300,000 Mann konnte Napoleon nur noch 190,000 Mann aufbieten; den 56,000 Reitern des Feindes hatte er nur 24,000 entgegenzustellen, gegen beinahe 1400 Geschütze standen ihm nur 700 zur Verfügung*).

Aber diese gewaltigen Zahlen sammelten sich erst. Von Napoleons Streitmacht fehlte zwar am ersten Schlachttage, am 16. Oct., nur Reynier mit etwa 12,000 Mann, aber von den Verbündeten waren über hunderttausend, die Corps von Colloredo und Bennigsen und die Nordarmee, erst noch zu erwarten. Es war also zunächst von einer großen numerischen Ueberlegenheit durchaus keine Rede. Die bedeutendste Lücke entstand durch das Ausbleiben der Nordarmee; es hing an denselben widerwärtigen Ursachen, wie vorher Bernadotte's Unthätigkeit bei Großbeeren und Dennewitz. Bis zuletzt drängte sich der Gascogner mit seinen kleinen Künsten der großen Entscheidung störend in den Weg.

Wir haben früher beobachtet, wie richtig die Führer des schlesischen Heeres den Kronprinzen von Schweden beurtheilten. Sie waren überzeugt, daß er nichts Großes unternehmen werde, wenn man ihm nicht einen mächtigen Sporn einsetze und ihn fast wider Willen mit fortreiße. Ihr Plan, Schlesien aufzugeben und rechts nach der Elbe abzumarschiren, dieser Plan, für den man nicht ohne Mühe das große Hauptquartier gewonnen hatte, beruhte in erster Linie auf dem Gedanken, die Nordarmee aus der unfreiwilligen Muße, wozu der Führer sie zwang, aufzurütteln und zur raschen Action an der Seite des schlesischen Heeres hinzudrängen. Zögernd ließ sich damals Bernadotte bestimmen, gleichfalls die Elbe zu überschreiten und sich den Bewegungen Blüchers in leidlicher Eintracht anzuschließen. Aber wie Napoleon von Dresden aufbrach, um sich gegen die beiden Heere zu wenden, erwachte

*) Napoleon hatte das zweite bis neunte Armeecorps (Victor, Ney, Bertrand, Lauriston, Marmont, Reynier, Poniatowski und Augereau), dann das XI. (Macdonald) nebst den Garden unter Oudinot und Mortier und fünf Reitercorps (Latour-Maubourg, Sebastiani, Arrighi, Kellermann und Pajol) um sich versammelt; das ehemalige I. Armeecorps (Vandamme), in seinen Ueberresten an Lobau übergeben, und das XIV. (St. Cyr.) waren bei Dresden. Das XII. (Oudinot) war zur Ergänzung der andern stark gelichteten verwandt worden; das X. und XIII. (Rapp und Davoust) hielten Danzig und Hamburg.

bei dem Kronprinzen die alte Besorgtheit; fast unwiderstehlich zog es ihn nach dem rechten Elbufer zurück und selbst die Art seiner Aufstellung an Blüchers Seite verräth unverkennbar das Bestreben, wenn sich irgend der Vorwand dazu gab, auf dem kürzesten Wege über die Elbe zurückzubiegen. Wie mußte dieser Stimmung Napoleons plötzlicher Aufbruch nach dem rechten Ufer des Stromes zu Hülfe kommen! In der That, hätte es nur von Bernadotte abgehangen, so erreichte Napoleon vollkommen den Zweck seiner Demonstration, denn jener wollte ohne Zögern zurück über die Elbe, so daß dem Gegner gewiß Gelegenheit ward, sich noch einmal mit gesammter Macht auf die getrennten Heere der Verbündeten zu werfen. In Blüchers Hauptquartier freilich lebte man der festen Ueberzeugung, daß dies zum Verderben führe; man legte dort von Anfang an Napoleons Bewegung nur die Absicht unter, durch eine scheinbare Diversion nach Osten die Gegner zu falschen Schritten zu verleiten. Man war darum auch entschlossen, diesseits zu bleiben und den Hauptzweck, die Vereinigung aller Armeen zu einer Hauptschlacht, keinen Moment aus den Augen zu verlieren. Aber Bernadotte drängte und trieb voll Ungeduld, nicht allein er selbst wollte zurück über den Strom, auch Blücher sollte ihm folgen. Schon sahen er und seine Vertrauten den französischen Kaiser in Berlin, ja in Stralsund, mit Davoust vereinigt und die Oderfestungen entsetzt, Polen revolutionirt; man war so außer Fassung gerathen, daß Krusemark (13. Oct.) aus dem Hauptquartier schrieb: „es wäre ein sehr verdienstliches Werk, den gesunkenen Muth des gnädigen Herrn zu heben; denn schon glaubt er Alles verloren*).“ Die Dinge gewannen dadurch ein ziemlich bedenkliches Ansehen; Blücher war eben so fest entschlossen, nicht über die Elbe zurückzugehen, wie Bernadotte sich eilig dazu anschickte, es zu thun; in seinem Eifer zu retiriren erhob dann der letztere mit einem Male die Prätension, daß ihm auch über Blücher den Oberbefehl zustehe, und begann im Ernste, an Officiere der schlesischen Armee Befehle zu erlassen, die den Anordnungen des Oberfeldherrn schnurstracks entgegenliefen. Jetzt verlor Blücher, der sonst um der Eintracht willen in den Formen lieber nachgab, doch einen Augenblick die Geduld; es drohte ein offenes Zerwürfniß — zwei Tage vor dem Anfang der Leipziger Schlachten. Um unheilvolle Entschlüsse abzuwenden, sandte Gneisenau einen Officier in Bernadotte's Hauptquartier und rief die Hülfe des britischen Commissärs an, daß er den Kronprinzen bestimmen möge, mit dem schlesischen Heere vereint auf Leipzig zu marschiren. Sir Charles Stewart versuchte Alles (14. Oct.), was mit eindringlichen Vorstellungen zu erreichen war; er wies mit Nachdruck darauf hin, daß die nahe Entscheidung nur bei Leipzig und sonst nirgend liege, er erinnerte an das Urtheil der Welt, an des Prinzen militärische

*) Die wichtigsten Aktenstücke sind im Original mitgetheilt im Beih. zum Militärw. 1845 S. 365 ff. 372—395.

Ruf und — was vielleicht am meisten Eindruck machte — an die Stimmung Englands, das den norwegischen Gelüsten schwerlich viel Unterstützung geben und mit Subsidien wahrscheinlich spröde sein würde, wenn Bernadotte der letzten großen Entscheidung seinen Arm versagte. Sehr zur guten Stunde kam eben jetzt die Nachricht, daß Napoleon seine Diversion über die Elbe aufgegeben und sich gegen Leipzig umgewandt habe. Diese Botschaft und die andere, daß Schwarzenberg im Anzug auf Leipzig sei, gab der Strategie des schlesischen Hauptquartiers eine glänzende Genugthuung; sie bestätigte, was Blücher und Gneisenau stets vorausgesetzt hatten, und entwaffnete den Widerspruch des Kronprinzen. Zugleich steigerte sich die Verantwortlichkeit dessen, der sich scheu entzog; ja die eigene Sicherheit gebot jetzt Bernadotte, nicht getrennt zu handeln. Ein Kriegsrath, den er berief, war der gleichen Meinung; so gab er denn nach und zeigte sich bereit, mit Blücher vereinigt gegen Leipzig aufzubrechen.

Noch waren damit freilich nicht alle Schwierigkeiten geebnet; es ging mit Bernadotte wie mit allen unwahren Naturen; er gab äußerlich nach, aber immer mit dem stillen Hintergedanken, schließlich doch seinen besonderen Weg zu gehen. So schlug er jetzt die Richtung auf Halle ein, nicht, wie Blücher wollte, über Bitterfeld auf Leipzig; und kaum war er (15. Oct.) ein paar Stunden vorgerückt, so erfand er neue Hindernisse und Bedenken, um Halt zu machen. Es bedurfte eines förmlichen Protestes der um ihn versammelten Commissarien, um ihn wieder in Bewegung zu bringen. Aber der Marsch ging langsam genug; nicht Blüchers Drängen, nicht die Vorstellungen der Commissäre, nicht die von Schwarzenberg übersandte Disposition zur bevorstehenden Schlacht vermochten seinen Schneckengang zu beschleunigen; vielmehr war seine Absicht unverkennbar, durch Zögern sich der Mitwirkung an dem großen Kampfe zu entziehen. Die Anordnungen, die er z. B. am 15. traf, werden von militärischen Fachleuten als „so schülerhaft und merkwürdig" bezeichnet, daß sie nur in dem ausgesprochenen Willen, nichts zu thun, eine Erklärung finden können. Er wollte offenbar am 16. so aufgestellt sein, daß er jeder Anmuthung, mitzuschlagen, sich mit Grund versagen konnte*). Indem er am 15. zwischen Wettin und Zörbig stehen blieb, für den 16. keine Disposition traf, sondern Blücher sich allein bei Möckern schlagen ließ, ging dieser Calcul wenigstens zum Theil in Erfüllung.

Wir können es uns nicht versagen, eine Stelle aus einem Briefe Gneisenau's mitzutheilen, der, nach dem Siege geschrieben, diese leidigen Verhältnisse in gedrängten Zügen resumirt**). Indem er seine Kameraden bei der Nordarmee bedauert, durch die Schuld des Feldherrn an den glorreichen Kämpfen der letzten Tage nicht mehr Antheil gehabt zu haben, fügt er hinzu:

*) Aster a. a. O. I. 342 f.

**) Gneisenau an Rothenburg d. d. 25. Oct.

25*

„Dasselbe Schicksal hätte uns betroffen, wenn wir uns hätten überreden oder imponiren lassen. Als wir bei Düben angelangt waren, machte uns der Kronprinz den Antrag, wenn die französische Macht sich gegen uns wenden sollte, gemeinschaftlich mit ihm über die Elbe zurückzugehen, oder eine Stellung am linken Ufer der Saale zu nehmen. Das Erstere lehnten wir ab; das Letztere nahmen wir an und näherten uns sogleich diesem Flusse. Kaum hatten wir Düben verlassen, so kam der französische Kaiser dort an. Er schob sein Corps gegen die Elbe vor; ein Theil seiner Armee ging hinüber. Der Kronprinz verlor den Kopf. Er forderte uns wiederholt dringend auf, mit ihm uns zu vereinigen; wir lehnten ab. Endlich befahl er uns im Namen des Kaisers, mit dem Vorgeben, selbiger habe uns unter seine Befehle gestellt. Wir gehorchten nicht und näherten uns der Saale. Unsere Gründe und unser Benehmen wirkten endlich auf den Kronprinzen und er blieb am linken Elbufer. Wir zogen endlich nach Halle, von da zur Schlacht von Möckern, errangen einen trefflichen Sieg, der die Bedingung der Siege der folgenden Tage wurde, eroberten 54 Kanonen, fochten abermals den 17. 18. und 19., halfen Leipzig erstürmen und danken dieses Alles unserer Beharrlichkeit, uns durch die Wetterwendigkeit des Kronprinzen nicht hinreißen zu lassen."

Indessen nicht die Nordarmee allein nach Leipzig zu bringen, kostete unsägliche Arbeit; auch das große böhmische Heer ward nicht ohne Mühe in Bewegung gesetzt. Sein Marsch aus Böhmen nach Sachsen war noch langsamer, als es die natürliche Schwierigkeit, solche Massen fortzuschaffen, mit sich brachte. Wie die Nachricht kam, daß Napoleon sich gegen Blücher gewendet, wurde zwar beschlossen, in Eilmärschen auf Leipzig vorzudringen, aber auch diese Eilmärsche waren langsam genug. Als dann die weitere Botschaft von Concentrirung bedeutender feindlicher Kräfte eintraf, wurden die Entschlüsse noch bedächtiger. Eine Anordnung vom 13. Oktober bezeichnete als das wesentliche Ziel: den Feind immer mehr einzuengen und mit vereinten Kräften auf ihn zu wirken; jede Uebereilung, hieß es darin, würde nachtheilig sein, es muß mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen werden. Drum sollt Wittgenstein am 14. nur eine Recognoscirung vornehmen und jedes ernsthaft Engagement vermeiden. An diesem Tage waren Bernadotte und Blücher an der Saale, Giulay bei Naumburg und Weißenfels aufgestellt; Wittgenstein sollte sich bei Pegau, Klenau bei Borna sammeln, Merveldt's Corps die österreichischen Reserven, die russischen und preußischen Garden lagerten bei Zeitz, Colloredo bei Chemnitz und Penig. „In dieser Stellung, lautet die Disposition Schwarzenbergs, müssen wir Bennigsen erwarten und dann mit der größten Sicherheit und der vollkommensten Uebereinstimmung alle Armeen nach und nach täglich mehr Terrain zu gewinnen suchen. . . . . Dem Kaiser Napoleon bleibt nichts übrig, als sich auf die eine oder die andere Weise durchzuschlagen; wir aber haben keine andere Disposition, als vereit

auf den Punkt loszugehen, den er angreift und der sich so gut und so lange als möglich vertheidigen muß.“ Damit war also eine große Entscheidungsschlacht immer noch in eine unbestimmte Ferne gerückt. Kaiser Alexander, obwol er den Plan im Allgemeinen gutzuheißen schien, hatte doch keine große Freude dran; wenigstens gab er unter der Hand dem General Toll den Auftrag, das österreichische Hauptquartier umzustimmen und es zu einer Schlacht bei Leipzig zu bewegen, wozu kein Moment günstiger schien, als der gegenwärtige. Es gelang; denn die zuwartende Disposition vom 14. ward bei Seite gelegt und der Marsch nach Leipzig verfügt.

Man sieht, worin auch jetzt noch die Stärke Napoleons lag; er ist der Einzige, der in seinem Lager befiehlt, während die Gegner von dem Augenblicke an, wo sie vereinigt wirken sollen, an den Uebeln aller Coalitionen leiden. Von den drei Armeen, die ihm gegenüber stehen, ist die eine und größte einem vielköpfigen Commando unterstellt, das aus lauter Respect vor der persönlichen Ueberlegenheit des Gegners nur mit äußerster Bedächtigkeit vorwärts geht; der Führer des zweiten Heeres will alles Andere eher, als eine Schlacht. Ein Glück, daß wenigstens der Dritte Furcht und Zögern nicht kennt; er allein treibt die Säumigen rastlos vorwärts; Schwarzenbergs Entschluß, sich in die Ebenen von Leipzig herabzuwagen, und Bernadotte's halb unfreiwilliger Aufbruch dahin — sie waren beide durch Blüchers heroische Thatkraft bestimmt. Ohne ihn, ohne Wartenburg, ohne das entschlossene Ausharren, als Napoleon seine Diversion über die Elbe versuchte, wäre es noch nicht zur großen Entscheidung gekommen. Ja es drohte dann im letzten Momente noch die Möglichkeit, daß auf den Ebenen von Leipzig statt der großen Entscheidungsschlacht nur ein ungleicher Kampf zwischen dem böhmischen Heere und Napoleons vereinigter Macht ausgefochten ward.

Dies war jetzt glücklich abgewandt; aber doch standen die Chancen der Schlacht für Napoleon nicht so durchaus verzweifelt, wie sie wohl damals und später angesehen worden sind. Seine Feinde waren ja in der That noch nicht vereinigt und wurden es vielleicht durch Bernadotte's Verdienst auch nicht. Hundertundsiebzigtausend Mann unter einem solchen Führer wirft man aber nicht so leichthin über den Haufen, zumal bei einer so unentschlossenen Leitung, wie die der Gegner war. War doch Schwarzenberg noch bis zum letzten Augenblicke in Zweifel, ob er es wagen solle, gerade nördlich loszugehen und die Stadt anzugreifen, oder ob es nicht besser sei, nach Weißenfels und Merseburg aufzubrechen und mit Blücher vereinigt einen Damm gegen Napoleon aufzurichten, der ihm den Rückweg nach dem Rheine versperrte.

Dieser Mangel an kühnem Entschluß und selbst an Eintracht wog die Ueberlegenheit an Zahl beinahe auf. Wenn am 16. Oct. Napoleon nach den mäßigsten Angaben auch nur 150,000 Mann und die Verbündeten 200,000 vereinigt hatten, so war dies unter solchen Umständen kein

ungewöhnliches Mißverhältniß; vielmehr war dem französischen Kaiser noch einmal die Chance eröffnet, am ersten Tage der Schlacht einen Sieg zu erfechten. Freilich mußte dieser Sieg ein entscheidender sein, wenn seine Lage dadurch wesentlich gebessert werden sollte.

Die Möglichkeit eines Sieges lag auch jetzt noch vorzugsweise in seiner persönlichen Führung. Seine Truppen standen denen der Verbündeten physisch und moralisch nach. Die gewaltigen Märsche der letzten Tage nahmen sie furchtbar mit, die Erschöpften blieben ohne Obdach, dem Hunger und Elende preisgegeben, auf dem Wege liegen, die andern eilten abgerissen und ohne Schuhe, ohne Nahrung, nur im Bivouac ruhend, von der Requisition lebend, nach dem Schlachtfelde hin. Und doch haben sich diese Truppen, unter seiner Leitung, auch in dieser traurigen Situation mit äußerster Tapferkeit geschlagen. In der pünktlich zutreffenden Berechnung der Märsche und ihrer Zeiten, in der rasch eingreifenden Beförderung der Befehle und Anordnungen und in der moralischen Einwirkung auf eine tief erschöpfte Armee*) — in Allem ist er auch jetzt noch der Ueberlegene und wenn der Sieg erfochten ward, so war er immer noch kein leichter und ruhmloser Erfolg ungeheurer Massen, wie es in Frankreich der nationale Stolz und in Deutschland die Demuth der Unkenntniß nicht selten darzustellen liebt.

So scharf und eindringend Napoleon die Dinge wie die Menschen erfaßte, so war es doch wieder ganz in seiner Weise, daß er im Gegensatz zu dem, was er sah und erkannte, sich gern die Täuschung einer günstigeren Lage schuf, als ihm die Wirklichkeit sie bot. Ja es ist recht eigentlich sein Verhängniß gewesen, in diesen entscheidenden Momenten zwar überall mit durchdringender Scharfsicht die ganze Situation zu erkennen, aber doch nicht selten Wege einzuschlagen, nicht wie sie die eigene Einsicht vorschrieb, sondern wie das starre Festhalten selbstgeschaffener Illusionen und der Aberglaube an „sein Gestirn" sie ihm eingab. In den Ereignissen von Leipzig tritt dieser seltsame Widerspruch seines Wesens besonders frappant hervor. Anfangs

*) S. Aster I. 200. 248. 307, auf den wir auch für das Uebrige ein- für allemal verweisen. Die Uebertreibungen und Lügen der Franzosen, die bei dieser Partie besonders ergiebig fließen, hat zum guten Theil der jüngst verstorbene Schulz in seiner Geschichte der Kriege XI. 1 zu widerlegen sich die dankenswerthe Mühe genommen. Man kann sich übrigens über die Franzosen kaum wundern, wenn man sieht, was deutsche Bonapartisten sich herausnehmen. So läßt der General Bismark in seinen Aufzeichnungen S. 260. 261 Napoleon bei Wachau siegen und fügt hinzu: „allein sein linker Flügel unter Marmont wurde von Blücher bei Möckern geschlagen; der **Uebergang der sächsischen Truppen, so wie des württembergischen Generals von Normann, stellten wichtige Punkte in der Schlachtlinie bloß.**"

will er es nicht glauben, daß die ganze böhmische Armee schon im Anmarsch gegen ihn ist und zugleich Blücher von Norden her sich nähert; es enttäuscht ihn darüber der furchbare Kampf des 16. Oct., dessen einer Act ihm einen letzten theuer erkauften Erfolg einen Augenblick verheißt, einen Erfolg, den freilich eine in denselben Stunden erlittene Niederlage mehr als aufwiegt. Nun ist der letzte Moment verstrichen, wo er gegen die Feinde mit nicht allzu ungleichen Kräften sich hatte schlagen können und die Aussicht auf einen Sieg noch vor Augen lag. Aber dieser Sieg, wie er ihn brauchte, hat er nicht erfochten, nur ein Schlachtfeld mit Ehren behauptet. Damit fielen alle Gründe, den Kampf länger fortzusetzen, zumal jede Stunde Zauderns dem Feinde Legionen frischer Truppen zuführte. Wenn je, so hieß jetzt im alliirten Lager das Machtgefühl von Ueberlegenheit der Massen jeden Gedanken an Frieden oder Waffenruhe schweigen; man wollte sich nur schlagen. Aber Napoleon schuf sich die trügerische Einbildung, es sei wie in früheren Tagen durch Unterhandlung der Sieg zu gewinnen, den die Waffen noch zweifelhaft ließen; er wartete verhängnißvolle 24 Stunden, um in's feindliche Lager einen Friedensboten zu senden — der nicht einmal mehr einer Antwort gewürdigt ward! Wie er dann den Kampf von Neuem aufnahm, da entschied nur noch die Ueberlegenheit der Massen, die vollends zu entwickeln er selber den Gegnern alle Zeit vergönnt.

Am Morgen des 15. October recognoscirte Napoleon im Süden von Leipzig die Stellungen des Feindes; er sah die feindlichen Colonnen, aber er sträubte sich gegen den Glauben, daß es schon die Masse des böhmischen Heeres sei, die er sich gegenüber habe. Auch die schlesische Armee, die von Schwarzenberg schon die Anordnung zur bevorstehenden Schlacht empfangen und eben an diesem Tage von Halle gegen Schkeuditz vorging, glaubte er noch nicht so nahe; daß Blücher am andern Tage einem seiner Marschälle eine Niederlage im Angesicht von Leipzig beibrachte, war für ihn ein Blitzstrahl aus wolkenloser Höhe.

Die Aufstellung, die Napoleon am 15. seine Truppen nehmen ließ, zeigte denn auch deutlich, daß er vorerst nur mit einem Theil des böhmischen Heeres einen Zusammenstoß erwartete. Die größte Masse seiner Streitkräfte stellte er auf dem sanftgehobenen Terrain südlich von Leipzig auf, wo am Tage zuvor das erste Blut geflossen war. Von Connewitz an über Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz hin breiteten sich die Corps von Poniatowski, Augereau, Victor, Lauriston und Macdonald in erster, die vier Reitercorps von Kellermann, Pajol, Latour-Maubourg und Sebastiani in zweiter Linie aus; weiter rückwärts bei Probstheyda standen die Garden. Während er hier mit etwa 100,000 Mann das böhmische Heer erwartete, war bei Lindenau nur Bertrand, im Norden von Leipzig standen Marmont und ein Theil von Ney's Corps unter Souham; ja die beiden letzteren erhielten nachher gleichfalls Befehl, auf das südliche Schlachtfeld gegen das

böhmische Heer aufzubrechen. Blücher ließ ihnen freilich keine Zeit, dieser Ordre zu genügen.

Erkennt man in Napoleons Anordnungen die alte Virtuosität, in kürzester Zeit auf einem entscheidenden Punkte fast die ganze Summe seiner Streitkräfte zu concentriren, so zeigt die Aufstellung der Verbündeten ebenso den gewohnten Mangel dieser Einheit und Schnelligkeit. Gegen die Westseite von Leipzig, wo über Lindenau die große Rückzugsstraße der Franzosen führte, war Giulay mit einigen 20,000 Mann bestimmt, die außer einer Kosakenabtheilung und Thielmanns Streifcorps aus lauter Oesterreichern bestanden. In den sumpfigen Niederungen zwischen der Elster und Pleiße standen in der Stärke von 35,000 Mann die österreichischen Corps von Merveldt und Hessen-Homburg. Gern hätte hier Fürst Schwarzenberg auch noch die preußischen und russischen Garden aufgestellt, denn es war der leitende Gedanke seines Angriffsplanes, von hier aus mit Macht über die Pleiße nach Connewitz vorzudringen, den rechten Flügel des Feindes zu umgehen und so auf dem kürzesten Wege den Zugang nach Leipzig zu forciren. Das erregte aber im Hauptquartier Bedenken; nicht ohne Grund hielt man den sumpfigen Winkel zwischen beiden Flüssen für ein schlechtes Terrain und die Stellung des Feindes für stärker, als der Oberfeldherr sie schätzte. Der russische Kaiser selbst und seine militärischen Rathgeber machten diese Bedenken mit Nachdruck geltend. Wie es dann häufig bei solchen Zweifelfällen im großen Hauptquartier geschah, man machte etwas Halbes: die Garden wurden Schwarzenberg nicht verwilligt, aber die andern 35,000 Mann blieben doch in dem Winkel stehen und trugen den ganzen Nachtheil, den man gefürchtet. Rechts von der Pleiße gegen Napoleons Hauptstellung um Wachau waren dann Kleist, Wittgenstein, Klenau und die russisch-preußischen Garden und Reserven, letztere freilich noch etwas entfernt, im Ganzen ungefähr 80,000 Mann aufgeboten. Die augenfällige Schwäche dieser Anordnung war, daß sie das böhmische Heer in drei fast gesonderte Armeen auf getrennten Kriegstheatern schied, von denen jeder Theil nur wenig in die Action der andern eingriff. Obwohl im Ganzen überlegen, waren die Alliirten doch, wie so oft früher, an der entscheidenden Stelle wieder schwächer, als der Gegner; dort, wo Napoleon zwischen der Pleiße und Liebertwolkwitz seine Macht von beinahe 100,000 Mann dicht concentrirte und außerdem Marmonts und Ney's Corps herzurief, stand ihm nicht einmal die gleiche Zahl gegenüber.

Die Disposition, die Schwarzenberg für den 16. October traf, setzte fest, daß Blücher früh um 7 Uhr von Schkeuditz nach Leipzig aufbrechen, und Giulay von Markranstädt eben dahin vordringen solle, theils um die Verbindung mit der Hauptarmee zu unterhalten, theils um durch seinen Angriff den der übrigen Colonnen zu erleichtern. Der größte Nachdruck war auch hier auf den Stoß gelegt, den die Corps von Merveldt und Hessen-Homburg gegen Connewitz zu führen hatten; hier wollte sich auch der Ober-

feldherr selbst aufhalten, später, hieß es, „werde er bei den russischen Reserven zu erfragen sein." Die Massen rechts von der Pleiße waren unter Barclay's Oberbefehl gestellt; dort sollte Punkt sieben Uhr Wittgenstein mit seinem Corps und denen von Klenau und Kleist den Feind, „den er gegen sich habe, angreifen und ihn gegen Leipzig drücken*)." Es blieb also dabei, daß eine Masse von beinahe 40,000 Mann, die Elite des österreichischen Heeres, in „den Zwickel von Flüssen, Sümpfen und Bächen hineindisponirt" und das böhmische Heer auf drei verschiedene und durch zwei Flüsse getrennte Schlachtfelder vertheilt ward, wo jede einzelne Gruppe nur mit großer Mühe der anderen Hülfe bringen konnte. Nur die Unkenntniß des Terrains und seiner Schwierigkeiten konnte nach Ansicht militärischer Fachmänner eine solche Anordnung erklären.

Die Bedeutung des Augenblickes den Truppen recht nachdrücklich vorzuführen, erließ der Oberfeldherr am Tage vor der Schlacht einen Aufruf, worin die bevorstehende Entscheidung als die „wichtigste Epoche des heiligen Kampfes" bezeichnet war. „Russen, Preußen, Oesterreicher! rief er ihnen zu. Ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eurer Söhne, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!"

Die Ereignisse des 16. October scheiden sich von selbst in drei Gruppen: in die Kämpfe, die das böhmische Heer südlich von Leipzig an der Elster und Pleiße bestand, und deren Mittelpunkt Wachau war, in die Angriffe, die Giulay auf Lindenau unternahm, und in das heiße Treffen, das die schlesische Armee im Norden der Stadt bei Möckern siegreich ausfocht. In gleicher Reihenfolge soll unsere Darstellung die wichtigsten Momente dieses Tages gedrängt zusammenfassen.

Auf dem Schlachtfelde südlich von der Stadt war es schon in den frühen Morgenstunden lebendig geworden; die Truppen, die rechts von der Pleiße gegen die feindliche Front vordringen sollten, setzten sich, noch ehe der Tag recht anbrach, zur Schlacht in Bewegung. Es waren vier große Colonnen, ohne die Garden und Reserven zwischen 50 und 60,000 Mann stark, die den Kampf hier eröffneten. Der Pleiße zunächst stand Kleist mit der Brigade des Prinzen August, einigen Bataillonen von Klüx und einer russischen Abtheilung, im Ganzen etwa zehntausend Mann; die Richtung seines Angriffs ging auf Markkleeberg. An ihn schloß sich der Prinz von Württemberg mit etwa gleicher Macht, die aus Russen und dem Rest der Brigade Klüx gebildet war. Ihm zur Rechten stand mit 9000 Mann Russen und Preußen (der Brigade Pirch) Fürst Gortschakoff; hinter beiden Co-

*) S. Aster a. a. O. I. 320 f. 353 ff.

lonnen, deren Angriff sich auf Wachau und Liebertwolkwitz richtete, hielt Pahlen mit 3000 Mann russischer und preußischer Reiterei. Noch weiter rechts, gegen den Kolmberg und Holzhausen hin gewendet, setzte sich Klenau mit der vierten Colonne in Bewegung, die aus seinem eigenen Corps, aus Zietens Brigade und preußischer Reiterei zusammengesetzt, einige zwanzigtausend Mann stark war. Die beiden Monarchen von Rußland und Preußen und der Anführer dieser gesammten Angriffsmasse, Barclay, hielten sich hinter Prinz Eugens Colonne auf den Höhen bei Gossa auf; Kaiser Franz war in Altenburg geblieben.

Zwischen acht und neun Uhr begann der Aufbruch gegen die französische Stellung. Napoleon hatte eben den Galgenberg bei Liebertwolkwitz erreicht und von dort die zum Theil noch in Nebel eingehüllten Stellungen der Angreifer zu erkunden gesucht, als die Signalschüsse zum Kampf ertönten und die ersten Kugeln in die französischen Reihen einschlugen. Es war der Anfang eines Geschützfeuers, das in der Geschichte der Schlachten vielleicht nicht seines Gleichen hat. Eine unerhörte Kanonade, berichtet Odeleben, wurde fünf Stunden lang so rastlos fortgesetzt, daß zuweilen die Erde im eigentlichen Sinne des Wortes erbebte. Französische Veteranen versicherten, ein solch concentrirtes Feuer noch nicht erlebt zu haben. Das erste Vordringen der Verbündeten verhieß Erfolg. Kleist wandte sich gegen Markkleeberg, nahm mit den Preußen und Russen, denen einzelne Haufen Oesterreicher von jenseits der Pleiße zuzogen, das Dorf im Sturm und drängte die Franzosen eine Strecke hinter den Ort zurück. Es stand ihm Poniatowski und später ein Theil von Augereau gegenüber. Der erste ungestüme Angriff hatte die Franzosen erschüttert; indessen sie sammelten sich bald und führten frische Kräfte in's Gefecht. Die preußisch-russische Colonne mußte wieder auf das Dorf zurückweichen, um das sich nun ein wüthender Kampf entspann. Viermal wurden die Preußen hinausgedrängt, viermal erstürmten sie es von Neuem. Wie im Dorfe, so tobte auf den Seiten gleich heftig und verlustvoll der Kampf, doch hielt Kleist mit Mühe noch Markkleeberg fest. Nur um von da hinüber gegen Wachau vorzudringen und dort in den Kampf wirksam einzugreifen, reichten die Kräfte nicht aus.

Gegen Wachau war Prinz Eugens Colonne vorgedrungen, noch ehe sich Kleist Markkleebergs bemächtigt. Mit beinahe 50 Geschützen hatte der Prinz ein nachdrückliches Feuer eröffnet und im ersten raschen Anlauf Wachau genommen. Aber indessen war der ganze Höhenzug zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit französischen Feuerschlünden, vielleicht über hundert an der Zahl, besetzt worden; sie fingen an, ihre Wuth gegen die andringende Colonne zu entladen. Napoleon selbst leitete hinter Wachau die Schlacht; Victors Corps und ein Theil der jungen Garde mit zahlreicher Artillerie unter Drouots kraftvoller Führung waren hier vereinigt. Die Macht der Geschütze riß gewaltige Lücken in die Reihen der Angreifer;

in wenig Minuten lagen siebzehn russische und fünf preußische Geschütze zerschmettert am Boden. Und doch hielt der größere Theil der furchbar durchschütterten Linie noch Stand. Wachau war verloren worden, allein die Preußen erstürmten es von Neuem, und als es wieder verloren war, die Russen zum dritten Mal. Aber weiter vorzudringen war nicht möglich. Tausende von Leichen, sagt ein russischer Bericht, bezeugten, daß dort das Unmögliche versucht worden sei. Berg und Dorf gewann der Feind wieder und wir mußten uns damit begnügen, Napoleons Legionen den Ausgang aus Wachau zu versperren. Noch furchtbarer war der Verlust der in der Ebene aufgestellten Bataillone; trotz der größten Standhaftigkeit erlagen sie fast dem niederschmetternden Feuer der Franzosen.

Etwas später als Kleist und der Prinz war Gortschakoffs Colonne gegen Liebertwolkwitz aufgebrochen; er näherte sich der feindlichen Linie, als der Kampf zu seiner Linken schon heiß entbrannt war. Es kam hier nicht zum Sturme auf das Dorf; das Gefecht beschränkte sich auf ein heftiges Feuer der Geschütze, das die Reihen beider Kämpfer bedeutend lichtete. Gegen Liebertwolkwitz rückte durch ein nahes Gehölz auch Klenau's Corps an. Der sogenannte Kolmberg, der die Niederung beherrschte, war von den Franzosen noch unbesetzt geblieben; Klenau nützte die Versäumniß und drang unter dem wirksamen Feuer von der Höhe in Liebertwolkwitz selber ein. Aber das Dorf ganz zu gewinnen, gelang nicht; die Gefahr einer Umgehung und ein mit frischen Kräften unternommener Sturmangriff auf den Kolmberg zwang den General, den blutig erkauften Boden wieder zu räumen.

So war um die Mittagszeit der Angriff der Verbündeten auf dieser ganzen Linie gescheitert. Hunderte von Geschützen hatten ihre verheerenden Geschosse ausgesandt, die Tirailleurlinien unterhielten ein ununterbrochenes Feuer; Peloton- und Bataillonsalven rollten zwischen durch, wie seit Menschengedenken in keiner Schlacht; gegen alles dies hatten die Verbündeten mit bewunderungswürdiger Unerschrockenheit Stand gehalten, aber zu einem siegreichen Angriffe waren ihre Streitkräfte zu schwach gewesen. Gerade an der entscheidenden Stelle, von Markkleeberg bis zum Kolmberg, standen nur einige achtzigtausend Alliirte gegen mehr als hunderttausend Franzosen.

Daß es so kommen werde, hatte Kaiser Alexander schon in den ersten Momenten des Kampfes gefürchtet. Ihm fielen die dichten Massen der Franzosen auf, gegen welche die zerstreuten kleinen Angriffshaufen grell genug abstachen; er äußerte seine Besorgniß gegen Wolzogen, und auch dieser war der Meinung, ohne starke und nahe Reserven sei ein günstiger Kampf nicht denkbar. „Aber die Hauptarmee der Oesterreicher, versetzte der Kaiser, steht noch zwischen der Pleiße und der Elster und meine und des Königs Garden sind noch bei Rötha.“ „In diesem Falle, meinte Wolzogen, werden wir sicher aufgerieben werden.“ Auf's Neue kam die unglückliche Disposition zur Sprache, die einen großen Theil der Armee in den Winkel bei Conne-

witz bannte, und der Czar beschloß sogleich an Schwarzenberg zu senden, damit er Verstärkungen auf das rechte Ufer der Pleiße bringe und dort die drohende Niederlage abwende.

Der Angriff zwischen Elster und Pleiße hatte einen Verlauf genommen, wie ihn die Gegner des Planes gefürchtet hatten. Merveldts Corps ging erst gegen Connewitz vor, fand aber dort die eine Brücke abgebrochen, die andere kräftig vertheidigt, das höher gelegene rechte Ufer der Pleiße mit Massen von französischen Tirailleurs besetzt und das Terrain für Geschütz unzugänglich. Die Truppen verbluteten sich in einem ganz nutzlosen Angriff. Ein Versuch zwischen Connewitz und Lößnig durchzudringen, war ebenso vergeblich. Nun wollte Schwarzenberg bei Dölitz den Uebergang erzwingen, während an den andern Stellen der Feind durch Scheinangriffe beschäftigt ward. Das erste Vordringen versprach Erfolg, aber bald sahen sich die Oesterreicher auch hier von dem überlegenen Feuer der feindlichen Tirailleure und Geschütze wahrhaft überschüttet. Der freie Gebrauch der Artillerie war auch an dieser Stelle unmöglich, alle Bravour der Truppen fruchtlos. So war es eilf Uhr geworden und die Oesterreicher zählten ihren Verlust schon nach Tausenden, ohne die mindeste Aussicht auf Erfolg. Das Corps des Erbprinzen von Hessen-Homburg und die sieben Kürassierregimenter, die Graf Nostitz führte, standen indessen unthätig bei Gautzsch und harrten voll Ungeduld des Augenblicks, wo ihnen vergönnt ward, wirksam in den Kampf einzugreifen.

Das war ungefähr die Zeit, wo Wolzogen mit dem Auftrag seines Kaisers bei dem Oberfeldherrn eintraf. Allgemein ward jetzt das Verfehlte des Unternehmens eingesehen, nur Langenau, der als Urheber des Planes bezeichnet wird, hielt die Idee noch fest, Radetzky dagegen verfocht mit Nachdruck den Vorschlag, den Wolzogen überbracht; Schwarzenberg selber fing an irre zu werden. Eine Umschau vom Kirchthum von Gautzsch legte die ganze Gefahr auf dem Schlachtfeld von Wachau deutlich vor Augen; es war die höchste Zeit, dort einzugreifen, wenn nicht die Kämpfer aufgerieben sein sollten, ehe Hülfe kam. Noch gab der Fürst die Hoffnung nicht auf, mit Merveldts Corps den Uebergang bei Dölitz zu erzwingen, aber er willigte doch ein, daß Hessen-Homburg und die Reiterei von Nostitz über die Pleiße nach dem Schlachtfeld von Wachau aufbrachen. Ob sie freilich noch zeitig kamen, ein Unglück abzuwehren, war schon zweifelhaft. Zugleich sollten die russischen und preußischen Reserven, die noch zurückstanden, eiligst nach Gossa herangezogen werden.

Napoleon hatte indessen fast seine ganze Macht in die Schlachtlinie gebracht. Zwischen Connewitz und Markkleeberg wehrte Poniatowski die Angriffe der Feinde glücklich ab; an ihn schlossen sich Augereau und zwei Reitercorps, hinter Wachau stand Victor, ihm zur Linken gegen Liebertwolkwitz Lauriston, zu dem auch Macdonald und die Reiter Sebastianis und Latour-

Maubourgs im Anmarsch waren. In zweiter Linie rückten zugleich die Garden an. Gelang es, auch Ney's und Marmonts Truppen noch herbeizuziehen, so war die Ueberlegenheit der Franzosen entschieden, ihr Sieg kaum zweifelhaft. Nachdem die Angriffe der Gegner alle abgeschlagen und ihre Reihen sichtbar gelichtet waren, beschloß Napoleon gegen Mittag eine entscheidende Bewegung. Ein mächtiger Reiterangriff sollte die Mitte der feindlichen Schlachtlinie durchbrechen, Alles vor sich niedertreten und auf Gossa vordringen, Victor, ein Theil der Garden und Lauriston sich in die Lücke hineinwerfen, Mortier mit dem Rest der Garde, mit Macdonald und Sebastianis Reitern den rechten Flügel der verbündeten Linie umgehen. Es ward zu dem Zweck unter Murats Leitung eine Reitermasse von 8000 Mann gesammelt und die auf den Höhen aufgefahrene Artillerie ansehnlich verstärkt.

Der Kampf auf dem Schlachtfelde von Wachau war während dieser Vorgänge ununterbrochen fortgesetzt worden. Noch suchte Kleist mit seinen mäßigen Streitkräften die Stellung bei Markkleeberg heldenmüthig zu halten, das Dorf selbst wo möglich wieder zu gewinnen. Hier und nach Wachau zu ward mit der hartnäckigsten Ausdauer gefochten, auch mancher kleine Erfolg erstritten; aber in den ersten Nachmittagsstunden sahen sich die schon sehr zusammengeschmolzenen Colonnen Kleists genöthigt, Raum zu geben gegen die andringende Uebermacht. Kaum vermochte nun Prinz Eugen, dessen Verbindung mit Kleist anfing bedroht zu werden, sich gegenüber von Wachau noch zu halten. Die Corps von Hessen-Homburg und Nostitz, die einen weiten Umweg nehmen mußten, waren noch nicht da; erst gegen 2 Uhr konnte Nostitz seine ersten Kürassiere heranbringen und damit dem Vordringen des Feindes einen Damm entgegenwerfen; die preußischen und russischen Garden fingen erst an hinter Gossa in die Schlachtordnung einzurücken. Die ganze Größe der Gefahr war nun nicht mehr zu verkennen; auch Fürst Schwarzenberg eilte über die Pleiße nach dem Hügel, wo die Monarchen hielten; er hatte sich jetzt überzeugt, daß hier die Entscheidung lag. Denn auch die übrigen Angriffscolonnen auf dem Schlachtfelde von Wachau kamen in immer größeres Gedränge. Auf dem rechten Flügel drang Macdonalds Corps gegen Klenau vor; um den Kolmberg entspann sich abermals ein hitziges Gefecht, aber die Verbündeten mußten weichen, kaum konnte die preußische Reiterei durch verwegene Angriffe den Rückzug so weit beschützen, daß die Masse des Corps eine sichere Stellung bei Seyffertshayn und Groß-Pößnau gewann. Gortschakoff, der Klenau's Angriff gegen Liebertwolkwitz zu unterstützen hatte, sah sich nun gleichfalls zum Rückzug genöthigt und wich unter dem furchtbarsten Feuer bis gegen Gossa und den nahen Universitätswald zurück. Auf der ganzen Linie waren die Verbündeten jetzt im Weichen; der tapfere Angriff von Nostitz' Kürassieren hatte wohl zur Linken Kleist wieder Luft gemacht und die französischen Reiter weit zurückgeworfen, aber die ungünstige Wendung des Ganzen vermochte das nicht mehr zu hindern. In

allen diesen einzelnen Episoden blieb sich der Kampf an verheerender Heftigkeit gleich; oft waren beide Heere vom Pulverdampf so eingehüllt, daß keine Partei mehr die andere erkannte und nur die Blitze der Kanonen und Gewehre das dichte Gewölk erhellten. Drouots gewaltige Geschützmasse fing schon an in den Zwischenräumen des Schlachtfeldes ihre Thätigkeit zu entfalten, die der Verbündeten antwortete nach Kräften, so daß der Boden erbebte und fortwährend nur das Zischen und Sausen vernommen ward, welches die die Luft durchfurchenden Geschosse erzeugten. Ein sächsischer Veteran versichert, man habe keine Pausen mehr gehört, das Feuer ganzer Batterien habe wie Bataillonsfeuer zusammengeschlagen.

Napoleon hielt jetzt den Sieg für gewiß. „Die Welt dreht sich noch einmal für uns," sagte er zu Einem aus seiner Umgebung. Dem König von Sachsen ließ er Siegesnachrichten nach Leipzig melden und befahl, man solle in der Stadt und in der Umgegend die Glocken läuten, um der Armee die Fortschritte anzuzeigen. Gegen drei Uhr Nachmittags war die große Reitercolonne gebildet, welche das Centrum der Verbündeten durchbrechen und die bei Gossa aufgestellten Batterien nehmen sollte. Auf ein gegebenes Signal setzte sich die gewaltige Masse in Bewegung; wie durch einen Zauberschlag verstummte nun der Geschützdonner und weithin vernahm man nur das Klirren der Waffen und den Hufschlag der Rosse, unter dem die Erde erdröhnte.

Der erste Stoß der furchtbaren Reitermasse mußte die stark gelichteten Colonnen des Prinzen von Württemberg treffen; trotz des ununterbrochenen Feuers hatten diese heldenmüthigen Truppen ihre Position bei Gossa unerschüttert festgehalten, die Franzosen kamen heran, ihre vorderen Reihen in ungeduldiger Eile; Murat selbst an der Spitze spornte sie zur Raschheit an, aber die feste Gedrungenheit ihrer Gliederung ward bald gelockert. Das Terrain trug nicht wenig dazu bei, die Macht des Stoßes zu brechen. Denn das Schlachtfeld an dieser Stelle ist keinesweges vollkommen flach, sondern von den Höhen, wo die französischen Batterien standen, senkt sich das Gelände nicht unbedeutend nach dem Thalgrund, in dem Wachau liegt. Dann steigt es von Neuem zu gleicher Höhe, von wo sich wellenförmig das Schlachtfeld ausbreitet bis zu dem etwa eine halbe Stunde entfernten Hügel bei Gossa. So vielfach gehindert, von den Kartätschen der verbündeten Batterien schon erreicht und gelichtet, kam die französische Reitermasse nicht mit der Wucht zum Angriff, die den Erfolg verbürgte.*) Aber ein Moment furchtbarster

---

*) Die Franzosen, die für ihr Mißlingen immer gern einen Zufall oder einen deus ex machina verantwortlich machen, haben hier ganz unzweideutig Murat des Verraths beschuldigt. S. die Stellen bei Aster I. 498 f. Abgesehen davon, daß eine solch planmäßige Perfidie zu dem Wesen Murats nicht stimmt, können wir namentlich nicht verstehen, wie es militärisch möglich war, unter Napoleons Augen einzelnen

Bedrängniß war es gleichwohl. Prinz Eugen hatte, als er die Wolke heranbrausen sah, nach einer russischen Kürassierdivision geschickt; die war erst im Anmarsch, und die Leibhusaren, die Dragoner und Uhlanen von der Garde, auf die man rechnete, waren noch eine gute Strecke entfernt. So traf der erste Stoß nur den Rest von Eugens Corps. In vollem Laufe sprengte die französische Reiterei heran, warf sich auf ein russisches Regiment, das die große Batterie deckte, hieb die Kanoniere zusammen und nahm eine Anzahl Geschütze. Durch die schwachen Massen der Infanterie drängten sich französische Reiterschwärme hindurch, sprengten die preußisch-russische Front entlang und breiteten sich in deren Rücken bis hinter Gossa aus. Bewundernswerth genug, daß das so umgangene Fußvolk die Haltung noch nicht verlor, allein noch war die äußerste Gefahr nicht überstanden. General Schaiwitzsch führte die leichte Gardereiterei zur Abwehr des Feindes herbei, ging muthig, freilich auch unbesonnen vor; ihn selbst traf eine feindliche Kugel, seine Reiter wurden geworfen. Sie eilten den flachen Wiesengrund dicht unter Gossa hinab, die Franzosen folgten. Noch eine kleine Strecke und sie fanden sich, nur durch einen Graben getrennt, am Rande der Anhöhe, wo die Monarchen und der Oberfeldherr hielten. Schwarzenberg bat die Fürsten, sich vor der drohenden Gefangenschaft zu retten, denn der Feind war kaum noch ein paar hundert Schritte entfernt; er selbst eilte mit gezogenem Degen in die Schlachtlinie hinab. Kaiser Alexander ließ sofort die Leibkosaken, die seine persönliche Bedeckung bildeten, aufsitzen und sandte sie mit einer reitenden Batterie unter der Führung seines Adjutanten, des Grafen Orlof-Denisof, dem Feinde entgegen. An die russischen und preußischen Garden und Reserven erging der Befehl, schleunigst heranzurücken, Reiterei und Geschütz vorauszusenden. Ohne Säumen warfen sich die Leibkosaken mit ihrer Batterie dem Feinde entgegen, eine zweite Batterie von der Reserve, die eben ankam, eilte in wenig Minuten nach und begann die andringenden Reiter mit Kartätschen zu überschütten. Indessen näherte sich auch der Infanterie des Prinzen Eugen eine frische russische Kürassierdivision, und General Pahlen, der die Gefahr aus der Ferne sah, sandte, obwohl selber vom Feinde festgehalten, russische Dragoner und Kürassiere. In heftigem Gedränge kamen die Reitermassen an einander; einen Augenblick blieb der Sieg noch ungewiß, denn in einem wilden Knäuel drängte sich, von französischen Kanonen beschossen, Freund und Feind, aber die Entscheidung war nahe. Die Leibkosaken und die Batterien an ihrer Seite hatten den Feind am Graben zurückgeworfen und jagten ihn zwischen die Intervalle des Fußvolks, das die Reiter, in lose Schwärme aufgelöst, in der Richtung auf Wachau zurücktrieb. Jetzt war auch die Reserve-

Divisionen einen verrätherischen Befehl zu ertheilen, was doch nach den französischen Zeugnissen hätte der Fall sein müssen. Die Betrachtung des Terrains scheint uns dagegen den Verlauf des Angriffs ganz natürlich zu erklären.

artillerie angelangt und führte auf beiden Seiten von Gossa 80 Geschütze auf. Die Garden und Reserven näherten sich dem Schlachtfelde. Die Gefahr war abgewendet, der große Reiterangriff mißlungen. Bis zuletzt hatten nach achtstündigem Feuer die russischen Bataillone Eugens, größtentheils zu Häuflein von hundert Mann zusammengeschmolzen, ruhig ausgehalten; auch Kleist ließ mit den Resten seiner preußischen und russischen Colonne nicht nach, Markkleeberg immer von Neuem dem Feinde streitig zu machen; eben noch, in dieser kritischen Stunde hatte er sich in einen hitzigen Kampf um die letzten Häuser des Dorfes verbissen.

Es war vier Uhr Nachmittags, als der denkwürdige Reitersturm abgeschlagen war und die Reihen der Verbündeten sich wieder anfingen zu ordnen und zu ergänzen. Beinahe acht Stunden lang war gefochten worden, ohne ein anderes Ergebniß, als gewaltige Verluste auf beiden Seiten. Doch blieb Napoleon noch immer im Vortheil und wenn er frische Kräfte heranführen konnte, war ein Erfolg auch jetzt noch nicht unwahrscheinlich. Allein Marmonts und Ney's Corps waren im Norden festgehalten; einem fernen Gewitter gleich hörte man in den Pausen des Geschützfeuers jetzt den Kanonendonner der Schlacht, die Blücher bei Möckern den Franzosen lieferte. Es war das Zeichen, daß die Aussicht eines entscheidenden Sieges für den französischen Kaiser verloren war.

Aber er selbst gab die Hoffnung des Erfolges noch nicht auf. Vielleicht gelang dem Fußvolk, was den Reitern mißlungen war: die feindliche Mitte zu durchbrechen. Kaum war der Reiterangriff abgewehrt, so rückte Lauristons Corps unter Maison zum Sturm gegen die Stellung von Gossa vor. Dort war freilich jetzt die Reserveartillerie aufgefahren und die gelichteten Reihen des Fußvolkes fingen an, sich durch die anrückenden Garden und Reserven zu verstärken. Ein mörderisches Kartätschenfeuer empfing gleich anfangs die französische Infanterie, doch kam sie vor bis an das Dorf und begann mit Macht und Nachdruck ihren Angriff. Hier entspann sich dann in den Abendstunden dieses blutigen Tages noch ein hartnäckiges Gefecht; zweimal suchten die Franzosen in heftigem Andrang das Dorf zu stürmen, beide Male wurden sie abgeschlagen. Zuletzt begnügten sie sich mit heftigem Tirailleur- und Geschützfeuer, das bis in die Nacht fortdauerte.

Auch auf den andern Theilen des Schlachtfeldes war kein durchgreifender Erfolg mehr erfochten worden. Zur Rechten hielten Gortschakoff und Klenau ihre Stellungen fest. Gortschakoff wehrte im Universitätswalde die von Liebertwolkwitz andringenden Feinde ab, Klenau, in seiner Position zwischen Seifertshain und Groß-Pößnau mit Nachdruck angegriffen, behauptete nach hitzigem Kampfe beide Orte und blieb während der Nacht dicht am Feinde unterm Gewehr stehen. Zur Linken, wo die österreichischen Reserven, um Kleist und Nostitz abzulösen, über die Pleiße herangekommen waren, ward bei Markkleeberg und bei der Schäferei Auenhain in den Abendstunden der

Kampf mit frischem Eifer wieder aufgenommen. Wo im Laufe des Tages Kleist durch ausdauernden Widerstand sich mit unvergänglichen Ehren bedeckt, da wetteiferten jetzt die Oesterreicher, namentlich die Grenadiere von Weißenwolfs Corps und von Bianchi's Division die Regimenter Hiller und Hieronymus Colloredo, gleichen Ruhm zu erlangen. Als die Nacht einbrach, waren die Stellungen wieder errungen, die am Morgen genommen, im Laufe des Tages zum Theil wieder geräumt worden waren.

In dem Winkel zwischen Elster und Pleiße, auf den der Oberfeldherr im Anfang der Schlacht so großen Werth gelegt, dauerte der Kampf hartnäckig den ganzen Tag hindurch fort, ohne daß bei Connewitz oder Dölitz der Uebergang erzwungen ward. Gegen Abend glaubte Merveldt den Moment des ersehnten Erfolgs gekommen und eilte mit einem Bataillon, von seiner Kurzsichtigkeit irregeführt, über einen rasch gelegten Steg durch eine Furth des Flusses, erhielt aber am andern Ufer alsbald eine Salve, die ihn verwundete, sein Pferd tödtete und ihn selber in die Gefangenschaft des Feindes brachte. Auch hier ward das Gefecht erst durch die Nacht unterbrochen; doch war es noch am Abend durch den Gang des Kampfes bei Markkleeberg möglich geworden, bis Schloß Dölitz vorzudringen und dasselbe gegen die Angriffe der Franzosen zu behaupten.

Während südlich von Leipzig diese gewaltige Schlacht geschlagen ward, hatten sich bei Lindenau, westlich von der Stadt, Giulay und Bertrand in lebhaftem, aber unfruchtbarem Gefechte gemessen. Der Besitz von Lindenau war von hoher Wichtigkeit für die Verbündeten, wenn es gelang, die Flußübergänge über die Luppe, Elster und Pleiße zu zerstören und damit den Rückzug Napoleons zu bedrohen. Giulays Corps war Bertrand an Zahl überlegen, aber der österreichische General zögerte mit einem Angriff, weil er von der schlesischen Armee noch keine Nachricht hatte. So fand Bertrand Zeit, sich eine günstige Stellung auszusuchen, die Dörfer auf den Seiten zu besetzen und durch einige Schanzen, die mit Geschütz bepflanzt waren, gedeckt, den Feind zu erwarten. Der erste Andrang der Oesterreicher gegen die vorgeschobene Colonne der Franzosen war glücklich, und die Dörfer Klein-Zschocher und Leutzsch wurden genommen; viel schwieriger war es schon, unter dem feindlichen Feuer bis Lindenau vorzudringen. Das Dorf wurde mit stürmender Hand genommen, aber auch rasch wieder verloren. Ein zweiter Angriff hatte das gleiche Schicksal. Ebenso fruchtlos freilich blieb das Bemühen der Franzosen, gegen Klein-Zschocher vorzudringen und den rechten Flügel der Oesterreicher zu übermannen. Am Abend nahm Giulay seine Truppen etwas zurück und nur die Vorposten fuhren fort, sich noch zu beschießen. Die Dörfer, welche die Oesterreicher am Morgen besetzt, blieben in ihren Händen.

Wie groß die Opfer der Schlacht bei Wachau und des Angriffs auf Lindenau gewesen sind, das läßt sich nur ungefähr schätzen, nicht im Einzel-

nen berechnen. Kleists preußisches Corps zählte allein zwischen sechs- und siebentausend Mann Verlust, das Corps des Prinzen von Württemberg vermißte mehr als die Hälfte seiner Mannschaft, nämlich 3400 Soldaten und 140 Officiere. In dem Winkel zwischen Elster und Pleiße schätzte der Oberfeldherr selbst die Opfer auf 4000 Mann. Alles in Allem gerechnet, mag der Kampf den Verbündeten wohl einige 20,000 Mann und den Franzosen kaum viel weniger gekostet haben.

Die Anlage der Schlacht war mangelhaft gewesen; der eigensinnig festgehaltene Angriff auf Connewitz, der geringe Zusammenhang unter den einzelnen Attaken und die für den Hauptangriff auf Wachau zu geringe Kraft waren schwer gebüßt worden. Aber in wenig Fällen mag die Tüchtigkeit der Führung im Einzelnen und die unvergleichliche Bravour der Truppen die Mängel der Anlage so glücklich verbessert haben. Die Haltung Kleists bei Markkleeberg, Eugens bei Wachau ist des höchsten Ruhmes werth; und von den Truppen läßt sich kaum sagen, ob den Russen, Oesterreichern oder Preußen der reichste Lorbeer gebührt. Dem Heroismus der Führer, der Bravour der Truppen und Blüchers glücklicher Eingebung zum Angriff von Möckern war es zu danken, daß der Tag von Wachau unentschieden und ohne Ergebniß blieb.

Denn das war er unstreitbar. Verglich man die Aufstellung am Abend mit der vom Morgen, so ergab sich ein ungemein geringer Unterschied. Beide Theile hielten ungefähr die Stellungen, aus denen sie zur Schlacht aufgebrochen waren; hatten auf der einen Seite die Franzosen vor Liebertwolkwitz und am Kolmberg etwas Terrain gewonnen, so waren auf der andern die österreichischen Reserven bis gegen Dölitz vorgeschoben; eines wog das andere auf.

Solch eine resultatlose Schlacht war aber jetzt für Napoleon das Vorzeichen der nahen Niederlage. Am 16. October war noch einmal die größte Summe von Vortheilen für ihn, auf die er rechnen konnte. Er hatte fast seine ganze Macht beisammen, die große Ueberlegenheit seiner Gegner war vorerst noch nicht vorhanden, vielmehr gab ihr Angriffsplan ihm den Vortheil der größeren Stärke in die Hand. Gleichwohl erlangte er nichts mehr, als die flüchtige Aussicht eines Sieges, die in den Abendstunden wieder vereitelt ward. Damit war Napoleons Schicksal entschieden. Er hatte den letzten günstigen Moment und damit zugleich die Macht verloren, der nun unzweifelhaften Ueberlegenheit der Gegner mit Erfolg die Spitze zu bieten. Bei Wachau ist der dreitägige Kampf von Leipzig bereits entschieden worden; was weiter geschah, sind nur die unabwendbaren Ergebnisse dieser ersten Schlacht gewesen. Ihr Ausgang aber — man kann das nicht nachdrücklich genug betonen — war nicht die Folge überlegener Zahlen, nicht das Ergebniß eines ungeahnten Zufalles, den das neidische Geschick dem Imperator in den Weg warf, auch nicht die leicht zu pflückende Frucht vorausgegangener Er-

folge; der Ausgang war durch die heroische Ausdauer der Führer und durch die Bravour der Truppen erfochten worden.

Man kann freilich an die Entscheidung von Wachau nicht denken, ohne an Möckern erinnert zu werden. Hier ward die Schlacht geschlagen, die Napoleons Sieg bei Wachau aufgehalten und den 16. October vollends zum Unglückstage für ihn gemacht hat.

Für das schlesische Heer war nur die allgemeine Anordnung getroffen, daß es zu dem gemeinschaftlichen Angriff auf Leipzig mitwirke; wie dies geschehen solle und ob in Verbindung mit der Nordarmee, darüber hatte der Oberfeldherr der Verbündeten selber keine Gewißheit. Blücher hatte sich indessen von Halle gegen Leipzig aufgemacht: Yorks Corps auf der Straße von Schkeuditz, Langeron ihm links zur Seite, Sacken folgte beiden. Am Morgen des Tages von Wachau streifte die Reiterei gegen Leipzig vor, um die Stellung des Feindes auszukunden. Napoleon erwartete Blücher auf dieser Seite nicht; er glaubte ihn noch am linken Ufer der Saale und hatte daher von den im Norden von Leipzig stehenden Truppen, Ney's und Marmonts Corps, Arrighi's Reitern und der Division Dombrowski, wenigstens einen Theil zur Unterstützung des Kampfes bei Wachau bestimmt. Auch Blücher wußte nicht, wo der Feind stand; allein man durfte von ihm überzeugt sein, daß er ihn aufsuchen werde. Auf die Nordarmee durfte er freilich nicht zählen; Bernadotte hatte beschlossen, an diesem Tage nicht weiter als bis Landsberg zu gehen, und die ernsten, ja beinahe drohenden Vorstellungen Sir Charles Stewarts vermochten in diesem Plane keine wesentliche Aenderung hervorzurufen. Aber Blücher war nicht der Mann, der sich durch ängstliches Bedenken lähmen ließ; als er am Morgen des 16. den fernen Kanonendonner von Wachau hörte, war sein Entschluß gefaßt: auf den Feind loszugehen und ihn zu schlagen, wo er ihn finde. Rasch traf er seine Anordnungen, ritt die Linien der Reiterei hinab und ermunterte die Mannschaft in seiner kernig derben Weise, wacker auszuhalten in dem bevorstehenden Kampfe. Um Mittag kamen die Truppen an den Feind; zuerst Langeron, der die schwächeren feindlichen Abtheilungen aus Radefeld und Breitenfeld ohne Mühe zurückschob und erst bei Klein- und Groß-Wiederitzsch, wo die Division Dombrowski in der Stärke von 4000 Mann stand, ernsterem Widerstand begegnete. Yorks Corps ging auf der Straße von Halle gegen Lindenthal, Stahmeln und Wahren vor und drängte mit seiner Avantgarde den Feind aus diesen Aufstellungen zurück. Im Augenblick, wo der Kampf hier im Gange war, kam eine halbe Compagnie österreichischer Jäger von Giulay's Corps, die angewiesen war, von Lindenau aus die Verbindung mit Blücher zu suchen, und die glücklich den Weg hieher gefunden. Sie ward mit herzlichem Hurrah empfangen und schloß sich der preußischen Vorhut an.

Der Feind war durch das plötzliche Vordringen des schlesischen Heeres

unangenehm überrascht. Marschall Marmont, dessen Corps ohne die Division Dombrowski 16,500 Mann mit 80 bis 90 Geschützen stark war, hatte eben Befehl erhalten, nach Wachau aufzubrechen, als der Anmarsch des Feindes den Vollzug dieser Ordre durchkreuzte. Es war dem Marschall schon vorher nicht verborgen geblieben, daß die Preußen näher kamen und er hatte in diesem Sinne Meldungen an Napoleon gemacht; allein dieselben wurden durch den Befehl, nach dem südlichen Schlachtfeld aufzubrechen, beantwortet. Der Kaiser hielt, wie Marmont sich ausdrückt, damals nur das für wahr, was in seine Combinationen taugte*). Im Vertrauen auf Neys Hülfe, die zugesagt war, entschloß sich der französische Feldherr zum Kampf. Ney war anfangs auch auf dem Marsch nach Wachau gewesen, ließ sich dann bestimmen wieder umzukehren und verlor dadurch einen großen Theil des Tages in nutzlosen Märschen. Reyniers Corps, das noch von Düben her im Anzug war, wurde durch die Kosaken von Bülows Vortrab glücklich im Schach gehalten. Das schlesische Heer zählte im Ganzen 60,000 Mann mit 96 Geschützen; davon standen freilich Sacken und St. Priest noch zurück, Langeron ließ sich durch Dombrowski's schwache Division einen großen Theil des Tages festhalten. Was also Marmont sich gegenüber hatte zum heißen Zweikampf, war lediglich Yorks Corps, das am Tage vorher 21,000 Mann stark ausgerückt war. An Fußvolk waren beide nur um etwa tausend Mann verschieden, an Geschütz mochte der französische Marschall etwas überlegen sein, aber an Reiterei waren die Preußen beträchtlich stärker*).

Marmont war entschlossen, York zu erwarten. Unter dem Feuer des Feindes den Marsch nach Leipzig fortzusetzen schien ihm, wie er selber in seinem Bericht sagt, bedenklich; auch zählte er auf Ney's Hülfe. „Ich hielt daher an“, sagt er, „machte Front gegen den Feind, nahm die Position, welche sich rechts bei Eutritzsch an die Rietschke und links bei Möckern an die Elster lehnte, und bereitete mich, unterstützt von beinahe hundert Geschützen, zum Gefechte vor.“ Die Aufstellung, die Marmont auf etwas ansteigendem Terrain zwischen den zwei Flüßchen nahm, seinen linken Flügel auf Möckern stützend, verrieth den Blick des geübten Feldherrn. Die Lage des Dorfes und seine Bauart machte eine überaus hartnäckige Vertheidigung möglich: wer es besetzt hielt, konnte aus Gebäuden, Gehöften und hinter Gartenmauern, die zum Theil nur auf schmalen Wegen zugänglich waren, ein sehr wirksames Feuer eröffnen, mit wenig Geschützen die Zugänge bestreichen und dem eindringenden Gegner Hindernisse bereiten, die sich von außen her nicht

*) Mémoire du Duc de Raguse V. 280 f. 376.

**) Marmont, der sonst die gewöhnlichen Uebertreibungen seiner Landsleute nicht theilt, nimmt in seiner Schilderung überall die Miene an, als habe ihn die ganze schlesische Armee angegriffen, und in dem Berichte an den Kaiser (V. 383) spricht er gar von „forces quadruples“; das eine wie das andre bedarf keiner Widerlegung.

einmal annähernd bemessen ließen. Dennoch entschloß sich York, während der rechte Flügel des Feindes durch starkes Geschützfeuer beschäftigt ward, auf Möckern selbst den Hauptangriff zu richten. Zwar wurde dadurch der Zwischenraum zwischen ihm und Langeron noch mehr vergrößert und der Kampf kostete ohne Zweifel schwere Opfer, allein die Nachrichten, die York über die Stellung des Feindes erhielt, schienen eine Eroberung Möckerns vor Allem zu gebieten, wenn man sich nicht die eigene Flanke blosstellen wollte*).

Der Kampf um Möckern entspann sich etwa in den Nachmittagsstunden, wo Napoleon bei Wachau dem Siege am nächsten war. Zuerst gingen die Bataillone der Avantgarde vor. Mit ihnen begann Hiller, während die Mitte und Rechte des Feindes von der Artillerie beschossen ward, den Sturm auf Möckern. Wiederholt zurückgeworfen, drangen die Preußen eine Strecke weit in's Dorf ein; hier war freilich jedes Haus und jede Mauer zur Vertheidigung eingerichtet und sie mußten weichen. Ein neuer Sturm führte die Andringenden bis zu einer Querstraße, die von der Chaussee zur Elster führt; hier zwang sie aber das heftigste Artilleriefeuer in der Front und Gewehrfeuer im Rücken, mit beträchtlichem Verluste das Dorf zu räumen. Die wachsenden Hindernisse steigerten freilich nur die Erbitterung der Angreifenden. Jeder brannte vor Begierde, so berichtet Hiller selbst, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken stürzten die Bataillone auf meinen Zuruf, daß heute Deutschlands Schicksal entschieden werden müsse, über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrahgeschrei von Neuem auf den Feind. Indessen alle diese heroischen Anstrengungen blieben fruchtlos; die Bataillone waren schon gewaltig gelichtet, Officiere in Menge gefallen, aber Möckern blieb in den Händen des Feindes.

Diese Hartnäckigkeit des Widerstandes und Hillers Botschaft an York bestärkten die Meinung, daß hier die Entscheidung des Kampfes liege; York beschloß, noch größere Kräfte gegen Möckern zu wenden. Die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg sollte das Dorf nehmen helfen. Sie rückte, während die Avantgarde mit ihren letzten Kräften den Sturm auf das Dorf erneuerte, gegen die seitwärts gelegenen Höhen vor, von wo feindliche Infanterie und Geschütz ihre verheerenden Salven herabsandten. Dennoch dringen die Preußen einen Augenblick bis an die Batterien des Feindes vor und werfen die Infanterie zurück, aber frische Colonnen — denn auch der französische Führer hatte Verstärkungen herangezogen — bringen sie wieder zum Weichen. Der Angriff hatte der Brigade fast die Hälfte ihrer Mannschaft und eine Menge Officiere gekostet; der Prinz selbst und Lobenthal, der ihn im Commando ersetzte, waren verwundet worden. Zugleich wüthete der Kampf in dem brennenden Dorfe ununterbrochen fort; Haufen von 30 bis 40 Mann

*) S. Aster I. 555. Vgl. Droysen III. 148.

griffen Haus für Haus an, um auf diese Weise allmälig vorwärts zu dringen. Was sich dann in den Häusern fand, ward ohne Schonung erstochen oder erschlagen; der große Verlust hatte auf beiden Seiten die Wuth auf's Höchste gesteigert. Aber das Dorf ganz in Besitz zu nehmen, wollte den Angreifern gleichwol nicht gelingen.

Die Lage des preußischen Corps fing an bedenklich zu werden. Von Langeron war zunächst keine Hülfe zu erwarten. Der war bei Groß- und Klein-Wiederitzsch im Kampfe mit der Division Dombrowski begriffen, die gegen die fast vierfache Uebermacht ihre Stellung mit äußerster Hartnäckigkeit vertheidigte und, durch einen Theil von Ney's Corps verstärkt, den Gegner den größten Theil des Tages hindurch festhielt. St. Priest stand noch entfernt; Sacken ward absichtlich zurückgehalten, da Blücher und seine Umgebung gegen die Möglichkeit eines Angriffs auf der linken Seite der schlesischen Armee gerüstet sein wollten. Von Yorks eigenen Streitkräften waren die Brigaden Horn und Hünerbein gegen die Mitte und Rechte von Marmonts Aufstellung im Anmarsch, aber ein mörderisches Feuer hemmte ihr rasches Vorgehen. Die Avantgarde und Prinz Karls Abtheilung hatten gewaltig gelitten; es blieb demnach von der Infanterie zu einem neuen Angriff nur noch die Brigade Steinmetz übrig. York beschloß, auch diese acht Bataillone mit einem Reiterregiment und den Resten von Prinz Karls Brigade dranzusetzen. Stürmend gingen sie theils ins Dorf, theils gegen die Höhen vor, kamen auch dicht bis an den Feind, aber auch sie mußten weichen. Das furchtbare Feuer zerschmetterte ihnen ganze Reihen, vom Führer an abwärts stürzten die meisten Officiere getroffen nieder, in wenig Momenten zählten die Bataillone Hunderte von Verwundeten. In der starren Spannung dieses Augenblicks war Alles verstummt; man vernahm nur noch das Rollen des Kanonendonners. Auch den Entschlossensten ward es jetzt zweifelhaft, ob der Sieg zu erfechten sei. Schon waren die feindlichen Quarrés und Batterien im Vorrücken gegen die geworfenen Bataillone der Preußen. Zum Glück waren zwei Schwadronen von den brandenburgischen Husaren und das Jägerdetachement, von einem unerschrockenen Reiter, dem Major Sohr, geführt, bis gegen Möckern vorgerückt und dienten jetzt dem weichenden Fußvolk als Rückhalt.

Es war ein entscheidender Moment. „Major von Sohr, attaquiren!“ rief York dem Führer zu und gab seiner Einsprache, noch die Reservereiterei abzuwarten, kein Gehör. Sohr führte die Reiter in bester Ordnung vor; dicht am Feinde ließ er sie einreiten, sprengte die ersten Quarrés, nahm einige Geschütze. Aber jetzt kam feindliche Cavallerie und griff energisch an. York befahl, alle Cavallerie sollte vorgehen und der Rest der Infanterie mit dem Bajonnet angreifen; er selber setzte sich, von den Vorstellungen der Generale unbeirrt, mit gezogenem Säbel an die Spitze der Husaren. Die brandenburgischen Uhlanen, schlesische Landwehrcavallerie, die westpreußischen Dragoner

und die Mecklenburger Husaren folgten*). Der Erfolg des Reiterangriffs war vollständig; in kurzer Zeit waren weitere Bataillonsmassen des Feindes zersprengt, von den verderbensprühenden Geschützen auf der Höhe ein Theil genommen.

In dem Augenblick, wo dieser Reitersturm vorwärts ging, war auch an einer anderen Stelle ein wichtiger Erfolg erfochten worden. Zur Linken waren Horn und Hünerbein bis an den Feind vorgedrungen; trotz des Kartätschenfeuers machten sich ihre Bataillone mit dem Bajonnet Bahn und warfen den Feind. Jetzt ging auch in Möckern selbst der Kampf zu Ende; die Avantgarde und die Brigade Steinmetz wurden dort nach einem heldenmüthigen Angriff vollends Meister. Zur Seite und jenseits des Dorfes sah man allerwärts weichende Haufen feindlichen Fußvolkes im letzten Widerstand begriffen, ihre Vierecke zersprengt, ihre Kanonen genommen. Erst die Nacht setzte dem wilden Kampfe ein Ziel.

Der Sieg war vollständig. Der Feind mochte sechstausend Todte und Verwundete zählen, zweitausend waren gefangen, 1 Adler, 2 Fahnen, 53 Kanonen genommen. Auch den Siegern freilich hatte der Tag gewaltige Opfer gekostet. Von 21,000 Mann zählte York noch 13,000; das Fußvolk allein war, die Leichtblessirten mitgerechnet, um mehr als siebentausend und darunter viele Officiere vermindert. Es war der blutigste Kampf des ganzen Feldzuges, aber auch der glorreichste. Nach einem Zeugniß namhafter französischer Generale, die alle Feldzüge Napoleons mitgemacht haben, ist nur an wenig Stellen der großen Kriegszeit mit gleicher Bravour angegriffen worden, wie von den Preußen bei Möckern. Auch Langeron bezeichnet in seinem Tagebuch das Treffen als eines der glänzendsten dieses Krieges und meint: man könne den Heldenmuth nicht höher steigern, als jeder General, jeder Officier und jeder Soldat es an diesem Tage gethan. An erhabenen Zügen antiken Heldenmuthes und an Thaten der Aufopferung der Einzelnen ist keine Waffenthat reicher gewesen als diese**).

Es ist wohl das Bedenken erhoben worden, ob York nicht an einem minder schwierigen Angriffspunkt den Sieg mit mäßigeren Opfern hätte erfechten können; wir sind nicht im Stande darüber zu entscheiden, doch scheinen die Nachrichten, die York über die Stellung des Feindes und das Terrain hatte, den Angriff auf Möckern motivirt zu haben. Aber das dünkt uns ge-

*) Ueber den Reiterangriff s. die Denkwürdigk. des Meckleub. Husarenregiments S. 125 f.

**) Marmont und nach ihm Thiers schreiben das Mislingen dem mangelhaften Angriff von Normanns württembergischer Reiterei und einer plötzlichen Pulverexplosion zu, beides Unfälle, die bekanntlich in verlorenen Schlachten der Franzosen so häufig wiederkehren, daß uns das Zeugniß verdächtig ist, zumal bei Berechnung der gegenseitigen Stärke beide Zeugen ungefähr so gezählt haben, wie ihr Meister zu zählen gewohnt war.

wiß, daß an den gewaltigen Opfern dieses Tages Bernadotte's Zögern eine wesentliche Mitschuld trug. Wie anders hätte es kommen müssen, wenn die Nordarmee, die Napoleon weit weg am rechten Elbufer glaubte, plötzlich gegen alle Berechnung im Norden von Leipzig erschien und Blüchers Angriff unterstützte! Daß dies ohne übermäßige Eile möglich war, steht außer allem Zweifel. Dann ward wahrscheinlich schon am 16. Leipzig genommen, der ungesäumte Rückzug der Franzosen erzwungen, zu einer Erneuerung der Schlacht am 18. und 19. October kam es nicht mehr. Indessen wir wissen, welche Mühe es gekostet, Bernadotte auch nur dazu zu bringen, daß er sich im Schneckengang vorwärts bewegte; und selbst jetzt war es noch keineswegs gewiß, ob er an den folgenden Kämpfen Theil nehmen werde. Das beweist der dringende, fast drohende Ton, in welchem noch spät am Abend des 16. der britische Bevollmächtigte ihn zum Aufbruch mahnte. „Es ist kein Augenblick zu verlieren," schrieb ihm Sir Charles Stewart; E. k. H. haben es mir versprochen. Das heißt als Freund reden. Ich rede jetzt als Soldat und nur bereuen könnten es E. k. H., wenn Sie nicht jetzt Ihren Marsch begännen."

Erst spät am Abend ruhte die blutige Arbeit dieses Tages; der Donner der Geschütze und das Knattern der Gewehre, das bis in die Dunkelheit fortgedauert, verhallte allmälig und nur die Tausende von Wachtfeuern oder hie und da brennende Dörfer durchbrachen den nächtlichen Schleier, womit die Wahlstatt überzogen war. Keiner der kämpfenden Armeen ist die Nacht nach solch einem Tage leicht geworden, aber am beklagenswerthesten war doch die Lage der Franzosen. Von den Tausenden, die sich verwundet in die Stadt geschleppt hatten oder hingebracht wurden, fanden nur die Wenigsten Zuflucht und Verpflegung; Mangel an Vorsorge und gewissenloser Leichtsinn der damit Beauftragten verursachten unsägliches Elend. Eine Menge der Unglücklichen ist in dieser Nacht vor Hunger, Schmerz und Kälte zu Grunde gegangen; in den Straßen der Stadt lagen sie auf dem nassen Pflaster ohne Stroh und Decken, ohne Verband, ja ohne einen Tropfen Wasser, um den sie flehentlich baten. Ein Augenzeuge hat noch etwa zehn Tage nach der Schlacht in einer Scheune zu Meusdorf 174 Franzosen gezählt, die verwundet dorthin gebracht worden und bis auf den letzten Mann verhungert waren!*) Der grausige Anblick dieses Abends stimmte schlecht zu dem Siegesgeläute, das man am Mittag anbefohlen, zu dem Tedeum, das König Friedrich August gefeiert, und zu der rauschenden Janitscharenmusik, womit noch am Abend der angeblich glänzende Sieg, der die Gefangennehmung eines

*) S. Hussel, Leipzig während der Schreckenstage im Monat October S. 38. 39 f. Vgl. Aster II. 65.

österreichischen Erzherzogs und die Erbeutung vieler Geschütze eingebracht haben sollte, in der Stadt verherrlicht worden war.

Der Morgen des 17. October — es war ein Sonntag — ließ die Bewohner Leipzigs ahnen, wie es mit dem Siege beschaffen war. Neben den erschütternden Scenen des Elends, wie jede Straße sie in Ueberfülle aufwies, gab sich allenthalben nur Verwirrung und Bedrängniß kund; statt der feierlichen Sonntagsstille hörte man Couriere, Kanonen und Munitionswagen in wilder Eile durch die Stadt jagen, die Kirchen waren geschlossen oder wurden zu kriegerischen Zwecken benutzt. Aus den Mienen der französischen Soldaten sprach unverkennbar die Unruhe und Besorgtheit; die vom Rheinbunde verbargen nicht mehr, daß sie nur mit Ungeduld das fremde Joch ertrugen. Einzelne Haufen erklärten laut, sie würden keinen Widerstand mehr leisten; andere verkauften schon ihre Gewehre. Aber auch die Muthigeren hatten die Hoffnung des Erfolgs verloren und sahen in dem Rückzug die einzige Rettung.

Daß der französische Kaiser nichts Besseres thun konnte, als sofort den Rückzug antreten, das ist denn auch bis heute die einmüthige militärische Ansicht gewesen. Er hatte sich am Mittag des 16. October überzeugen können, daß die ganze böhmische Armee sich im Süden der Stadt vereinigte und er nicht im Stande war sie zu durchbrechen, er wußte am Abend Blüchers Ankunft und Marmonts Niederlage im Norden; er konnte wenigstens vermuthen, daß Bennigsens Reserve und die Nordarmee nicht mehr fern waren. Eine Katastrophe erschien darnach unvermeidlich; sie abzuwenden oder doch ihren Schlag zu mildern, war ihm jetzt noch eine letzte Frist gegönnt. Wenn er, ehe die gefürchtete Vereinigung vollzogen war, am 17. rasch aufbrach, Leipzig durch eine starke Nachhut deckte, den Feind über die Richtung seines Rückzugs täuschte, so war es möglich, die Saale zu erreichen und mit einer zwar geschwächten, aber immer noch imposanten Streitkraft den weiteren Kampf aufzunehmen. Sechsunddreißig Stunden später, nach einer neuen furchtbaren Schlacht, ward der Rückzug schon zur Flucht. Er nahm dann wahrscheinlich nur die Trümmer eines Heeres mit, das, vom Kampfe und der Erschöpfung rasch bis auf die Neige aufgezehrt, nicht mehr hinreichte, um Frankreichs Gränzen zu vertheidigen.

Es war nicht der Stolz des Feldherrn und des Herrschers allein, was in Napoleons Seele dem Gedanken dieses Rückzugs widerstrebte; auch sein politischer Calcul sprach ihm dagegen. Es ist wieder einer der merkwürdigen Momente seines Lebens, wo er bei aller Klarheit des Erkennens sich von Phantomen und selbstgeschaffenen Trugschlüssen leiten läßt. Gewiß hat er die ganze Bedrängniß der Lage so gut und besser überschaut wie Einer; aber die gefährliche Illusion, daß den Gegnern noch ein leidlicher Friede abzugewinnen sei, hatte er noch nicht überwinden können. Und doch war es seit den Tagen von Prag über allen Zweifel klar, daß die alten diplomati-

schen Künste jetzt ihren Zauber verloren hatten; wenn auch vielleicht nach der Dresdener Niederlage sich scheue Friedensgedanken in einem der verbündeten Lager regen mochten, sie waren durch die Eindrücke von Culm, Dennewitz, Wartenburg rasch beschwichtigt worden. Jetzt, nachdem der Gegner den letzten Moment eines großen Erfolges verloren und ein entscheidender Sieg gegen ihn mit Gewißheit bevorstand, waren alle Verbündete, auch Metternich und der Kaiser Franz, sicherlich entschlossen, erst diese Entscheidung auszufechten und dann vielleicht an den Frieden zu denken. Daß sie in diesem langersehnten, glücklichen Moment den schon aufgehobenen Arm friedfertig würden sinken lassen, um dem rathlosen Feinde die Katastrophe zu ersparen — die Berechnung mochte in den Tagen von Austerlitz und Jena richtig sein; jetzt konnte, wie gering man auch von den Berathern im alliirten Lager denken mochte, nur die Verblendung solche Schwäche von ihnen erwarten.

Aber Napoleon gab die Hoffnung noch nicht auf. Es ist eine der psychologischen Anomalien in seinem Wesen, daß er, der Sohn der Revolution, der mehr als diese selbst dazu gethan, den Nimbus der alten Dynastien zu zerstören, der so unnennbare Kränkungen auf sie gehäuft und den sie stets gehaßt, auch wenn sie vor seiner Ueberlegenheit sich krümmten, eine fast abergläubische Zuversicht auf die Festigkeit dynastischer Freundschaft setzte. Jetzt und bis in die letzten Tage seines Glückes hat er sich auf Kaiser Franz, als den „Schwiegervater", Rechnung gemacht; der heiße Ingrimm einer ganzen Welt von Völkern, der bittere Haß der Fürsten, die Erinnerung an die eigenen Demüthigungen des Schwiegervaters, das Alles schien ihm dagegen nicht schwer in die Wagschale zu fallen. Am Abend der Schlacht wurde der gefangene Merveldt vor ihn geführt. Merveldt war der Unterhändler, dem er seinen ersten großen diplomatischen Sieg zu Leoben abgewann. Er mochte es als ein Glückszeichen ansehen, daß gerade dieser ihm jetzt vom Schicksal zugeführt ward; er schlug im Gespräch mit ihm die Seite dynastischer Freundschaft an und beauftragte ihn, einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Als Preis bot er an: Rückzug hinter die Saale, die Rückgabe Hannovers und der Reunionen vom December 1810, die Preisgebung Polens und nach einigem Zögern auch bedingt den Verzicht auf den Rheinbund; oder wie seine Worte lauteten: die meine Protection nicht wollen, gebe ich preis. Sie werden es aber bereuen, nur das erlaubt mir die Ehre nicht, für die übrig Bleibenden den Titel des Beschützers aufzugeben. Ueber Italiens Unabhängigkeit, über Spanien, Holland sollte gemeinsam mit England verhandelt werden.*)

Es ist keine Frage, ähnliche Bedingungen hätten ihm zu Prag den Frieden gewährt, und insofern mochten sie ihm als Beweise großer Selbst

*) S. Lord Burgersh, Memoiren S. 200—204.

verleugnung erscheinen; aber für die Verbündeten war die Lage seitdem eine ganz andere geworden. Wenn sie jetzt, nach sechs gewonnenen Schlachten, im Augenblick, wo ein letzter entscheidender Sieg so gut wie gewiß war, den Gegner entschlüpfen ließen und ihm eine goldene Brücke bauten, so verdienten sie nichts Anderes, als daß er binnen Kurzem mit frischen Kräften die Tage von Austerlitz und Jena zurückführte. Es scheint sich denn auch nicht die leiseste Versuchung dazu geregt zu haben; man behandelte die Sendung Merveldts wie nicht geschehen und wollte vor Allem den letzten Schlag mit den Waffen führen, ehe man mit dem Gegner wieder verhandelte.

So verlor Napoleon kostbare 24 Stunden in Erwartung des Friedens, indessen die Gegner ihre ganze Kraft zum entscheidenden Kampfe sammelten. Es ist bezeichnend für den Gesammteindruck, den die Schlacht von Wachau hinterlassen, daß, wie die Franzosen herabgestimmt, so die Verbündeten voll guten Muthes und frischer Kampfeslust waren. Selbst der vorsichtige Schwarzenberg hatte noch am Abend des 16. einen Befehl ausgegeben, der die Erneuerung der Schlacht für den anderen Morgen ankündigte. Doch war kein Grund, so sehr zu eilen. Colloredo traf gegen Mittag, also später ein, als man berechnet, Bennigsen wurde noch erwartet, von Bernadotte fehlte alle genauere Kunde; selbst von dem glorreichen Sieg von Möckern traf erst am Nachmittag die Nachricht im Hauptquartier ein. So wurde der Angriff auf den Mittag verschoben, und als sich auch da von Bennigsen noch kein Lebenszeichen kundgegeben, beschloß ein Kriegsrath der Monarchen und Feldherrn, der um zwei Uhr zusammentrat, erst den andern Tag die Schlacht zu erneuern. Kaum eine Stunde nachdem Schwarzenberg diese Anordnung getroffen, gegen vier Uhr näherte sich Bennigsens Vorhut dem Theil des Schlachtfeldes, wo Klenau stand; spät am Abend folgte das Gros der russischen Reservearmee. So ging man ausgeruht und an Kräften bedeutend verstärkt der kommenden Schlacht entgegen.

Ganz ohne Kampf ist indessen auch dieser Tag nicht vorübergegangen. Blücher vermochte es nicht über sich, zumal nach einem Siege, einen Tag unthätig zu bleiben. Er theilte das Yorksche Corps, von welchem zwei bis drei Bataillone jetzt kaum eins bildeten, statt wie bisher in vier Brigaden, fortan in zwei Divisionen unter Hünerbein und Horn ein und ließ es durch Sacken ablösen. Mit Langerons und St. Priests Corps vereinigt, war diese Macht mehr als genügend, um den Feind aus den Stellungen, in die er sich am Abend zurückgezogen, herauszudrängen. Zu dem Ende sandte er eine russische Colonne mit 24 Geschützen gegen Wiederitzsch vor; durch eine andere ließ er Eutritzsch und Gohlis angreifen. Eutritzsch ward trotz der tapferen Gegenwehr Dombrowski's bald genommen, der Feind auf Schönfeld und Gohlis zurückgedrängt und, als Arrighi den Rückzug decken wollte, durch eine glänzende Attake russischer Husaren und Kosaken unter Wassiltschikow

die feindliche Reiterei auf Schönfeld und Leipzig zurückgejagt. Die Russen folgten über das feindliche Fußvolk hinaus und von diesem beschossen den flüchtigen Reitern bis dicht an das Hallesche Thor und nahmen 5 Geschütze und 500 Gefangene als Beute mit. Ein letzter hartnäckiger Kampf entspann sich dann mit den Polen um Gohlis, bis auch dies von Sacken, den York unterstützte, genommen ward. Jetzt ließ Blücher den Kampf abbrechen; wahrscheinlich war ihm die Botschaft Schwarzenbergs zugekommen, daß die Schlacht auf den andern Tag verschoben sei. Er hatte dafür tüchtig vorgearbeitet, denn sein Corps stand schon ganz nahe an den nördlichen Eingängen von Leipzig.

Am Abend des 17. Octbr. konnte sich Napoleon nicht mehr verhehlen, daß sein Warten ihm verhängnißvoll zu werden drohe. Außer Reynier hatte er keine Verstärkungen mehr zu hoffen; vom Feinde ward Colloredo's und Bennigsens Ankunft gemeldet, Bernadotte erwartet. Was aber das Bitterste von Allem, auf Merveldts Friedensbotschaft kam keine Antwort. Des Kaisers düstere, nachsinnige Haltung bewies, daß er die Gefahr vollkommen erkannte; in seiner Umgebung gab sich tiefe Niedergeschlagenheit kund. Am Abend gab er die ersten Befehle, die auf einen Rückzug gegen Weißenfels und Freiburg hindeuteten.

Es war der Jahrestag des Aufbruchs von Moskau, an dem rings um Leipzig die Schlacht wieder aufgenommen ward. Heiter und sonnig stieg, nach den Stürmen und Regengüssen der letzten Tage, der Morgen des 18. Octbr. über einem Schlachtfelde auf, an welchem sich gegen eine halbe Million bewaffneter Männer fast aller Nationen zum letzten Entscheidungskampf auf deutscher Erde sammelten. Die verbündeten Heere waren zum größten Theil schon früh in Bewegung und gingen voll Freudigkeit an das blutige Werk; neben der Erinnerung an Wachau und Möckern war es jetzt auch die Ueberlegenheit der Zahl, welche die Zuversicht des Sieges erweckte. Alle drei Monarchen, auch Kaiser Franz, hatten sich zum Kampfe eingefunden; sie nahmen erst auf dem Galgenberg bei Wachau ihre Stellung, dann auf der Anhöhe nördlich von Liebertwolkwitz, die später der Monarchenhügel genannt worden ist.

Napoleon hatte in der Nacht und in den frühen Morgenstunden seine Streitkräfte südlich von Leipzig eine Strecke zurückgehen lassen; ihr rechter Flügel lehnte sich von Connewitz bis Dölitz an die Pleiße, von da zog sich die Schlachtlinie über Probstheyda, Holzhausen, Stünz nach der Parthe hin, bis zu deren Einmündung in die Pleiße, nördlich von Leipzig. Die Front dieser fast vier Stunden lang ausgedehnten Stellung war gebrochen und bildete, wie Aster sagt, bei Probstheyda einen ausspringenden Winkel, dessen rechter Schenkel von genanntem Orte bis Dölitz ging, während

der linke von Probstheyda bis Zweinaundorf reichte. Zur Rechten an die Pleiße gestützt, deren Uebergang er am 16. so tapfer vertheidigt, stand wieder Poniatowski mit seinen Polen, mit einem Reitercorps und einer Division der jungen Garde; an ihn lehnten sich links Augereau, Victor und zwei Reitercorps. Ungefähr im Centrum der ganzen Stellung, bei Stötteritz und Probstheyda, hielt Lauriston, bei Holzhausen Macdonald, in ihrer Nähe eine Division der alten Garde und die Reiterei von Sebastiani und Nansouty. Bei Paunsdorf stand Reynier, im Norden, als linker Flügel der ganzen gebogenen Front, Ney und Marmont. Es mochten im Ganzen noch 140—150,000 Mann sein, welche diese ausgedehnte Linie vertheidigen und die Uebergänge bei Lindenau nach der Weißenfelser Straße zu besetzen sollten, eine Macht, die, so gut die Stellung auch gewählt war, namentlich für die Wirksamkeit der Geschütze, doch kaum ausreichte, um diese Positionen gegen einen Angriff von nahezu 300,000 Mann zu halten*). So war es also endlich zu der Wendung gekommen, die das Ziel des ganzen Feldzugs der Verbündeten sein mußte: statt die Armeen seiner Gegner einzeln anzufassen, war Napoleon gezwungen, sich einem Angriff ihrer vereinigten Macht darzubieten. Selbst wenn es ihm gelang, gegen diesen Andrang sich noch einen Tag zu behaupten, blieb ihm dann doch nichts übrig, als ein gefahrvoller Rückzug.

Die große böhmische Armee, jetzt durch Colloredo und Bennigsen verstärkt, sollte nach der Anordnung des Oberfeldherrn in drei Colonnen den Feind angreifen. Rechts und links von der Pleiße gegen Connewitz und Lößnig sollten die 45,000 Mann des Erbprinzen von Hessen-Homburg vordringen, die aus Colloredo's und Fürst Aloys Liechtensteins Corps, den Reservedivisionen Weißenwolf und Bianchi und aus Nostitz Reiterei bestanden. Eine zweite Colonne von einigen fünfzigtausend Mann führte Barclay gegen Wachau, Liebertwolkwitz und Probstheyda; zu ihr gehörten Gortschakoffs und Prinz Eugens Infanterie, Rajewski's Grenadiere, Pahlens Reiterei, die preußischen Brigaden Klüx, Pirch und Prinz August, dann die russisch-preußischen Garden und Reserven. Die dritte Angriffscolonne, aus Klenau's und Bubna's Oesterreichern, aus der preußischen Brigade Zieten, aus Bennigsens Reserve-

*) Im Süden standen nach Hofmann, S. 285, mit dem auch Aster übereinstimmt, über 160,000 Mann, gegen Lindenau Giulay mit 30,000 (nach Anderen nur 20,000); den Kronprinzen von Schweden schätzt derselbe zu mehr als 60,000, die Verstärkungen, die dazu Blücher abgab, auf 30,000, wonach dann Blücher selbst noch die Corps von Sacken und York, in der Stärke von etwa 20,000 Mann, blieben. Das wären im Ganzen gerade 300,000 Mann; daß die Angaben bei so großen Massen um Tausende aufwärts oder abwärts differiren, ist natürlich, doch stimmen die meisten Berichte darin überein, daß die Alliirten, wenn diese Corps alle beisammen waren, 280—300,000 Mann zählten. Die Stärke Napoleons berechnet Hofmann a. a. O. auf 145,000 Mann.

armee und aus Platofs Kosaken gebildet, war einige 60,000 Mann stark und von Bennigsen geführt; sie sollte in der Richtung auf Holzhausen den linken Flügel des Feindes angreifen und umgehen. Der Kampf zwischen Holzhausen und der Parthe fiel Bernadotte, der im Norden der Stadt Blücher, der Angriff auf Lindenau wieder Giulay zu. So war der eherne Kreis um den Gegner beinahe fest geschlossen und es schien schon sehr zweifelhaft, ob er im Stande sein werde, ihn noch an einer Stelle zu durchbrechen. Napoleon selbst hatte sich vor Tagesanbruch aufgemacht, das Terrain auszukunden, und begab sich dann auf die Anhöhe bei Stötteritz, wo die Tabacksmühle lag, um von dort die Schlacht zu leiten.*)

Die Angriffscolonnen der Verbündeten setzten sich alsbald in Bewegung, freilich nicht so gleichzeitig und zusammenhängend, wie es nöthig war, wenn der Feind vollkommen erdrückt werden sollte. Der Erbprinz von Hessen-Homburg mit seiner Colonne ging über Markkleeberg gegen Dölitz und Dösen vor, um den Feind von der Pleiße wegzudrängen. Die hitzigen Gefechte, die sich um den Besitz dieser Punkte entspannen, blieben Stunden lang ohne Entscheidung; wiederholt machten sich die Oesterreicher Bahn durch die erstürmten Dörfer und bedrohten die Stellung, die der Feind, auf Lößnig und Connewitz gestützt, an der Pleiße einnahm; aber auch die Franzosen drangen mit neuer Kraft vor, die verlorenen Punkte wieder zu gewinnen. In dem heißen Kampfe ward der Führer der Oesterreicher selbst verwundet und ihre Colonnen wurden so hart mitgenommen, daß es nöthig schien, noch von Giulay's zunächst stehenden Truppen und von den russischen Reserven Hülfe herbeizuholen. Bei Dölitz zwar ward die Stellung gegen die immer erneuerten Versuche des Feindes behauptet, aber bei Dösen hatten die Oesterreicher stark gelitten und Verstärkung that hier Noth. Es würde die Gränzen dieser Darstellung weit überschreiten, wollten wir den wechselnden Gang dieser bis in die Nacht dauernden Kämpfe in ihren einzelnen Momenten verfolgen. Wie der Angriff der Oesterreicher, so war die Vertheidigung, namentlich der Polen und der Garden, alles Ruhmes werth. In Dölitz und Dösen behaupteten sich die Angreifer und waren am Mittag bis nach Lößnig eingedrungen; allein weiter Terrain zu gewinnen, wollte nicht gelingen. Die Franzosen hatten, als der Abend kam, um ihren Rückzug glorreich gefochten, aber der Rückzug war doch unvermeidlich. Die Windmühle, bei der Napoleon stand, war selber von den Kugeln durchlöchert; eine feindliche Granate, die dicht neben seinem Wachtfeuer in den Boden einschlug, verschüttete mit der aufgewühlten Erde das im Aufgehen begriffene Feuer.

*) An der Stelle, wo die Tabacksmühle lag, ist neuerlich durch den Verein zur Feier des 19. October ein Denkstein aufgerichtet worden, mit der Inschrift: Hier weilte Napoleon am 18. October 1813, die Kämpfe der Völkerschlacht beobachtend. Auf der Rückseite steht der Spruch aus dem zweiten Buch Mosis XV. 3: der Herr ist der rechte Kriegsmann; Herr ist sein Name.

Indessen war auch Barclay's Colonne zum Angriff vorgegangen, zur Linken Kleist über Wachau, zur Rechten Wittgenstein über Liebertwolkwitz, die Garden und Reserven folgten. Die Vortruppen der Franzosen wichen zurück, die Dörfer, um welche sich der heiße Kampf des 16. October entsponnen, wurden besetzt, die Monarchen und Schwarzenberg stellten sich auf der Anhöhe auf, von der damals Napoleon die Schlacht geleitet. Das gemeinsame Ziel des Angriffs für diese Massen war nun das Dorf Probstheyda, wo die Linie der Franzosen jenen vorspringenden Winkel bildete. Fiel dies Dorf in die Hand der Verbündeten, so war die feindliche Schlachtlinie durchbrochen, beide Flügel wurden getrennt und aufgerollt. Aber Probstheyda war nicht leicht zu nehmen; mit Lehmmauern, Gräben und Gärten versehen, eignete es sich trefflich zu einer hartnäckigen Vertheidigung, zumal dort Straßen, Häuser und Dächer rasch zu festen Stellungen umgeschaffen waren. Auch hatte der Feind hier ansehnliche Streitkräfte vereinigt; Victor deckte das Dorf, hinter ihm hielt Lauriston, zur Seite war Macdonald nahe genug, um im Nothfall helfend einzugreifen. Hier stand auch Drouot mit seiner furchtbaren Artillerie, namentlich war am nordwestlichen Ende eine Geschützesreihe aufgefahren, welche die ganze Front des Dorfes bestrich.

Als Kleists und Wittgensteins Truppen an Probstheyda herangekommen waren, ward die Schwierigkeit des Angriffs wohl erkannt. Man machte eine Pause und wollte erst erwarten, bis die Colonnen von Hessen-Homburg und Bennigsen zur Seite den Kampf wirksam eröffnet hatten. Es dauerte bis zwei Uhr, ehe der Befehl zum Angriff kam. Die Brigaden Klüx und Prinz August gingen, unterstützt von russischer Reiterei, stürmend gegen das Dorf vor, drangen über die erste Lehmwand, die es deckte, und über eine zweite, von wo sie ein mörderisches Feuer empfing, glücklich vor, brachen sich auch weit ins Dorf hinein Bahn, mußten es aber unter dem Andrang frischer Kräfte des Feindes wieder verlassen. Ein zweiter Sturm, an dessen Spitze sich Prinz August stellte, verhieß anfangs besseren Erfolg; unaufhaltsam warfen die Preußen den Feind vor sich nieder und stießen schon auf verlassene Geschütze, aber ein heftiges Flankenfeuer zwang auch sie, das brennende Dorf wieder zu räumen. Vergebens hatte Zieten von der Seite her versucht, den Angriff zu unterstützen; weder er, noch die tapfere russische Schaar des Prinzen Eugen, die, wiewol durch den Kampf vom Sonnabend stark gelichtet, in das Dorf eindrang, waren im Stande, sich darin zu behaupten. Die einbrechende Dunkelheit setzte ohnedies dem Handgemenge ein Ziel und beschränkte den Kampf auf die Thätigkeit der Geschütze und des Gewehrfeuers; die verbündete Linie ward am Abend um 800 Schritt zurückgenommen und setzte in gedeckter Stellung ihr Feuer bis in die Nacht fort. Die Garden und Reserven waren nicht gebraucht worden. Wie dieser Punkt der wichtigste des Schlachtfeldes war, so wurde auch an keiner Stelle erbitterter gefochten als hier. Hatten die Stürmenden trotz des gewaltigen Verlustes sich mit ver-

wegenem Muthe ins Feuer gestürzt, so setzten auch die Vertheidiger in einem Augenblick, wo sie nur noch um den Rückzug fochten, den wüthenden Angriffen, wie ein preußischer Bericht sagt, überall einen bewunderungswürdigen Widerstand entgegen. Napoleon selber war wiederholt hier erschienen, die Kämpfenden anzufeuern, und ließ ihnen im bedrängtesten Moment von der alten Garde Verstärkungen zuführen. Kaltblütig hielt er in den vordersten Reihen unter dem Hagel der feindlichen Kartätschen; sein Gesicht zeigte die gewohnte Marmorkälte; nur hie und da sprach ein Zug bittern Unmuthes das Geständniß aus, daß die Katastrophe doch unabwendbar sei und all dieser Heldenmuth nichts weiter als einen glorreichen Untergang zu erkaufen vermöge.

Die dritte Colonne des großen verbündeten Heeres, die Bennigsen führte, kam später als die andern an den Feind; sie hatte einen weiteren Weg zu durchschreiten und mochte wohl auch auf die Ankunft Bernadotte's warten, der die Lücke zwischen ihr und Blücher auszufüllen bestimmt war. Sie war von den drei großen Angriffssäulen die dem Feind am meisten überlegene; ihrer Macht von mehr als 60,000 Mann standen nur Macdonalds und Reyniers Armeecorps und Sebastiani's Reiter gegenüber. Seit Nachmittag war denn auch hier der Kampf in heißem Gange; vornehmlich um die Orte Zuckelhausen, Holzhausen, Baalsdorf ward hartnäckig gestritten und den Truppen Zietens, Klenau's und Bennigsens, die hier standen, ihr Vordringen nicht leicht gemacht; doch wurden die Orte zuletzt von den Alliirten genommen und gegen alle erneuerten Angriffe der Gegner standhaft behauptet. Einzelne Abtheilungen griffen in den Kampf um Probstheyda ein, andere drangen bis gegen Stötteritz und Zweinaundorf vor, drohten also Macdonalds Stellung zu überflügeln und ihn von Reynier zu trennen.

Diesem gegenüber auf dem rechten Flügel von Bennigsens Linie stand Bubna und suchte sich Paunsdorfs zu bemächtigen; noch weiter rechts streiften Platofs Kosaken. Um Paunsdorf ward heftig gefochten, wiederholt ward es genommen und verloren. Gegen drei Uhr Nachmittags näherten sich endlich die Spitzen der Nordarmee; nun konnte der Angriff mit größtem Nachdruck unternommen werden. Bubna zog sein Corps fester zusammen, russische Artillerie unterstützte ihn wirksam, Bülows erste Bataillone waren im Anmarsch.*)

*) Aus Asters detaillirter Darstellung geht deutlich hervor (II. 130. 149), daß Paunsdorf zweimal von den Oesterreichern genommen ward, dann die Division Durutte es abermals wegnahm und hierauf ein neuer Angriff es ihm wieder entriß. Mit diesem Momente trifft der Uebertritt der Sachsen zusammen. Andere Darstellungen erzählen die Sache anders, wie denn überhaupt kaum bei einem militärischen Ereigniß die Details noch so vielfach unsicher und abweichend sind wie bei der Leipziger Schlacht. Wir sind hier wie später bei den Zahlenangaben der Sachsen Aster gefolgt, dem einzigen Autor, der über die Schlacht außer den gedruckten Quellen sächsische, preußische und österreichische Archivalien benutzt hat.

In einem kurzen, energischen Angriff ward Paunsdorf genommen, die feindliche Division Durutte zurückgeworfen. Reynier wollte eben einen Theil der sächsischen Artillerie, die bei seinem Armeecorps war, zurücknehmen lassen, als diese, statt rückwärts zu gehen, sich gegen den Feind in Bewegung setzte und die sächsische Infanterie wie auf ein gegebenes Zeichen ihr in Colonne nachschritt. Einen Augenblick konnte man glauben, die Sachsen wollten auf eigene Hand einen Angriff machen; aber sehr bald schwand jeder Zweifel, daß ihre Bewegung einen Abfall bedeute.

Das Ereigniß war nicht unerwartet. Wir erinnern uns, daß die sächsische Armee schon im Frühjahr zur deutschen Sache neigte und nur die Uneinigkeit der Führer Schuld war, daß nicht schon damals die Vereinigung mit den Verbündeten erfolgte. Wie sie dann unfreiwillig den französischen Fahnen folgten und bei Großbeeren und Dennewitz so gut und besser als die Franzosen ihre soldatische Pflicht erfüllten, ward ihnen ungerechter Weise die Schuld des Mißlingens aufgebürdet und sie in großen und kleinen Dingen empfindlich daran gemahnt, daß sie in fremdem Dienste standen. Seit Anfang September mehrten sich daher die Zeichen der Umstimmung; in der Nacht vom 22. auf den 23. ging schon ein Bataillon von den Vorposten in Bernadotte's Lager über. Napoleon täuschte sich jetzt nicht mehr über die nahe Gefahr des Abfalls; er hielt es für nöthig, in einer besonderen Ansprache die Sachsen zur Treue zu ermahnen, sah sich aber zu seinem Verdruß kalt und unfreundlich von ihnen empfangen. Darum dachte er noch während der Schlacht daran, sie nach Torgau zurückzusenden, aber der Weg dahin war nicht mehr frei.

Durch die vorangegangenen Kämpfe stark gelichtet, waren die früheren Divisionen Lecoq und Sahr in eine verschmolzen worden, deren Commando General Zeschau übernahm; Brigadenführer unter ihm waren General Ryssel und Oberst Brause. So standen sie jetzt mit Reynier auf dem linken Flügel von Napoleons Linie. Als sie am Morgen des 18. October zerstreute französische Haufen fliehend ins Lager bei Paunsdorf stürzen sahen, sprach sich bereits in der Mannschaft, namentlich unter der Reiterbrigade, offen der Wunsch aus, überzugehen; es ward an den General ein Bote gesandt und bei Paunsdorf selbst unter den Officieren darüber verhandelt. Aber Zeschau lehnte es ab, ohne Befehl seines Königs zu solch einem Schritt die Hand zu bieten. Die Reiterbrigade war eine gute Strecke nördlich von Paunsdorf in der Nähe der Parthe aufgestellt; bei ihr befanden sich eine reitende Batterie und das Bataillon Sahr. Bald sah sich das Häuflein von der russischen Cavallerie unter Emanuel und Platof mit Macht angegriffen. Die Reiter (es sollen nur noch 500 Mann gewesen sein) wagten eine letzte Charge, und wie diese mißlang, ritten sie mit eingesteckten Säbeln nach der feindlichen Linie hinüber und schlossen sich unter Hurrahruf an die Russen an. Auch das Infanteriebataillon folgte alsbald dem Beispiel; nur die reitende Batterie

blieb zurück und schloß sich den übrigen bei Paunsdorf stehenden Truppen an. Aber nicht weit von der Stelle, wo dies in den Vormittagsstunden geschah, erfolgte, vielleicht dadurch veranlaßt, gleich nachher ein anderer Abfall, der des General Normann, der mit seinen württembergischen Reitern (5—600 Mann) ebenfalls zu den Russen überging. Die frühere Geschichte dieses Generals ließ nicht erwarten, daß er es aus patriotischer Anwandlung that; er soll denn auch gleich erklärt haben, er wolle nur seinem Herrn den Rest der Reiter retten, und lehnte es ab, in den Reihen der Alliirten mitzufechten.

Die übergegangenen Sachsen hatte der Widerwille gegen den fremden Dienst getrieben. Sie kannten Zeschau's ablehnende Antwort und verließen doch Napoleons Fahnen; ja sie wollten sofort am Kampfe gegen die Franzosen thätigen Antheil nehmen. Mit richtigem Tact versagte man ihnen die Erfüllung dieses Wunsches; die Infanterie ward zu einem schwedischen Depot, die Reiterei zu Yorks Corps geschickt, ohne mitzufechten. Während dieser Vorgänge war noch die Hauptmasse der Sachsen in den Kampf um Paunsdorf verwickelt; sie schlug sich ausdauernd und kaltblütig, bis gegen ein Uhr die Nachricht vom Uebergang der andern Division ankam. Jetzt wurden die Mannschaft und die Officiere unruhig; Zeschau konnte ihr Verlangen nicht mehr ablehnen, einen Officier an den König zu senden, der ihm die Stimmung der Truppen melde und dessen Befehle einhole. Aber die meisten Officiere waren unter sich schon einig, auch dann überzugehen, wenn der offenbar unfreie König keine Weisung dazu gäbe. Im eigenen sächsischen Interesse schien es ihnen geboten, auf diesem Wege zu hindern, daß nicht Sachsen unrettbar in die Katastrophe des Imperators verwickelt würde. Der Bescheid des Königs lautete, wie zu erwarten war, unbestimmt; doch ward von ihm Nachdruck darauf gelegt, daß die Truppen ihre Anhänglichkeit an den Monarchen „nur durch Erfüllung ihrer Pflichten" beweisen könnten. Die Officiere beriethen; Zeschau erklärte sich auch jetzt gegen den Uebergang, die meisten andern hielten ihn für unvermeidlich. Schien doch schon die militärische Lage kaum eine Wahl mehr zu lassen. Gerade an der Stelle, wo man stand, hatten die Verbündeten den meisten Boden gewonnen, schon drängte Bubna auf Paunsdorf los und war eben im Begriff, den ersten Colonnen der Nordarmee die Hand zu reichen, während die Sachsen in ebenem Felde eine ziemlich exponirte Stellung einnahmen. Gegen drei Uhr erfolgte dann jener Angriff, der die Alliirten in den Besitz des Dorfes setzte; jetzt gab Reynier den Befehl, dessen wir oben erwähnten und der die entscheidende Wendung herbeigeführt hat.

Anstatt sich zurückzuziehen, ging die Artillerie an den Feind vor; die Infanterie folgte, General Ryssel war persönlich vorausgeeilt, um Bennigsen den Uebergang anzukündigen. Kaum gelang es noch Zeschau, einen Theil des Fußvolkes zu erreichen und ihm Halt zu gebieten. Der Feind war aber eben im Vordringen und nahm eines der Bataillone, die der General am

Uebergehen gehindert, gefangen. Was durch sein Bemühen noch in den Reihen der Franzosen bei Paunsdorf zurückblieb, überstieg kaum 600 Mann; die Gesammtzahl der übergegangenen Mannschaft wird von sächsischen Berichten auf ungefähr 3000 und neunzehn Geschütze angegeben. Am Kampfe Theil genommen hat nur der Rest der reitenden Batterie, die noch aus vier Geschützen bestand. Von den alliirten Truppen wurden die Uebergegangenen freudig begrüßt, ihre Führer von den Monarchen gnädig aufgenommen und, wie es heißt, ihnen die Versicherung ertheilt, daß dieser Schritt die Integrität des Landes rette. Nur der König von Preußen konnte die treffende Bemerkung nicht unterdrücken, sie hätten lange auf sich warten lassen. Und in diesem Worte lag die richtigste Würdigung des Schrittes. Sie kamen zu spät, um im Namen der deutschen Sache noch rechten Dank zu verdienen, wenn auch gerade früh genug, um von den Anderen Verräther genannt und der Mitschuld an der großen Katastrophe bezichtigt zu werden.

Denn die Franzosen werden es sich niemals ausreden lassen, so thöricht es auch sein mag, daß jetzt erst die Niederlage entschieden war. Wie früher der Abfall Baierns das Mißlingen von Napoleons großer Operation über der Elbe verursacht haben soll, so muß jetzt der Uebergang der Sachsen die Mitschuld der Leipziger Katastrophe tragen. Sie eines Bessern belehren zu wollen, würde ein ganz vergebliches Bemühen sein; so gebietet es einmal das System ihrer Geschichtschreibung. Für eine verständige Betrachtung bedarf es freilich nur der thatsächlichen Darlegung, um zu zeigen, daß dieser Abfall der paar Tausend Sachsen nicht einmal an der einzelnen Stelle, wo er geschah, eine durchschlagende militärische Wirkung geäußert, geschweige denn auf den Gang des großen Kampfes von 450,000 Kriegern den allermindesten Einfluß geübt hat. Die Sachsen gingen über, als der Kampf bei Paunsdorf schon so gut wie verloren war; ihr Schritt ist nicht die Ursache, sondern die Folge französischen Mißlingens gewesen. Wenn von irgend einer Wirkung geredet werden durfte, so war es die des moralischen Eindruckes; an diesem wie an andern Zeichen der Zeit konnten Freund und Feind erkennen, daß die letzte Stunde Bonaparte'scher Glorie in Deutschland geschlagen hatte.

Indem wir dem Gange der Schlacht weiter folgen, müssen wir zunächst der Nordarmee gedenken, deren erstes Erscheinen vorher nur in Kürze erwähnt worden ist. Bernadotte war sich bis zuletzt treu geblieben. Kaum war es am Tage vorher mit Mühe gelungen, ihm den Befehl abzuringen, daß Wintzingerode's Reiterei vorgehen sollte, so richtete er an Blücher das Ansinnen, dem Nordheer eine Aufstellung zu geben, die es möglichst wenig mit den Franzosen in Berührung brachte. „Meine schwedischen Verpflichtungen, schrieb er, die Menge von Reiterei, welche ich in Westfalen habe, eine Armee und detachirte Corps auf dem rechten Ufer der Elbe, die Brücke von Aken und tausend andere militärische Beweggründe und Interessen lassen mich lebhaft wünschen, daß Sie denselben nicht entgegen sein möchten.“ Die

Sache stand abermals so, daß Blücher an Bülow und Wintzingerode schickte, um sich im Nothfall auch ohne des Kronprinzen Befehl ihrer Mitwirkung zu versichern. Am frühen Morgen (18. Oct.) begab er sich dann selber, vom Prinzen Wilhelm und von Rühle begleitet, zu Bernadotte nach Breitenfeld. Auf alle Weise suchte dort der Gascogner die Zustimmung Blüchers für seinen Vorschlag abzupressen, und zeigte sich höchst ungehalten über Sir Charles Stewart, der ihn am Abend von Möckern so lakonisch an seine Pflicht gemahnt, allein der preußische Held blieb spröde; er hatte oft genug in den Formen nachgegeben, um wenigstens dieser letzten Entscheidung sicher zu sein; darum verbarg er jetzt seinen Unwillen nicht mehr, als der geschmeidige Mann auch dieser zu entschlüpfen suchte. Da lenkte Bernadotte ein; er wolle sich opfern, erklärte er pathetisch, aber nur, wenn ihm von der schlesischen Armee eine Verstärkung von 30,000 Mann gewährt würde. Erst fuhr Blücher heftig auf über eine Zumuthung, die ihm sein Heer unter den Händen wegnahm; denn 30,000 Mann abgeben, hieß nach den Verlusten, die eben noch York erlitten, die schlesische Armee auf ein kleines Hülfscorps reduciren und den Oberfeldherrn derselben zu einer untergeordneten Rolle verurtheilen. Indessen was bedeuteten für Blücher persönliche Rücksichten, wo es der großen Sache galt! Mit einer Selbstverläugnung, die nicht viele Seitenstücke in der Geschichte hat, erklärte sich der ruhmgekrönte Feldherr bereit, dem Zauderer die größere Hälfte seines Heeres abzulassen, nur damit ihm der letzte Vorwand thatlosen Zögerns benommen sei. Langerons Corps sollte unter seine Befehle treten, jedoch mit der Bedingung, daß dasselbe auf dem kürzesten Wege zum Angriff aufbreche, Bülow und Wintzingerode ohne Umschweife zum gleichen Zweck die Parthe überschritten und die Schweden als Reserve herangezogen würden. Blücher selbst wollte indessen die Stellung von Leipzig bewachen und alle seine Bemühungen darauf richten, sich während des allgemeinen Angriffes der Stadt zu bemächtigen.

Bernadotte ging die Bedingungen ein, freilich nach seiner Weise mit dem stillen Hintergedanken, durch die Langsamkeit seiner Bewegungen sich der unbequemen Schlacht so lange als möglich zu entziehen. Es wäre ihm auch gelungen, wenn nicht Blüchers sehr bestimmte Weisungen an Langeron und St. Priest, wo sie zur Nordarmee stoßen sollten, die kleinen Winkelzüge vereitelt hätten. Die russischen Generale brachen, wie Blücher befohlen, ungesäumt auf und schon nach neun Uhr war ihre Avantgarde im feindlichen Feuer. Bei Mockau wateten die Russen, bis an den Gürtel im Wasser, durch die Parthe, erstürmten die Position des Feindes und drängten ihn auf Schönfeld zurück. Um dies Dorf entspann sich dann um Mittag ein Kampf, der zu den blutigsten Episoden dieses Krieges zählt. Das Dorf ward unter Marmonts persönlicher Leitung von seinem und Ney's Corps auf's hartnäckigste vertheidigt; gleichwol drangen die Russen wiederholt stürmend ein und suchten sich mit Bajonnet und Kolben Bahn zu machen; allein die Vertheidigung

stand der Wuth des Angriffes nicht nach und die Russen mußten das Dorf wieder räumen.

Auch zur Rechten und Linken von dieser furchtbaren Wahlstatt war der Kampf bereits im Gange. Wie bei Schönfeld, so ward bei Pfaffendorf und Paunsdorf mit wüthender Erbitterung gestritten; nicht einer in den letzten Zügen liegenden Schlacht glich dieser Kampf, sondern es sah aus, als würde sie erst mit frischer Energie begonnen. Bei Pfaffendorf, eine geringe Strecke von Leipzig entfernt, suchte Sacken vorzudringen, fand aber an Dombrowski's Polen den gewohnten tapfern Widerstand; damit er nicht völlig scheiterte, sandte York einige Bataillone zu Hülfe. Auch hier wie in Schönfeld hatte das Feuer das Dorf ergriffen, Verwundete und Sterbende wurden davon verzehrt, weithin bis in die Vorstadt von Leipzig vernahm man ihr Jammergeschrei, das selbst den Donner der Geschütze übertönte. Während Sacken hier den Feind wenigstens festhielt und ihn hinderte, an die andern bedrängten Stellen Hülfe zu senden, dauerte bei Schönfeld der Kampf in höchster Wuth den Mittag hindurch fort. Unübertrefflich schlugen sich hier beide Theile, ganze Haufen von Leichen waren aufgethürmt, eine Menge von Führern verwundet, und doch keine Entscheidung erfochten. Während des ingrimmigen Würgens stürzte der brennende Kirchthum krachend zusammen; mit dem Toben der Soldaten, dem Donner des Geschützes mischte sich jetzt der Jammer der Verschütteten, während Rauch und Staub das Licht dergestalt verdunkelten, daß Niemand wußte, in welcher Tageszeit er lebte. Erst um sechs Uhr ward Schönfeld von den Russen zum letzten Mal genommen und behauptet; der Kampf hatte ihnen 4000 Mann gekostet.

In denselben Stunden, wo hier und zu beiden Seiten der Kampf am ärgsten wüthete, führte Bülow sein Corps von Taucha gegen Paunsdorf heran; mit ihm näherten sich die russischen Truppen von der Nordarmee dem Schlachtfelde, auch die Schweden überschritten nach Mittag die Parthe und stellten sich links hinter Langeron auf. Sie griffen zunächst in den Kampf nicht ein, doch war ein Theil ihrer Linie noch im Bereich der feindlichen Geschütze. Der Kronprinz war seinen Truppen vorangeeilt und schien die mißtrauischen Vorwürfe der jüngsten Tage, die selbst seinen persönlichen Muth anzweifelten, dadurch entkräften zu wollen, daß er mit der Unerschrockenheit des alten Soldaten an den gefahrvollsten Stellen erschien und im Hagel der feindlichen Kugeln kaltblütig aushielt. Vom entscheidenden Kampfe aber fiel wieder, wie jedesmal bisher, dem Corps Bülows das bedeutendste Loos zu. Wir haben früher erwähnt, wie Bülow sich gerade in dem Moment Paunsdorf näherte, wo die Division Durutte das Dorf wieder genommen hatte und Miene machte, weiter vorzudringen. Noch hatte er nur die Brigade Hessen-Homburg, Oppens Reiterei und Geschütz von der Reserve bei sich; gleichwol machte er sich, ohne auf Borstells und Kraffts Ankunft zu warten, sofort zum Angriff fertig. Auch der Kronprinz erschien jetzt und befahl zu stürmen.

Einige preußische Bataillone und österreichische Jäger drangen in das Dorf vor und warfen den Feind in Verwirrung hinaus. In heißer Kampflust waren dann zwei von den Bataillonen den Fliehenden bis zu dem rückwärts liegenden Dorfe Sellerhausen gefolgt, aber hier ordnete sich der Feind wieder und trat ihnen mit Ueberlegenheit entgegen. Fast aufgelöst mußten sie bis hinter Paunsdorf zurückflüchten und erst das Feuer der Geschütze setzte dem Nachdringen des Feindes eine Gränze.

Indessen waren der Rest von Bülows Corps und die Russen unter Wintzingerode und Woronzof herangekommen. Der Raum zwischen Bubna's Aufstellung bei Paunsdorf und zwischen der Parthe ward ausgefüllt; Bülows Preußen, die Russen von der Nordarmee, die Schweden und Langeron schlossen den großen Kreis, der sich schon eng genug um Napoleons Heer herumzog. War an der Stelle, wo seine große Rückzugsstraße nach Weißenfels und Erfurt ging, die Oeffnung mit gleich zureichender Macht verlegt, so drohte ihm völlige Umzingelung. Seit die Nordarmee in die Linie eingerückt war, befanden sich auf dieser Seite des Schlachtfeldes die Verbündeten in entschiedenem Uebergewicht. Die Franzosen suchten ihrem Vorrücken erst durch mächtiges Geschützfeuer zu begegnen, dann ging Nansouty zu einem neuen Angriff vor; beides war erfolglos. Ihre Linie ward zurückgebogen; noch am Abend, kurz ehe die Dämmerung einbrach, wurden von Bülow in Verbindung mit den Russen und Oesterreichern die Dörfer Stünz, Sellerhausen und Mölkau weggenommen; die Franzosen waren hart an die Stadt hingedrängt. Auch Schönfeld wurde indessen erstürmt; nur noch auf dem nahen Höhenzuge suchten die Franzosen sich zu halten. Die Artillerie der Russen hatte sich fast verschossen; da eilte der Schwede Cardell, der auch bei Großbeeren allein am Treffen Theil genommen, mit zwanzig Geschützen heran und half den Feind auch aus dieser Stellung verdrängen.

So war, als die Nacht dem Kampfe ein Ende machte, die Position der Franzosen enger zusammengedrückt und ihr Rückzug unvermeidlich. Zwar hatte sich Napoleon gegen die großen Angriffe auf seinen rechten Flügel kräftig behauptet und die Linie der böhmischen Armee mit Bennigsen war nur an einzelnen Stellen, wie rechts bei Mölkau, links bei Dölitz und Lößnig, etwas vorgeschoben worden, allein der linke Flügel der Franzosen war schon um ein Beträchtliches zurückgebogen. Die Nordarmee hielt, an Bubna anlehnend, die Stellungen bei Paunsdorf, Sellerhausen, Stünz am Abend besetzt; bei Schönfeld lagerte Langeron, bei Gohlis Sacken. So hatte Napoleon doch überall seine Reihen dichter zusammennehmen müssen; Connewitz, Probstheyda, Stötteritz, Crottendorf, Anger, Reudnitz und Volkmarsdorf waren ungefähr die Punkte, über die am Abend des 18., fast hakenförmig gebogen, seine Stellung hinlief. Sein Centrum und sein linker Flügel waren bis auf eine Viertelmeile nach Leipzig zurückgedrängt.

Und doch hatte der Kampf im Ganzen nicht den ihm ungünstigsten

Verlauf genommen. Die Colonnen seiner Gegner waren zu sehr ungleichen Zeiten — zwischen neun Uhr Morgens und vier Uhr Abends — in die Schlachtlinie eingerückt; das harmonische Ineinandergreifen war nicht ihre starke Seite gewesen. Bernadotte's Chikanen hatten zwar das Erscheinen der Nordarmee auf dem Schlachtfelde nicht hindern können, aber doch um ein paar Stunden verzögert. Der Plan des Angriffes selbst konnte vielleicht glücklicher ausgedacht sein; wenigstens ist von militärischen Stimmen bedauert worden, daß man nicht Alles daran setzte, die französische Position bei Probstheyda zu durchbrechen, in die Lücke rasch Reiterei hineinzuwerfen und dann die feindlichen Schlachtlinien rechts und links aufzurollen*).

Eine solche Katastrophe ist Napoleon erspart worden, allein dies Ergebniß war auch Alles, was die äußerste Spannung seiner Kräfte und die größte Tapferkeit seiner Truppen ihm hatte erringen können. Dafür hatte er gestritten, bis seine letzte Heeresmacht erschöpft, seine Munition fast aufgezehrt war — um sich dann doch zum Unvermeidlichen, dem Rückzug, entschließen zu müssen. Kurz vor Mittag hatte er dazu die Anordnungen getroffen. Erst zogen der Troß und die Wagen mit Verwundeten nach Lindenau zu, dann folgten einige Reitercorps und gegen Abend der Artilleriepark, um die Straße nach Lützen zu gewinnen. Ihn selbst hatten die Anstrengungen der letzten Tage erschöpft; als die Schlacht zu Ende ging, sah man ihn in seinem Bivouac an der Tabaksmühle auf einem hölzernen Stuhle in Schlaf versunken. Seine Hände ruhten, wie Odeleben erzählt, nachlässig gefaltet im Schooß; er glich in diesen Augenblicken jedem andern unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen, verdüstert und verstummt, um das Feuer und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber. Es war schon dunkel geworden, als er in die Stadt zurückritt; Tausende von Flüchtigen waren ihm vorangeeilt, einzelne Straßen bereits mit Menschen und Wagen völlig verstopft. Wie es mit dem Rückzug werden würde, mußte sehr zweifelhaft erscheinen. Die Straße nach Lindenau und Lützen überschreitet mehrmals die Elster und doch war wenig oder nichts geschehen, durch Brückenbauten den Uebergang zu erleichtern. Schwerlich hat Unkenntniß des Terrains die Schuld davon getragen, eher mochte sein Stolz sich sträuben, frühzeitig den unabwendbaren Rückzug einzugestehen. Bis zuletzt hatte er noch Siegesverkündigungen ausgehen lassen, selbst sein getreuester Vasall, der Sachsenkönig, ward noch am Abend mit der Botschaft eines nahen Erfolges betrogen; es sollte offenbar Niemand an die Möglichkeit einer Niederlage und eines Rückzuges denken; vielleicht, daß er selbst seinem Gestirn noch immer so viel vertraute, um gegen alle äußere Wahrscheinlichkeit an die Rückkehr des Sieges zu glauben.

Wenn die Verbündeten diese stolze Nachlässigkeit richtig benutzten und

*) S. Aster II. 207 f. 212.

ihm den Paß nach Weißenfels verlegten, so konnten die Schlachten von Leipzig mit einer Katastrophe enden, die so gewaltig war, wie die Kämpfe, die vorangingen. Was freilich Giulay am 16. bei Lindenau geleistet, ließ nicht allzuviel erwarten; weder seine Truppenzahl, noch seine Führung standen im Verhältniß zu der großen Aufgabe, dem geschlagenen Imperator seine Rückzugsstraße zu versperren. Es lag denn auch offenbar nicht im Plane, diese Aufgabe zu lösen. Wir erinnern uns, als am Morgen des 18. die Angriffscolonne des Erbprinzen von Hessen-Homburg bei Dölitz und Dösen ins Gedränge kam, zog Schwarzenberg einen Theil von Giulay's Corps heran, so daß diesem nur noch sechszehn Bataillone und einige zwanzig Schwadronen übrig blieben. Damit sollte er den Feind nur beobachten, im Nothfall sich auf Pegau zurückziehen*). Wie ihn dann Bertrand angriff, wich er zur Seite aus, zerstörte die Elsterbrücke bei Schleußig und zwar so ungeschickt, daß noch ein ganzes Jägerbataillon von den Franzosen abgeschnitten ward. Damit war die Straße nach Weißenfels frei; Bertrand trat ungehindert den Rückzug dahin an.

Die Schwächung von Giulay's Corps und jener Rückzugsbefehl lassen keinen Zweifel darüber, daß es nicht die Absicht war, Napoleon mit aller Kraft sich in den Weg zu werfen. Es wird eine Aeußerung des Fürsten Schwarzenberg berichtet, die dahin lautete: man habe nicht Truppen genug gehabt, um alle Ausgänge stark genug zu besetzen, auch sei es nicht immer rathsam, einen Feind, der noch Kräfte habe, zur Verzweiflung zu bringen. Ob sich hier ein Rest dynastischer Rücksicht gegen den „Schwiegersohn", verstärkt durch Russenfurcht, im österreichischen Cabinet geregt hat? Es wäre nicht undenkbar; nur hatten gewiß die beiden andern Monarchen nicht die geringste Neigung, solche Schonung zu üben. Eher hat wohl, wie bei Kutusow im Jahr 1812, die Besorgniß den Ausschlag gegeben, der überwundene Riese könne, wenn man ihn auf's Aeußerste bringe, noch im letzten Moment durch einen gewaltigen Schlag der Verzweiflung die Sieger treffen — und es sei darum klüger, ihm eine „goldene Brücke zu bauen." Im russischen Hauptquartier war schon in den Nachmittagsstunden der Gedanke aufgetaucht, durch Vorausfendung größerer Streitkräfte Napoleon den Rückzug zu verlegen, und Blücher hatte auf die erste Nachricht von Bertrands Marsch durch Lindenau Aehnliches im Sinne gehabt. Es wird versichert, er habe die Monarchen und Schwarzenberg ersucht, ihm 20,000 Reiter anzuvertrauen, um den Gegner vollends aufzureiben — aber weder er, noch der Czar vermochten gegen die vorsichtige Strategie der Andern durchzudringen.

*) Am Abend erhielt dann Giulay die Weisung von Schwarzenberg, dem Feinde bei Naumburg zuvorzukommen und die Stellung bei Kösen zu besetzen. „Auf jeden Fall, schloß der Befehl, müssen Sie sich in Acht nehmen, daß Sie nicht selbst einen Echec erleiden, und wenn der Weg zum Rückzug einmal offen ist, so haben Sie den Feind nur stark mit Cavallerie zu verfolgen."

Im großen Hauptquartier wie in der Umgebung Bernadotte's galt es vielmehr für wahrscheinlich, daß am folgenden Tage noch ein ernster Kampf auszufechten sei. Hat doch Schwarzenberg noch am Morgen des 19. gegen Wolzogen geäußert: „Wir werden heute noch einen harten Strauß bei Probstheyda zu bestehen haben." Dazu stimmten denn auch die Anordnungen, die er am Abend des Schlachttages traf. Aus ihnen sprach nicht jene Zuversicht des Sieges, welche die Massen hob und begeisterte, sondern die Erwartung einer neuen Schlacht. Es wurde eine Disposition zum Angriff auf den folgenden Tag und zur Erstürmung der Stadt ausgegeben; der Vorschlag Alexanders, die russischen und preußischen Garden ungesäumt bei Pegau über die Elster zu senden, ward gleich Blüchers Anerbieten abgelehnt; die Truppen, hieß es, seien hungrig und ermüdet. Indem man Giulay und Platof mit den Kosaken nach Pegau, York nach Halle und Merseburg aufbrechen ließ, glaubte man für die Verfolgung genug gethan zu haben.

So ward es Napoleon möglich, eine Armee von mehr als hunderttausend Mann durch ein schmales Defilee noch leidlich hindurchzubringen. Schon in der Nacht wurde damit begonnen, die Stellungen außerhalb der Stadt zu räumen. Ein Theil der Garden und der Cavallerie, die Corps von Bertrand, Victor, Augereau hatten entweder die Straße nach Lützen schon eingeschlagen, oder waren im Begriff, es zu thun. Die Corps von Marmont, Ney und Lauriston sollten erst noch die Vertheidigung der Vorstädte unterstützen, dann den Abgezogenen folgen. In ihrer Deckung sollte Macdonald mit einer Nachhut die Stadt so lange halten, bis der Rückzug glücklich vollzogen sei; Napoleon rechnete, daß dies wenigstens bis Mitternacht möglich sein werde. Macdonald behielt zu dem Zweck außer seinem eigenen Corps noch die sehr zusammengeschmolzenen Reste von Reynier und Poniatowski in der Stadt zurück. Der Abmarsch der Truppen war mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft. Seit Einbruch der Nacht drängte sich in dichten, regellosen Haufen die Mannschaft aller Waffen, Geschütz und Train in die Stadt hinein; bald waren die Ausgänge mit Menschen, Pferden und Wagen so verstopft, daß selbst ein Einzelner die größte Mühe hatte, sich durch dies Chaos durchzuarbeiten. Obwol vor Tagesanbruch begonnen, ging darum der Abzug der Truppencolonnen nur sehr langsam von Statten; kaum war die Aufstellung, durch welche die Stadt vertheidigt werden sollte, vor Morgen vollendet. Poniatowski stand, mit dem rechten Flügel an die Pleiße gelehnt, vor dem Peterstthor; zu seiner Linken bis an die Grimma'sche Straße hielt sich Macdonald; Neys oder jetzt Souhams Corps dehnte sich von da bis zum Halle'schen Thor aus, Marmont deckte die Halle'sche Vorstadt sammt den nahen Uebergängen und Vorwerken, die Division Durutte hielt das Rosenthal bis über Pfaffendorf hin besetzt. Die Punkte außer der Stadt, die man am vorigen Abend noch gehalten, waren jetzt geräumt oder die letzten Abtheilungen schickten sich eben an, sie zu verlassen.

Erst wie die Morgennebel gefallen waren und die Sonne über dem Schlachtfelde erglänzte, überzeugten sich die Führer der Verbündeten, daß der Feind abgezogen und eine neue Schlacht nicht mehr zu erwarten sei. Eine energischere Verfolgung ward indessen nicht angeordnet. Einen Augenblick wurden, wie es der Czar am Tage vorher vorgeschlagen, die Garden nach Weißenfels commandirt, bald wurde aber der Befehl wieder zurückgenommen; es blieb dabei, daß die Verfolgung sich auf die mäßigen Streitkräfte beschränkte, mit denen Bubna, Giulay, York und Platof den Spuren des Feindes nachgingen.

Gegen die Stadt ward der Angriff angeordnet. In drei Colonnen, die Oesterreicher unter Colloredo zur Linken, Kleist mit den Preußen in der Mitte, die Russen unter Wittgenstein zur Rechten, so sollte das böhmische Heer Leipzig erstürmen. Die Stadt besaß damals noch Wall und Graben und war durch eine weite Esplanade von den Vorstädten getrennt, in deren Umfassungen, meistens Gartenmauern, die Franzosen Schießscharten gebrochen hatten. Die Eingänge waren verrammelt. Der Hauptwall ließ sich nach Ansicht kundiger Militärs einen oder mehrere Tage vertheidigen; nur mußten dann auch die Vorstädte und die nahen Vorwerke gehalten werden. Dazu waren aber keine ernsten Vorbereitungen getroffen; die ganze Vertheidigung trug den Charakter der Ueberraschung und Planlosigkeit, die so wichtige Sorge für Anlage von Brücken war versäumt worden. Es scheint denn auch nur Napoleons Absicht gewesen zu sein, indem er die Nachhut opferte, dem Gros der Armee ruhigen Rückzug zu schaffen. Von den Truppen Macdonalds und Poniatowski's, die jene Nachhut bildeten, bestand ein guter Theil aus Polen, Badenern und Hessen-Darmstädtern.

Auf dem Marsche nach der Stadt erreichte die Verbündeten eine Deputation aus Leipzig, die im Namen des Königs und der Bewohner die beiden Monarchen von Rußland und Preußen um Schonung angingen. Der Gedanke war von Napoleon inspirirt, um der weichenden Armee ruhigen Rückzug zu sichern. Der Czar gab zwar freundliche Zusicherungen; nur konnte er den Angriff nicht aufheben, so lange Feinde in der Stadt bereit standen, sie mit den Waffen zu vertheidigen. Die Absendung zweier Officiere, Tolls und Natzmers, an den König von Sachsen sollte darüber eine Verständigung einleiten. Friedrich August war freilich jetzt so wenig wie vorher in der Lage, sich und seinem bedrängten Lande zu helfen. Napoleon hatte ihn zwischen neun und zehn Uhr, als die Sturmcolonnen sich schon näherten, aufgesucht, um Abschied zu nehmen. Nach den Berichten über diese letzte Unterredung scheint es, als sei der unglückliche Fürst auch jetzt noch über die Lage getäuscht und mit der Vorspiegelung einer nahen Rückkehr vertröstet worden. Wie dann die Officiere der Verbündeten, schon mitten im heftigen Gefecht, ankamen, um ihn aufzufordern, daß er die Vertheidigung von Leipzig aufgebe und die sächsischen Truppen zurückziehe, da erklärte der König: er

könne weder über das Eine noch über das Andere verfügen, denn Napoleon habe ihn eben mit der Zusage verlassen, in zwei bis drei Tagen zurückzukehren!*) Damit waren die Dinge der Entscheidung mit den Waffen anheimgegeben.

Als der französische Kaiser, von Murat, Berthier, Caulaincourt umgeben, hinausritt, war der Kampf schon in vollem Gange. Nur mit Mühe vermochte er den Weg nach dem Ausgange zu finden und schon schlugen die feindlichen Kugeln in seiner Nähe ein. Wie es mit der Stimmung der rheinbündischen Truppen beschaffen war, konnte er am Markte von einem badischen Bataillon erfahren aus dessen Reihen ihm der derbe Zuruf in die Ohren klang: „Gottlob, nun muß er auch auskratzen." Es dauerte allein vom Peterothor über eine Stunde, bis der Kaiser durch das dichte Gewühl der Flüchtigen den Ranstädter Steinweg erreicht hatte, wohin ihn ein kundiger Führer über das sogenannte Hahnreibrückchen gebracht hatte. Bisweilen mußte ihm seine Eskorte mit flachen Säbelhieben Bahn machen und noch beim Ausgange ward er dicht an die Barrière gedrängt, bis ihn endlich der Menschenknäuel durch das Thor mit fortriß.

Indessen war der Kampf um Leipzig heftig entbrannt. Ehe noch die böhmische Armee die Stadt erreichte, war Bülow von Paunsdorf aufgebrochen und hatte bereits vor neun Uhr den Angriff auf das Grimma'sche Thor begonnen. An ihn schloß sich bald Bennigsen, indessen nördlich Sacken, gleichfalls in den ersten Morgenstunden, den Kampf eröffnete. Am Grimma'schen Thore ward zuerst von Bülow der Eintritt erzwungen; das Königsberger Landwehrbataillon unter Major Friccius war die erste alliirte Truppe, die in die Stadt eindrang. Der Kronprinz hatte gewollt, daß an dieser letzten sicheren Entscheidung auch seine Schweden Antheil nähmen; es fügte sich aber nicht glücklich. Die zwei schwedischen Compagnien, die zur Unterstützung der preußischen Landwehr in die Vorstadt geschickt wurden, waren junge Truppen und wichen beim ersten Feuer zurück. Um so tapferer schlugen sich die Ostpreußen und Pommern von den Brigaden Hessen-Homburg und Borstell, denen mehrere russische Bataillone von Woronzofs Corps zu Hülfe kamen. Der Feind, außer Franzosen meistens badische Infanterie, focht in gedeckter Stellung und machte den Angreifern noch schwere Arbeit**). Aber kurz nach Mittag war die Grimma'sche Vorstadt bis zum Glacis erobert.

Dahin drangen auch bald nachher die Russen von der schlesischen Armee vor. Sie hatten um die Hallesche Vorstadt, welche durch Dombrowski's Polen und die Division Durutte hartnäckig vertheidigt ward, einen heißen Kampf

*) Den vollständigsten Bericht darüber gibt Bernhardi III. 465 ff.

**) Ueber den Antheil der badischen Truppen s. preußisches Militärwochenblatt 1830. S. 4233 ff.



zu bestehen. Anfangs war nur Sackens Corps im Feuer und suchte vergebens Terrain zu gewinnen; erst wie auch Langeron gegen eilf Uhr eintraf, wurde nach blutigem Gefecht in den Gärten und in den Straßen die Vorstadt erstürmt. Blücher selbst, dessen Ernennung zum Feldmarschall am Morgen den jubelnden Truppen bekannt gemacht worden war, befand sich an der Spitze der Stürmenden; hier soll es gewesen sein, wo sein rastlos wiederholter Ruf: „Vorwärts, Vorwärts!" ihm unter den Russen zuerst den Namen „Marschall Vorwärts" erworben hat.

Indessen war auch Bennigsen mit den Divisionen Paskewitsch und Chowansky von Süden her in das Petersthor eingedrungen. Es stand dort die tapfere Schaar Poniatowski's, die freilich durch die Kämpfe der letzten Tage auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen war. Das Thor ward rasch genommen; erst auf dem Glacis entspann sich ein mörderisches Kartätschenfeuer, in welchem die russische Ueberlegenheit siegte. So waren kurz nach Mittag die Verbündeten von drei Seiten in die Stadt eingedrungen und der Kampf entschieden. Die zahllosen Einzelngefechte in den Gärten am Glacis und in den Gassen genau zu erzählen, ist ebenso schwer, als überhaupt ein annähernd treues Bild zu geben von dem Anblick, den die Stadt jetzt bot. In den Jubelruf und den Hörnerklang der eindringenden Sieger mischte sich das verworrene Geschrei der Flüchtigen, der verhallende Donner des Geschützes und Gewehrfeuers. Die Straßen waren überall erfüllt mit Truppen, Troß und Wagen; schon wurden ganze Haufen mit angesehenen Führern abgeschnitten und gefangen; hier hörte man die lauteste Siegesfreude, dort die Bedrängniß und Todesangst der Ueberwundenen. Bald suchte ein Haufe noch durch hartnäckigen Widerstand sich den Ausweg zu erkämpfen, bald war ein Ruf oder eine Drohung hinreichend, das Wegwerfen der Waffen zu erzwingen. Der Eindruck des Ganzen deutete auf die mit jeder Minute zunehmende Auflösung der Ueberwundenen. Ein unglücklicher Vorfall hat die Verwirrung namenlos gesteigert und den zusammengepreßten Haufen vollends unmöglich gemacht zu entkommen. In dem Augenblick, wo das Chaos schon undurchdringlich schien und, wie Marschall Marmont sich äußerte, nicht ein Bataillon und nicht eine Compagnie mehr beisammen war, vernahm man in der Stadt einen dumpfen Schall, der von einer erdbebenähnlichen Erschütterung begleitet war; die Elsterbrücke vor dem Ranstädter Thore, über welche der Weg nach Lindenau ging, war in die Luft gesprengt worden.

Napoleon hatte Befehl gegeben, sobald der Abmarsch vollendet sei, diese Brücke zu sprengen; während der beauftragte Officier sich noch nähere Instructionen holte, war ein Corporal mit einigen Sappeuren dort aufgestellt. Indessen hatten russische Jäger von Sackens Corps sich aus dem Rosenthal weiter vorgewagt und kamen über einen Brückensteg, der aus Unkenntniß nicht abgebrochen worden war, bis an den Mühlgraben am Ranstädter Stein-

weg, wo sich eben die dichte Masse der Flüchtigen hindurchzupressen suchte. Aus größter Nähe eröffneten sie ihr Gewehrfeuer auf diesen verworrenen Knäuel; es läßt sich denken, mit welcher Wirkung. Der Corporal an der Brücke mochte denken, die Colonnen des Feindes seien schon bis hieher vorgedrungen und der Augenblick gekommen, wo die Sprengung nothwendig sei. Er gab das Zeichen, die Mine zu zünden, und die Brücke flog auf. Die Explosion war fürchterlich; die Zunächststehenden wurden von der grauenvollen Verwüstung mit getroffen, den Nachdrängenden der Weg der Flucht abgeschnitten. Von diesem Augenblicke an war keine Möglichkeit mehr, in den schon vorher regellosen Knäuel der Flüchtigen einige Haltung zu bringen; war es vorher zweifelhaft, ob die zusammengedrängten Massen noch entkommen könnten, so war es jetzt geradezu unmöglich. Zwar suchten einzelne Haufen über die kleinen hölzernen Brücken in die Gärten jenseits der Pleiße zu entfliehen, aber die Wucht war zu groß und mehrere dieser Stege brachen unter der Last zusammen. Schon drängten auch aus der Stadt die Tirailleure der Sieger nach und schlugen mit Bajonnet und Kolben drein. Ganze Massen warfen die Gewehre weg und gaben sich gefangen, andere suchten durch Schwimmen zu entkommen, fanden aber zum großen Theil im Schlamme oder in der stark angeschwollenen Elster ihren Tod. Hier war es auch, wo Poniatowski, der schwer verwundet sich durch einen der Gräben hindurchgearbeitet hatte und mit seinem Pferde den Fluß durchschwimmen wollte, von den Wellen der Elster verschlungen ward. In der Stadt ward an Flucht kaum mehr gedacht; ganze Abtheilungen wurden ohne Widerstand umzingelt und gefangen. Kaum war Macdonald noch entronnen; Lauriston, Reynier, der Markgraf Wilhelm von Baden, der zuletzt aus Arrighi's Hand das Stadtcommando übernommen, der Prinz Emil von Hessen und eine Menge anderer hoher Officiere wurden gefangen.

Gegen ein Uhr Mittags ritten die Monarchen von Rußland und Preußen in die Stadt ein; Kaiser Franz erschien erst einige Stunden später. Der Jubel ihres Empfanges war unbeschreiblich; mit dem Siegesrufe der tapfern Truppen mischte sich die begeisterte Freude der Bevölkerung, endlich frei zu sein vom fremden Joche. In der frohen Hoffnung einer besseren Zukunft vergaß man die Leiden der Gegenwart; man sah die Tausende von Todten und Verwundeten nicht, welche Straßen und Plätze füllten, selbst die Erinnerung eigener Noth und bittern Mangels war jetzt zurückgetreten vor dem beseligenden Gefühl, wieder deutsch zu sein, und vor der frohen Zuversicht, nach schwerer Prüfung endlich einer glücklicheren Zeit entgegenzugehen.

Die Opfer, welche die dreitägige Schlacht gekostet, entsprachen der Größe dieses Preises. Die Preußen zählten an Todten und Verwundeten über 16,000 Mann, unter denen 620 Officiere; die Russen über 21,000 Gemeine und 864 Officiere; die Oesterreicher berechnen mehr als 14,000 Mann und

420 Officiere*). Nur die Schweden waren mit dem bescheidenen Opfer von etwa 100 Mann weggekommen. Und welche Fülle von Elend that sich allenthalben auf! Aus dem weiten Leichenfelde ragten die Brandstätten von mehr als zwanzig Dörfern hervor, deren Bewohner zum Theil hülflos und hungernd ein Obdach suchten; überall sah man auf verwüsteten, blutgedüngten Landschaften nur Scenen des Elendes und des Todes. Was die Verwundeten und Kranken, auch der siegreichen Heere, litten, davon hat uns Reil, der hochverdiente Arzt, der selbst in Kurzem ein Opfer seines edlen Eifers ward, aus eigener Anschauung ein herzerschütterndes Gemälde entworfen. Die zügelloseste Phantasie, sagt er, ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es in der Wirklichkeit vor mir fand. Die Kranken lagen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoff genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und gewölbten Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wuchs, als ihre Verderbniß abnahm. An manchen Orten lagen sie geschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der Schlacht hereingetragen worden waren. Unter 20,000 Verwundeten hatte auch nicht ein einziger ein Hemde, Betttuch, Decke, Strohsack oder Beitstelle erhalten. Die mit zerbrochenen Gliedern waren zum großen Theil rettungslos verloren; viele wurden gar nicht oder nur selten verbunden. Die Binden waren zum Theil aus Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnahmen, wo sie noch ganz war. Mit rohen Dachschindeln wurden die zerbrochenen Glieder geschient; die Operationen oft versäumt, noch öfter von Unberufenen vollzogen. Zu diesem Elend paßte die Nahrung und Reinlichkeit; gar Mancher, der nicht an seinen Wunden starb, ging an Schwäche, Hunger und Unrath zu Grunde. Auf dem offenen Hofe der Bürgerschule sah Reil einen Berg, der aus Kehricht und Leichen seiner Landsleute bestand; sie lagen nackt und wurden von Hunden und Raben angefressen, als wenn sie Missethäter gewesen wären.

Es thut Noth daran zu erinnern, um welchen Preis unser heimathlicher Boden wieder frei geworden war. Denn frei war er jetzt, wenigstens bis zum Rhein. Napoleons letzte Heeresmacht war bei Leipzig zertrümmert worden. Neben 15,000 Todten und ebenso vielen Verwundeten hatte er 15,000 Gefangene verloren und 23,000 in den Lazarethen zurückgelassen. Eine ganze Reihe seiner Generale und höheren Officiere waren entweder todt oder verwundet, oder gefangen. Dreihundert Geschütze und 900 Wagen blieben in den Händen der Sieger. Das war eine ganze Heeresrüstung, die er

*) Möglich, daß diese Angabe, die Aster aus dem k. k. Kriegsarchiv mitgetheilt hat (s. II. 221), etwas zu hoch gegriffen ist; in jedem Falle erscheint die gewöhnliche Angabe von 7000 für die Gefechtsverhältnisse viel zu niedrig. Auch die preußischen und russischen Verluste werden nicht selten zu gering angegeben.

verlor. Was er noch mitnahm, um es über den Rhein zu führen, erlag vielleicht zu einem guten Theil nicht mehr dem Schwerte, nur der Erschöpfung. Es fehlte ihm dann nicht allein die Armee, um Frankreich zu vertheidigen, er hatte auch keine Mittel mehr, eine neue zu schaffen.

Das waren große, unschätzbare Erfolge; indessen wie der Sieg selber, so müßte auch jederzeit unvergessen bleiben, wie theuer jene Trophäen erkauft wurden. Die Zeiten der Schmach und Demüthigung wie die, in denen der Uebermuth der fremden Dränger uns gezüchtigt und gestählt hat, die Tage schweren Kampfes wie die des Sieges, sie sollten mit unauslöschlicher Schrift in allen deutschen Herzen eingegraben sein, damit die Nachgeborenen wissen, was unsere Väter gelitten und geopfert haben um ihres Vaterlandes willen. Die Warnungsstimme, die aus diesen Erinnerungen spricht, sollte niemals durch sorglose Sicherheit übertäubt, das Gefühl frommen Dankes durch keine Verstimmung späterer Tage verbittert werden.

Eine bekannte Ueberlieferung erzählt, die drei alliirten Monarchen seien, als sie am 18. October die Nachricht des Sieges empfingen, auf dem Hügel, wo sie die Schlacht beobachtet, im Angesicht des Herrn niedergekniet, um Dankgebete zum Himmel zu senden. Es findet sich leider in den Urkunden wie unter den Zeugen jenes großen Tages keine glaubwürdige Bestätigung, daß dem so gewesen. Aber die Empfindung, die aus der Sage herausspricht, ist in unzähligen Herzen lebendig gewesen; als die Nacht das Schlachtfeld bedeckte, ließen russische Heerhaufen unwillkürlich ein religiöses Danklied erschallen und Tausende von Kriegern aller Stämme, die hier vereinigt waren, stimmten andachtsvoll mit ein. Es war die rechte ungesuchte Siegesfeier dieses „heiligen" Krieges. Wer hatte aber mehr Ursache zum Dank als die Fürsten, welche dieser Sieg aus der Schmach von Austerlitz und Jena wieder emporhob? Den Gewaltigen, der bis in diese letzten Stunden größer und überlegener war als sie, hatte die Gottheit mit blindem Uebermuth geschlagen, bis seine Riesenmacht vor den Schwächeren im Staube lag. Den Völkern hatte sie den rechten Zorn und den guten Glauben an die eigene Kraft zurückgegeben, auf daß sie in heroischer Hingebung sühnten, was vor Allen die Könige und ihre Berather verschuldet hatten.

Siebenter Abschnitt.

Die Heerfahrt nach Paris. 1814.

Groß und allgemein war die Freude über den gewonnenen Sieg; seit Jahrhunderten war unser Volk von einem so erhebenden und einträchtigen Gefühle, wie jetzt, nicht mehr ergriffen gewesen. „Da liegt also," schrieb Stein unter dem frischen Eindruck der Entscheidung, „da liegt das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechtes ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist. Wir verdanken, fügte er hinzu, diese großen Resultate nicht dem Einflusse feiger Staatsmänner, elender Fürsten; sie sind hervorgebracht durch zwei blutige, thatenvolle, lorbeer- und thränenreiche Feldzüge; bei Lützen, Bautzen, Großbeeren, Dresden, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, Leipzig ward der Samen gestreut zu der schönen Ernte, die uns erwartet, und deren Ertrag wir mit Frömmigkeit, mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung und mit Mäßigung jetzt genießen dürfen."

„Wir sind zwar arm geworden," schrieb in denselben Stunden Gneisenau, „aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit; diese Güter sind mehr werth, als die unermeßlichsten Reichthümer bei fremder Herrschaft." „Wir sind frei," jubelte Arndt, „wir athmen wieder. Wenn wir unser Glück ganz fühlen könnten, wenn der Sterbliche überhaupt das Fröhliche so tief in sich hineinsenken könnte, als das Traurige, so müßte die Wonne des neuen Daseins den Faden unseres Lebens zerreißen, wir müßten in dem Augenblicke unserer Rettung sterben und den Seligen droben verkündigen, was unten auf Erden

geschehen ist. Wir sind freie Männer, freie Menschen; wir können die deutsche Eiche wieder ansehen als den Baum, wovon unsere Kinder und Enkel sich Kränze brechen dürfen; wir können die Sonne wieder ansehen als das Licht, welches Ehre und Tugend wieder bescheinen wird."

Solche Stimmungen gingen jetzt durch alle deutschen Lande; dort, wo man tapfer mitgefochten gegen die fremden Dränger wie in den Gebieten, denen jetzt erst der Sieg von Leipzig die Freiheit wiederbrachte, überall gab sich eine stolze Freude darüber kund, daß die fremde Tyrannei gebrochen war. Am lautesten war die Begeisterung in den Gegenden, wo eine treu und deutsch gesinnte Bevölkerung bis zuletzt widerwillig das fremde Joch hatte tragen müssen; mit unbeschreiblichem Jubel wurden dort die ersten siegreichen Truppen, Deutsche wie Russen, begrüßt.

Die erste selige Freude des Gelingens war durch keine Mißstimmung verbittert. Nur die wiedergewonnene Freiheit stand jetzt den Meisten vor der Seele; sie dachten nicht an die ungeheuern Opfer, die der Kampf gekostet, nicht an die ungleiche Theilung des Sieges mit einem ehrgeizigen Verbündeten, nicht an die dynastischen und diplomatischen Künste, durch die schon ein guter Theil der Hoffnungen vom Frühling vor der Ernte verschüttet war. Nur wer, wie Göthe, dem Kampfe und der jugendlich aufschäumenden Begeisterung dieser Tage kalt und ablehnend gegenüber gestanden, vermochte es auch in diesen ersten Stunden der Siegesfreude, die Hoffnungen und die Sorgen der Zukunft nüchtern gegeneinander abzuwägen. „Der Schlaf," sagte er damals, „ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus!"

Wenn man über der Freude des Gelingens nur das Eine nicht vergaß: daß der Feind wohl überwunden, aber noch keineswegs vernichtet war! In der Macht der Sieger lag es jetzt, auch dies zu erreichen und allem künftigen Kriege vorerst ein Ziel zu setzen; nur mußten sie dann die Verfolgung so energisch führen, wie den vorangegangenen Kampf. Durch rastloses Drängen mußte dem geschlagenen Feinde jede Ruhe und Erholung unmöglich gemacht,

und durch anhaltende Verfolgung die Reste des feindlichen Heeres völlig aufgelöst dem Corps Wrede's, das den Weg zum Rhein verlegte, in die Arme getrieben werden. Dann hörte Napoleons Armee noch auf deutschem Boden auf zu existiren; es blieb ihm keine Zeit mehr, frisches Kriegsmaterial zu schaffen und die jungen Conscribirten neu ins Feld zu führen, der Krieg fand sein Ende, wie zwei Jahre später mit dem Siege und der Verfolgung von Waterloo.

Die Anstalten freilich, die noch in den letzten Stunden vor dem Ausgang der Leipziger Schlachten getroffen wurden, ließen nicht viel Energie und Schnelligkeit erwarten; es waren nur unzulängliche Kräfte, die man auf die Rückzugsstraße des Gegners sandte; der richtige Gedanke, die Garden vorauszuschicken, ward, kaum gefaßt, wieder aufgegeben, und Blüchers Anerbieten, mit einer großen Reitermasse den flüchtigen Gegner zu verfolgen, ward abgelehnt. Jetzt, nachdem der Sieg erfochten war, zeigten die Monarchen und Feldherren des Hauptquartiers keine größere Eile. Es mag sein, daß man mit Feierlichkeiten und Huldigungen sich zu viel befaßte oder daß, wie Müffling spottet, Bernadotte den Souverainen noch seine wohlerhaltenen Schweden in Parade vorführen und die Freude über den Sieg erst „verdaut“ werden mußte; indessen die eigentlichen Ursachen der bedächtigen Mattigkeit, womit man den Sieg verfolgte, lagen doch tiefer. Es fehlte vor Allem an dem ernsten Willen, einen letzten vernichtenden Streich gegen Napoleon zu führen; Männer wie Stein, Blücher und Gneisenau hätten freilich am liebsten den kürzesten Weg gewählt, um des Gegners Macht vollends zu zerstören, allein im großen Hauptquartier der Fürsten und Diplomaten war man keineswegs derselben Meinung; es brauchte Zeit, bis dort so kühne Gedanken die Oberhand gewonnen hatten.

So ist es dem französischen Kaiser gelungen, noch mit leidlichen Opfern dem tödtlichen Schlage auszuweichen. Erschöpft zwar und zum großen Theil tief herabgestimmt, hatten seine Truppen den verworrenen Rückzug aus Leipzig angetreten und waren vorerst kaum in der Lage, sich den Durchmarsch zu erkämpfen. Als sie bei Kösen die Brücke schon von den Oesterreichern besetzt sahen (es standen dort anfangs nur fünf Compagnien von Giulay's Corps), verließen sie die große Straße, um über Freiburg auf schwierigen Seitenwegen und in angestrengten Märschen, die in der Regel vor Tagesanbruch begannen, Erfurt zu erreichen; den Verfolgern war damit der kürzeste Weg nach Erfurt geöffnet, die Verfolgten zogen in einem Bogen dorthin. Am Tage nach der Flucht aus Leipzig befand sich die Hauptmasse des französischen Heeres noch auf dem Wege von Weißenfels nach Freiburg, als die Spitze von Yorks Corps sich ihr näherte. York war kurz vor dem Ausgange der großen Schlacht nach Halle und Merseburg entsendet worden, mit dem Befehl, dem Feinde allen nur möglichen Abbruch zu thun, wobei es ihm überlassen blieb, „nach eigener Einsicht den Umständen gemäß zu operiren.“ Von der Richtung des feindlichen Rückzuges nur unvollkommen unterrichtet, hatte

sich York nicht allzueilig aufgemacht und war, als er von dem feindlichen Marsch gegen Weißenfels vernahm, zunächst nur mit der Reiterei den Flüchtigen gefolgt. Die Avantgarde, die Graf Henckel an der Stelle des verwundeten Katzeler führte, hatte sich am Morgen des 21. eben in Marsch gesetzt, als bei Baumerode, nicht weit vom Roßbacher Schlachtfeld, die Kunde einging, ein großer Transport von Gefangenen, von zwei polnischen Bataillonen escortirt, befinde sich in der Nähe. Henckel nahm das zweite preußische Husarenregiment und die sächsischen Chevauxlegers mit, warf mit den Husaren in einem raschen Choc die feindliche Bedeckung auseinander und befreite die ganze Schaar von Gefangenen, zweihundert Officiere von den verschiedenen Armeen und viertausend Mann, meistens Oesterreicher. Der tapfere Oberst hat uns selbst erzählt, wie York erst ungeduldig war über sein Voraneilen, dann aber, als er von dem glücklichen Streiche hörte, die Mütze abnahm und sagte: „Meine Herren, lassen Sie uns dem Grafen Henckel ein Vivat bringen!“ Diese Aeußerung, fügt Henckel bezeichnend hinzu, von diesem Manne geschehen, war, ich kann es nicht leugnen, mir mehr werth, als wenn ich einen Orden bekommen hätte*).

Indessen war das Gros des flüchtigen Heeres mit dem Kaiser selbst in der Nähe von Freiburg angelangt, nur Bertrands Corps stand noch an der Saale bei Naumburg. In der engen Bucht, die der Unstrutgrund bei Freiburg bildet, auf steilen aufgeweichten Wegen drängte sich in einem wilden Knäuel die Masse nach den Uebergängen hin. Die Kriegszucht, versichert Odeleben, hatte aufgehört; Jeder wollte sein Leben zuerst in Sicherheit bringen; es war ein verjüngtes Bild des Unsterns an der Beresina. Nur des Kaisers persönliche Gegenwart vermochte in das Chaos einige Ordnung zu bringen. Gleichwol war kein Zweifel, wenn Yorks Corps hier am Morgen eintraf, so ließ das Verderben sich nicht abwenden. Allein es war nur die Vorhut, im Ganzen kaum acht Bataillone und sechszehn Schwadronen, die am Mittag erschienen. Wohl machten sie dem flüchtigen und bedrängten Feinde noch zu schaffen, aber sie vermochten den fast vollendeten Uebergang nicht mehr zu hindern. Etwa tausend Gefangene und ebenso viele Ueberläufer von den deutschen Truppen fielen in die Hände der Verfolger; achtzehn Geschütze blieben aus Mangel an Bespannung zurück. Wie Napoleon hier glücklich entkommen war, so hatte auch Bertrands Corps schon vor ihm, fast unter Giulay's Augen, bei Naumburg die Saale passirt und den Weg nach Erfurt gewonnen; damit war vorerst die allerdringendste Gefahr abgewendet.

Diese ersten Tage der Flucht boten den traurigsten Anblick. Die Truppen waren erschöpft und ausgehungert, die Stimmung finster und zum Theil schon gegen den Urheber alles dieses Elends gewendet; unter den rheinbündischen griff mit jedem Tage die Desertion mehr um sich. Napoleon selbst,

*) Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen S. 233 f. 547 ff.

dessen stolze und unbewegte Haltung bis dahin unverändert geblieben, war jetzt erschüttert; aus seinen Mienen sprach tiefe Niedergeschlagenheit. Stumm und nachdenkend durchschritt er zu Fuße die Ebene von Lützen, auf welcher der denkwürdige Krieg dieses Jahres begonnen und wo ihm das Siegesglück noch einmal gelächelt hatte; welch eine Geschichte lag zwischen jenem Kampfe vom 2. Mai und diesem Rückzuge! „Gerade wie im Jahr 1812," hörte man in seiner nächsten Umgebung flüstern; „so ist er aus Rußland hinaus gegangen!"

Wenn selbst York zu spät an der Unstrut eintraf, so läßt sich denken, wie wenig die große Masse der verbündeten Streitkräfte sich mit der Verfolgung beeilte. Das böhmische Heer stand noch am Tage vor dem Freiburger Gefecht rechts von der Elster und Pleiße; Bennigsen erhielt einige Tage später Befehl zum Rückmarsch nach der Elbe, und Bernadotte, in seinen Gedanken jetzt mehr als je mit norwegischen Entwürfen beschäftigt, beeilte sich natürlich am wenigsten, zur Vernichtung der Franzosen mitzuwirken. Blücher, den man vorher ohne Grund zurückgehalten, eilte zwar noch am 19. nach Schkeuditz; bis er aber Weißenfels erreichte, begann der Feind schon die Unstrut zu passiren. Wohl war jetzt das Hauptquartier geneigt, auf den früher verworfenen Vorschlag einzugehen, daß man durch eine große Reitermasse den Feind rastlos bedrängen solle; aber die kostbarsten Augenblicke waren schon verloren. Bis Blücher über die Unstrut kam, deren Uebergänge der Feind sämmtlich zerstört hatte, war Napoleon bereits in Erfurt und konnte seiner Mannschaft ein paar Stunden nothwendiger Erholung gönnen. Nur weil die Verfolgung nicht energischer war, hatte das rastlose Bemühen der französischen Führer, die Truppen wieder zu sammeln und zu ordnen, einigen Erfolg; nicht die Garden allein zeigten noch militärische Haltung. Aber wie viele blieben doch erschöpft zurück und welch jammervollen Anblick bot die flüchtige Armee im Ganzen! Es konnte nichts Unangenehmeres und Widrigeres geben, sagt Müffling, als der französischen Armee auf dem Fuße folgen. Längs der ganzen Straße lagen Leichen oder im Sterben begriffene Menschen; die Gefangenen, die man einbrachte, trugen den Tod auf den Gesichtern, kurz man konnte nicht ohne Ekel daran denken, daß man auf derselben Stelle, vielleicht auf demselben Stroh schlafen sollte, wie diese Nervenfieber-Armee, welche noch überdies auf der Straße, die sie zog, die Einwohner angesteckt und Alles, was an Lebensmitteln vorhanden war, aufgezehrt hatte.

Der unermüdliche „Marschall Vorwärts" war trotz der Verspätung, die nicht er verschuldet, auch diesmal am nächsten am Feinde. Die Truppen waren freilich durch Ermüdung, Hunger und schlechte Wege hart mitgenommen worden.*) Aber bei Eisenach erreichte man noch die Nachhut, brachte ihr

*) Die Stärke des Yorkschen Corps betrug in der ersten Hälfte des November nach einer Angabe kaum 10,000, nach einer andern noch 11,500 Mann; es war 37,800 Mann stark nach dem Waffenstillstand ausgezogen.

beträchtlichen Verlust bei und ließ nun nicht ab, kräftig nachzudrängen. In der Regel befand sich Blücher Nachmittags in demselben Zimmer, das Napoleon am Morgen verlassen hatte. Da kam ihm plötzlich der Befehl zu, über Gießen und Wetzlar zu marschiren, um dort dem Feinde den Weg zu sperren. Auf die unsichere Voraussetzung hin, daß Napoleon statt gegen Hanau und Frankfurt sich nach der Wetterau hin wenden werde, mußte Blücher den Feind, an dessen Fersen er bereits hing, loslassen; bis er nach Gießen kam, waren die Franzosen über dem Rhein.

Jetzt fiel die Verfolgung der großen böhmischen Armee zu; sie stand freilich noch zurück und von ihrem Obercommando ließ sich nach allen bisherigen Erfahrungen nicht erwarten, daß es das äußerste Maß von Kraft und Schnelligkeit aufbieten werde. Vielmehr ließ jetzt das unmittelbare Drängen in den Fußtapfen des fliehenden Heeres vollends nach; als Napoleon bei Hanau auf Wrede stieß, stand das große Heer noch bei Schmalkalden.

Betrachtet man dies Alles, Bennigsens Rückmarsch nach der Elbe, Bernadotte's Abzug nach Hannover, Blüchers Entsendung nach der Wetterau, die Langsamkeit Schwarzenbergs und die behagliche Rast, die das große Hauptquartier in Weimar hielt, vergleicht man damit die diplomatischen Vorgänge der nächsten Tage, so kann man sich der Vermuthung kaum entschlagen, daß es im Plane gelegen hat, dem Gegner eine goldene Brücke zu bauen und ihm die Mittel zu einem erträglichen Frieden übrig zu lassen. Von Kaiser Franz und Metternich darf dies wohl als ausgemacht gelten, der König von Preußen, seiner Natur nach zu kühnen Dingen nicht angelegt, hatte sich nach seiner Hauptstadt begeben, und der russische Kaiser war wenigstens noch nicht für die Idee gewonnen, den Krieg nur mit Napoleons Entthronung zu beenden. Mehr als die Vernichtung des Gegners beschäftigte ihn jetzt die kleine Eitelkeit, den Oesterreichern und ihrem Kaiser nicht die Ehre des früheren Einzuges in Frankfurt zu überlassen; darüber wurde eifrig berathen, davon zum Theil die Anordnungen des Marsches abhängig gemacht. „Ist der Kaiser Franz da," äußerte er gegen Wolzogen, „so habe ich nichts dagegen, wenn wir zusammen einziehen; voraus soll er aber nicht!" Aehnliche Sorgen beschäftigten Schwarzenberg; er hielt die russischen und preußischen Truppen des großen Heeres sorgfältig zurück oder schob sie seitwärts auf Gebirgswege, damit die große Straße nach Frankfurt für die Oesterreicher frei bliebe. Zuletzt entstand ein förmliches Wettrennen; nachdem man lange unverantwortlich gezögert, ließ der Czar die Garden in drei Tagen über funfzehn Meilen machen, um zuerst in Frankfurt zu sein.

Wir werden später sehen, mit wie mäßigen Mitteln Gneisenau im Juni 1815 die bei Waterloo geschlagene Armee vollends aufgelöst und damit dem Kriege ein Ende gemacht hat; es ist nicht zu zweifeln, daß Aehnliches auch diesmal möglich war, wenn man die kühnen und rastlosen Führer des schle-

sischen Heeres hätte gewähren lassen. Allein es bedurfte noch mancher eindringlichen Lehre und manches schweren Kampfes, bis die leitende Politik sich zu dem Gedanken emporschwang, daß nur die Vernichtung der Napoleonischen Macht der Welt den Frieden wiedergeben könne. Vorerst hatte sie den großen Zweck des Krieges über erbärmlichen Rücksichten dynastischer Eitelkeit aus dem Auge verloren. Der Czar kam wirklich zuerst nach Frankfurt, aber noch früher war Napoleon glücklich über den Rhein gelangt.

Der bairische General Wrede hatte die Bestimmung, sich den Franzosen, ehe sie an den Rhein gelangten, mit frischen Truppen in den Weg zu werfen. Er führte über 31,000 Baiern und gegen 25,000 Oesterreicher mit 116 Geschützen mit sich, lauter ausgeruhte und gesunde Mannschaft, die wohl im Stande war, dem Gegner einen Damm entgegen zu werfen. Freilich hatte Napoleon noch etwa achtzigtausend, darunter nach französischen Angaben immerhin 60,000 Mann kampffähiger Leute, und er selber war auch jetzt noch kein zu verachtender Gegner. Indessen ließ sich doch denken, daß diese Masse, von eifriger Verfolgung fast zu Tode gehetzt, die alliirten Truppen an den Fersen, fast aufgelöst dem Wrede'schen Corps werde entgegengetrieben werden.*)

Es war die erste Ursache von Wrede's Mislingen, daß die Verfolgung von Leipzig ohne den rechten Nachdruck geschah. Dann hatte der bairische General viel unnütze Zeit verloren. Anfangs in Eilmärschen vom Inn aufgebrochen, verbrachte er (24.—26. October) drei kostbare Tage bei Würzburg in dem Bemühen, diesen jetzt bedeutungslos gewordenen Platz zu nehmen. Die Schuld dieses Aufenthalts scheint zwar nicht an ihm zu liegen. Nach bairischen Quellen wäre Wrede am meisten für den Plan gewesen: aus Franken rasch nach dem Rhein zu eilen, Kehl zu überraschen und dann nach dem linken Rheinufer vorzugehen; man hatte sich aber im großen Hauptquartier für die Operation an dem Main entschieden. Auch der Gedanke der Belagerung von Würzburg scheint aus der nämlichen Quelle zu stammen.**) Wenigstens hatte Schwarzenberg nicht nur am 13. October den Befehl dazu gegeben, sondern noch über fünf Tage später, in der Siegesnacht des 18. war durch ihn von Leipzig die Weisung an Wrede ergangen, seinen Marsch auf Würzburg auf das lebhafteste zu beschleunigen.***)

---

*) Ueber die Schlacht s. Dörr, die Schlacht von Hanau. Cassel 1851. Heilmann, Feldzug von 1813 S. 161. ff.

**) In Schwarzenbergs Disposition für den 14. Oct., die er den Tag zuvor an Blücher erließ, hieß es: das Corps des Grafen Wrede dirigirt sich in Eilmärschen auf Bamberg, wendet Alles an, um sich Meister von Würzburg zu machen, befestigt die Mainlinie u. s. w.

***) Dies Schreiben (s. Heilmann S. 171) bezeichnet als größten Zweck, den Feind von seiner Verbindung mit Mainz zu trennen, und fügt hinzu: E. E. so

Die drei Tage vor Würzburg waren in jedem Falle von Bedeutung, denn sie hinderten Wrede den zurückziehenden Gegner an der Stelle zu erreichen, die ihm am verderblichsten werden mußte. Nach Ansicht der Sachverständigen war das Defilee zwischen Gelnhausen und Schlüchtern, namentlich die Gegend bei Wirtheim, das für die Aufstellung geeignete Terrain; dort angegriffen und im Rücken von der großen Armee hart gedrängt, waren Napoleons Heeresreste in der That in schlimmer Lage. Aber weder das Eine noch das Andere geschah; Napoleon war, nach einer nicht eben hitzigen Verfolgung, bereits in Schlüchtern angelangt, als Wrede's Vorhut erst Hanau erreichte.

Es kam dann noch Manches hinzu, die Dinge ungünstig zu gestalten. Nachdem man anfangs durch Streifcorps ganz richtige Nachrichten über Napoleons Marsch erhalten hatte und noch am 26. October vollkommen überzeugt war, daß er den Weg von Fulda nach Frankfurt einschlage, trafen andere Berichte ein, welche den Glauben daran erschüttert und eine durchaus irrige Meinung über die Richtung des feindlichen Rückzugs erweckt haben. Man glaubte, Napoleon habe sich über Cassel nach dem Rhein hin gewendet und Wrede dachte im Ernst daran, durch eine Bewegung gegen Wetzlar den feindlichen Rückzug zu durchkreuzen. Diese Ansicht hatte sich so festgesetzt, daß erst durch die handgreifliche Berührung mit den Franzosen der Irrthum widerlegt ward. Noch am Schlachttage, um elf Uhr Vormittags, hatte Wrede an General Rechberg eine Weisung erlassen, die von der Voraussetzung ausging, daß der französische Kaiser den Weg über Gießen nach dem Rhein eingeschlagen habe; ja, als man um Mittag sich am Lamboywald schon schlug, war der bairische Feldherr noch überzeugt, daß er nur mit einem kleinen Theil der französischen Armee zu thun habe.*)

Wie über die Richtung und Stärke der Gegner, so war man im Hauptquartier der Verbündeten auch über die Beschaffenheit des feindlichen Heeres schlecht unterrichtet. Man dachte an den Rückzug von 1812 und glaubte die Franzosen in ähnlicher Auflösung wie damals. Daß Napoleon selbst, mit ihm seine Garden und der Rest seiner besten Reiterei im Anzug war, davon überzeugten sich die Alliirten erst, als sie mit ihnen in unmittelbarem Handgemenge waren. Alle diese Momente — das späte Kommen, die ungünstige Aufstellung, die Unkenntniß über den Marsch und die Stärke des Gegners,

---

rühmlich bekanntes Feldherrntalent, und Ihr Eifer für die gute Sache kann mich keinen Augenblick zweifeln lassen, daß Sie Alles anwenden, um den Marsch Ihrer Truppen nach Würzburg auf das lebhafteste zu beschleunigen, und dabei alle Mittel, die Ihnen zur bessern Verpflegung derselben zu Gebote stehen, aufbieten werden, um nicht die Schnelligkeit Ihres Marsches auf Kosten ihrer physischen Kräfte erzwecken zu können.

*) S. die Befehle bei Heilmann S. 210.

die eigene numerische Schwäche und der Mangel einer nachdrücklichen Verfolgung durch die große Armee — haben zusammengewirkt, den Gang des folgenden Kampfes zu bestimmen.

Am 28. October hatte Wrede's Vorhut Hanau erreicht und war mit den ersten anmarschirenden Colonnen der Franzosen ins Gefecht gekommen. Am anderen Tage traf der General selbst mit der Hauptmacht ein; sie mochte jetzt nach den Entsendungen, die er gemacht, noch ungefähr 40,000 Mann stark sein. Auch an diesem Tage kam es zwischen Hanau und Gelnhausen zu lebhaften Gefechten; gegen Abend näherte sich die Masse des französischen Heeres. Ihre Vorhut, 12—15,000 Mann stark, war schon vorausgezogen und hatte zum Theil am vorigen Tage, als Hanau noch schwach besetzt war, an der Stadt vorüber ihren Marsch nach Frankfurt eingeschlagen; ihr folgten auf dem Fuße die Streifschaaren von Tschernitschef, Orlof-Denisof und Mensdorf, die sich jetzt mit Wrede vereinigten; dann kam das Gros der französischen Armee, immer noch über 60,000 Mann stark und von Napoleon geführt. Am Abend des 29. October war diese Masse bis über Langenselbold vorgeschoben, wo der Kaiser selbst sein Hauptquartier aufschlug. Die enge Schlucht, welche das Thal der Kinzig zwischen Schlüchtern und Gelnhausen bildet, ein Defilee, das den Franzosen hätte verderblich werden müssen, war also glücklich von ihnen durchschritten; die bairische Division, die dort stand, war zurückgedrängt und die Franzosen senkten sich ungestört in die Ebene von Hanau herab, wo es Wrede unternehmen wollte, mit geringerer Truppenzahl seinem früheren Herrn und Meister eine offene Feldschlacht zu liefern.

Freilich erfuhr der bairische Feldherr die Anwesenheit des Gegners erst, als man im Kampfe war. Zwei seiner Officiere, die dem Plänkeln im Lamboywald beiwohnten, erkannten erst an dem wohlbekannten „vive l'Empereur" die Nähe des Kaisers und an den Bärenmützen die Anwesenheit der Garden. „Jetzt ist nichts mehr zu ändern," äußerte Wrede, als ihm ihre Meldung ward, „wir müssen als brave Soldaten unser Möglichstes thun." Und mächtiger noch als dieses militärische Motiv sprach ein politisches für die Annahme des Kampfes. Die neue bairische Allianz durfte einer Bluttaufe nicht ausweichen; oder wie Wrede selber damals sagte: „wir sind zu neue Freunde, um nicht unsern guten Willen mit blutigstem Ernst zu bethätigen."

Napoleon war auf Baiern seit dessen Abfall ganz besonders erbittert. „Der König von Baiern," äußerte er ein paar Tage später zu Mainz, „wird mich nächstes Jahr wiedersehen und er soll daran denken; er war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht habe, ich werde aus dem großen Fürsten wieder einen kleinen machen." Begierig nahm er daher die Herausforderung an, die ihm Wrede bot; „er ist wohl," sagte er nachher bitter, „ein Graf meiner Mache, aber kein General meiner Mache." Die Aufstellung Wrede's erleichterte ihm den Erfolg und er ging daher zum Angriff über, noch ehe seine ganze Truppenmacht herangekommen war.

Vor der bairisch-österreichischen Front lag der Lamboy-Wald, aus dem die Franzosen, ihre Bewegungen verbergend, herausdefiliren konnten; hinter sich hatte Wrede den Main, seine Schlachtlinie selbst war durch die Kinzig in zwei Theile gespalten. Die Vorhut war über den Wald gegen Rückingen vorgeschoben und sah sich dort am frühen Morgen mit Ueberlegenheit angegriffen; alles hartnäckigen Widerstandes ungeachtet mußte sie nach einem mehrstündigen Kampfe auf die Hauptmacht zurückweichen. Um die Franzosen, wenn sie aus dem Walde hervorbrachen, mit Nachdruck zu empfangen, hatte Wrede eine tüchtige Geschützesreihe aufgepflanzt, deren Feuer denn auch die Reihen der Franzosen, als sie um Mittag zum Angriff erschienen, gewaltig lichtete. Mehrere Stunden rangen sie vergeblich, die bairisch-österreichische Linie in der Mitte zu durchbrechen. Eine Aufstellung von 50 Geschützen, die Drouot leitete, brachte die günstige Wendung. Am Saume des Waldes und an beiden Seiten der Straße aufgeführt, brachte sie allmälig das Feuer der Verbündeten, denen es zudem an Munition gebrach, zum Schweigen. Auf die erschütterte Stellung warf dann Napoleon seine Cavallerie; es entspann sich ein hartnäckiges Reitergefecht, das zu Gunsten der Franzosen ausschlug. So war der Flügel der Verbündeten, durch den die Straße des Feindes führte, durchbrochen, und damit die übrigen Stellungen ernstlich bedroht. Die Niederlage abzuwenden, entschloß sich der bairische General zum Rückzug auf das linke Ufer der Kinzig, um sich hinter Hanau quer über die Aschaffenburger Straße aufzustellen. Hitzig verfolgt leisteten seine Truppen den tapfersten Widerstand, aber der Uebergang über die am Rande des rechten Flügels gelegene Lamboy-Brücke, wohin sich Centrum und Rechte zogen, konnte unter dem Andrange des Feindes nicht ohne großen Verlust vollzogen werden. Doch hielten die Verbündeten diesen wichtigen Uebergang und die Stadt mit der Kinzigbrücke gegen die wiederholten Angriffe des Feindes noch fest.

Ein Theil der Franzosen zog in der Nacht nach Frankfurt weiter, ward aber mehr als ersetzt durch die nun herankommenden noch übrigen Corps unter Ney, Bertrand und Marmont. Um den Rückzug ganz ungestört zu vollziehen, entschloß sich der französische Kaiser, den Angriff auf den gewichenen Gegner mit Nachdruck zu erneuern. Noch vor Anbruch des Tages (31. October) ließ er Hanau beschießen und stürmen. Am Morgen war die Stadt in den Händen der Franzosen, Marmont bis zur Lamboybrücke vorgedrungen. Der Abmarsch der französischen Masse war nun in ungestörtem Gange. Noch hoffte Wrede die letzten Colonnen zu fassen und versuchte am Nachmittag einen Angriff von zwei Seiten, um die Zurückgebliebenen von ihrem Gros abzuschneiden. Während eine Colonne über die Lamboybrücke nach der großen Straße dringen sollte, ging er selbst in einem tapferen Angriffe stürmend gegen die Stadt vor, entfaltete an der Spitze der Colonnen seine ganze soldatische Bravour und drang glücklich bis an die Kinzigbrücke

vor; hier warf ihn aber eine feindliche Kugel schwer verwundet zu Boden. Bis in die Nacht dauerte dann der heftige Kampf um diese und um die Lamboybrücke noch fort, ohne daß eine neue Wendung herbeigeführt ward. Als es dunkel geworden, marschirten die Franzosen nach Frankfurt ab.

Der Kampf der beiden Tage hatte den Verbündeten gegen 9000 Mann gekostet; der Verlust der Franzosen ist wohl nicht geringer gewesen,*) allein sie hatten doch ihren Rückzug nach dem Rhein mit einem Erfolge durchgekämpft, wie er sich in den ersten Stunden nach der Leipziger Katastrophe kaum erwarten ließ. Wrede ward von den Monarchen für seine Niederlage so geehrt, wie wenn er den glänzendsten Sieg erfochten hätte; man mochte dabei das politische Verdienst mehr in Rechnung bringen, als das militärische. Denn der hartnäckige Kampf bei Hanau gab eine Bürgschaft dafür, daß Baiern jetzt fest zur Coalition stehen und alle bonapartesirenden Hintergedanken vorerst aufgeben werde. Diese Bürgschaft den Verbündeten zu geben, war auch für Wrede ein Motiv gewesen, sich so ungestüm in den Kampf zu stürzen. Und diesen Zweck hatte er erreicht; das Verhältniß Baierns zu den Alliirten ließ kaum bemerken, daß dasselbe so lange und eifrig an Bonaparte's Seite gefochten; dem General Wrede selbst ward ein Vertrauen erwiesen, wozu wenigstens seine Vergangenheit im Napoleonischen Dienste ihm kein Anrecht gab. Denn nicht nur 1809 hatte sich dieser neugeworbene Condottiere des deutschen Freiheitskrieges gegen Alles, was deutsch und patriotisch war, als eine der dienstfertigsten Creaturen des Bonapartismus hervorgethan; noch jüngst, sechs Wochen bevor er in Hanau seinen Einstand gab, erließ er eine Proclamation, worin er mit der ihm eigenen Eleganz die braven Führer des Tiroler Aufstandes, Speckbacher und seine Kameraden, als „verruchte Bösewichter“ und „Auswürflinge“ bezeichnete.**) Aber die Zeit war nicht fern, wo solche Persönlichkeiten der leitenden Diplomatie minder unbequem waren, als die siegreichen Helden des Krieges von 1813 mit ihren großen Leistungen und ihren stolzen deutschen Prätensionen.

Am 1. und 2. November überschritten die Reste des französischen Heeres bei Mainz den Rhein; drei Tage später war das Hauptquartier der Alliirten in Frankfurt. Es waren im Ganzen noch ungefähr 70,000 Mann, die Napoleon von der großen Armee hinüberbrachte. Der Triumph war den Gegnern nicht geworden, die ganze Heeresmacht nach den Leipziger Schlachten zu zertrümmern, aufzulösen und gefangen zu nehmen, allein das Ergebniß war

*) Französische Quellen wollen nur von 3000 Mann Verlust wissen, während die bairischen Berichte (s. Heilmann S. 262. 277) die Einbuße allein an Gefangenen zu 10,000 Mann, Alles in Allem zu 15,000 Mann berechnen.

**) Aufruf d. d. Braunau, 18. Sept.

doch nicht sehr verschieden. Die Truppen hatten an Strapatzen und Entbehrungen, wie an Ausdauer im Kampfe das Größte geleistet; eben jetzt noch, obwol schon tief erschöpft, krank und hungernd, rafften sie sich mit seltener Energie zum letzten verzweifelten Widerstand zusammen, um sich den Weg zum Rheine zu erkämpfen. Aber nun forderte die Natur ihre Rechte; der Keim tödtlicher Nervenkrankheiten bildete sich mit furchtbarer Raschheit aus und nahm den größten Theil von denen hinweg, welche die Niederlagen und die Flucht von 1813 überlebt hatten. Nur weniges von diesem Heere ist wieder in die Schlacht ausgezogen; von siebenhundert Geschützen blieben dem Imperator noch 200; die Besatzungen der Festungen, an Zahl einer großen Armee gleich, waren abgeschnitten. So näherte sich die Niederlage der Katastrophe in Rußland; eine ganze Heeresrüstung war vernichtet und zwar die letzte, die Frankreich geben konnte.

In den Festungen zwischen Rhein und Weichsel lagen noch gegen 190,000 Mann mit zahlreichem Geschütz und unermeßlichem Material*); in Polen waren Modlin und Zamosk, an der Weichsel Danzig, an der Oder Stettin, Küstrin und Glogau, an der Elbe Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden noch von den Franzosen besetzt, aber jetzt von jeder Hoffnung des Entsatzes abgeschnitten.

Zuerst fiel Dresden. Dort stand noch als verlorener Posten St. Cyr mit einigen dreißigtausend Mann auf einem aufgezehrten Boden, der bald die Mittel zur Erhaltung solch eines Heeres versagen mußte. Anfangs nur von einem kleinen Corps beobachtet, ward nach dem Siege bei Leipzig die Stadt durch Klenau ernstlich blokirt. Ein Versuch, sich durchzuschlagen, mißlang (6. November); es blieb St. Cyr nichts übrig, als zu capituliren. Der österreichische General war gutmüthig genug, der Besatzung in der Weise freien Abzug zu gewähren, daß sie unbewaffnet in die Heimath zurückkehren sollte, um dort kriegsgefangen zu sein und sechs Monate nicht gegen die Verbündeten zu dienen.**) Ohne die Genehmigung der Monarchen abzuwarten, wurde dies sehr günstige Abkommen in Vollzug gesetzt. Erschien es wie eine tadelnswerthe Schwäche, einen Vertrag zu schließen, von dem man keinerlei Sicherheit hatte, daß er erfüllt ward, so war es auf der anderen Seite der Sieger nicht würdig, nachträglich, als die Besatzung bereits auf dem Marsche war, den Vertrag zu cassiren und die Truppen aufzufordern, nach Dresden zurückzukehren und dort ihre Waffen wieder zu empfangen. Sie zogen die Gefangenschaft vor. St. Cyr und Lobau mit dreißig anderen Generalen, 1759 Officieren und 33,744 Mann wurden so Kriegsgefangene der Verbündeten.

---

*) So hoch berechnet Thiers XVI. 534 die Summe der Besatzungen.

**) Daß Klenau dazu nicht ermächtigt war, zeigen die Mittheilungen bei Lord Burgersh, S. 30. 198.

In Danzig stand Rapp mit einer buntgemischten Besatzung von Franzosen, Polen, Deutschen, Italienern, den Trümmern der aus Rußland dahin verschlagenen Heerestheile. Von den 35,000 Mann, die sie zählte, war anfangs kaum ein Drittel gesund und waffentüchtig; erst allmälig hob sich die Zahl der streitbaren Mannschaft wieder auf zwanzigtausend. Unter Mühen und Entbehrungen aller Art leistete Rapp Monate lang heldenmüthigen Widerstand, bis auch ihn gegen Ende des Jahres der Mangel zwang, an Uebergabe zu denken. Es ward eine Capitulation unterzeichnet, wonach die Festung am 1. Januar 1814 übergeben werden, die Besatzung mit sechshundert Bewaffneten und einigen bespannten Kanonen, die Uebrigen unbewaffnet freien Abzug erhalten, die geborenen Franzosen binnen Jahresfrist nicht gegen die Verbündeten dienen sollten. Auch dieser Vertrag ward vom russischen Kaiser annullirt, weil die Besatzung von Thorn, die man unter ähnlichen Bedingungen freigelassen, vor der abgelaufenen Frist wieder in Kriegsdienst getreten sei. So wurde auch Rapp mit 15,000 Mann und 10,000 Kranken kriegsgefangen; nicht weniger als 1300 Geschütze wurden eine Beute der Sieger.

Die übrigen Plätze sind entweder im Frühjahr 1814 gefallen oder erst nach Napoleons Sturz geräumt worden. In Hamburg trieb nach wie vor Davoust sein wildes Wesen. Unermeßliche Gelderpressungen, Beraubung der Bank und barbarische Bedrückungen der Bürger hatten den Anfang gemacht, dann wurden seit der Weihnachtswoche alle Vorstädte, alle Vordörfer und alle die herrlichen Landhäuser an der Alster nach einer nur achtstündigen Ankündigung niedergebrannt und an zwanzigtausend Menschen aus der Stadt gestoßen, zuerst die Jungen und Starken als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als überflüssig; die Waisenkinder, die Gebrechlichen, die Züchtlinge wurden vor die Thore gebracht, ja am Nachmittag des 30. December befahl Davoust das mit achthundert Kranken und Wahnsinnigen gefüllte Krankenhaus zu leeren, am anderen Tage werde es in Brand gesteckt werden. Unter wilden Scenen der Plünderung und Scheußlichkeiten aller Art ward das Gebäude geräumt, aber die Todesangst in dem wilden Gedränge und die strenge Januarkälte kosteten in den nächsten Tagen fast sechshundert der geflüchteten Kranken das Leben.*)

Wenn irgendwo, so war hier die unerbittlichste Züchtigung zu wünschen; doch war wenig Aussicht, daß es dazu kommen werde. Bernadotte war zwar bald nach der Entscheidung von Leipzig nach Norddeutschland aufgebrochen; allein wie er im Frühjahr nichts gethan, um Hamburg vor Davoust zu schützen, so war er auch jetzt nicht geneigt, es ihm zu entreißen. Ihn drängte es, seine norwegischen Entwürfe zu verfolgen; er mochte denken, sie schon zu lange vertagt zu haben. Für Bülow war dies ein erwünschter Anlaß sich loszumachen von der selbstsüchtigen Leitung des Kronprinzen; er erbat und

*) S. Perthes Leben, I. 333. 334.

erlangte von den Monarchen die Erlaubniß zu einer besonderen Unternehmung, die von Gneisenau zuerst vorgeschlagen, zu einem der folgenreichsten Ergebnisse geführt hat, zur Befreiung von Holland. Bernadotte selbst brach gegen die Niederelbe auf, versuchte eine fruchtlose Unterhandlung mit Davoust und überließ es dann Bennigsen, der zu Ende des Jahres heranzog, Hamburg zu nehmen. An der schwerbedrängten Stadt vorüber zog er nach Holstein, überraschte die Dänen, drang bis an die Eider vor und preßte ihnen (14. Jan. 1814) zu Kiel den Frieden ab, der vorerst seinen dringendsten Wünschen Gewährung verhieß. In Hamburg hielt sich dann Davoust, bis Napoleon gestürzt war und der mit den Bourbons abgeschlossene Friede es ihm möglich machte, ungezüchtigt und ohne lästige Bedingungen den Ort seiner Greuelthaten zu verlassen.

Noch ehe Dänemark, der letzte nordische Alliirte Napoleons, sich von ihm losgesagt, waren unter dem frischen Eindruck des Sieges von Leipzig auch die Ketten gesprengt worden, welche einen Theil des deutschen Südens und Westens an den Imperator fesselten. Wie lebhaft und ungeduldig sich auch in diesen Gebieten die Sympathien der Bevölkerung für die deutsche Sache regen mochten, die Regierungen waren bis jetzt in unverwandtem Gehorsam dem fremden Gebieter zugethan geblieben. Nicht die Siege vom August und September, nicht Baierns Uebertritt zu den Verbündeten, nicht der jähe Umsturz Westfalens, nicht die Symptome des Abfalls in den eigenen rheinbündischen Heeren vermochten die Bande dieser Unterthänigkeit zu lösen. Und wäre es nur der bittere Zwang gewesen, der die Höfe und Dynastien festhielt in der Treue gegen den Protector, weil seine Heere nahe und die Verbündeten noch fern waren; allein auch ihre Sympathien neigten mehr zur Napoleonischen Sache als zum Kampfe für die deutsche Unabhängigkeit. Der Württemberger Despot trat den Kundgebungen vaterländischer Gesinnung mit schroffer Feindseligkeit entgegen; aus seinen officiellen Aeußerungen sprach derselbe Geist unbändigen Sultanismus, wie in den Tagen ungeschwächter Herrlichkeit. Noch in dem Augenblick, wo er selbst die Nothwendigkeit eines politischen Wechsels erkannte, wies er die Sympathien für die deutsche Sache in trotzigem Tone als „überspannte Ideen" zurück und erklärte: „er fordere von seinen Dienern nur Interesse für ihren König und sein Reich und jedes allgemeine Interesse enthalte eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements." Darum rühmen auch Bonapartistische Schriftsteller von ihm ausdrücklich,*) er sei selbst nach seinem er-

*) Bignon, XIII. 2. 3. Wie das Anerbieten Wredes dem Bunde beizutreten, zuerst an den König gelangte, ward es schroff abgelehnt und wie eine Beleidigung gedeutet; seit dem 22. Oct. überzeugte man sich aber doch, daß es Zeit sei einzulenken.

zwungenen Abfall noch „unabhängig und fest geblieben, habe nur langsam gerüstet, die bei Leipzig abgefallenen Truppen gezüchtigt und überhaupt seine Treue für die französische Sache so lange als möglich bewahrt.“ Im Lager der Alliirten selbst galt es als eine bekannte Sache, daß der König auf die Nachricht, Wrede sei bei Hanau geschlagen und getödtet worden, mit seinen unsauberen Gesellen sich der wildesten Freude hingegeben und auf das Wohl Napoleons getrunken hatte. Daß er nach dem Uebertritte seine Gesinnung nicht änderte, ließ sich denken; darum ward selbst in den zahmsten diplomatischen Kreisen schon im December die Frage aufgeworfen, ob man ihn nicht unschädlich machen müsse; man wünschte nur, jeden „Eclat“ zu vermeiden.*) Zwar thaten es die anderen Fürsten des Rheinbundes dem König Friedrich in cynischer Hingebung an eine Knechtschaft, die durch schrankenlose Despotie im eigenen Lande versüßt war, nicht gleich, aber die Erinnerung deutschen Stolzes und deutscher Ehre war auch ihnen verloren gegangen. In Darmstadt und in Karlsruhe mäßigte man sich wohl mehr als zu Stuttgart in den Kundgebungen Bonaparte'schen Diensteifers, allein man sah doch auch hier in Napoleons Sache die eigene. Auch Großherzog Karl von Baden hat es für nöthig gehalten, nachdem man ihn halb gezwungen, den Bund mit dem Imperator zu lösen, diesem sein „lebhaftestes und aufrichtigstes Bedauern“ darüber aussprechen zu lassen.

Bis in die letzten drängenden Stunden suchte man die Bevölkerungen mit den trügerischen Siegesbotschaften zu betäuben, die der Pariser Moniteur nach wie vor in reicher Fülle brachte. Es gab nichts Kläglicheres, als die officielle Presse dieser Regierungen und ihr Bemühen, der Welt zu verbergen, daß sich eine Katastrophe vorbereite. Bis in den October hat sie von den glorreichen Tagen von der Katzbach, Kulm, Dennewitz nicht einmal nothdürftigen Bericht gegeben, sondern fütterte noch immer ihre Leser mit ausführlichen Schilderungen des Sieges bei Dresden. Noch drei Tage nach dem Siege von Leipzig ließ eine dieser Zeitungen in einem Extrablatte glorreiche Siege der Franzosen vom 11. und 12. October verkündigen und versicherte zuversichtlich: „die Angelegenheiten nehmen die erwünschteste Wendung.“ Ja noch am 24. October war dort von einer Estafette berichtet, wonach „der Kaiser neuerdings den Feind völlig geschlagen habe“ und sich am 19. Oct. neue Kriegsvorfälle zum Vortheil der französischen Armee zugetragen hätten.“**) Dann erst, in den letzten Octobertagen, tauchte allmälig als schüchternes Gerücht die Kunde von „großen Vortheilen“ auf, „welche die Alliirten am 16., 17. und 18. Oct. in der Gegend von Leipzig erfochten haben sollten“; und wie hierauf die Flucht des französischen Kaisers, der Einzug der Alliirten in Frankfurt und die Räumung des rechten Rheinufers von den Franzosen sich

*) Aberdeen an Castlereagh d. d. 24. Dec. in der Corresp., I. 110 f.

**) S. Badische Staatszeitung, No. 292. 295. 296. 298.

in rascher Folge drängten, da brach endlich die Wahrheit durch, deren lebendige Zeugen freilich schon in unbequemer Nähe an die Pforten klopften.

Jetzt eilte selbst Friedrich von Württemberg, seinen Frieden mit der Coalition zu machen. Rußland und Oesterreich waren ihm entgegengekommen.*) Am 2. Nov. ward zu Fulda zwischen Metternich und Graf Zeppelin ein Vertrag unterzeichnet, durch den Württemberg in Frieden und Bündniß mit den Alliirten trat, den Rheinbund löste, seine Truppen an die der Coalition anzuschließen und nur nach gemeinsamem Einverständniß die Waffen niederzulegen versprach. Dafür ward dem König seine Souverainetät und der freie und friedliche Genuß seiner Staaten gewährt; seine Truppen, wenigstens in der Stärke von 12,000 Mann, sollten zwar mit der österreichischen Armee vereinigt werden, aber zugleich als besonderes Corps unter einem württembergischen Führer stehen. In den geheimen Artikeln, die dem Vertrage angehängt waren, wurde dem König seine volle Souverainetät noch einmal zugesagt, jedoch „unter der Garantie der politischen Beziehungen, die sich aus den später zur Herstellung deutscher Unabhängigkeit und Freiheit zu treffenden Anordnungen ergeben müßten."**) In gleichem Sinne erklärte sich auch der König zu künftigen Abtretungen bereit, doch durften dieselben das altwürttembergische Gebiet nicht berühren und es mußte dafür eine vollständige und wohlgelegene Entschädigung geleistet werden.

Nach diesem Vertrag und nach dem von Ried wäre es allerdings unbillig gewesen, irgend welche andere Glieder des Rheinbundes, die nicht Napoleoniden oder von Napoleon erst zu Fürsten creirt waren, wie Jerome, Dalberg und Leyen, ihre Hingebung gegen den Protector härter büßen zu lassen. Nur ihr eigenes Verhalten konnte die Schuld tragen, wenn es ihnen schlimmer ging als Württemberg und Baiern. Diese kleinen Herren waren freilich von dem Blendwerk Napoleonischer Unüberwindlichkeit dermaßen umstrickt, daß es auch jetzt noch — nach dem Gottesgerichte von Leipzig — einige Arbeit kostete, ihnen die Zeichen der Zeit klar zu machen. Der Darmstädter Hof hatte, als Wrede's Armee heranmarschirte, den Hofmarschall Freiherrn du Thil in's Lager abgesandt, um zu erforschen, „ob und wie eine Ausgleichung mit den verbündeten Mächten herbeigeführt werden könne." Wrede bedeutete dem Abgesandten zu Aschaffenburg, daß die Vorbedingung jedes Abkommens das Ausscheiden aus dem Rheinbunde sei. Du Thil glaubte dies Versprechen geben zu können und erwirkte einen Armeebefehl des bai-

*) S. Wolzogen, S. 206.

**) Sous la garantie des rapports politiques qui devront être la suite des arrangemens à prendre à l'époque de la paix future dans le sens de retablir et assurer l'indépendance et la liberté de l'Allemagne. Die vage und gewundene Fassung dieses Satzes macht es begreiflich, daß man nachher selbst Mühe hatte, den König zur Anerkennung der Bundesacte zu bringen.

rischen Führers, worin Darmstadt als befreundetes Land bezeichnet war. Wie er aber nach Darmstadt zurückkam, vernahm er zu seinem Schrecken, daß der Großherzog, von einem französischen Diplomaten eingeschüchtert, nach Mannheim, also fast unter die französischen Kanonen, entflohen war, und als er ihm dorthin nacheilte, fand er „unerwartete Schwierigkeiten“ und es kostete viele Mühe und Kampf, bis der Unterhändler ermächtigt ward, mit den Alliirten abzuschließen. Er reiste dann der bairisch-österreichischen Armee auf's Schlachtfeld von Hanau nach und schloß dort (2. November) zu Dornigheim „unter Umgebungen und Umständen, unter welchen wohl selten Staatsverträge geschlossen worden sind,“ eine Militärconvention mit dem österreichischen General Fresnel ab,*) worin sich Darmstadt verpflichtete, dem Rheinbunde zu entsagen, in möglichst kurzer Zeit alle disponibeln Truppen zu den Verbündeten stoßen zu lassen und diese Truppen nach Kräften zu vermehren. Wie in Darmstadt, so machte es auch in Karlsruhe einige Mühe, das Unvermeidliche einleuchtend zu machen; man trug sich dort eine Zeitlang mit dem wunderlichen Gedanken, in diesem großen Weltkampfe die Neutralität erlangen zu können.

Während Oesterreich und Baiern mit unverkennbarer Bereitwilligkeit die Hand boten, um für die zu Teplitz und Ried eingeschlagene Politik einen immer größeren Raum zu schaffen, gab es im russischen und preußischen Lager Stimmen genug, die mit Unmuth diesem Gange der Dinge folgten und der Ansicht waren: man dürfe die Einschränkungen der Territorialgewalt, welche der Aufbau einer deutschen Verfassung anriethe, nicht als Aufopferung von den deutschen Fürsten unterhandeln, sondern man solle ihnen die Rechte, die man ihnen ferner einräumen wolle, als Vergünstigungen überlassen**). Aber nachdem man beim Rieder Vertrage nur im Stillen gemurrt, warum wollte man bei Württemberg, Baden u. s. w. bedenklicher sein, zumal hier Kaiser Alexanders persönliche Protection nicht minder warme Fürsprecherin war, als bei Baiern? Mit tiefem Schmerz mußte freilich ein Mann wie Stein wahrnehmen, wie sich die Ueberreste des Rheinbundes unter Metternichs und Montgelas Fahnen sammelten, wie die Souverainetät von 1805—6 überall sanctionirt ward und wie von den Ländern, die er gemeint hatte, mit Ausschluß der Fürsten bis zum Frieden provisorisch verwalten zu lassen, ein Stück nach dem andern abgelöst ward, so daß das Gebiet der Centralverwaltung immer enger zusammenschrumpfte. Aber der Standpunkt, den er vertrat, war schon seit Oesterreichs Beitritt erschüttert, seit den Verträgen von Teplitz und Ried so gut wie überwunden. Alles, was er jetzt in Frankfurt erlangte, war, daß (15. Nov.) für die Abschlüsse mit den übrigen Rheinbundstaaten eine gemein-

*) S. die Auszüge aus einer Denkschrift dn Thils in der Allg. Zeit. 1856. Beil. 149.

**) S. Eichhorns Schrift: Die Centralverwaltung der Verbündeten. S. 20. 21.

same Form angenommen ward, wonach denselben gegen Aufgabe des Rheinbundes und Aufbietung aller Kräfte für die Unabhängigkeit Deutschlands ihre „Oberherrlichkeit und ihre Besitzungen" gewährt wurden und dagegen jeder Fürst in unbestimmten Ausdrücken verpflichtet ward, sich den Einrichtungen zu fügen, welche die zur Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands einzuführende Ordnung der Dinge erfordern werde. In geheimen Artikeln erklärten sich dann die Fürsten bereit, gegen Entschädigung*) die Abtretungen zu machen, welche die künftigen Einrichtungen Deutschlands gebieten würden. Die Leistungen für den gegenwärtigen Krieg wurden in einem besonderen Vertrage ausbedungen. In diesem Sinne schlossen dann am 20. November Baden, am 23. Hessen und Nassau, am 24. Sachsen-Coburg ihre Verträge mit den Verbündeten. Nur wenige von den Gliedern des Rheinbundes blieben ausgenommen. Der Großherzog von Frankfurt hatte sich schon vor der letzten Entscheidung nach Constanz zurückgezogen und sein Land ward der Centralverwaltung übergeben; der Fürst von Isenburg, der im Jahre 1806 aus preußischen Ueberläufern eine französische Räuberbande gebildet hatte, und der Fürst von Leyen, der seine Erhebung hoher Bonaparte'scher Protection verdankte, hatten das gleiche Schicksal. Die Napoleoniden in Westfalen und Berg fielen von selbst weg. Das waren die Sühnopfer, welche für alle erlittene Schmach des Bonapartismus gefordert worden sind.

Als im Frühjahr die Nation zu den Waffen gerufen ward, schien es sich freilich um ein größeres Ziel zu handeln, als um die Verjagung von Dalberg, Isenburg und Leyen und um die Sanctionirung der von Napoleon geschaffenen Souverainetät. Selbst die verfallene alte Verfassung des Reiches kannte wenigstens im Grundsatz keine fürstliche Selbstherrlichkeit, sei es der Reichsgewalt oder den Unterthanen gegenüber, und so trostlos damals die Praxis des obersten Reichsgerichts auch sein mochte, die Institution selbst war eine wohlthätige Schranke gegen die absolutistischen Souverainetätsgelüste, die man im achtzehnten wie im neunzehnten Jahrhundert von französischen Vorbildern erlernt hatte. Daß wenigstens dies eine gute Recht der Nation wiedergegeben würde, war gewiß ein sehr bescheidener Anspruch. Aber so wie die Dinge jetzt lagen, war vorerst nichts sichergestellt — als die Souverainetät Napoleonischen Ursprungs.

Nachdem die Politik der Sieger sich den Verbündeten des französischen Kaisers so nachgiebig erwiesen, wie wollte sie denen etwas verweigern, die vom Bonapartismus geopfert und verfolgt waren! Wenn Montgelas und König Friedrich im Vollgenuß ihrer Beute erhalten wurden und der rhein-

*) „Une indemnité," hieß es z. B. in dem badischen Vertrage, „compatible avec la masse des objets qui seront disponibles à l'époque de la pacification et avec le but énoncé ci-dessus et le plus rapprochée des dimensions actuelles des états de S. A. R." Der mit Nassau abgeschlossene lautete ebenso.

bündischen Praxis die Flügel unbeschnitten blieben, wie hätte man es wagen dürfen, Hannover, Braunschweig, Kurhessen einstweilen bis zum Frieden unter die Obhut der Centralverwaltung zu nehmen! Und doch war es ein gleich folgenschwerer Mißgriff, der Emigrantenpolitik alle Zügel schießen zu lassen. Bei den Rheinbündischen war die Gewohnheit eines gewaltthätigen Regiments und die Neigung zur militärischen Despotie das, was Bedenken weckte; die Begriffe eines Rechtsstaates waren ihnen so fremd geworden, wie die Erinnerung an das Reich und die demselben schuldigen Pflichten. Sie hatten manches Gute vergessen, aber doch auch Anderes gelernt, was der Umschwung der Zeiten gebot. Von den Vertriebenen dagegen galt auch in Deutschland das Bonaparte'sche Wort: daß sie nichts vergessen und nichts gelernt hatten. Sie brachten die ganze Verstocktheit und Härte, den Unverstand und die Unkenntniß der Emigrantenpolitik mit zurück. Welche furchtbare Lehre für Fürsten wie für Völker aus den jetzt überstandenen Zeiten der Gewalt herausklang, begriffen sie so wenig, als ihnen ein Verständniß davon aufging, daß in der Napoleonischen Zeit die Gestalt der Welt und der Gesellschaft eine andere geworden, die überlebten Formen zum großen Theil unwiederbringlich zerstört, aber damit auch manch schwerer Bann, der auf der alten Zeit lag, durchbrochen und neue Keime und Gestaltungen, die früher in Starrheit gebunden lagen, entfesselt und zum Leben geweckt waren. Die Revenants der alten Zeit hatten keine Ahnung davon, wie viel einst ihr eigenes Thun zum Sieg des fremden Drängers beigetragen hatte; in ungeduldiger Hast knüpften sie dort wieder an, wo sie vordem aufgehört, und suchten eben den kranken Zustand, der die Schmach und das Verderben erzeugt, neu ins Leben zu rufen. Darum wäre es sittliche und politische Pflicht der Verbündeten gewesen, nachdem sie die deutschen Lande vom fremden Joche befreit, sie vorerst auch vor der Unfähigkeit und den tollen Launen der angestammten Herren zu schützen.

In Hannover kam die alte Regierung ganz so zurück, wie sie 1803 mit Schmach und Lächerlichkeit bedeckt gewichen war. Die Adels- und Beamtencoterie, deren Unfähigkeit und Selbstsucht damals das Land gebunden dem Feinde überliefert, ergriff von Neuem das Ruder, um, wie Sack nachher schrieb, wieder Alles „einzuschläfern und einzulullen in die alten erbärmlichen Manieren und Formen." Mit der Ausrüstung der trefflichen Kräfte des Landes zum Kampfe beeilte man sich nicht,*) dagegen war das erste Geschäft, womit der Herzog von Cumberland begann: ein Reiterregiment mit ausschließlich adeligen Officieren zu errichten. Es war, wie Pertz sagt, die Truppe, welche, mit Ausnahme einiger Officiere, anderthalb Jahre darauf allein aus dem ganzen hannoverschen Heere, von ihrem muthlosen Obersten

*) S. die herben Anklagen in der Schrift: Die Centralverwaltung der Verbündeten, S. 53 f.

geführt, das Schlachtfeld von Waterloo verließ und den fleckenlosen Glanz der hannoverschen Waffen trübte. Wackere Männer, welche in der Zeit noch unentschiedenen Kampfes den Widerstand gegen den fremden Herrn organisirt, mußten jetzt zurücktreten neben den Größen der Emigration, die, wie der General Decken, den Umschwung der Dinge ruhig in England abgewartet hatten. Wie im Heere, so drängte sich bei den Aemtern das adelige Privilegium rasch wieder vor; die alte schleppende Rechtspflege, der privilegirte Gerichtsstand, die vielen Instanzen und die langen Fristen, alles das war in Kurzem wieder da. Die Juden mußten wieder Leibzoll bezahlen, Stockprügel und Gassenlaufen begannen neu zu floriren, die Justiz ward wieder mit der Verwaltung der Polizei und der Domainen vereinigt, und während das Land unter schwerem Steuerdruck seufzte, wurden die Domainengüter wieder um eine Bagatelle an Begünstigte verpachtet. Bei dem Allem und trotz der beredten Erfahrungen von 1803 regte sich auch wieder die alte hannoversche Marotte, von der dort die Klügsten nicht frei sind: etwas ganz Besonderes sein und sich als ein stiller Musterstaat zwischen Ems und Elbe von dem übrigen Deutschland absperren zu können. „Die hannoversche Politik," klagte Arndt schon bald nach der Restauration, „scheint aller der Lehren, welche die letzten dreizehn Jahre mit so blutigen Buchstaben vorgezeichnet, rein zu vergessen und nährt dagegen den jammervollen Glauben: sie werde längs den Küsten um die Gestade der Elbe, Weser und Ems einen hannoverschen Staat bilden können, der für sich etwas bedeute, und der auch wohl ohne Deutschland unter Englands Schutz groß und mächtig dastehen könne."

In Braunschweig war Herzog Friedrich Wilhelm unter unbeschreiblichem Jubel wieder eingezogen, allein auch er wäre besser an die Spitze einer tapferen Freischaar als an das Steuer seines Staates getreten. Sein Wille war ohne Zweifel gut; aber seine Unerfahrenheit in solcher Arbeit, seine ungestüme Hitze und sein Starrsinn leiteten ihn auf falsche Wege. Mit den eingebornen Staatsmännern, welche die Lage und die Bedürfnisse des Landes kannten, vertrug er sich nicht lange; dann holte er sich einen Fremden als Rathgeber. Das Experiment war nicht glücklich; hier wie in Hannover bewies man ein merkwürdiges Geschick, das Widerwärtige der alten Zeit rasch zurückzubringen und das Gute der neuen über Bord zu werfen. Die natürlichen Folgen, Verstimmung der Beamten, Mißmuth der Regierten und Stockung der Geschäfte, blieben nicht aus; der Herzog selbst, von Natur launig und durch seine Schicksale verbittert, fühlte sich gekränkt und verbarg seine Unzufriedenheit nicht, die er doch zum guten Theile selbst verschuldet.

Wahre Saturnalien der Restaurationspolitik erlebte das schwergeprüfte Kurhessen. Auch dort war der vertriebene Landesherr mit begeistertem Jubel empfangen worden. Das gute Volk vergaß die Hartherzigkeit und den Geiz des Kurfürsten, der es selbst in den Stunden, wo mancher treue Hesse sein Leben für ihn ließ, nicht über sich gewinnen konnte, sich von seinem Mam-

mon etwas abzubrechen; als er jetzt am 21. November in Cassel ankam, ward er durch Menschenhände in die Stadt gezogen! Am andern Tage debütirte er mit dem denkwürdigen Befehle: die am 1. November 1806 beurlaubten Regimenter sollten sich sogleich in ihren zuletzt innegehabten Garnisonsplätzen einstellen; alle damals mitgenommenen Montirungsstücke, Armatur- und Lederwerk werden mitgebracht — so lautete erläuternd die Ordre eines Generals.

Am 2. December schloß der Kurfürst dann mit Oesterreich den Vertrag, wodurch er dem großen Bündniß beitrat. Er erhielt sofort die Gebiete wieder, welche mit dem Königreich Westfalen und dem Großherzogthum Frankfurt vereinigt gewesen waren, nebst Katzenelnbogen und den Salinen von Nauheim. Seine Souverainetät und seine Besitzungen wurden ihm in ähnlicher Weise garantirt, wie den übrigen Fürsten. Dagegen verflichtete er sich, 12,000 Mann Linie und ebensoviel Landwehr zu den Waffen zu stellen, den Landsturm zu organisiren und die Stände seines Landes in die Constitutionen und Privilegien wieder einzusetzen, deren sie 1805 genossen, jedoch ohne daß sich Jemand den allgemeinen Lasten entziehen könne.

Jetzt erst schien sich der Kurfürst wieder im Vollgenuß seiner Regierungsmacht zu fühlen und zögerte nicht, in dem Geiste, den jener erste Befehl vom 22. November verrathen, weiter zu arbeiten.*) Die ersten Organisationen betrafen das Kriegswesen. Es wurden die früher geltenden Befreiungen vom Militärdienst wieder eingeführt und den auf diese Weise Eximirten überlassen, in freiwillige Jägercompagnien einzutreten. Es dauerte freilich nicht lange, so wurde allen „Freiwilligen" auferlegt, sich bis zu einem bestimmten Tage zu melden, sonst würde man sie in die Linie oder Landwehr einstellen. Alle Officiere hatten sich zu melden, um nach ihren früheren Graden von 1806 wieder angestellt zu werden. Keinerlei Avancement, auch wenn es durch die unzweifelhafteste militärische Tüchtigkeit verdient war, behielt seine Gültigkeit. Dann wurden sämmtliche Titel, Würden, Orden und Standeserhöhungen der letzten sieben Jahre aufgehoben. Dagegen lebten drückende Steuern und Lasten der Zeit vor 1807 wieder auf. Die westfälischen Scheidemünzen verschwanden, das Decimalsystem ward aufgehoben, die Zinscoupons der westfälischen Staatsschuld wurden von den Staatscassen verweigert. Der Code Napoleon ward abgeschafft und die alten Vorschriften römischen, deutschen und canonischen Rechts, mit allen particularrechtlichen Verschiedenheiten, wurden wieder eingeführt. Der privilegirte Gerichtsstand kehrte zurück; Justiz und Verwaltung wurden wieder in einer Behörde verschmolzen. Mehr als dreimonatliche Freiheitsstrafe erkannte der Regent selbst; die Gerichte hatten dabei nur ein Gutachten. Entscheidungsgründe durften weder in Civil- noch in Criminalsachen gegeben werden. Die Volljährigkeit ward vom 21. Jahr

*) Vgl. C. W. Wippermann, Kurhessen seit dem Freiheitskriege. 1850.

wieder auf das zurückgelegte 25. Lebensjahr gestellt; Viele, die volljährig gewesen waren, fielen wieder unter eine Vormundschaft zurück. Nach dem Allem durfte es nicht mehr auffallen, daß alle von der westfälischen Regierung vorgenommenen Veräußerungen der Kammergüter für nichtig erklärt, die Verleihungen solcher Güter und die Ablösungen der Kammergefälle an Zinsen, Zehnten und Diensten einfach cassirt wurden. Auch die Allodificirung der Lehen ward annullirt, überhaupt das Feudalwesen wieder ganz so hergestellt, wie es am 1. November 1806 bestanden hatte. Die adeligen Stifter traten von Neuem ins Leben, die Veräußerungen ihrer Güter waren ungültig, die Käufer mußten sie ohne Ersatz des Kaufgeldes zurückgeben. Die alte Gemeindeverfassung ward wiederhergestellt; von den Rathsmitgliedern ward keine weitere Bedingung gefordert, als daß sie im Schreiben und Rechnen erfahren seien; die bisher in Function gewesenen Maires sollten von den Gemeindeämtern ausgeschlossen bleiben. Alle Beamten wurden wieder mit dem Titel bezeichnet, den sie 1806 gehabt hatten; pensionirte wurden auf diese Weise wieder diensttüchtig, active traten wieder als Aspiranten in den Vorbereitungsdienst zurück, Tribunalräthe wurden wieder unbesoldete Assessoren; und doch hatte der Kurfürst im August 1807 aus Holstein dem Ministerium in Cassel erklären lassen, er überlasse es seinen Beamten zu thun was sie wollten, da es ihm jetzt unmöglich sei, für ihr Unterkommen zu sorgen. So ward, den Zopf und Puder der alten Zeit nicht ausgenommen, im Großen und Kleinen Alles auf den Fuß der vornapoleonischen Zeiten zurückgeführt, die sieben Jahre Weltgeschichte seit Jena und Auerstädt sollten einfach ausgestrichen sein. Die Besetzung von 1806, so lautete später die officielle Deutung, war nichts als ein räuberischer Ueberfall, der westfälische Staatshaushalt ein raffinirtes Plünderungssystem, der Kurfürst war Souverain geblieben und hatte sich nur momentan ins Privatleben zurückgezogen. Dann in sein Land heimgekehrt, hatte er den Feind nach Kriegsrecht vertrieben und ihm das wider Recht in Besitz genommene Eigenthum wieder entzogen.

Wenn es mit dieser Auffassung ehrlich und consequent gehalten ward, so ließ sich das ganze Thun auf Rechnung einer contrerevolutionären Monomanie schreiben, deren Gemeinschädlichkeit und Gefahr wohl Jedem einleuchtete, der es aber wenigstens nicht an Methode fehlte. Allein die bewußten Inconsequenzen, die sich das wiederhergestellte Regiment erlaubte, drücken seinem Verfahren den Stempel tiefster Immoralität auf. Wo nämlich die westfälischen Einrichtungen zu schlechten und eigennützigen Dingen zu gebrauchen waren, da wurden sie sorgsam conservirt. So dauerten die westfälische Grund- und Patentsteuer sammt den Zulagscentimen und andere Lasten neuer Erfindung unverändert fort; die althessische Schuld wurde nur nach dem Drittelbetrag anerkannt, auf welchen sie von Jerome's Regierung reducirt worden war, und die von der westfälischen Behörde ausgeschriebenen Steuern, die noch rückständig waren, wurden wie rechtmäßige eingetrieben!

Ob wohl Stein der Rechtfertigung bedurfte, wenn er gleich im Anfang seine Bedenken äußerte, einen Fürsten von dem Schlage, wie Wilhelm von Hessen, ohne Weiteres ins Land zurückzuführen?! Gagern rühmt sich, dieser Ansicht damals mit Erfolg entgegengetreten zu sein, indem er auf die nachtheiligen Eindrücke und Auslegungen hinwies*). Als wenn es nicht eben den schlimmsten Eindruck gemacht hätte, zu sehen, wie ein biederes und treues Volk, das die härtesten Proben tapfer bestanden, schutzlos der Willkür eines rachsüchtigen Geizhalses preisgegeben ward — und das schon in den ersten Flitterwochen der jungen Unabhängigkeit Deutschlands, noch ehe der Kampf selbst zu Ende war!

Aber von allen diesen Staatsmännern hatte nur Stein eine richtige Kenntniß der fürstlichen Personen und Anschauungen und ließ sich durch keine höfische und dynastische Rücksicht abhalten, seine auf Erfahrungen beruhende Meinung geltend zu machen. Er allein war nicht nur von der klaren Einsicht von dem, was Noth that, völlig durchdrungen, sondern handelte auch ihr gemäß. Darum vermochte er die rührige Besorgtheit Gagerns um das Haus Oranien so wenig zu fassen, als dessen schonende Rücksicht für den Kurfürsten von Hessen; er konnte nicht, wie Münster, „eine Gefahr“ darin sehen, wenn man mit der Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürsten ein wenig warte**) — eben darum stand er aber auch ziemlich allein und sein Einfluß war unverkennbar im Abnehmen.

Es fehlte freilich auf allen Seiten an klarer Einsicht dessen, was Noth that. Mochte man im Kreise der Staatsmänner, der patriotischen Enthusiasten oder unter der Masse herumfragen, überall stellte sich die niederschlagende Thatsache heraus, daß man überrascht, unfertig und unvorbereitet in die große Entscheidung eingetreten war. Während Oesterreich die Kaiserwürde wie einen Nessusrock von sich schob, in Preußen schon Gedanken an die Mainlinie umgingen, die Rheinbündischen vor Allem ihre Souverainetät zu sichern bemüht waren, dachte man in dem nichtpreußischen Norden „an die Herstellung des Reiches unter einem Kaiser aus dem habsburgischen Hause“ und meinte, die zum Hansabunde vereinigten Städte sollten einen ebenso selbständigen Bestandtheil des Reiches wie Baiern oder Preußen oder Hannover bilden und, um lebenskräftig und geachtet auftreten zu können, sich in sich selbst erneuern***). Wie dann Perthes (im Herbst) da und dort herumfragte, lief „von allen Seiten die gleichlautende Antwort ein, daß noch Niemand, daß kein König und kein Staatsmann irgend eine Ansicht über die politische Zukunft Deutschlands habe und daß daher Deutschland ohne Zweifel das sein werde, was der von Zufällen abhängige Gang der Dinge aus ihm machen

*) Antheil an der Politik, I. 221.

**) S. Castlereagh, I. 71.

***) S. Perthes Leben I. 303 f. Vgl. 325 f.

werde." Als dann später die Hamburger und Bremer Patrioten in gerechter Sorge vor Bernadotte's Lüsternheit nach den Hansestädten eine Deputation ins Hauptquartier nach Frankfurt schickten, fanden sie schon auf dem Wege ein buntes Gewirre von Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen, die Deutschland erfüllten, und in Frankfurt selbst zwar beruhigende und verständige Zusicherungen, namentlich von Stein, aber sie nahmen doch auch die Ueberzeugung mit, daß „das feste Land, das sie suchten, noch gar nicht vorhanden war." Vergebens hatte Stein noch kurz vor dem Einzuge in Frankfurt, am Tage der Schlacht bei Hanau, in einer Denkschrift an den Czaren die Forderung erneuert, die Gebiete des Rheinbundes, die nicht, wie Baiern, durch Vertrag dem großen Bunde schon beigetreten seien, durch Gouverneurs leiten zu lassen und die Gewalt ihrer Regierungen bis zum Frieden zu suspendiren; schon in den nächsten Tagen ward, wie wir wissen, durch Oesterreichs und Baierns Vermittelung ein Riegel vorgeschoben. Stein selbst war, um die sächsische Verwaltung zu organisiren, in Leipzig zurückgeblieben und entbehrte in diesen wichtigen Momenten der persönlichen Einwirkung auf die Entschlüsse des Kaisers. Seine russischen Freunde meinten darum auch, es sei ein geschickter Coup Metternichs gewesen, den unbequemen Mahner und Dränger einstweilen in ehrenvoller Mission zu Leipzig festzuhalten.

Es war richtig, was Stein in der eben angeführten Denkschrift an den Czaren schrieb: „Die Rheinbündischen werden sich vor den siegreichen Verbündeten beugen, sie werden sich zu Truppenstellungen verbindlich machen, aber uns möglichst die Benutzung der Kräfte ihres Landes erschweren, unsere Maßregeln lähmen, uns im Unglück verlassen und verrathen." Die Geschichte des Centralverwaltungsrathes gab die sprechenden Belege dazu. Eine Convention vom 21. October hatte der Behörde ihre Organisation gegeben. Sie sollte sich auf Länder ausdehnen, die momentan ohne Souverain seien, oder deren Souverain der Allianz nicht beigetreten sei. Wie weit sie in die Verwaltung der zum Bunde hinzutretenden Fürsten einzugreifen habe, werde von den Verträgen abhängen, die man mit diesen schließe. In den ersten Gebieten war sie durch die von ihnen ernannten Gouverneure, in den letzteren durch Agenten an den Höfen thätig. Die österreichischen, preußischen, hannoverschen und schwedischen Besitzungen (nach dem Stande von 1805) blieben ihrer Einwirkung entzogen. Als Bestimmung des Centralverwaltungsrathes war angegeben: den Unterhalt der verbündeten Truppen anzuschaffen, durch Lieferungen und Geldzahlungen aus den verwalteten Gebieten zu den Kriegskosten beizutragen, alle militärischen Hülfsquellen jener Länder zu entwickeln und über die innere Verwaltung durch die Landesautoritäten Aufsicht zu halten*).

*) Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn von Stein. Deutschland 1814. S. 89 ff.

So war das Gebiet, auf welches diese Behörde unmittelbar einwirkte, schon ziemlich eingeengt; es beschränkte sich auf Sachsen und die wenigen Länder im deutschen Westen, deren Regierungen nicht durch Verträge in die Coalition aufgenommen waren. Auf die übrigen übte sie nur einen mittelbaren Einfluß und mußte außerdem mit einem Ministerrathe im großen Hauptquartier verkehren, dessen Vorsitzender Hardenberg war. Das wichtigste Geschäft war die Ausrüstung der Heereskräfte in den neu beigetretenen oder besetzten Ländern. In Frankfurt ward durch die Mächte eine militärische Commission, an der auch Stein Theil nahm, gebildet; sie setzte fest, daß der bisherige Rheinbund acht Armeecorps in der Stärke von 145,000 Mann Linie und ebensoviel Landwehr zu stellen habe. Die Ausführung ward der Centralverwaltung übertragen und ihr als sachverständiger Militär Rühle von Lilienstern beigegeben. In ähnlicher Weise wurden die Lieferungen, die Geldbeiträge und das Verpflegungswesen geordnet.

Die bitteren Erfahrungen, auf die Stein in richtiger Ahnung hingedeutet, traten sehr rasch ein. Schon die Idee der Volksbewaffnung stieß auf mächtige Schwierigkeiten; sie setzte eine innige Liebe der Unterthanen zur Regierung und ein redliches Vertrauen der Regierung zu den Unterthanen voraus. Beides fehlte entweder in vielen Gebieten, oder es ward durch die Thorheit der wiedereingesetzten Gewalten rasch untergraben. Trat bei den Einen die autokratische Gewöhnung und die Angst vor der Rückkehr des Zwingherrn mißtrauisch und hemmend der Volksbewaffnung entgegen, so trug bei den Anderen kleinliche Selbstsucht und Engherzigkeit die Schuld des Mißlingens. Nicht nur über Württemberg, Baden, Darmstadt u. s. w. hatte man Klage zu führen, Hannover, Oldenburg machten es nicht besser. Der Kurfürst von Hessen rüstete zwar Truppen genug, wollte sich aber „als preußischer Feldmarschall" von dem Oberstlieutenant Rühle nichts vorschreiben lassen. „Was kann das Alles helfen?" — rief Stein unmuthig zu Einem, der über den Kurfürsten klagte — „Geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts auszurichten." Der König von Württemberg war den Anordnungen, die zu Frankfurt beschlossen waren, geradezu ungehorsam; er trug sich sogar mit dem Anschlag, den Oberst Rühle verhaften zu lassen! Daß Montgelas, wo er konnte, der von Stein geleiteten Behörde Hindernisse entgegenwarf und seinem persönlichen Ingrimm gegen den patriotischen Mann lauten Ausdruck gab, konnte nicht überraschen. Diese Herren hatten freilich eben die Erfahrung gemacht, daß sie es nicht mehr mit Napoleon zu thun hatten. Darum erwiederten sie die Großmuth der Sieger mit Widerspenstigkeit und Trotz.

Wir können hier alle die Widerwärtigkeiten nicht aufzählen, welche dem Centralverwaltungsrathe und seinen Beauftragten bei ihrem Bewaffnungsgeschäft in den Weg traten: von der offenen Weigerung an, das Geforderte zu gewähren, oder einer nur scheinbaren Erfüllung bis zu der Kümmerlichkeit

in Rüstung und Kleidung, welche die Truppen entweder unbrauchbar machte, oder als sichere Beute den Spitälern zuführte. Unter diesen Umständen war es wahrhaft zu bewundern, daß es den patriotischen Männern, die diese undankbare Aufgabe auf sich nahmen, doch gelungen ist, noch eine so respectable Macht aufzustellen, wie die, welche nachher ins Feld geführt ward. Aber das war doch der allgemeine Eindruck, den sie empfingen: „daß der alte Geist, welcher seit Jahrhunderten das zerstückte Deutschland von allem Großen zurückhielt, nicht gebessert durch das Vergangene, sondern verschlimmert erschien. Möge auch Deutschland in allen Ursachen seiner Ohnmacht beharren, die aus Frankreich stammende Souverainetät dieser kleinen Regierungen will bestehen und was sie ihrem Meister Napoleon nie zu versagen gewagt haben würden, verweigern sie der Erhaltung von Deutschland*)."

Am empörendsten gab sich die Antipathie des rheinbündischen Königthums gegen jede einheitliche Organisation auf einem Gebiete der Centralverwaltung kund, dem Lazarethwesen. Deutschland, außer Oesterreich und Preußen, war in sechs Kreise abgetheilt, deren jeder unter einer Lazarethdirection stand, die dem Centralverwaltungsrath untergeordnet war. Der Aufwand ward gemeinsam getragen, die Verpflegung und Einrichtung der Lazarethe sollte gleichmäßig sein. Eine solche Centralisirung war um so nöthiger, als namentlich seit dem Beginne des Feldzugs von 1814 die Verwundeten und Kranken, welche in die rückwärts liegenden benachbarten Gebiete geschafft wurden, den verschiedensten Ländern angehörten. Die Ausführung der dahin einschlagenden Geschäfte übertrug Stein dem Grafen von Solms-Laubach, den Tüchtigkeit und Eifer zu diesem schwierigen Amt empfahl. Es gelang ihm auch, den wohlthätigen Zweck dieser Einrichtung größtentheils zu erreichen, allein welche Schwierigkeiten und bitteren Erfahrungen gingen voraus! In Württemberg weigerten sich die Behörden, andere als württembergische Soldaten aufzunehmen, man ließ Kranke und Sterbende auf den Straßen liegen, bis die begleitenden Officiere sich den Eintritt mit Gewalt erzwangen. Den Aerzten wie den Geistlichen war es bei schwerer Strafe untersagt, den Leidenden hülfreiche Hand zu leisten. Den Commissarien der Centralverwaltung suchte man die Besichtigung der Anstalten zu verwehren, weigerte sich auch die schuldigen Beiträge zu entrichten. Aehnlich trieb es Montgelas; die Kranken aus Baiern wurden gut versorgt, die andern schmählich vernachlässigt. Ja der Minister erklärte nachher in einem amtlichen Actenstück: Baiern werde die angeblichen Commissarien der sogenannten Centralverwaltung nicht anerkennen, sondern lediglich als Privatreisende betrachten, deren Gesuche und Anfragen unerwiedert bleiben würden. Erst allmälig gelang es, der bessern Einsicht Zugang zu erzwingen, nachdem freilich mancher wackere Soldat das Opfer dieser Unwürdigkeit geworden war.

*) S. den Brief bei Pertz, III. 520. f.

In charakteristischem Gegensatz zu allen diesen schmählichen Vorgängen steht die ungeduldige Gier, noch vor Ausgang des Kampfes möglichst reiche Beute zu erhaschen. Kostete es der Centralverwaltung die äußerste Anstrengung, um die Bewaffnung und Verpflegung der Armeen in Gang zu bringen, die Beiträge zu sammeln, die Hospitäler zu versorgen, so hatte gleichzeitig ihr Chef nicht geringe Mühe, die Lüsternheit abzuwehren, die, kaum in ihrem alten Besitz gesichert, schon auf neue Erwerbungen ausging und die eben erst der Napoleonischen Usurpation entwundenen Gebiete selbst zu usurpiren trachtete. Auch darin wetteiferten mit den Rheinbündischen die wiedereingesetzten Emigrirten*).

Im großen Hauptquartier zu Frankfurt drehte sich jetzt um die inhaltschwere Frage, ob Krieg, ob Frieden, die Verhandlung der Fürsten, ihrer Diplomaten und Feldherrn.

Es lag in der jüngsten Wendung der Ereignisse ein so gewaltiger Umschlag, daß es in der That einiger Zeit bedurfte, um sich in diese neue Situation einzuleben. Die Befreiung Deutschlands bis an den Rhein war in den Tagen der Noth lange Zeit das höchste Ziel gewesen, das man sich vorgesetzt; nicht nur die Diplomatie hätte noch zu Prag sich damit begnügt, auch im Volke brauchte es Zeit, um die Erinnerung wieder aufzufrischen, daß das linke Ufer des Rheines deutsch und der Verlust desselben der Anfang unserer Schmach und Ohnmacht war.

Zwischen der Prager Verhandlung und den Kämpfen bei Leipzig lag eine gewaltige Geschichte, die das, was dort vielleicht noch als erträgliche Bedingungen galt, jetzt als werthlos erscheinen ließ. Noch war bisher das Losungswort von Napoleons Sturz nicht ausgesprochen worden; im Angesicht des Leipziger Sieges begegneten sich zuerst Männer wie Stein und Gneisenau in dem Entschluß, daß der Krieg fortzusetzen sei bis zu des Imperators Entthronung. Es war unter dem Eindruck des gleichen Moments, wo Arndt seine Schrift über den Rhein, als „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze" schrieb, wo die einsichtsvollsten und thatkräftigsten Officiere des preußischen Heeres es als die einzig richtige Kriegführung bezeichneten, sich dem Geschlagenen rastlos an die Fersen zu hängen, ihn über den Rhein zu treiben, mit ihm überzugehen und ihm bis nach Paris zu folgen**). So

*) Aus der Correspondenz Bülows ergibt sich, daß sich namentlich in Westfalen auch die Mediatisirten sehr bemühten, wieder als regierende Herren aufzutreten. „Wenn die genannten Herren," schrieb Stein am 27. November an Bülow, „sich nicht wollen abhalten lassen, in die Regierung sich einzumischen, so ersuche ich E. E., dieselben arretiren und deportiren zu lassen."

**) Ein Schreiben Blüchers an den König d. d. Gießen 3. November räth dringend zur ungesäumten Fortsetzung der Operationen. Am nämlichen Tage schreibt Müffling an

sehr auch die verbündeten Truppen zum großen Theil der Ruhe und Ergänzung bedurften, und einzelne Gruppen, wie gerade die Schlesische Armee, gelitten hatten, es bestand doch unter Blücher, Gneisenau, Müffling darüber kein Zweifel, daß man ohne Zögern über den Rhein gehen, in gerader Linie auf Paris marschiren und so den Feind vollends überwältigen müsse, bevor er Zeit gewinne, neue Kräfte zu sammeln*). Vor Ausgang des Jahres konnte dann der Krieg noch zu Ende sein.

Es galt, wie Gneisenau sich ausdrückte**), zwischen zwei Uebeln das kleinere zu wählen. „Warten wir," schrieb er dem König, „so vergönnen wir dem Feinde die Zeit, Rekruten zu sammeln und Mittel zu entwickeln, um selbige feldfähig zu machen. Wenige Monate werden verfließen und wir werden wieder zahlreiche Armeen auftreten sehen, die unsere tapfern Soldaten auf's Neue bekämpfen müssen. Die Erfahrung dieses Feldzuges hat uns mehrere Male belehrt, daß wir hinterher mit Blut büßen müssen, was wir durch Unterlassung einer Anstrengung versäumt hatten. Diese Betrachtung erhebt den vorliegenden Gegenstand zu einer Gewissensfrage. Fahren wir hingegen fort, unsere Siegesbahn zu verfolgen, so liegt hierin eine Härte gegen unsern achtungswürdigen Soldaten, der so viel getragen, gekämpft und entbehrt hat. Die Hoffnung jedoch, durch einen vielleicht noch zwei Monate verlängerten Feldzug uns zwei Kriegsjahre und Ströme von Blut und zweifelhafte Schlachten zu ersparen, läßt mich über jenen Vorwurf der Härte hinwegsehen."

Aber diese Ansicht war doch keineswegs die allgemeine; nicht nur die Diplomaten, sondern auch Kriegsleute von Beruf traten ihr entgegen. Das

---

Knesebeck: „Gehen wir schnell auf Holland los und mit Kraft über den Rhein, so muß die Eroberung von Holland in zwei Monaten vollendet und ein dauerhafter Friede erlangt sein. Bleiben wir diesseits stehen und lassen uns von Unterhandlungen hinhalten (ich meine, sie können ihren Gang fortgehen, wenn wir auch über den Rhein sind), so prophezeie ich eine blutige Campagne pro 1814." Eine ausführliche Denkschrift Gneisenaus (d. d. 20. Nov.), die auch Droysen III. 205 im Auszug mittheilt, bringt gleichfalls auf rasche Fortsetzung des Krieges (Aus der Knesebeckschen Correspondenz). Daß Gneisenau schon auf dem Marsch von Leipzig in dem Sinne thätig war, zeigt das Schreiben vom 31. October in den Lebensbildern II. 499.

*) S. C. v. W., Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 u. 1814, S. 111 f. Müffling, Aus meinem Leben, S. 87 ff. Selbst Langeron war jetzt mit Blücher einig. In der handschr. Correspondenz der schlesischen Armee findet sich ein Brief von ihm (d. d. 13. Nov.), worin es heißt: „Je serai bien affligé si nous ne passons pas le Rhin; non seulement je crois ce passage bien utile pour le bien général, mais accoûtumé à avoir toujours des succès sous vos ordres, je suis fâché de nous voir arrêtés dans nos victoires, d'autant plus que le maréchal Macdonald est à Cologne et a l'habitude d'être battu par votre Excellence."

**) In der angeführten Denkschrift vom 20. November.

Gefühl der Furchtbarkeit Napoleons war in den Letzteren noch sehr lebendig trotz der jüngsten Siege, die Erinnerung an 1792 noch keineswegs weggewischt, der Eindruck der Erschöpfung der eigenen Kräfte groß genug, um eine Pause als unentbehrlich erscheinen zu lassen. Es galt ihnen als eine Verwegenheit, Frankreich im Innern anzugreifen, vollends durch einen Winterfeldzug. Wenn überhaupt der Krieg dorthinüber getragen werden sollte, so sei es, meinten sie, wenigstens dringend nöthig, bis zum Frühjahr zu warten, ausgedehntere Rüstungen vorzunehmen, Holland und die Schweiz erst zu erobern. Gewiß, in jeder gewöhnlichen und normalen Lage durfte man solche Erwägungen nicht übersehen. Die Lage des französischen Reiches, seine Größe und seine Hülfsquellen, der nationale und militärische Geist des Volkes, das Genie des Mannes, der an der Spitze stand, das waren Momente, die allerdings zur Vorsicht und Besonnenheit riethen. Allein die Lage war ganz außergewöhnlich. Zwei ungeheure Katastrophen hatten die gewaltige Macht des Kaiserreiches, wie es vordem bestand, gebrochen; von beinahe einer Million Soldaten, die Napoleon 1812 und 1813 nach Osten geführt, brachte er jetzt noch siebzigtausend zurück, und auch diese tief erschöpft und matt, zum Theil den Keim des Todes in sich tragend. Das Land selbst war an Menschen und Mitteln verödet, die Nation ohne Lust zum Kriege, die Jugend auf Jahre hinaus vorweggenommen, die antinapoleonischen Parteien zu neuen Hoffnungen ermuthigt. Die eigenen Feldherren zeigten sich schon lau, selbst zweideutig; auch in den Schichten, die sonst am treuesten am Kaiser hingen, weil er ihnen einst aus dem Chaos der Revolution deren große materielle Güter gerettet und gesichert, gährte jetzt kaum verhaltener Groll über Steuer- und Conscriptionslast. Nur was von der alten Armee noch übrig war, focht mit gewohnter Hingebung für den Kaiser; aber es war nicht mehr viel davon übrig. Eine Macht von 200,000 Mann, wie die Verbündeten sie am Rhein stehen hatten, dann die 60,000, die unter Bülow und Wintzingerode Holland bedrohten, und das noch stärkere Heer, das Wellington über die Pyrenäen nach Südfrankreich hereinführte, erschienen dieser Bedrängniß gegenüber mehr als zureichend, um die Entscheidung herbeizuführen.

Indessen neben den militärischen Bedenken fielen die politischen noch schwerer in's Gewicht. Napoleon zu entthronen, das war wohl die Meinung Steins und des Blücherschen Hauptquartiers, aber keineswegs der Wille der alliirten Mächte. Von Oesterreich braucht man das nicht zu versichern; wir wissen, wie viele Mühe es sich gegeben, vor dem Spätjahrfeldzug Napoleon noch eine goldene Brücke zu bauen. Jetzt vollends schien erreicht, was man im österreichischen Interesse, so eng wie es Metternich faßte, erreichen wollte. Ob das linke Rheinufer wieder zu Deutschland kam, schien dieser Staatskunst nicht allzuwichtig, wenn nur Oesterreich in Illyrien, Tirol und Italien seine verlorenen Besitzungen wieder erlangte. Dynastische Freundschaft für Napoleon oder persönliche Zuneigung des kaiserlichen Schwieger-

aters hat zu dieser Auffassung wohl nicht viel mitgewirkt; wohl aber sah an lieber eine Regierung in Frankreich, mit der Oesterreich durch die Familienbande verknüpft war, als ganz ungewisse Zustände oder eine schwächliche Restauration, die vielleicht dem russischen Einflusse völlig hingegeben war. Ja, Napoleon im Besitz der Rheingränze schien weniger furchtbar, als die Russen in Polen oder als die ungestümen Patrioten des preußischen Laters, die nicht nur das linke Rheinufer, sondern bald schon Elsaß und Lothringen zurückforderten und sich noch immer mit bedenklichen Entwürfen einer politischen Reorganisation Deutschlands trugen. Das Mißtrauen gegen Rußland war ohne Zweifel ein richtiger Instinct des Wiener Cabinets; nur war es eine kleine und kurzsichtige Staatskunst und hieß über der künftigen Gefahr die gegenwärtige verkennen, wenn man aus Angst vor Alexander den französischen Kaiser im Besitz der Beute von Campo Formio und Luneville ließ und damit eben die Zustände fest begründete, welche die Tage von Austerlitz und Jena möglich gemacht hatten.

In Preußen waren zwar die Stimmungen im Volke und Heere kriegslustig und nicht geneigt, sich mit einem faulen Frieden zu begnügen, allein der König fühlte sich in seiner vorsichtigen Weise nicht versucht, das eben errungene in einem äußersten Kampfe wieder auf's Spiel zu setzen. Er wollte den Frieden und war, als er (13. Nov.) nach Frankfurt kam und dort die Officiere des Blücherschen Hauptquartiers für den Krieg thätig sah, namentlich über sie sichtbar ungehalten. Ihre Vorstellungen machten auf ihn wenig Eindruck; er prophezeite dem Unternehmen auf Paris ein schlechtes Ende. Zudem gab es wohl auch in Preußen diplomatische Ueberlieferungen, die einen Kampf links vom Rhein so wenig wie in den neunziger Jahren als ein preußisches Interesse ansahen und denen der Gedanke einer Vergrößerung auf dieser Seite noch fremd war. Ihnen schien jeder weitere Krieg nur die Opfer zu mehren, ohne den Lohn zu steigern.

Von Rußland fürchteten die Friedliebenden am meisten das Drängen zu kriegerischen Entschlüssen; schon der Ehrgeiz, den größten Mann der Zeit zu fällen, mußte Alexanders reizbare Phantasie mächtig ergreifen, allein noch schwankte der Czar zwischen Krieg und Frieden und kam jetzt erst allmälig zur Entscheidung.

Die britischen Staatsmänner fühlten sich ihrer Natur nach mehr zu Metternich als zu Stein und den ihm Gleichgesinnten hingezogen. Die englische Nation, schrieb damals Castlereagh an Aberdeen,*) sei zwar nach den letzten großen Erfolgen nicht friedfertig gestimmt, allein das Cabinet werde sich dadurch nicht leiten lassen. Es sei bereit, den Frieden anzunehmen und sich

*) d. d. 13. Nov. S. Castlereagh, I. 74; über seine Bewunderung Metternichs ebendas. S. 93.

in die inneren französischen Dinge nicht weiter zu mischen, auch wenn es im Allgemeinen nicht in seinem Interesse liege, die Verbündeten zu einem unvollkommenen Abkommen zu drängen. Aus eigenem Antriebe werde man das nicht thun; wenn aber die Alliirten es so wollten, sich fügen.

Die neuen Verbündeten, die eben erst den Rheinbund aufgegeben hatten, waren natürlich noch weniger als alle andern geneigt, mit Napoleon einen Krieg bis zum Messer zu führen.

So hatte die entschiedene Neigung, den Krieg fortzusetzen, vornehmlich ihre Stütze im Blücherschen Hauptquartier. Dort wollte man ohne Zögern dem erschöpften Feind zu Leibe gehen, die Armee nach wenig Rasttagen aus der Wetterau nach dem Niederrhein aufbrechen lassen und sich vor Allem Belgiens versichern, indessen Bülow Holland von den Franzosen freimachte. Das Ziel der Operationen war natürlich Paris. Weder die Bedenken in den diplomatischen Kreisen, noch die gewichtigeren Einwände, die ein Mann wie York aus dem materiellen Zustand des schlesischen Heeres entnahm, vermochten darin zu erschüttern. Schon am 7. Nov. setzte Blücher seine Armee in Bewegung, um ja keine Zeit zu verlieren und den störenden Bedenken des großen Hauptquartiers keinen Spielraum zu lassen.

Aber dort war die Friedenspartei in ihrer Weise thätig. Auf denselben 7. Nov., an dem Blücher sein Heer aufbrechen ließ, war ein großer Kriegsrath in Frankfurt angesagt; hier fanden sich Blücher und Gneisenau ziemlich vereinzelt, denn auch von preußischer Seite war der einflußreiche Knesebeck gegen die Operation auf Paris. Mit vieler Lebhaftigkeit verfocht er die Ansicht: man müsse „Napoleon bei Mainz festhalten,“ Bülow Holland erobern lassen und sich scheinbar auf Winterquartiere einrichten, um dann unerwartet vorzubrechen.

Ein bestimmtes Ergebniß hatte dieser Kriegsrath nicht; nur war von sofortigem Eindringen nach Frankreich keine Rede mehr. Aber es schwand doch auch die Scheu vor einer Invasion in Frankreich und man fing an sich an den Gedanken, der Friede müsse in Frankreich selbst erkämpft werden, mehr zu gewöhnen. Es tauchte jetzt auch aus dem österreichischen Lager ein Invasionsentwurf auf, der den Beifall des Kaisers Alexander fand. Statt den Feind in der Front anzugreifen, sollte durch die Schweiz nach Burgund eingebrochen und das beherrschende Plateau von Langres gewonnen werden. Das schien vorsichtiger und systematischer und hatte zugleich den wesentlichen Vortheil, Oesterreich die Hauptaction in die Hand zu geben, seine Armee der Schweiz und Italien zu nähern und das unbequeme Drängen Blüchers los zu werden. Dieser „erfahrene Feldherr“ hieß es, sollte Mainz beobachten und Deutschland decken, d. h. wie Droysen es treffend nennt, vor Mainz an die Kette gelegt werden. Noch hatte indessen die eigentliche Friedenspartei ihre Hoffnung, die Sache in ihrem Sinne zu lösen, keineswegs aufgegeben. Vielmehr gab sie eben jetzt, unter dem frischen Eindruck von Leipzig und im

Angesicht der kampflustigen Armeen, der Welt eine denkwürdige Probe, was sie glaubte wagen zu dürfen.

Wir erinnern uns, die Friedensbotschaft, die Napoleon auf dem Schlachtfelde von Wachau durch Merveldt übersandt, war damals unbeantwortet geblieben; indessen die österreichische Politik hatte diesen Faden der Anknüpfung doch im Auge behalten. Ein französischer Diplomat, St. Aignan, war bei der Verfolgung angehalten und in's Hauptquartier gebracht worden, um als Unterhändler zu dienen. Metternich sprach zu ihm mit einer Aufrichtigkeit, wie sie nur alte, noch nicht ganz ausgelöschte Freundschaft eingiebt. „Der Kaiser," sagte er dem Franzosen in Weimar, „macht sich Illusionen seit zwei Jahren; er hat erst geglaubt, den Frieden zu Moskau schließen zu können; dann war er der festen Zuversicht, ihn zu Dresden zu schließen. Er hat nicht geglaubt, daß wir Krieg gegen ihn führen würden; und selbst, wenn wir ihn führten, hat er gemeint, die Elblinie halten zu können. Und jetzt, wer kann die Resultate dieses Feldzuges berechnen? Caulaincourt weiß, daß zwischen uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein Actenstück existirt, das binnen sechszig Stunden den Frieden herstellen konnte. Aber der Kaiser glaubte immer, wir würden keinen Krieg führen; in einer neunstündigen Unterhandlung habe ich ihn fünfmal darauf vorbereitet, aber nichts konnte es ihn glauben machen. Wir wollten aufrichtig den Frieden; wir wollen ihn noch und werden ihn schließen. Es kommt nur darauf an, die Sache offen und ohne Umwege anzugreifen. Die Coalition wird einig bleiben; indirecte Mittel können nichts mehr helfen."*)

In derselben freundschaftlich mahnenden und vertraulichen Weise sprach sich (8. Nov.) Metternich zu Frankfurt aus, wohin ihm St. Aignan auf seinen Ruf gefolgt war. Er versicherte, die Bündnisse mit den einzelnen deutschen Fürsten seien so geschlossen, daß die Eintracht damit auf hundert Jahre verbürgt sei; er betonte sein eigenes Einverständniß mit dem russischen Kaiser und deutete auf die Gefahren hin, die eine Fortsetzung des Krieges Napoleon und seinem Reiche bringen müsse. „Jetzt," sagte er, „will noch Niemand an seine Dynastie; auch England ist viel gemäßigter, als man dachte, nie ist ein Augenblick vortheilhafter gewesen, mit ihm zu verhandeln. Wenn Kaiser Napoleon wirklich einen dauerhaften Frieden will, so kann er der Welt und Frankreich viel Unglück ersparen, aber er muß dann die Verhandlungen auch nicht um einen Tag hinausschieben." Am anderen Tage nahmen auch Nesselrode und Lord Aberdeen, die Vertreter Rußlands und Englands, an der Conferenz Theil; Nesselrode, damals ein warmer Bewunderer Metternichs und von seinem Einflusse bestimmt, Aberdeen, ein Mann von beinahe argloser Kurzsichtigkeit und gleichfalls eifriger Verehrer des österreichischen Mini-

*) S. Bignon, XIII. 23 ff.

sters, überhaupt nach Einsicht und Weise mehr den continentalen Staatsmännern als den britischen ähnlich.*) Preußen war wegen Hardenbergs Abwesenheit unvertreten; Nesselrode führte statt seiner das Wort. Aber alle drei Diplomaten, denen sich später noch Schwarzenberg anschloß, zeigten sich sehr für den Frieden gestimmt; Aberdeens Aeußerungen namentlich zeigten nichts von der Unversöhnlichkeit und dem Uebermuth, dessen der französische Kaiser gern die britische Politik anklagte.**)

So entstand ein Entwurf, den St. Aignan als Friedensbasis an Napoleon bringen sollte. Die Eintracht der Alliirten, hieß es darin, ist unauflöslich; sie wollen daher nur einen allgemeinen Frieden. Sie sind einig, Frankreich seine natürlichen Gränzen, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen, zu lassen; die unbedingte Unabhängigkeit Deutschlands und die Wiederherstellung der alten Dynastie in Spanien sind zwei unerläßliche Bedingungen. Ebenso werden Italien und Holland unabhängig sein; ihre Regierungsform und die Gränzen Oesterreichs in Italien werden in den Verhandlungen erörtert werden. England ist bereit, für einen Frieden auf diesen Grundlagen die größten Opfer zu bringen und die Freiheit des Handels und der Schifffahrt anzuerkennen. Werden diese allgemeinen Grundsätze von Napoleon angenommen, so würde sofort auf dem rechten Rheinufer ein Friedenscongreß sich versammeln; jedoch sollte der Fortgang der militärischen Operationen durch die Verhandlungen nicht unterbrochen werden.

Es bedarf kaum eines Wortes, um den Charakter dieser Anerbietungen zu würdigen. Nachdem man zum zweiten Male eine ganze Heeresrüstung Napoleons vernichtet und jetzt im Stande war, in seiner eigenen Hauptstadt den Krieg zu beendigen, wollte man ihm die Gränzen von Campo Formio und Luneville lassen, in denen Frankreich im Grunde mächtiger war, als in dem unnatürlich angeschwollenen Gebiete der letzten Zeiten des Kaiserreiches. In jedem Falle konnte von diesen Gränzen aus, nach kurzer Ruhe und Sammlung, das alte Uebergewicht in Europa leicht wiedererrungen werden; Deutschland mit seinen bunten souverainen Gruppen blieb auf ewig machtlos gegenüber einem französischen Reiche, das zum Lohn für zwanzigjährige Gewaltthat und Erpressung nun noch ein großes Stück deutschen Gebietes erhielt,

*) Wie befriedigt er war, wenn man am Rhein Halt machte, zeigt auch sein Brief vom 2. Nov. an Gentz (s. dessen Schriften von Schlesier, V. 46 f.). England, sagt er dort, is satisfied; for the power of France is now reduced within legitimate bounds; and this is all that England ever desired.

**) Darum hat auch Napoleon, als er nachher die Actenstücke der Veröffentlichung übergab, die Erklärung Aberdeens zum größten Theile ausgelassen. Natürlich! Die Welt hätte daraus erfahren, wie schwächlich und nachgiebig das britische Cabinet im November 1813 war, und das von Napoleon immer noch als Popanz gebrauchte Gerede von Englands Haß und Rachsucht wäre Lügen gestraft worden.

ohne welches die Unabhängigkeit Deutschlands unmöglich war. Solche Bedingungen unter dem Eindrucke des Leipziger Gottesgerichtes anzubieten, kann durch nichts entschuldigt werden, nicht einmal durch die lange Gewohnheit des Dienens und sich Beugens unter den Mächtigen, oder durch die immer noch wirksame Furcht vor seiner Macht. Wie verlassen und verrathen Deutschland war, wenn sein Schicksal den Diplomaten in die Hand gelegt ward, dafür gab dieser eine Vorgang einen wahrhaft niederschlagenden Beleg.

Denn es stand nun ganz in Napoleons Macht, diese Basis augenblicklich anzunehmen und dadurch die Verbündeten in dem Netze ihrer Zusagen zu fangen. Wenn durch irgend etwas die Schmach eines solchen Friedens abgewehrt ward, so war es gewiß nicht die Meisterschaft der diplomatischen Unterhändler, sondern Napoleons eigene Maßlosigkeit, der man es zu verdanken hatte. Anerbietungen, wie die eben gemachten, mußten freilich seinen Stolz steigern und ihn in seiner Verblendung über die Lage bestärken. Felsenfeste Mannesstärke im Unglück wird zu jeder Zeit imponiren und Sympathie erwecken; was Napoleon jetzt zeigte, war aber nur die trotzige Unbändigkeit des Hochmuthes. Auf dem Rückzuge von Leipzig schien er wohl tiefgebeugt; man sah ihn damals ernst und nachsinnend, in seinem Ausdruck ungewöhnlich mild, in Gesprächen mit seinen Vertrauten nach Trost suchend. Nach Paris zurückgekommen, war er rasch wieder der Alte; in dem unruhigen Drange seines Handelns schwieg jede mildere und resignirte Stimmung. Es wurden neue Opfer gefordert, abermals eine halbe Million Menschen zu den Waffen gerufen, in den officiellen Kundgebungen der stolze Ton glücklicherer Tage angeschlagen. All' die Selbsttäuschung, der Mangel an Wahrhaftigkeit und der höhnende Uebermuth, die mit die Ursachen seines Unglückes gewesen — sie finden sich unvermindert in der Rede wieder, die eines seiner Organe, Regnault de St. Jean d'Angely, damals halten mußte. Er ist noch immer unbesiegt; der „Verrath" und die „Barbarei" haben Alles verschuldet, das „englische Geld" ist noch immer die Triebfeder aller Auflehnung gegen ihn. In dieser Stimmung traf ihn (15. Nov.) das demüthige Anerbieten der Alliirten. Die Antwort, die er am anderen Tage geben ließ, lehnte den Gedanken eines Friedens zwar nicht ab, erklärte vielmehr die Bereitwilligkeit, sogleich an einem Congresse Theil zu nehmen, und schlug dafür Mannheim vor — allein über die eigentliche Hauptfrage, ob die vorgeschlagenen Friedensgrundlagen angenommen würden oder nicht, äußerte sich die Antwort in vornehm ausweichendem Tone. Ein Friede, hieß es, gegründet auf die Unabhängigkeit aller Nationen, sowol in Beziehung auf das Festland als auf die Meere, sei stets das Ziel der kaiserlichen Politik gewesen. Gleichzeitig entfaltete dann, wie zum Trotz, der Moniteur den ganzen prahlenden Apparat neuer Kriegsrüstungen. Das war nicht der Weg, die Verbündeten rasch bei ihren eigenen Zusagen festzuhalten; nur die ungesäumte Annahme der Bedingungen konnte das erreichen. Auch dazu freilich hat sich kurz darauf

nach reiferer Ueberlegung Napoleon bereit erklärt; allein indessen hatten auch die Verbündeten sich besonnen und ihre schwache Stunde vorerst glücklich überwunden. Die Zusage Napoleons kam zu spät, die Politik des Krieges hatte in Frankfurt die Oberhand gewonnen.

Am 13. Nov. war Stein dort angelangt; sein Erscheinen war vielleicht in diesem Augenblick ebenso bedeutsam, wie vierzehn Monate früher seine Anwesenheit in Petersburg. Er verstärkte einmal die zürnende Opposition Gneisenau's und Blüchers, der ungescheut von diplomatischen „Schuften" sprach; er war aber auch der einzige Mann, der damals noch auf Alexanders Natur so einzuwirken vermochte, daß die kühnen und heroischen Entschlüsse über alle kleinen Bedenken den Sieg davon trugen. Es war zwar traurig genug für Deutschland, daß von den beiden deutschen Fürsten, die an dem großen Kampfe Theil genommen, keiner dazu geschaffen war, eine leitende politische Rolle zu spielen, und der eine willig, der andere mit Sträuben die immer klarer ausgeprägte Hegemonie des Czaren ertrug — aber in diesem Moment mußte man es doch als eine höchst dankenswerthe Fügung preisen, daß der russische Ehrgeiz nicht am Rhein stehen bleiben wollte. Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm III. hätten uns damals die Franzosen ruhig in Mainz, Cöln und Aachen gelassen, um sie nach ein paar Jahren auch wieder an der Donau und Elbe zu haben.

Dem russischen Widerspruche schloß sich allmälig England an. Man war dort nachdenklich geworden über die Zusagen vom 9. Nov., zumal die Deutung, welche die Franzosen gleich darauf den Aeußerungen des britischen Bevollmächtigten gaben, auch dem Scharfsinn eines Aberdeen zeigen konnte, in welch falsche Bahnen man gerathen war. Lord Castlereagh wurde doch besorgt, daß die öffentliche Meinung in England bei der Veröffentlichung eines Actenstückes, wie man es St. Aignan bewilligt, in eine sehr unangenehme Aufregung gerathen könne*), und der Friedenseifer, den Aberdeen in den ersten Novembertagen gezeigt, ließ sichtlich nach. Die britischen Unterhändler erwarteten nun erst bestimmtere Vollmachten.

Aber nicht nur in England, auch bei uns ließ sich die öffentliche Meinung laut und unzweideutig vernehmen. Eben jetzt drang Arndts jüngsterschienene Schrift in die Nation ein; sie war eine vernichtende Abfertigung der Theorie von den „natürlichen Gränzen," der sich in diesem Augenblick die Frankfurter Diplomatie ebenso kurzsichtig wie gewissenlos unterworfen hatte. Sie zeigte mit durchschlagenden Gründen und in der beredtesten Form, daß das Recht so gut wie die Politik, die Ehre so sehr wie die Treue des deutschen Namens die Wiedererwerbung des linken Rheinufers gebiete. Von allen Seiten kamen deutliche und laute Proteste gegen den mattherzigen Calcul der Friedenspolitiker. Wenn Rückert damals in einem seiner Lieder zur

*) S. die Depesche vom 7. Dec. a. a. O. 90.

Strafe für Dresden, Hamburg, Danzig die Vernichtung von Paris forderte, oder wenn ein anderer Poet der Zeit sang:

Mir stand vorm Blick als letztes Ziel
Der doppelte Triumph:
Das Räubernest der Flamme Spiel,
Des Räubers Haupt vom Rumpf!

— so war das nur der starke, aber treue Ausdruck des Hasses, der in Millionen aufgeflammt war und der die Blüthe deutscher Nation siegreich bis hierher geführt. Ob man es Angesichts solcher Zeugen wagen durfte, die Franzosen am Rhein zu lassen, war in der That zweifelhaft.

Indessen hatte — Dank dem stolzen Säumen des französischen Kaisers — auch die Diplomatie Zeit gehabt, zur Besinnung zu kommen und Eindrücke aufzunehmen, die auch auf sie die Wirkung nicht verfehlten. Sie sah, wie rasch die Franzosen aus Holland wichen und Bülow vordrang, sie bemerkte die Rührigkeit der antifranzösischen Partei in der Schweiz, sie konnte den bevorstehenden Abfall Murats als gewiß voraussetzen. Auch in Frankreich regten sich die alten Parteien, jetzt verstärkt durch die Ehrgeizigen und Wetterwendischen, die, wie Talleyrand, vormals dem Manne willig gedient, um nun, wo das Glück von ihm wich, der siegreichen Macht sich zuzuwenden. In der zweiten Hälfte des November kam ein Emissair aus diesem Kreise nach Frankfurt, schilderte die Erschöpfung der Nation, die mißvergnügten Stimmungen, die geringen Mittel, die Napoleon noch aufbieten konnte.

Dies Alles zusammen bewirkte den entscheidenden Umschwung. In einer gemeinsamen Berathung vom 1. Dec. wurde die Friedensbasis vom 9. Nov., die Napoleon bis dahin nicht angenommen, aufgegeben und der Krieg beschlossen. Ein Manifest kündigte der Welt diese Wendung an. Nicht gegen Frankreich, hieß es darin, führe man Krieg, sondern gegen jene laut verkündete Uebermacht, welche der Kaiser Napoleon zum Unglück von Europa und von Frankreich nur allzulange außerhalb der Gränzen seines Reiches ausgeübt. Man wünsche vielmehr, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil die Größe und Stärke der französischen Macht eine der Grundlagen des europäischen Staatengebäudes sei. Darum würden die Verbündeten dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebietes gewähren, wie sie Frankreich nie unter seinen Königen gehabt habe. Uebrigens würden sie auch die Waffen nicht niederlegen, bevor der politische Zustand Europa's nicht von Neuem befestigt sei, bevor nicht unwandelbare Grundsätze über eitle Anmaßungen den Sieg davon getragen, bevor nicht endlich heilige Verträge Europa den wahren Frieden versichert haben würden.

Den Kunstgriff, einen Gegner, den man bekriegte, von seiner Nation zu trennen, hatten die Verbündeten von dem französischen Kaiser gelernt, und insofern durfte der Bonapartismus sich nicht beklagen, wenn man ihn jetzt mit seinen eigenen Waffen schlug. Aber würdiger ward dadurch das Mani-

fest nicht. Es verkündete einmal eine handgreifliche Unwahrheit, denn nicht mit Napoleon allein, sondern mit den Franzosen, die seinen Fahnen begeistert folgten, hatte die Welt seit zwanzig Jahren um ihre Unabhängigkeit fechten müssen, und alle Anklagen, die gegen ihn gerichtet waren, trafen auch sie; das Manifest enthielt aber auch eine schreiende Ungerechtigkeit, denn auf wessen Kosten konnte wohl jene Gebietsvergrößerung, womit man die Franzosen lockte, geschehen, als zum Nachtheil Deutschlands, das den ersten und größten Ersatz zu fordern hatte?

Doch vorerst war das Wichtigste, daß der faule Friede abgewendet war. Vergebens hatte Metternich noch in den letzten Novembertagen eine dringende Mahnung nach Paris gehen lassen, doch ja ohne Säumen die angebotenen Bedingungen anzunehmen; zwar wurde jetzt Maret im auswärtigen Amte durch den friedfertigeren Caulaincourt ersetzt und dem neuen Minister die Ermächtigung gegeben, die Vorschläge anzunehmen; allein es war zu spät. Als der zustimmende Bescheid in Frankfurt eintraf (9. Dec.), war bereits das Manifest, das den Bruch mit Napoleon verkündete, in Aller Händen. Der Friedenscongreß in Mannheim war also todtgeboren, der Friede mit den „natürlichen Gränzen“ vorerst glücklich überwunden.

Der Krieg war entschieden, allein über das letzte Ziel des bevorstehenden Feldzuges gingen auch jetzt noch die Ansichten weit auseinander. Während Blücher und Gneisenau direct auf Paris gehen und den Imperatorenthron umstürzen wollten, war man im österreichischen Lager weder mit diesem Ziele noch mit dem kühnen Weg dazu einverstanden. Politisch wollte man dort den Sturz Napoleons nicht, militärisch keine Schritte, die vielleicht wider Willen zu diesem Ausgang führen konnten. Die Entwürfe, die jetzt in Schwarzenbergs Hauptquartier auftauchten, verstanden sich zwar zum Einmarsch nach Frankreich, aber keineswegs zu der Richtung auf Paris. Man wollte durch die Schweiz nach Burgund eindringen. Die große böhmische Armee, hieß es in einem Schreiben Schwarzenbergs, marschirt links ab; sie geht über den Rhein und sucht in das Innere Frankreichs einzudringen, um der Armee Wellingtons und der Armee in Italien die Hand zu bieten. Die Armee Blüchers geht gleichfalls über den Rhein, in der Absicht, den Feind aufzuhalten, ihn zu beschäftigen, ihm gegenüber zu manövriren, bis zu dem Augenblicke wo die böhmische Armee die Verbindungslinien des Feindes erreicht haben wird. Durch die Schweiz und durch Burgund also wollte man vordringen und so das Plateau von Langres erreichen. Das entsprach der im großen Hauptquartier angenommenen Theorie, daß die Hochebene von Langres die Zugänge nach Burgund und der Champagne hin beherrsche, der Feind also durch ihren Besitz zum Frieden gezwungen werden müsse. Davon war man so fest überzeugt, daß in den Entwürfen zur Invasion nach Frank-

reich immer nur die Erreichung dieses Plateaus als letztes Ziel der Operationen erscheint; der Friede schien sich dann von selbst zu ergeben. Nebenbei waren mancherlei politische Tendenzen wirksam; insbesondere die Absicht, bei der Gelegenheit die Schweiz dem französischen Einfluß zu entreißen und mit Hülfe der extremen Reactionspartei dort die alten Zustände und den österreichischen Einfluß wiederherzustellen. Darüber ist es nachher, als der Czar die Absicht merkte, fast zur offenen Entzweiung zwischen ihm und Metternich gekommen.

Zu Anfang des neuen Jahres sollte der Einmarsch in Frankreich beginnen, und zwar drang nach dem eben erwähnten Plane die Hauptmacht im Südosten Frankreichs ein, während Blücher zur Unterstützung am mittleren und unteren Rhein nach Frankreich vorbrechen sollte. Die Streitkräfte der Verbündeten waren imposanter als je. Das große böhmische Heer, durch die Baiern, Württemberger, Badener und andere ehemals rheinbündische Truppen verstärkt, sollte mehr als dritthalbhunderttausend Mann mit etwa 700 Geschützen stark sein; Blüchers schlesische Armee, mit der sich Kleists Corps vereinigen sollte, konnte ohne die Zuzüge aus Hessen und Thüringen wieder auf einige 90,000 Mann und mehr als 400 Kanonen gebracht werden; beide standen schon dicht an der französischen Gränze. Außerdem war Bernadotte in Schleswig, Bennigsen bei Hamburg; Bülow, der mit Wintzingerodes verheißener Verstärkung 60,000 Mann vereinigte, war in Holland eingerückt, Wellington stand mit mehr als 100,000 Mann diesseits der Pyrenäen, Bellegarde mit 80,000 in Italien; andere Contingente aus dem mittleren und nördlichen Deutschland waren noch in der Ausrüstung begriffen. Wenn die ganze Masse dieser Heere gleichmäßig Frankreich angriff, so waren 6—700,000 Mann in Bewegung, um den wankenden Kaiserthron umzustürzen; man wußte es freilich so einzurichten, daß kaum ein Drittheil dieser Zahl nachher zu gleicher Zeit den Kampf in Frankreich begann, und auch die 200,000 Mann, die den Feldzug eröffneten, wurden so aufgestellt, daß Clausewitz meint: wenn die französischen Streitkräfte überhaupt im Stande gewesen wären, der verbündeten Macht gefährlich zu werden, so war es nur auf diese Weise möglich.

Die Gewißheit des Erfolges lag denn auch nicht in diesen imposanten Zahlen, sondern vornehmlich in der Situation des Gegners; alle Zersplitterung der Kräfte und alle Unvollkommenheit der Kriegsleitung bei den Alliirten vermochten nicht so viel zu verderben, als die Erschöpfung seiner Mittel gut machte. Allerdings bot Napoleon das Aeußerste auf; die Grund- und Patentsteuer für das Jahr 1814 ward erhöht, die lästigen Auflagen, die von Personen, Mobilien, Thüren und Fenstern erhoben wurden, sogar verdoppelt, und außer der im October ausgeschriebenen Conscription von 280,000 Rekruten ward einen Monat später eine neue von 300,000 Mann verfügt. Allein Frankreich vermochte nicht mehr zu leisten, was er forderte. Seit 1812 waren nahezu eine und eine Viertel-Million Menschen aus dem Reiche

ausgehoben worden; die kaum reife Jugend, die er 1813 zur Schlachtbank geführt, hatte zum größten Theil in Deutschland ihr Grab gefunden oder erlag jetzt — man schätzte die Zahl der Opfer zwischen siebzig- und hunderttausend Mann — dem furchtbaren Typhus, der die Folge der Strapatzen und Leiden dieses beispiellosen Feldzuges war. So standen die Opfer, die er forderte, zum guten Theil nur auf dem Papier; die Soldaten kamen nicht mehr zu den Fahnen, die Steuern nicht mehr in die Cassen. Frankreich konnte nicht mehr leisten, was er forderte und brauchte; selbst wenn seine Gegner nur ein Drittheil ihrer Kräfte gegen ihn zu Felde führten, hatte er nicht mehr Mittel genug, sein Land gegen sie zu vertheidigen.

Indessen ward Holland von Bülow erobert, die Schweiz den Verbündeten geöffnet, durch Murats Abfall Italien wahrscheinlich verloren. Die Concessionen, die Napoleon jetzt dem Papste und den spanischen Bourbons machte, kamen zu spät, um ihm zu helfen; sie dienten nur eben dazu, aller Welt seine Schwäche zu verrathen.

Die französische Nation selber war ermüdet und abgestumpft; an materiellen Mitteln wie an Begeisterung verarmt, war sie gleichgültig geworden gegen die kaiserliche Glorie und verwünschte die kriegerische Unersättlichkeit des Mannes, der sie nach fünfundzwanzigjährigen Kämpfen und Erschütterungen zwang, mit aufgezehrten Mitteln um ihre Existenz zu fechten. Die Feldherren sehnten sich nach Frieden, der Mittelstand nach Ruhe und Stabilität; selbst der Bauer, dem der erste Consul einst der Erretter gewesen aus den Schrecken der Revolution, der in ihm die populären Ideen des freien Grundeigenthums, der Gleichheit vor dem Gesetze, der Zugänglichkeit aller Stellen geehrt und sich an seiner militärischen Glorie in den Tagen des Glückes berauscht, selbst der Bauer war jetzt ermüdet durch die unsäglichen Opfer und erbittert durch die Verödung seiner Familie. „Weg mit der Conscription, weg mit den vereinigten Gebühren!" war der Ruf, der ihm auch aus diesen Kreisen als Anklage entgegenklang. Noch war in der Masse des Volkes keine Spur bourbonischer Begeisterung zu spüren, aber es fehlte auch die thatkräftige Hingebung für die Sache des Kaisers. Indessen fingen die Royalisten an, sich zu regen; sie nährten geschickt den Unmuth über die fortdauernde Last des Krieges, fachten die fast erstorbene Erinnerung an das alte Königshaus wieder an, stellten sich der Härte kaiserlicher Beamten und Soldaten in wohlberechneter Wohlthätigkeit für die ärmere Classe gegenüber, übten durch die Frauen eine wirksame Propaganda des Hasses gegen das wilde cäsarische Regiment, das dem Ehrgeiz eines Einzigen den Wohlstand, die Freiheit und die Selbständigkeit der Nation zu opfern drohte*).

Unter solchen Umständen ward am 19. Dec. der legislative Körper er-

*) S. über den letzten Punkt die Bemerkungen von Ott, Geschichte der letzten Kämpfe Napoleons I. 43. f.

öffnet, dessen Berufung Napoleon noch auf dem Rückzuge von Leipzig verfügt hatte. Vergebens suchte der Kaiser in seiner Ansprache den Eindruck der erlittenen Niederlagen zu mindern, vergebens die Schuld des Mißlingens der Friedensunterhandlungen von sich auf die Verbündeten abzuwälzen. Vielleicht hätte eine wahre und ungeschminkte Darlegung der Lage auch jetzt noch den nationalen Stolz zu Thaten begeistert, aber wahr und offen zu sein, hatte der Kaiser nie gelernt. Seine Rede brachte die alten abgenutzten Tiraden von britischem Ehrgeiz, Frankreich unter seine Gesetze zu beugen; seine Taktik, gegenüber den Gesetzgebern, zeigte die alte Neigung, jeden freien Ausdruck der öffentlichen Stimme durch die Schminke der Servilität zu bedecken, die verheißene Mittheilung der diplomatischen Actenstücke war halb und unvollständig, er wollte nicht, daß der legislative Körper die wirkliche Lage erkenne. Vergebens beschworen ihn die Getreuesten, die noch um ihn waren, die falsche Zurückhaltung aufzugeben, er war nicht im Stande, die italienische Arglist und Menschenverachtung abzuthun, die ihm zur andern Natur geworden. Aber der legislative Körper, lange zur unwürdigen Scheinrepräsentation verurtheilt und in den Tagen des Glückes gefügig wie alle andern, fand jetzt die Verwegenheit des Trotzes in den Stunden der Noth. Stumm hatte er die kaiserliche Anrede aufgenommen, die Mitglieder der Commission, welche die Adresse entwarfen, waren ganz im Sinne der Opposition bestellt, ihr Berichterstatter Lainé forderte (28. Dec.) laut und nachdrücklich den Frieden und deutete unverblümt auf die Herstellung der gesetzlichen Freiheit als die Vorbedingung aller nationalen Anstrengungen hin, die Redner der Commission ergingen sich in bitteren Anklagen gegen das System. „Wenn es sich darum handelte," sagte einer der Redner in Bezug auf den Frankfurter Entwurf, „erniedrigende Bedingungen zu verhandeln, so hätte der Kaiser die Vorschläge des Auslandes seinen Völkern nur bekannt zu machen brauchen; allein man will uns nicht erniedrigen, nur uns auf unsere Gränzen beschränken und den Aufschwung einer ehrgeizigen Thätigkeit hemmen, die seit zwanzig Jahren allen Völkern Europas so verhängnißvoll geworden ist. Solche Vorschläge scheinen uns ehrenhaft für die Nation, weil sie beweisen, daß das Ausland uns fürchtet und achtet. Es sind nicht die Fremden, die unserer Macht Gränzen setzen; es ist die erschreckte Welt, die das gemeinsame Recht der Nationen anruft . . . . . . Verhehlen wir uns nichts; unser Unglück ist auf seinem Gipfel; das Vaterland ist bedroht an allen seinen Gränzen; der Handel ist vernichtet, der Ackerbau liegt darnieder, die Industrie ist im Erlöschen und es gibt keinen Franzosen, der nicht in seiner Familie oder seinem Vermögen eine grausame Wunde zu heilen hat. Der Landmann genießt seit fünf Jahren nicht mehr, er lebt kaum noch und die Früchte seiner Arbeit dienen nur dazu, den Schatz zu vergrößern, dessen Mittel alljährlich vergeudet werden für zerrüttete und ausgehungerte Armeen. Die Conscription ist durch ihr Uebermaß für ganz Frankreich eine gehässige

Geißel geworden. Seit zwei Jahren mäht man dreimal im Jahr; ein barbarischer Krieg verschlingt periodenweise eine Jugend, die der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Gewerben entrissen wird. Sind denn die Thränen der Mütter und der Schweiß der Völker das Erbtheil der Könige? Es ist Zeit, daß die Nationen aufathmen; es ist Zeit, daß die Throne sich befestigen und daß man aufhöre Frankreich vorzuwerfen, es wolle in die ganze Welt seine revolutionären Brandfackeln tragen."

So wahr und einschneidend diese Anklagen waren, wir mögen darum die nimmermehr loben, die in den Zeiten des Glückes schwiegen, um erst in den Stunden der Noth das beredte Wort politischen Freimuthes wiederzufinden. Aber es waren die Früchte des eigenen Systems, die man jetzt erntete. Nachdem man jeden gesetzlichen Widerspruch in der Zeit des Friedens stumm gemacht, mußte man darauf gefaßt sein, im Moment der Bedrängniß einer factiösen Opposition zu begegnen. Nachdem Alles auf den Ehrgeiz, die Herrschsucht, den materiellen Genuß gestellt und jede edle sittliche Triebfeder als „Ideologie" verschmäht worden war, durfte man nun nicht überrascht sein, wenn auf allen Seiten die feile Selbstsucht den vom Glück verlassenen Fahnen des Gebieters treulos ward.

Der Stolz des Kaisers vermochte es nicht, das Geschehene zu verschmerzen und durch Geschmeidigkeit den unerwarteten Sturm der Tribüne zu beschwören. Die aufregenden Reden und Adressen der Gesetzgeber wurden polizeilich unterdrückt, die Versammlung selbst aufgelöst, die scheidenden Mitglieder am Neujahrstage mit einem fulminanten Ausfall und den bittersten Schmähungen gegen die Führer der Opposition überhäuft. Das hatte noch gefehlt, um aller Welt die Kluft kund zu thun, die zwischen dem Kaiser und der von ihm selbst geschaffenen Repräsentation bestand. Das Ausland kannte nun die Stimmungen in Frankreich; das Frankfurter Manifest vom December hatte in Paris ein beredtes und unzweideutiges Echo gefunden.

So war der Versuch mißlungen, mit den Organen der kaiserlichen Verfassung einen nationalen Aufschwung hervorzurufen; der Kampf blieb vorerst nur ein militärischer. Die Reste der alten Armee schlugen sich gegen das Ausland, sonst Niemand. Und wie kümmerlich waren diese Reste! Was jetzt in den letzten Tagen des Jahres 1813 und im Januar 1814 ihm zu Gebote stand, betrug im Ganzen nicht über 150,000 Mann; was davon als Feldarmee an der Gränze aufgestellt war, erreichte kaum die Zahl von siebzigtausend! In Mainz standen die Reste von Bertrands Corps unter Morand; am Oberrhein Victor mit etwa 16,000 Mann, an der Mosel Marmont mit einer etwas zahlreicheren Macht, am Niederrhein Macdonald mit seinen und Lauristons Ueberresten, etwa 20,000; die Reserven, die Ney bei Nancy, Mortier an der Marne sammelte, waren erst im Werden begriffen. Die Rheinarmee unter Augereau zählte noch nicht 2000 Mann; die Besatzung Hollands mußte eben vor Bülow den Rückzug antreten.

So schwach war die Heereskraft, die er der fremden Invasion entgegenzusetzen hatte; der Sieg war nicht zweifelhaft, wenn die Gegner rasch angriffen.

Napoleons feste Hoffnung war denn auch, daß die Feinde einen Winterfeldzug nicht unternehmen würden; ließ man ihm auch nur sechs Monate Zeit, so hoffte er wenigstens eine Mannschaft aufzubringen, die zur Vertheidigung des französischen Bodens genügte. Den Gedanken, daß seine Gegner wirklich die Kühnheit haben würden, direct auf seine Hauptstadt loszugehen, zog er gar nicht in Berechnung; das wäre ein unsinniges Project, rief er fast zürnend aus, als ihm Marmont einmal im Anfang November die Wahrscheinlichkeit einer solchen Operation vorstellte. Wie durchaus richtig darum die Vorschläge Gneisenaus und Blüchers gewesen sind, läßt sich erst aus den französischen und napoleonischen Quellen völlig erkennen. Die schleunige Eröffnung des Feldzugs und der Marsch auf Paris waren die entscheidenden und für Napoleon verderblichsten Operationen; gingen die Gegner vorsichtiger und langsamer zu Werke, so war die ganze Lage eine andere geworden. „Konnte," sagt Marmont, „der ganze Winter der Bildung einer Armee gewidmet werden, so würden wir im Frühjahr wenigstens an Zahl imposante Kräfte aufgestellt haben. Aber die Ereignisse drängten sich und es war nichts bereit, nichts organisirt, als wir genöthigt wurden, ins Feld zu rücken."

In der That waren nicht nur die Streitkräfte sehr schwach, sondern Alles machte noch den Eindruck größter Unfertigkeit. Von den Truppen war zudem, was nicht Nationalfranzose war, des fremden Joches überdrüssig; sobald die Verbündeten einmal den Rhein überschritten hatten, liefen Behörden und Gensdarmen auf dem ehemals deutschen Boden eilig weg und die Mannschaft desertirte in Masse*).

Napoleon verhehlte sich diese Schwäche nicht; wir sind noch für nichts im Stande, schrieb er selber in der zweiten Hälfte November an Marmont. Und als der nämliche General später sich durch die Nachricht des Moniteur von einem Lager in Chalons irre leiten ließ und den Kaiser fragte, ob er von dort Verstärkungen heranführe, erwiederte derselbe trocken: „Gar nichts; es ist nicht ein Mann in Chalons." Oder auf die weitere Frage, womit er denn fechten wolle, antwortete er: „wir wollen das Glück versuchen mit dem, was wir haben; vielleicht ist es uns günstig." So scharf er diese Lage erkannte, darüber kam er indessen doch nicht hinweg, daß er sich über die Bewegungen der Gegner Illusionen machte, wie sie seinen Wünschen entsprachen. Sein Urtheil über den Marsch auf Paris haben wir schon erwähnt; so hielt er auch gegen allen Widerspruch den Gedanken aufrecht, daß die Feinde nie am Oberrhein ihren Hauptangriff machen würden, sondern sicherlich über

*) S. die Notizen bei Marmont VI. 7. 9. 14. 19. 116. 122.



Cöln und Wesel. Ja als das Gefürchtete erfolgt war, wurden selbst die Marschälle mit Nachrichten und Zahlen getäuscht, die der Wirklichkeit widersprachen*).

So schnell freilich, wie Blücher und Gneisenau gewollt hatten — gleich im November über den Rhein und wo möglich noch vor Neujahr in Paris — so schnell war der Aufbruch nach Frankreich schon aus den bekannten politischen Ursachen nicht erfolgt, aber die Verbündeten hatten doch den Werth der Zeit richtig erkannt und sich so sehr beeilt, als die schwerfällige Organisation einer solchen Allianz es zuließ. Das Jahr 1813 hatte einen Maßstab dafür geliefert, was die Schöpferkraft des Gegners werth war. Drum konnte ihm nichts unerwünschter kommen, als die Nachricht, daß die Gegner nicht, wie er hoffte, am 1. März, sondern schon am Neujahr den Feldzug begannen; ja die Vorbereitungen dazu waren durch die scheinbare Unthätigkeit der Alliirten ihm so glücklich verborgen geblieben, daß er die Eröffnung des Krieges erst erfuhr, als sie schon geschehen war. Diese Ueberraschung konnte, wenn sie richtig benutzt ward, auf das schnelle Ende des Krieges den allerentscheidendsten Einfluß üben.

Der Einmarsch in Frankreich erfolgte in einer langgestreckten Linie, die sich vom Genfer See bis nach der Nordsee hin ausdehnte; während Bülow als rechter Flügel in Holland vordrang, schlug die schlesische Armee vom Rhein aus den geraden Weg nach dem Herzen des französischen Reiches ein; die große böhmische Armee sollte durch die Schweiz und Burgund nach dem Plateau von Langres vorrücken, wo die Marne, Aube und Seine entspringen. Gegen Ende December überschritt dieselbe an verschiedenen Punkten die Gränze und breitete sich vom Elsaß bis nach Burgund hin aus. Am 17. Januar hatte Giulay Langres erreicht; ihm näherte sich der württembergische Kronprinz von Lothringen her. In Lothringen stand auch noch Wrede, Wittgenstein im Elsaß. Die russischen und preußischen Garden und die übrigen österreichischen Streitkräfte (die Divisionen von Bubna und Moritz Liechtenstein, die Corps von Colloredo, Aloys Liechtenstein und die Reserven unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg) waren langsam den vorgeschobenen Corps in der Richtung auf Langres gefolgt. Hier schlug Fürst Schwarzenberg am 18. Januar sein Hauptquartier auf. In der Art dieses Vorrückens erkennt man die alte Weise der großen Armee; denn wie sehr auch wechselnde Witterung und grundlose Wege hemmen mochten, es fiel doch die Langsamkeit und noch mehr die Verzettelung des Marsches in die Augen; um Langres waren anfangs nicht mehr als 40,000 Mann vereinigt. Hätte Napoleon auch nur die gleiche Zahl oder etwas mehr vereinigen können, so war

*) Marmont VI. 23. 80. 81. 131.

es kaum zweifelhaft, daß er sich mit Ueberlegenheit auf die einzelnen Theile des großen Heeres werfen und sie schlagen konnte. Aber zum Glück waren die Franzosen allenthalben zu schwach und vollkommen überrascht; ohne großen Widerstand wichen sie vor dem Andrang der feindlichen Massen zurück.

Indessen war auch das schlesische Heer in Frankreich eingebrochen. In der Neujahrsnacht ward der Rhein überschritten; Sacken erzwang bei Mannheim den Uebergang, St. Priest bei Lahnstein und Coblenz, das Centrum, Yorks Corps und Langeron, überraschte, von dem Eifer der Bewohner am Ufer unterstützt, bei Caub die Posten des Feindes; unvergeßlich war der Moment begeisterten Jubels im Heer und Volk, als am Neujahrsmorgen die Helden von der Katzbach, Wartenburg und Möckern den wieder freigewordenen deutschen Boden betraten*). Die Franzosen waren allenthalben in Eile und Verwirrung zurückgewichen und ließen Gefangene und Kriegsvorräthe in den Händen der Verfolger zurück. Ein Theil von Langerons Corps blieb zur Belagerung von Mainz zurück; nur ein Infanteriecorps unter Olsufiew und eine Reiterabtheilung unter Barasdin blieben bei Blücher. Das Corps Marmonts wich gegen die Mosel und auf Metz zurück, das schlesische Heer folgte. Die Hoffnung Blüchers, durch einen raschen Handstreich die Moselfestungen zu gewinnen, erfüllte sich nicht; er mußte York gegen sie zurücklassen. Auch St. Priest blieb vorerst an der Mosel. Mit Sackens Corps und den Abtheilungen von Langeron, im Ganzen etwa 28,000 Mann, wandte sich dann der Feldmarschall südwärts gegen Nanzig, um sich der großen Armee zu nähern. Einen Tag ehe Schwarzenberg sein Hauptquartier zu Langres aufschlug, war das seine in der alten Residenz der lothringischen Herzöge.

Es war, wie wir sehen, ein guter Theil der beiden Heeresmassen, die zunächst in Frankreich einrückten, bei den Festungen an der Gränze zurückgeblieben; Langeron mit etwa 20,000 Mann vor Mainz, York und St. Priest an der Mosel, Wittgenstein im Elsaß. Außerdem stand Wrede mit etwa 40,000 Mann noch zurück. Fürst Moritz Liechtenstein und die österreichi-

*) Der Empfang auf dem linken Rheinufer war warm und herzlich bis an die Gränze des eigentlich französischen Sprachgebietes. Müffling schrieb am 5. Jan. aus Kreuznach an Knesebeck: „Wir werden so aufgenommen, daß der General Sacken (der in die reichsten Gegenden gekommen ist) hat befehlen müssen, die Unterthanen sollten seinen Leuten an Wein und Branntwein nur das Nöthige reichen. — In unserer Armee ist ein ganz herrlicher Geist, selbst in den russischen Körpern (corps) fängt an so ein Ding zu kribbeln, was am Ende Enthusiasmus, wenigstens militärischer werden könnte." Sonst finden sich in den Correspondenzen der schlesischen und namentlich der Nordarmee bittere Klagen über das Benehmen der Russen; besonders in Westfalen scheinen sie gräulich gehaust zu haben. Wenigstens spricht Oberpräsident Vincke in einem Briefe an Vorstell von „unerhörten Abscheulichkeiten aller Art" und nennt die Russen „eingefleischte Teufel."

schen Reserven waren zur Seite detachirt. Zählte man dies Alles ab, so waren es nicht über 130,000 Mann, die sich jetzt zur Vereinigung an der Aube auf dem Marsche befanden. Freilich immer noch eine stattliche Macht, wenn man sie mit der französischen verglich, eine Macht, die selbst für die Entscheidung wohl hinreichte, wenn sie gemeinsam, nicht getrennt agirte. Denn die französischen Marschälle hatten allenthalben weichen müssen. Victor, Marmont und Ney waren in das obere Moselthal, Mortier an die Aube zurückgegangen, Macdonald zog sich die Maas hinauf nach Chalons. Blüchers Vordringen und die Annäherung Wrede's bestimmten sie, sich noch weiter bis nach Vitry an der Marne zurückzuziehen. Am 24. Januar hatten sie an diesem Flusse 30—40,000 Mann vereinigt; noch war Napoleon selbst nicht da, erst zwei Tage später traf er in Vitry seine Marschälle. Indessen war Blücher an ihnen vorüber, die ihm in der Flanke standen, unbemerkt südwärts marschirt, zur Vereinigung mit Schwarzenberg; am 27. Januar erreichte er bei Brienne die Aube. Er hatte sich auf diese Weise der großen Armee vorangeschoben und schien bereit, den ersten Stoß des französischen Kaisers auf sich zu nehmen.

Bis hierher waren die Dinge im Ganzen erwünscht gegangen; der Feind war offenbar überrascht, seine Rüstungen unfertig, kostbare Stunden für ihn verloren worden. Trotz manchen Zögerns und der Zerstreuung der Streitkräfte war es eben dadurch Blücher nicht schwer geworden, ungefährdet die Vereinigung mit Schwarzenberg vorzubereiten. Von einem Volkskriege der Massen zeigte sich zunächst keine Spur; die Bevölkerung benahm sich still, niedergeschlagen, hie und da sprach sich der Unwille gegen Napoleon und seine unersättliche Kriegslust aus. So schienen alle Zeichen günstig zu stehen für eine rasche und glückliche Entscheidung.

Gleichwol zögerte man im Hauptquartier zu Langres, wo sich seit dem 22. Januar die Monarchen und Diplomaten eingefunden hatten. Die Truppen wurden in Cantonirungen gelegt und es schien nicht die Absicht, energisch vorzugehen. Es waren in erster Linie wieder die bekannten politischen Beweggründe, welche das Zaudern herbeiführten. Oesterreich suchte den abgerissenen Faden der Frankfurter Verhandlung wieder aufzunehmen und mit Napoleon den Frieden anzubahnen, wäre es auch um den Preis der Rheingränze. Durch die Person des Oberfeldherrn, des Fürsten Schwarzenberg, war diese Politik im Stande, auf den Fortgang der Kriegsoperationen einen unmittelbaren Druck zu üben. Hardenberg, weich und nachgiebig wie immer, war von Metternich gewonnen, der König schwankte. Die britischen Diplomaten, namentlich Aberdeen, von dem Metternich selber damals spöttelte, „er sei die Einfalt als Diplomat," waren laute Vertheidiger der Friedenspolitik; Castlereagh, der jetzt mit Münster eintraf, um der Unzulänglichkeit der britischen Vertretung im Hauptquartier zu Hülfe zu kommen, schlug sich gleichfalls auf Metternichs Seite; auch Nesselrode war wie vorher in Frank-

furt für die Ansicht des Wiener Cabinets. Die entgegengesetzte Meinung ward unter den Monarchen nur durch Alexander, unter den Diplomaten von Stein, Münster, Pozzo di Borgo entschieden behauptet. Auf ihrer Seite stand natürlich auch Blücher mit seinem ganzen Hauptquartier.

Aber nicht nur mit politischen, auch mit militärischen Gründen ward die Friedensansicht verfochten und zwar von einflußreichen Männern, welche Blücher und Gneisenau früher gewohnt waren, als Gleichgesinnte zu betrachten. Auch Knesebeck nämlich machte sich zum Wortführer einer strategischen Theorie, der zufolge man nicht über das Plateau von Langres hinausgehen dürfe. Ihn hatte Gneisenau schon vor der Ankunft in Langres auf andere Gedanken zu bringen versucht.*) Triumphirend berief er sich in einem Schreiben vom 15. Januar darauf, daß Holland — was ihm auch vorher Niemand hatte glauben wollen — binnen wenig Wochen erobert worden sei. Hätten wir, sagt er, sofort den Rhein überschritten, als wir an diesem Strome anlangten, wir hätten mehrere der bedeutendsten Festungen erobert und wären jetzt in Paris. Verwirrung und Niedergeschlagenheit herrscht jetzt, nachdem dem Feinde acht Wochen Zeit gelassen ist, sich zu erholen und herzustellen. Drum, meint er, solle man die Festungen einfach liegen lassen und auf die Hauptstadt losgehen. Das Schlimmste, was geschehen könnte, seien einzelne Excursionen der Garnisonen von Mainz und Straßburg, aber weit könnten auch diese nicht reichen. Indessen würden Marsch und Schlacht vollendet, der Sieg und der Friede erfochten. Prüfen Sie, so schloß er, diesen kriegsketzerischen Gedanken und theilen Sie mir Ihr Urtheil darüber mit. Ich weiß, wie sehr ich von den Ueberzeugungen der Kriegskünstler hier abweiche, aber ich weiß auch, daß das Abweichen von der Kriegsregel oft mehr frommt, als das Befolgen derselben.

Knesebeck war nicht so sanguinisch. Er gab zu, daß Manches hätte besser und schneller gemacht werden können; die Oesterreicher, meinte auch er, seien durch den Jura „gekrabbelt." Auch er war noch für kräftiges Vorrücken**), um den Frieden zu erkämpfen, aber er blieb dabei, daß es besser gewesen, die Dinge so zu machen, wie man sie gemacht, als Blücher und Gneisenau's drängender Raschheit zu folgen. „Die Gewalt des Manövers, sagte er, ist eine magische Kraft, die den Sieg vorbereitet." Wiederholt drang Gneisenau darauf (26. Jan.), den Krieg mit kurzen und entscheidenden Schlägen zu beendigen. „Der Geist der französischen Nation, schrieb er, ist gebrochen, ihr Vertheidigungssystem erschöpft. Die Nation sehnt sich nach einer besseren Regierung; die alten Soldaten sind verschwunden; eine ganze Generation ist vertilgt; die neuen Soldaten haben nicht Muth, noch Zutrauen; die unsrigen haben das Gefühl des Sieges. Die Vorsehung hat uns die

*) Das Folgende ist der Handschr. Correspondenz Knesebecks entnommen.

**) Der Brief ist noch aus Vesoul vom 22. Januar datirt.

Mittel gegeben, die gepeinigten Völker an einem Ungeheuer zu rächen. Thun wir es nicht, so sind wir solcher Wohlthaten nicht werth." Und Müffling schrieb am nämlichen Tage: „Ich bin so gewiß als von meiner Existenz überzeugt, daß unser Heil in der Schnelligkeit unserer Operationen liegt. Paris hat den Kopf verloren; lassen wir es nicht zu sich selbst kommen, frisch drauf los!" — —

Aber die Luft des Hauptquartiers wirkte auf Knesebeck sichtlich mehr, als die feurigen Mahnungen seiner Waffengefährten. Am 27. Januar schrieb er ein Gutachten, das zu beweisen suchte, man dürfe nicht über das Plateau von Langres hinausgehen. „Die Sache, für die wir fechten, ist viel zu groß, als daß sie je übereilt oder einer bloßen Gloriole geopfert werden sollte — nach Paris zu gehen." Durch die gegenwärtige Stellung habe man dem Machthaber diejenigen Länder entrissen, durch welche er seine Uebermacht begründete. Von hier müsse man die Frage an ihn stellen, ob er die Gestaltung eines unabhängigen Europa's anerkennen wolle oder nicht. Von dem Ja oder Nein werde die Frage des Krieges oder Friedens abhängen. Die gegenwärtige Aufstellung bei Langres schien Knesebeck so vortrefflich zu sein, daß er große Bedenken trug, sie zu verlassen; bei jedem Vorrücken werde man schwächer, die Schwierigkeit, die Truppen zu unterhalten, größer.

Dagegen meinte Gneisenau, es sei viel bedenklicher, vierzehn Tage zu verlieren. „Vierzehn Tage, schrieb er, sind ein langer Zeitraum, den man Napoleon zu schenken keinen Anlaß hat. Wollte ich in Gemeinplätzen argumentiren, so würde ich sagen: Strategie ist die Berechnung des Raumes und der Zeit, und zwar nicht allein der Zeit, worin man jenen, den Raum, zurücklegen kann, sondern auch derjenigen, welcher der Feind bedarf, um Rüstungen zu Stande zu bringen, gewisse politische Zwecke zu erreichen, Wirkungen auf Volk, Armee, Cabinete hervorzubringen. Man weiß ja, wie die Diplomaten sind, mit welchem Heißhunger diese Classe von Menschen nach Negotiationen greift und, wenn einmal darin begriffen, wie schwer sie sich wieder davon trennt."

So verlor man in thatlosem Zaudern wichtige Stunden und hätte wahrscheinlich noch länger gesäumt, wenn nicht Kaiser Alexander gedroht hätte, er werde im Nothfall allein den Krieg fortsetzen. Das brach denn die Unentschlossenheit des preußischen Monarchen; er erklärte, ihn nicht verlassen zu wollen. Dadurch war es Oesterreich schwer gemacht, in seinem Widerstande zu beharren. Nicht als wenn nur die kräftigeren Entschlüsse rückhaltlos angenommen worden wären; vielmehr machte man etwas Halbes, indem man zwar die Operationen fortzusetzen beschloß, aber gleichzeitig auch unterhandelte. Das hatte für Napoleon immer den Vortheil, sein erschüttertes Ansehen etwas zu heben und die Action der Gegner zu lähmen. Auch wurde es durchaus nicht aufgegeben, die Art der Kriegführung, die man von Anfang an verfochten, auf jede Weise zur Geltung zu bringen. Man

schickte unter anderen den Oberst Steigentesch ins Blücher'sche Hauptquartier, um dasselbe zur Friedenspolitik zu bekehren. Das hatte natürlich keinen Erfolg, vielmehr nahm eher Steigentesch die Meinung der Andern an. „Bei Euch, Freunde," sagte er beim Abschied, „wird es einem alten Soldaten wohl; Ihr habt das Gefühl von Kraft und Sicherheit, die sich daraus entwickelt*)."

Es begann ein langsames Vorrücken. Aber wie waren die verbündeten Heeresmassen aufgestellt! Von Bar sur Aube bis gegen Genf, von Dijon bis Auxerre und bis an die Maas und Mosel war sie auseinandergezogen und außer Stande, sich rasch zu vereinigen.

Das war der Augenblick, wo Napoleon in Chalons eintraf, den Feldzug zu beginnen. Er hatte eine rastlose Thätigkeit entfaltet, um die Mittel zum Kampfe zu schaffen; die letzten bitteren Tage hatten ihm nichts von der Straffheit seines Wesens und der Unerschöpflichkeit seiner geistigen Mittel genommen, eher schien das Zusammenstürmen aller Unglücksfälle aufrichtend und stählend auf ihn zu wirken, er war jung und lebensfrisch, wie in seinen besten Tagen. Aber die Gegner hatten ihn doch überrascht, ihm kostbare Zeit abgewonnen, er hatte ihr Vorrücken, er hatte Blüchers Marsch an die Aube, zur Vereinigung mit Schwarzenberg nicht hindern können. Mitten in seinen Vorbereitungen überfielen ihn die dringenden Botschaften seiner Marschälle; er nahm in Gegenwart der Führer der Nationalgarde von Gemahlin und Kind feierlichen Abschied, ohne zu ahnen, daß es der letzte sei, und verließ die Tuilerien, um sie erst im März 1815 noch einmal wieder zu betreten. Am Abend des 25. Januar war er in Chalons.

Er kam freilich schon zu spät, um sich zwischen Blücher und Schwarzenberg in die Mitte zu werfen und ihre Vereinigung zu hindern. Bei Vitry und St. Dizier, wohin er aufbrach, erhielt er erst genauere Kunde

*) Von allen diesen Vorgängen und Berathungen weiß das neulich (Wien 1856) erschienene Buch des österr. Major Thielen über den Feldzug von 1814 nichts. Dafür erzählt uns der Verfasser das Mährchen, daß im „Hoflager der hohen Verbündeten" zu Langres der Marsch auf Paris eine ganz ausgemachte Sache gewesen sei. (a. a. O. 36.) Da er indessen selbst den klassischen Brief mittheilt, worin Gneisenau in Erwiederung von Steigentesch's Sendung alle Gründe für den Marsch auf Paris beredt zusammenfaßt und schließlich den Feldmarschall „beschwört die Armee nicht halten zu lassen," sondern vorzurücken nach der Hauptstadt, so ergibt sich ein handgreiflicher Widerspruch, der auch dem Major Thielen fühlbar wird. Er tröstet sich mit dem Geständniß, „daß es ihm durchaus nicht bekannt sei, wie der Feldmarschall Blücher dazu kam zu glauben," daß Schwarzenberg eine andre Meinung hatte als er! Wir würden von dergleichen Schriftstellerei keine Notiz genommen haben, wenn man nicht von einer Seite her sich alle Mühe gegeben hätte, einem Buch der Art eine Bedeutung zurechtzureden, die es weder nach Inhalt noch nach Darstellung verdient.

über die Stellung der Gegner und beschloß, sich mit den Corps der drei Marschälle und den Verstärkungen, die er herangeführt, zunächst gegen Blücher zu wenden. Nachdem er eine detachirte Abtheilung des schlesischen Heeres bei St. Dizier zurückgedrängt (27. Januar), schlug er den mühevollen Weg durch den Wald von Der ein, um auf dem geraden Wege Blücher an der Aube zu erreichen. Der preußische Feldherr war entschlossen, den Feind zu erwarten; er zählte auf die Unterstützung des großen Heeres. Diese ward auch in Bewegung gesetzt, konnte aber wahrscheinlich erst ankommen, nachdem der Angriff schon geschehen war. Blücher stand mit seinen Truppen, gegen 30,000 Mann, von denen einzelne Abtheilungen auf die Flanken entsendet waren, bei Brienne und Lesmont; daß Napoleon durch den Wald von Der auf seiner rechten Seite erscheinen werde, erwartete er nicht, bis die Meldungen der leichten Reiterei und Aussagen eines gefangenen Officiers in der Nacht vom 28. Januar jeden Zweifel beseitigten, daß die Masse der Feinde schon ganz nahe stand und der Kaiser selber sie führte. Ueber die Aube hinüber zu weichen, dazu schien es schon zu spät; sich auf die große Armee zurückzuziehen, hatte um des Eindruckes willen, den es auf ihre schüchterne Strategie wahrscheinlich machte, sein Bedenken. Blücher mochte hoffen, daß Napoleon am ersten Tage mit seiner ganzen Macht noch nicht ankommen werde, und daß, wenn er dann den angebotenen Kampf annahm, Schwarzenberg sich genöthigt fühlen werde, ihm beizustehen. Er ließ daher Olsufiew mit seinen 6000 Mann und 24 Kanonen Brienne besetzen; Sackens Corps war hinter der Stadt auf der Straße nach Bar sur Aube als Rückhalt aufgestellt. Witterung und Wege verzögerten auf beiden Seiten die Entfaltung der Streitkräfte.

Erst am Mittag des 29. Januar vermochte Napoleon seine Reiterei aus dem Walde von Der herauszuführen; er stieß zunächst auf Pahlen, der mit 3—4000 Reitern nach dem Walde vorgeschoben war und, als die Uebermacht herankam, sich kämpfend auf Brienne zurückzog. Hier entspann sich dann am Mittag ein hitziges Gefecht; Sacken näherte sich von Lesmont her, Napoleon entwickelte die Corps von Ney und Victor. Der Versuch, Sackens anmarschirende Masse zu trennen und abzuschneiden, gelang nicht; wohl drangen die Franzosen einen Augenblick in das Städtchen ein, aber sie wurden nach heftigem Straßenkampf wieder hinausgeworfen. Auch ein letzter energischer Versuch, Brienne von drei Seiten zugleich anzugreifen, ward glücklich abgeschlagen, die Stadt brannte an mehreren Stellen, und die Franzosen wichen zurück.

Indessen war aber eine Abtheilung feindlichen Fußvolkes in die Souterrains des Schlosses von Brienne eingedrungen, jenes Schlosses, wo Napoleon als Schüler seine erste militärische Bildung empfangen, und wo jetzt Blücher sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Als der Feldmarschall, nach dem Ende des letzten Angriffes auf die Stadt, in der Dämmerung hinauf-

ritt, sah er sich plötzlich vom Feinde umgeben und beinahe abgeschnitten. Auch in die Stadt war während der Dunkelheit ein Trupp französischer Reiter wieder eingedrungen und hätte fast Sacken, ja Blücher selbst gefangen genommen. Denn in ihm regte sich etwas unbändig der alte Husar; kaum war er abzuhalten, sich mit dem Säbel in der Faust ihnen entgegenzuwerfen. Auch Napoleon war an diesem Tage wiederholt in Gefahr gewesen; noch jetzt am Abend hatte sich eine Handvoll Kosaken verwegen in sein Gefolge eingedrängt und suchte ihn abzufangen.

So wurde in der Nacht der wilde Kampf erneuert. Blücher wollte nicht, daß „der Kerl in Brienne schlafe." Er nahm den Kampf mit frischem Eifer wieder auf, hielt auch glücklich die Stadt; aber aus dem Schlosse vermochte er den Feind nicht zu verdrängen. Nachdem man in dem nächtlichen Gewirre Mann an Mann mit größter Erbitterung gefochten, ließen beide Theile erschöpft ab; den Russen war die Stadt, den Franzosen das Schloß geblieben. Napoleon selbst gab den Verlust des Tages auf 3000 Mann, den der Gegner (wohl übertrieben) auf vier- bis fünftausend an*).

Nach Mitternacht entschloß sich Blücher zum Rückzug gegen Bar sur Aube. Die Verfolgung des Feindes, der den Abmarsch erst am Morgen bemerkte, war auf das Feuer der Geschütze beschränkt. Blüchers Rückzug führte ihn den Verstärkungen entgegen, die vom großen Heere kamen, den Corps des Kronprinzen von Württemberg und Giulay's. Der Kronprinz selbst traf mit der Vorhut bereits ein und bestimmte den Feldmarschall, den Rückzug nicht weiter fortzusetzen. So hielt er, etwa 3 Stunden vom Schlachtfeld entfernt, auf den Höhen von Trannes; das Corps des Kronprinzen entwickelte sich zur Rechten, Giulay zur Linken auf der Straße nach Bar. Es waren so zwischen fünfzig- und sechzigtausend Mann vereinigt, den Feind zu erwarten.

Im großen Hauptquartier hatte dieser erste heftigere Kampf einen tiefen Eindruck gemacht; man überschätzte die Bedeutung der Affaire und glaubte sich selbst schon der Wucht eines Napoleonischen Angriffes ausgesetzt. Doch war nicht zu verkennen, daß es vor Allem gelte, Blücher zu unterstützen. So wurden denn Wrede und Wittgenstein angewiesen, gegen Napoleons linke Flanke aufzubrechen, und dem Feldmarschall Verstärkung zugesandt. Außer dem Kronprinzen, Giulay und einem Theil von Wittgensteins Reiterei zogen sich das Grenadiercorps von Rajewski und zwei Divisionen Kürassiere an ihn heran. Noch eine Strecke zurück standen die Garden. Ohne diese mitzuzählen, konnte danach bis zum Morgen des 1. Februar eine Macht von 85,000 Mann bei Trannes vereinigt sein**).

---

*) Mémoires du Roi Joseph. X. 39.

**) Davon waren freilich nur 46,600 Mann unmittelbar unter Blücher gestellt; über die 12,000 Mann russische Grenadiere und Kürassiere konnte er nur bedingt verfügen und die 27,000 Mann Wredes führte dieser nach eigenem Ermessen. Es ist

Napoleons Verfahren stimmte nicht zu seiner sonstigen Weise. Er unternahm am Tage nach dem Treffen von Brienne nichts; wie es schien, weil er noch Gérards und Marmonts Ankunft erwarten wollte. Wie dann der günstige Moment zum Angriff verloren war, zögerte er zurückzugehen und ließ am 31. Januar ruhig die Streitkräfte herankommen, die ihn mit Uebermacht erdrücken sollten. Es dünkt uns, als hätten dieselben Illusionen, die ihn in jüngster Zeit so oft irre geführt, ihn auch jetzt befangen gemacht. Das Treffen von Brienne, schrieb er am Abend des 31. Januar an seinen Bruder Joseph, die Stellung unserer Truppen und die Meinung, die man davon hat, könnten wohl den Abschluß des Friedens beschleunigen. Er zählte also auf die Entmuthigung des großen Hauptquartiers und schien von dort Anträge zum Frieden zu erwarten.

Aber statt des Friedens rüstete man sich dort zur Schlacht. Ungefähr in der Mitte zwischen Brienne und den Höhen von Trannes, wohin sich Blücher zurückgezogen, bei dem Dorfe La Rothière und auf dessen Seiten, hatte der französische Kaiser am 31. Januar seine Aufstellung genommen. Zur Rechten stand Gérard mit zwei Divisionen, im Centrum Victor, zur Linken Marmont; die zweite Linie hielt Ney mit drei Divisionen der Garde. Es waren im Ganzen gegen 40,000 Mann, eine Macht, die nicht hinreichte, das weitläufige Terrain zu vertheidigen. Dem Kaiser selbst mochte die Aufstellung „etwas luftig" vorkommen, wie sie ein militärischer Schriftsteller nennt,*) denn als der Morgen des 1. Febr. anbrach und nach reichlichem Regen ein Nachtfrost die Schwierigkeit der Bewegungen noch steigerte und dichtes Schneegestöber allen Ueberblick hemmte, traf er die Anstalten zum Rückzug. Da kam aber die Meldung, daß der Feind schon zum Angriff heranrücke.

Die Disposition Schwarzenbergs zur Schlacht wird von militärischer Seite nicht gelobt, eher die seltene Anspruchslosigkeit, womit der Oberfeldherr an diesem Tage auf Kaiser Alexanders Wunsch das Commando an Blücher überließ und sich selbst begnügte, mit den beiden Monarchen von Rußland und Preußen bescheidener Zuschauer zu sein. Es war freilich auch nur für dies eine Mal; daß nach dem glücklichen Ausgang des Kampfes die beiden Armeen getrennt operiren sollten, war schon jetzt beschlossene Sache. Um

---

denn auch während des Kampfes vorgekommen, daß Alexander, ohne Blücher zu fragen, über einen Theil der Grenadiere verfügt hat. S. Denkwürdigk. des General Toll IV. 290. 293. Daß im Uebrigen Blücher anfangs weiter zurückweichen wollte und nur durch die Vorstellungen des großen Hauptquartiers zurückgehalten worden sei, diese aus inneren und äußeren Gründen zweifelhafte Mittheilung der österr. Militärzeitschrift ist neuerlich wieder von Thielen a. a. O. 59 f. vorgebracht worden. Wir verweisen dagegen auf die Bemerkungen Bernhardis IV. 270—272.

*) Gesch. der Kriege XII. S. 67.

Mittag setzte sich Blücher zur Schlacht in Bewegung. Die Mitte seiner Linie bildete Sacken, dem Olsuwiefs Division und die Reitercorps von Wassiltschikoff und Pahlen folgten; ihre Richtung ging auf La Rothière. Zur Linken wandte sich Giulay gegen Dienville, aus dem Walde zur Rechten rückte der Kronprinz von Württemberg vor, noch weiter rechts näherte sich Wrede; Rajewski's Grenadiere und die Kürassiere standen bei Trannes als Reserve.

Sackens Artillerie begann den Kampf im Centrum; unter dichtem Schneegestöber ging sie auf dem fast ungangbaren Boden vor und eröffnete ihr Feuer gegen La Rothière. Der Versuch Nansouty's, mit seiner Reiterei von der Garde sich auf die noch schwach gedeckten Geschütze zu werfen und das erst im Anmarsch begriffene Fußvolk zu verwirren, war nicht glücklich. Zwar gelang es ihm im ersten Anlauf, Lanskoy's Cavallerie aus dem Felde zu schlagen, dann warf sich aber Wassiltschikoff mit allem Nachdruck auf die Franzosen, durchbrach ihre Linie und trieb sie mit Verlust eines großen Theiles ihrer reitenden Artillerie eine weite Strecke zurück. In der Zwischenzeit hatte sich Sackens Fußvolk gegen La Rothière entwickelt und drängte in einem kraftvollen Angriff den Feind aus dem Dorfe hinaus.

Auf den Flügeln behaupteten sich noch die Franzosen. Zur Linken suchte vergebens Giulay das von Gérard tapfer vertheidigte Dienville zu nehmen, zur Rechten vermochte der Kronprinz, vom Terrain gehindert, nur langsam vorzudringen und stieß beim Dorfe La Giberie auf kräftigen Widerstand. Schon näherte sich freilich, noch weiter rechts, Wrede dem Schlachtfelde und bedrohte von dort den schwachen linken Flügel der Franzosen. Seine ersten Divisionen gingen auf Chaumesnil los, das im Rücken der noch hartnäckig festgehaltenen Position von La Giberie lag. So war, als der Nachmittag sich neigte, auf den Flügeln der Kampf noch im Gleichgewicht und nur bei Chaumesnil drohte den Franzosen ein überlegener Angriff der Gegner; aber im Centrum lag durch die Wegnahme von La Rothière der Erfolg auf Seiten der Verbündeten. Nur mit Mühe ward ihr Hervorbrechen aus dem Dorfe abgewehrt.

Es begann schon zu dämmern, als Napoleon mit seinen Garden einen frischen Angriff unternahm, um La Rothière wieder zu nehmen. Er hoffte wohl nicht mehr auf einen Sieg; nur den Rückzug sollte ihm der Besitz des Dorfes decken helfen. Seine Garden drangen auch ein; in den Gassen des Dorfes entspann sich, bei schon einbrechender Dunkelheit, ein wilder und verworrener Kampf; Blücher selbst war mitten im dichtesten Gewühle, bis es den Verbündeten gelang, mit frischen russischen Bataillonen La Rothière abermals zu erstürmen und den Feind bis gegen Brienne zurückzuwerfen. Um diese Zeit hatte auch Wrede sich Chaumesnils bemächtigt, der Kronprinz La Giberie genommen; ein neuer Angriff der Franzosen auf Chaumesnil schlug fehl und kostete ihnen einen Theil ihrer Geschütze.

So war der Sieg fast an allen Stellen entschieden; nur Dienville hielt

Gérard noch bis Mitternacht fest. Aber die Flucht der übrigen Colonnen glich fast der Auflösung; in wildester Verwirrung, die einzelnen Waffengattungen regellos gemischt, eilten sie gegen Brienne, wo es Mühe kostete, sie wieder nothdürftig zu sammeln und zum weiteren Rückzug nach Lesmont zu ordnen. Hätte Blücher im Augenblick der Flucht eine frische Infanteriedivision zur Hand gehabt, so konnten die Feinde wahrscheinlich dem Andrange nicht widerstehen und ein kräftiger Stoß reichte hin, ihre verworrene Masse auseinanderzusprengen.*) Der ganze Krieg konnte hier sein Ende finden.

Der Kampf hatte jedem Theile gegen 5000 Mann gekostet; die Sieger zählten aber als Trophäen über 3000 Gefangene und 73 Kanonen.**) Es war die erste größere Schlacht auf französischem Boden; sie endete mit einer Niederlage, die, wenn die Sieger ihr Uebergewicht mit rechtem Nachdruck brauchten, die Auflösung des französischen Heeres nach sich ziehen konnte. Napoleon hatte offenbar noch zu wenig Truppen, um den Gegnern zu widerstehen; seine Rüstungen waren kaum recht im Zuge, als man ihn schon zwang, mit unfertigen Mitteln auf das Schlachtfeld herabzusteigen. Er selbst machte sich darüber keine Illusionen. Mochte er auch vor der Welt die geringschätzige Miene annehmen, als sei keine eigentliche Schlacht vorgefallen, in der Wirklichkeit stellten sich ihm die Dinge schon hoffnungslos genug dar. Aus dem Briefwechsel des Kaisers mit seinem Bruder Joseph ergibt sich, daß es noch mehr an Geld und Waffen, als an Menschen fehlte; auf den Bestand der politischen Verhältnisse war kein Verlaß mehr. „Was sollen wir," fragte Joseph vier Tage nach der Schlacht beim Kaiser an, „was sollen wir im Falle großen Mißgeschickes für eine Regierung bestellen, um zu hindern, daß sich nicht die ersten besten Intriguanten an die Spitze irgend einer Bewegung stellen?" Ja man legte sich die Frage vor, was geschehen solle, wenn sich der Feind mit einem raschen Streich der Hauptstadt bemächtige. Der Kaiser zwar suchte auch den Vertrautesten die Dinge besser zu schildern, als sie waren, allein er gestand doch selber ein: „Die Lage ist schwierig; der schlechte Geist der Talleyrands und die Leute, welche die Nation einschläfern wollten, haben mich gehindert, sie zu den Waffen zu führen; die Folgen liegen nun vor." Auch konnte er nicht hindern, daß die Nachricht der Niederlage in die Massen eindrang und namentlich die Hauptstadt mit peinlicher Unruhe erfüllte. Alles rief nach Frieden, als dem letzten Rettungsmittel in der Noth. „Jedermann," schrieb damals Joseph Bonaparte, „ist überzeugt, daß der Friede allein helfen kann; die Lage der Staatscassen und der Zeughäuser ist für Niemanden mehr ein Geheimniß, und welche Wunder man auch von Ihrer Erfahrung und

*) S. Damitz, Geschichte des Feldzugs von 1814. I. 510.

**) Nach Bismarks Aufzeichnungen S. 319 wären es nur 54 Geschütze gewesen, weil die von der baierischen und württembergischen Reiterei genommenen Kanonen doppelt berechnet worden seien.

Geschicklichkeit erwarten mag, man glaubt nicht, daß Sie allein gegen die Schwierigkeit der Menschen und der Verhältnisse ringen können." Auch der Kaiser hielt jetzt für nöthig, in das amtliche Blatt Artikel einsenden zu lassen, welche die Hoffnung nähren sollten, daß die Friedensverhandlungen vorwärts schritten.*)

Faßt man diese Verhältnisse genau ins Auge, so scheint es kaum zweifelhaft zu sein, daß schon dieser erste Act des Krieges der letzte werden konnte. Die Alliirten genossen jetzt den ganzen Vortheil der Ueberraschung und Ueberlegenheit, der erste große Kampf war ihnen zum Siege ausgeschlagen; wenn sie diesen Vortheil rastlos nützten, den geschlagenen Feind unermüdlich drängten, ihm keine Zeit ließen, die Truppen zu sammeln, die Rüstungen zu vollenden, den gesunkenen Muth Aller wieder zu heben, so war ein rascher Ausgang fast gewiß. Napoleons mäßige Streitkräfte waren so erschöpft, durch Desertion der Rekruten so gelichtet, daß ein einziger kraftvoller Stoß seine Macht vollends zertrümmern konnte. Dieser Stoß ist nicht geführt und damit ein unwiederbringlicher Moment verloren worden. Zwei Monate eines blutigen und wechselvollen Feldzuges hat es bedurft, bis die Verbündeten auch nur annähernd wieder in der Situation waren, wie nach dem Schlage bei La Rothière.

Es herrscht fast in allen Berichten der Zeit nur eine Meinung darüber, daß es nicht militärische Gründe waren, welche diese rasche Entscheidung gehindert haben. Abermals war es die Politik, welche den kriegerischen Bewegungen ihren Gang vorzeichnete. Nicht Oesterreich allein, das unverkennbar auf den Frieden hinarbeitete, trat einer raschen Verfolgung entgegen, auch der russische Kaiser benahm sich nach der Schlacht zaudernd und bedächtig. Kam es doch Müffling so vor, als wollte er die Zeit mit Anstand hinbringen, damit Napoleon das Mittel, durch den Congreß von Chatillon seinen Frieden zu machen, nicht abgeschnitten werde. Die Verfolgung, die am Morgen nach der Schlacht Giulay, den Baiern und Württembergern übertragen ward, lieferte darum auch kein erhebliches Resultat; es kam wohl noch zu hitzigen Gefechten, allein der überwundene Feind hatte sich doch vom ersten Schrecken erholt und seine Haltung wiedergefunden.

So erfüllte sich vorerst Blüchers Ahnung, „daß man den Tyrannen aus Rücksichten zu wohlfeil loslassen werde." Er hatte schon am Abend vor dem Brienner Kampfe an Vincke die klassischen Worte geschrieben: „Wihr guht gesinnten wollen Schlagen, aber die Deplomatiquer haben hundert andere Projecte; soll die Sache guht Führ die Menschheit werden, so müssen wihr nach Paris. Dohrt können unsere Monarchen einen guhten Frieden schließen, ich darf sagen Dictiren. Der Tiran hat alle Hauptstädte besucht, geplündert

*) S. Mémoires du Roi Joseph. X. 41. 43—47. 56. 58. 61. 63. 68. 69. 90. 91.

und bestohlen; wihr wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."*)

Aehnlich hat er sich damals auch mündlich im Hauptquartier ausgesprochen, allein es standen seiner Meinung mächtige Einflüsse entgegen. Ein großer Kriegsrath, der sich am 2. Februar zu Brienne versammelte, zeigte die Lage in ihrem wahren Lichte. Oesterreich focht dort offen für den Frieden; die meisten andern neigten wenigstens dahin. Nur Alexander und aus seiner Umgebung Stein und Pozzo di Borgo, im Einverständniß mit den meisten preußischen Feldherren, vertraten entschieden die entgegengesetzte Meinung.**) Es schien einen Augenblick in der That zweifelhaft, ob man nach dem ersten Siege nicht das Schwert in die Scheide stecken werde; daß die Benutzung des Sieges unvollkommen blieb, war schon gewiß. In diesem Widerstreit der Meinungen kam man auf eine seltsame Auskunft. Noch ward zwar die Fortsetzung des Krieges vorerst beliebt, allein zugleich die Trennung der Armeen beschlossen. Während Schwarzenberg das große Heer führte, sollte es Blücher erlaubt sein, mit Sackens Corps und Olsuwiefs Infanterie sich der Marne zu nähern und dort die Preußen unter York und Kleist nebst dem von Langeron verfügbar gewordenen russischen Infanteriecorps von Kapczewitsch an sich zu ziehen. Das brachte die Macht des Feldmarschalls auf 50—60,000 Mann. Er und Schwarzenberg sollten dann getrennt gegen Paris operiren und sich im Fall der Noth gegenseitig Unterstützung leisten. So ließ man den Feind entschlüpfen und gönnte ihm Zeit, sich zu erholen und zu verstärken. Indem man sich theilte, gab man ihm den erwünschten Anlaß, mit seiner geringeren Macht auf die getrennten Heere zu fallen und sie einzeln zu schlagen. Der Dualismus, der das Hauptquartier der Coalition politisch schied, kam auch militärisch zur Geltung. Dem einen Oberbefehl, der rastlos zum Angriff drängte und den Krieg mit äußerster Anstrengung zu führen entschlossen war, stand ein anderes, friedliebendes und zauderndes Commando gegenüber, das seine Eingebungen aus dem österreichischen Cabinet empfing. Es ließ sich wohl voraussehen, daß dies letztere Commando, das zudem über die größere Masse gebot, keine Gelegenheit versäumen werde, sich der kühnen und raschen Action des ersten dämpfend entgegen zu stellen.

Blücher setzte sich, nach der Verabredung von Brienne, mit Sackens und Olsuwiefs Truppen ungesäumt gegen Chalons in Marsch, um sich mit den

*) S. den Brief nebst Facsimile in Vinckes Leben von Bodelschwingh I. 532. f.
**) S. N. Tourgueneff, La Russie et les Russes, I. 32. 33, womit Sir Ch. Stewarts Memorandum vom 29. Jan. (in Castlereagh Correspondence III. Ser. I. 535 f.) übereinstimmt.

Corps, die ihm zugewiesen waren, mit York, Kleist und Kapczewitsch zu vereinigen.

York war am Tage, wo bei La Rothière gefochten ward, auf dem Marsch von St. Dizier nach Vitry; von den feindlichen Truppen befand sich ihm am nächsten Macdonald, der von Chalons her im Anmarsch war, um die Verbindung mit Vitry zu gewinnen. Der Versuch des preußischen Feldherrn, diesen letzten Ort durch Ueberraschung vorweg zu nehmen, gelang nicht; dagegen ward dem anrückenden Feinde auf halbem Wege zwischen Vitry und Chalons eine tüchtige Schlappe beigebracht. Auf die Nachricht von dem Siege bei La Rothière und von Blüchers Anmarsch entschloß sich York zum Angriff; ein Theil der Reservereiterei unter Jürgaß und Katzelers Vorhut, im Ganzen einige zwanzig Schwadronen, sollten am Morgen des 3. Februar den Feind auf dem Marsche überfallen. Daraus entspann sich das Treffen bei La Chaussee, eines der glänzendsten Reitergefechte des ganzen Krieges. Die Franzosen hatten sich eben in zwei Linien formirt, als die preußische Reiterei herankam; sie erwarteten den Kampf mit vieler Kaltblütigkeit und gaben auf wenige Schritte eine Karabinersalve, aber in demselben Augenblick war auch schon die Cavallerie der Preußen in ihren Reihen. Die bepanzerten Kürassiere und Karabiniers konnten dem Choc der Husaren nicht widerstehen; ihre erste Linie floh in Unordnung und riß einen Theil der zweiten mit sich fort. Es wurden mehrere Geschütze genommen und mit Hülfe der ersten Bataillone Fußvolk, die indessen ankamen, der Feind auch aus dem Dorfe verdrängt. Zwar begann er sich jenseits von Neuem zu formiren; aber die Preußen bedrohten seine Flanke und zwangen ihn zum Rückzug. Wie er sich dann noch einmal zu stellen suchte, machten Jürgaß und Graf Henckel, letzterer mit den litthauischen Dragonern und fünf Schwadronen Landwehr, eine glänzende Attake, welche die Franzosen zur Flucht zwang und die Standarte der polnischen Lanciers als Trophäe einbrachte. Sie wichen auf Chalons zurück.*)

Dorthin folgte am andern Tage das Corps von York. Die Vorhut Katzelers war schon Morgens herangekommen, drang auch in eine der Vorstädte ein, aber des Platzes selbst, den Macdonald mit seinem Corps besetzt hielt, vermochte man, auch als das Gros anrückte, so rasch nicht Meister zu werden. Gefährlicher als der Feind war den tapfern Leuten der süße Schaumwein des Landes geworden; sie hatten in den Vorstädten große Vorräthe gefunden und lagerten, vom Rausche überwältigt, ziemlich sorglos an der feind-

*) S. die eingehende Darstellung im Militärwochenblatt 1835. Nr. 1005. ff. und Henckel's Erinnerungen S. 267 f. 459. Der Letztere bemerkt: es habe eigentlich Niemand commandirt, obwol er nie ein Gefecht mitgemacht habe, das so „in Ordnung, gut und fröhlich vom ersten Augenblick an von Statten ging." Vergl. die Denkwürdigk. des Meckl. Husarenregiments S. 177 f., eine der frischesten und anmuthigsten Monographien zur Schilderung des damaligen Kriegslebens.

lichen Linie. Ein Sturm auf die Stadt schien York doch ein zu hoher Preis, er versuchte es am Abend mit einem Bombardement, das auf die Einwohner wenigstens den Eindruck nicht verfehlte. Sie legten sich ins Mittel und da es keinen Zweck hatte, Chalons um jeden Preis zu halten, auch Macdonald ohnedies entschlossen schien, am andern Morgen abzuziehen, kam in der Nacht ein Abkommen zu Stande, wonach die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Am Morgen (5. Febr.) räumte der französische Marschall die Stadt und zog sich auf Epernay zurück. Auch Vitry ward von der französischen Besatzung verlassen.

Die Vereinigung der Streitkräfte, die Blücher zugewiesen waren, konnte nun ungehindert erfolgen. Er selbst führte Sackens und Olsuwiefs Corps, zusammen etwa 24,000 Mann, heran und nahm sein Hauptquartier in Soudron, wenige Stunden südwärts von Chalons, wo York mit seinen 18,000 Mann schon stand, Kleist und Kapczewitsch, der eine mit acht-, der andere mit siebentausend Mann, in den nächsten zwei Tagen eintreffen sollten.*)

Mit dieser Macht wollte der Feldmarschall ohne Säumen auf Paris losgehen; sie war ja allein so stark, wie Napoleons Armee, und auf einige Mitwirkung Schwarzenbergs glaubte er doch rechnen zu dürfen. Am 6. Februar traf er seine Anordnungen. Während York auf der großen Straße nach Epernay und Château-Thierry Macdonalds Spuren nachging, sollte Sacken auf der sogenannten kleinen Straße, die sich weiter südlich parallel mit der großen über Etoges und Montmirail hinzieht, seinen Marsch gegen die Hauptstadt antreten. Als Reserve folgte ihm Olsuwief, bei welchem Blücher selbst sein Hauptquartier halten wollte. Am 8. Februar, so lautete die Anordnung, sollte Sacken in Montmirail eintreffen; am Tage darauf wollte der Feldmarschall selbst dort sein, am 10. sollten Kleist und Kapczewitsch in forcirten Märschen den Ort erreicht haben. Es war die Hoffnung Blüchers, während York dem französischen Marschall auf dem Fuß nachfolgte, durch rasche Bewegungen noch vor Macdonald die untere Marne zu erreichen und denselben dann zwischen zwei Feuer zu bringen. Darum trieb er unermüdlich, vermochte aber in diesen unsteten Wintertagen doch nicht, Raum und Zeit mit der Sicherheit zu beherrschen, die zum Erfolge nothwendig war. Vielmehr waren seine Streitkräfte ziemlich auseinander gezogen; am 8. Februar war Yorks Vorhut schon bei Château-Thierry, das Gros stand noch gegen Dormans und Epernay zurück; Sacken hatte am gleichen Tage wirklich Montmirail erreicht und seine Reiterei streifte am Tage nachher schon bis La Ferté; Olsuwief war mit dem Hauptquartier bei Champaubert und Etoges, Kleist und Kapczewitsch dagegen, denen ein Rasttag dringend Noth gethan, standen noch gegen Vertus zurück und auch die andern Corps mußten langsamer gehen, wenn sie sich nicht zu weit von diesen beiden trennen wollten. So

*) S. Damitz 44. 46. Ueber das Folgende vergl. die Ordre S. 538. 539.

war die gesammte Macht von 50—60,000 Mann auf eine weite Strecke an fünf bis sechs verschiedene Punkte vertheilt und zwischen jeder Gruppe blieb einem raschen Feinde Raum genug, sich hineinzuwerfen und sie einzeln zu schlagen. Wenn freilich die große böhmische Armee nicht unthätig blieb und, der Verabredung gemäß, Wittgenstein die Verbindung zwischen beiden Heeressäulen unterhielt, so war der Gegner beschäftigt und die Gefahr einer solchen Ueberraschung schien abgewendet. Aber die eine Erwartung war so trügerisch wie die andere. Die Führung der großen Armee lieferte eine Probe von Schlaffheit, die auch hinter den bescheidensten Hoffnungen zurückblieb, und Napoleon entfaltete die ganze Fülle und Elasticität seines Geistes, wie in seinen besten Tagen. Das hat der bis jetzt allenthalben siegreichen schlesischen Armee das schwerste Mißgeschick bereitet, das ihr in dem ganzen großen Kriege der drei Jahre widerfahren ist.

Es ist uns noch in frischem Andenken, wie Napoleons Lage sich nach der Schlacht bei La Rothière gestaltet hatte; seine Truppen waren stark erschüttert und vermindert, die Bevölkerung entmuthigt, Paris voll Angst und Sorge, seine Stellvertreter rathlos und hofften allein vom Frieden ihre Rettung. Dazu kamen noch die Hiobsposten von der Eroberung Hollands und dem Abfall Murats. Auf ihn selbst machte aber die Nachricht von Blüchers Erscheinen bei La Fere Champenoise und die Furcht vor einer Umgehung über Nogent unverkennbar tiefen Eindruck*). Darum schien es selbst ihm jetzt unvermeidlich, etwas einzulenken; er gab in seinem Moniteur friedfertige Artikel und sandte nach Chatillon eine unbedingte Vollmacht für Caulaincourt, den Frieden abzuschließen.

Es war das freilich nur ein Opfer, das er den Umständen und Stimmungen brachte; an den Mißgriffen der Gegner fand er rasch die ganze Zuversicht wieder. Durch Verstärkungen war sein Heer wieder auf 53,000 Mann angewachsen; davon hielt er einige 40,000 bei Troyes vereinigt, mit 10,000 stand Marmont bei Arcis. Die Sieger von La Rothière hatten ihn erst ungenügend verfolgt, um dann ganz unthätig zu bleiben. So wagte er es schon drei Tage nach der Niederlage wieder, die Vortruppen der überlegenen Gegner anzugreifen, festzuhalten und der Friedensstrategie im Hauptquartier zu imponiren. Alles, was von Schwarzenberg geschah, war eine weitläufige Umgehung, durch die man den Kaiser von Troyes wegzubringen hoffte. Indessen beschäftigte dieser fast unausgesetzt die Vorhut der Verbündeten in lebhaften Gefechten, zog dann seine Truppen zusammen und wich ungestört gegen Nogent zurück, Troyes dem Gegner überlassend. Am 7. Febr. zog Schwarzenberg in die verlassene Stadt ein. Volle sechs Tage hatte also die große Armee gebraucht, um vom siegreichen Schlachtfelde von La Rothière bis Troyes zu kommen, das heißt einen Weg von kaum sechs Meilen zurückzule-

*) S. Bernhardi in Tolls Denkwürdigkeiten IV. 331. 332.

gen; nach dieser Anstrengung gönnte man dem Heere drei Tage (7—9. Febr.) Ruhe in Troyes! Das übersteigt freilich so sehr auch die äußersten Gränzen militärischer Vorsicht, daß man sich der Vermuthung nicht entschlagen kann: die Diplomatie habe hier wieder den Soldaten ihre Operationen vorgezeichnet*). Die Züchtigung einer solchen Kriegsweise ist denn auch auf dem Fuße nachgefolgt, nur haben die Unschuldigen statt der Urheber büßen müssen.

Napoleon zeigte jetzt den Gegnern, was die Zeit werth war. Sie ließen ihm eine Woche Frist, sich zu erholen und zu verstärken; sie hatten, statt vereint ihm den tödtlichen Schlag beizubringen, sich getrennt, um sich vereinzelt schlagen zu lassen. Als er jetzt in Nogent eintraf (7. Februar), erreichten ihn Macdonalds Berichte: daß Chalons und Vitry geräumt, Blücher auf dem Marsche gegen Paris sei. Was die Meisten betroffen machte, gab ihm selbst die Hoffnung des Gelingens wieder. Die Gegner unterließen es also, ihn mit vereinten Kräften zu erdrücken, sie operirten getrennt, Blücher selbst war wahrscheinlich in vereinzelten Colonnen auf dem Marsche — welche treffliche Gelegenheit, sich zwischen ihn zu werfen und ihn durch kraftvolle Schläge auf lange hin unschädlich zu machen! Noch in der Nacht trafen Nachrichten ein, welche sein Vermuthen zur Gewißheit machten. Wie unzeitig kamen ihm jetzt die Vorschläge von Chatillon, welche als Friedensbedingung die Gränzen von 1792 boten! Im ersten Moment hatten sie ihn wohl selbst betroffen gemacht und er wollte sie doch an den Geheimen Rath nach Paris zur Berathung senden, aber noch in der Nacht drängten sich die Botschaften, die Blüchers Vereinzelung unzweifelhaft machten. Im Tone

*) Ein neuerer Lobredner des Fürsten Schwarzenberg, der schon erwähnte Major Thielen (Der Feldzug der verbündeten Heere Europas 1814. Wien 1856. S. 92.) erhebt sich mit vielem Aufwand von Worten gegen die Annahme, daß hier diplomatische Motive mitgewirkt. Er selbst, damals in der Operationskanzlei des Fürsten angestellt, habe davon nie etwas erfahren. Das mag sein, allein der Major Thielen weiß auch überhaupt nichts von dem Gegensatz im großen Hauptquartier, von den zwei divergirenden Richtungen der Kriegführung, die sich dort bekämpften, von den merkwürdigen Berathungen in Langres, obwohl diese Dinge früher und neuerlich viel besprochen und actenmäßig belegt sind. Statt dessen fällt er mit sittlicher Entrüstung gegen alle die aus, die „dem höchst gewissenhaften Kaiser Franz Zweideutigkeit gegen seine Alliirten zumuthen" und den „edlen Feldherrn dieses erhabenen Monarchen zum Sykophanten herabwürdigen" wollen. Mit dergleichen serviler Phraseologie ist natürlich nichts bewiesen und nichts widerlegt; sie paßt höchstens zu einer Geschichtschreibung, die alles Unbequeme und alles, was die panegyrische Tendenz stören könnte, einfach ignorirt. Im Uebrigen verweisen wir, außer den früher im Text mitgetheilten Briefen und Urkunden, zunächst nur auf Pertz Leben Steins (III. 513 f. 518. 529. 533. 535. 536. 722. VI. Beilagen S. 191. 192 f.), ein Werk, das freilich wie sehr viele andere im Reiche erschienene dem Major Thielen völlig unbekannt zu sein scheint.

der alten Zuversicht äußerte er nun gegen Maret, der die Antwort nach Chatillon entworfen: „Jetzt handelt es sich von andern Dingen. Ich bin eben daran, Blücher mit dem Auge zu schlagen; er geht auf der Straße nach Montmirail vor, ich breche auf; ich werde ihn morgen, übermorgen schlagen. Hat diese Bewegung den Erfolg, den sie haben muß, so wird sich die ganze Lage der Dinge ändern und wir wollen dann weiter sehen*)."

Wenn er von Nogent aus in nördlicher Richtung, allerdings über mühevolle Wege, gegen die Marne und auf die Straße von Chalons nach Paris vorbrach, konnte er sich zwischen Blüchers getrennte Corps hineindrängen, sie überraschen und einzeln schlagen. Es gehörte dazu freilich die vollständige Sicherheit gegen einen Angriff Schwarzenbergs. Aber er mochte wie bei Aspern denken: „ich habe meine Gegner ja kennen gelernt" — und verließ sich fest darauf, daß man im Hauptquartier zu Troyes nicht kühner und schneller sein werde als bisher. Victors und Gérards Corps nebst Milhauds Reitern blieben bei Nogent; ein neugebildetes Corps von Oudinot stand bei Provins und Nangis; dazu kamen dann noch Nationalgarden und junge Truppen, die erst in Bildung begriffen waren. Das mochten im Ganzen 30,000, vielleicht wenn die erwarteten Zuzüge eintrafen, in einigen Tagen gegen 40,000 Mann sein; sie schienen ihm genügend, um die mehr als vierfache Macht der Gegner im Schach zu halten! Eine herbere Satire auf die Kriegführung des großen Hauptquartiers ließ sich nicht erdenken.

Mit den übrigen Truppen, ungefähr 30,000 Mann, brach Napoleon gegen Blücher auf**). Mit äußerster Anstrengung ward die Schwierigkeit der Wege und der Witterung überwunden; am 9. und 10. Februar war er schon im Anmarsch gegen Champaubert, wo Blüchers schwächste Colonne, die Division Olsuwiefs, stand. Ganz in der Nähe, in Etoges, hatte der Feldmarschall selbst am Abend des 9. sein Hauptquartier aufgeschlagen. Den Vorwurf sorgloser Kühnheit konnte man gegen die Führer des schlesischen

*) So berichtet Fain, Manuscript de 1814. S. 95—97. In ähnlicher Weise schreibt er am nämlichen Tage an seinen Bruder (Mémoires du Roi Joseph, X. 54): Je ne crains point l'ennemi; je suis plein d'espérance dans l'événement.

**) Auf 30,000 Mann gibt Napoleon selbst in den Briefen an seinen Bruder (a. a. O. 76.) seine Stärke an. Die dort enthaltene Berechnung ist auch in anderer Hinsicht von Interesse. In dem Moment, wo er gegen Blücher aufbricht, ist er schon dabei, auch Schwarzenberg „mit dem Auge zu schlagen." Si je réussis, ces deux ou trois jours, à écraser l'armée de Silesie, je déboucherai sur Nogent ou sur Montereau. Er hoffte dazu seine ganze Macht, 70—80,000 Mann, zu vereinigen. Si je ne me trouve pas assez fort pour l'attaque, au moins le serai-je assez pour le contenir et le harasser pendant quinze à vingt jours: ce qui donnera lieu à de nouvelles combinaisons. Nur in dem Letzten lag ein Rechnungsfehler; Blücher ließ ihm nicht 15—20 Tage Zeit, sich mit Schwarzenberg zu beschäftigen.

Heeres wohl erheben. Sie wußten schon, daß Schwarzenberg, statt sich zu nähern, sich entfernt, daß er Wittgenstein an sich gezogen und jetzt auch noch Kleist zur Verstärkung verlangte, aber sie säumten es doch, zur rechten Zeit Vorsorge zu treffen. Gneisenau und Müffling waren verschiedener Meinung; Gneisenau erwartete von der Seite her, von welcher der Feind anrückte, höchstens Recognoscirungen und glaubte auch dann noch an keine Gefahr, als am Abend des 9. Februar ein russischer Officier mit dem Ruf: „der Feind ist da!" ins Zimmer stürzte*). Die ersten französischen Reiter waren angekommen und hatten das Quartier Olsuwiefs überfallen. Die Anordnungen, die noch am Abend und in der Nacht getroffen wurden, trugen nicht das Gepräge der raschen Entschlossenheit, die sonst die Führung dieses Heeres auszeichnete; es geschah nichts zur schnellen Vereinigung der Streitkräfte, Olsuwief blieb mit seinen 4—5000 Mann bei Champaubert allein, Sacken erhielt Befehl, in Montmirail zu bleiben, das Hauptquartier selbst ging nach Vertus zurück. Die Vereinigung von Sacken, Kleist und Kapczewitsch mit Olsuwief, die bei Champaubert auch jetzt noch möglich war, unterblieb demnach; ebenso der Rückzug Olsuwiefs auf die Corps von Kleist und Kapczewitsch. Vielmehr stand jede der Heerestruppen mehrere Meilen weit auseinander, und die am folgenden Tage angeordnete Vereinigung bei Vertus kam theils zu spät, theils war sie zu schwierig und umständlich**).

Der erste Stoß des Feindes war gerade gegen die schwächste Stelle gerichtet. Es waren ungefähr 4000 Mann mit 24 Geschützen, die Olsuwief bei Champaubert beisammen hatte; ihm näherten sich am Morgen des 10. Febr. Marmont und Ney. Sich schnell zurückziehen wollte der russische General nicht; obwol so gut wie isolirt, war er zum Kampfe gegen die überlegene Masse entschlossen. Der Ausgang des heftigen, aber ungleichen Gefechtes ließ sich voraussehen. Nach Mittag war Olsuwief von der Uebermacht umfaßt, ihm der Weg nach Montmirail wie nach Etoges versperrt. In Champaubert selbst erlag eine Abtheilung nach tapferstem Widerstand; bei dem verzweifelten Versuch, sich nach Etoges durchzuschlagen, ward der General überwältigt und gefangen. Nur etwa 1600 Mann mit 15 Geschützen gelang es unter den Generalen Karnilof und Udom, auf schwierigen Waldwegen zum Feldmarschall zu entkommen. Die Division war also zersprengt; Napoleon stand zwischen Sacken und Blücher, inmitten des schlesischen Heeres.

Jetzt wandte sich der Kaiser gegen Sacken. Nur ein Theil von Marmonts Corps und Grouchy's Reiterdivision blieben bei Etoges zurück; mit der Masse von einigen 20,000 Mann brach er noch am Abend gegen Mont-

*) So versichert Müffling, S. 119.

**) Preußische Militärschriftsteller selbst heben das Tadelnswerthe dieser Anordnung hervor. S. Schulz, Gesch. d. Kriege, XII. 1. 109. Damitz, II. 92. f. 102.

mirail auf. Sacken, der in der Verfolgung Macdonalds sich bis gegen La Ferté an der Marne vorgeschoben, hatte auf dem Wege die Ordre Blüchers erhalten, welche ihm die verspätete und fruchtlose Vereinigung bei Vertus vorschrieb; sie zu vollziehen, machte er sich am Abend vorher auf, um durch einen Nachtmarsch Montmirail zu erreichen. York näherte sich von Château Thierry her gegen Montmirail. Ihn hatten die Befehle des Obercommandos, die in der That unsicher und durch die Ereignisse überholt waren, besorgt und mißmuthig gemacht. Die Concentrirung bei Vertus, worauf Blüchers letzte Ordre hinwies, schien ihm mit Recht schon nicht mehr ausführbar; er überschaute die Gefahr der Lage richtiger, als das Hauptquartier. Am liebsten wäre er durch eine Bewegung, welche die ganze Armee rückwärts an der Marne zwischen Château Thierry und Epernay vereinigte, dem Stoße Napoleons ausgewichen, aber die Weisung des Feldmarschalls lautete zu bestimmt, um sich ihr zu entziehen. Er nahm daher wohl Maßregeln, welche jene Vereinigung rückwärts an der Marne unterstützen konnten, allein er setzte doch auch den größeren Theil seines Corps gegen Montmirail in Bewegung, um, wie befohlen war, sich mit Sacken zu verbinden. Die Truppen waren auf's höchste angegriffen, die Pferde erschöpft, die Infanterie vielfältig ohne Schuhe und die Straße, die sie zu passiren hatte, steinig und unwegsam. So kamen sie am Vormittag des 11. Febr. unter großer Anstrengung nach Viffort; von da waren es noch drei Stunden bis Montmirail, der Weg grundlos und für Artillerie kaum zu passiren*).

York wäre unter diesen Umständen gern dem Kampfe ausgewichen; er ließ Sacken Vorstellungen in dem Sinne machen, allein der russische General, der nur einen unbedeutenden Feind sich gegenüber glaubte, blieb dabei sich zu schlagen und bat um die preußische Unterstützung. Es scheint auch kaum zweifelhaft, daß eine Vereinigung beider Corps dem Feinde verderblich werden mußte. Indessen York setzte wenig Vertrauen auf diesen Kampf und sandte sofort eine Brigade und das schwere Geschütz zur Deckung des Rückzuges nach Château Thierry; mit den andern Brigaden (Pirch und Horn) und mit der Reservecavallerie brach er zur Hülfe Sackens gegen Montmirail auf.

Als er am Nachmittag eintraf, war das Gefecht in vollem Gang. Die Russen leisteten zähen Widerstand gegen den heftigen Andrang der Gegner. Um das Dorf Marchais hatte sich der heftigste Kampf entsponnen; wiederholt war es genommen und verloren worden, doch hatten sich zuletzt, ehe York ankam, die Russen darin behauptet. Noch schien eine ernste Gefahr nicht vorhanden; doch sah York mit Sorge der Fortsetzung des Kampfes zu. Von Gefangenen erfuhr er, daß Napoleon selbst gegenüber stehe und am Tage vorher Olsuwief bei Champaubert aufgerieben habe. Eben jetzt setzte der

*) S. Droysen III. 288. Henckel S. 279.

Feind seine letzten Bataillone daran, um einen Erfolg zu erringen; es gelang ihm, erst Marchais, dann das nahe Bailly den Russen zu entreißen, sie mit Verlust zurückzudrängen. Die Dämmerung war angebrochen, der Feind entschieden im Vortheil, die Lage der Russen auf dem aufgeweichten Boden höchst bedenklich und die Möglichkeit des Rückzuges nach Château Thierry schon zweifelhaft. Nur York vermochte jetzt, das russische Corps vor dem Untergang zu retten. Wahrscheinlich hätte er durch etwas weniger Vorsicht vorher die schlimme Wendung verhüten können; in jedem Falle bot er jetzt Alles auf, um eine Katastrophe abzuwenden. Ein heißer nächtlicher Kampf, der den Preußen alle Ehre machte, ihnen freilich über 800 Mann und 31 Officiere kostete, hielt den Feind auf und sicherte den Rückzug nach Château Thierry.

Dem französischen Kaiser war sein Schlag gegen Sacken gelungen, wenn auch das Schlimmste noch abgewendet ward. Die Russen hatten 27—2800 Mann verloren, 13 Geschütze und einen Theil ihrer Bagage eingebüßt; der Verlust der Preußen war auch groß genug. Und was für ein Rückzug nach solch einem Kampfe, mitten in der Nacht, auf bodenlosen und ungebahnten Wegen! Die beiden Generale selbst waren über einander erbittert; Sacken klagte über York, daß sein Zögern und Hinhalten den gewissen Sieg vereitelt habe, während York dem „hochmüthigen Leichtsinn" des russischen Feldherrn die Schuld der erlittenen Schlappe zuschrieb.

Noch war aber die Gefahr keineswegs vorüber; als Nächstes stand der Marne-Uebergang bei Château Thierry bevor (12. Febr.). Es ließ sich erwarten, daß Napoleon Alles aufbieten werde, die Gegner dort noch zu erreichen und zu schlagen. Der Rückzug der Russen war langsam gegangen, viel Bagage war noch zurück; auf Sackens dringendes Begehren sollte York den Feind so lange aufhalten, bis die Russen den Fluß passirt hätten. York stellte sich mit Horns und Pirchs Brigaden nebst einigen russischen Jäger- und Reiterabtheilungen eine Strecke südlich von der Marne dem Andrange des Feindes entgegen. Ein mächtiger Reiterangriff brachte trotz tapferer Gegenwehr die Cavallerie der Russen und Preußen zum Weichen und gefährdete auf's äußerste die Stellung des Fußvolkes. In der Front und auf den Flanken bedroht, konnte dasselbe kaum unter fortwährendem hartnäckigen Gefecht den Marneübergang erreichen; Horns heroische Kaltblütigkeit und die unverdrossene Bravour seiner Truppen theilten sich mit dem tapfern Sohr und seinen brandenburgischen Husaren, die wir von Möckern her kennen, in die Ehre dieses heißen Tages. Nachdem die Infanterie jeden Fuß breit Landes streitig gemacht und sich noch um den Uebergang in heftigem Gedränge wehren mußte, hatte ihr Sohr zur rechten Stunde durch frische Attaken Luft gemacht. Aber verlustvoll genug war der Kampf; der Tag hatte den beiden verbündeten Corps 3000 Mann, den Preußen drei, den Russen acht Kanonen und einen Theil ihrer Bagage gekostet.

Den Tag nach diesen blutigen Gefechten bei Chateau Thierry, als Napoleon eben den letzten Spuren des weichenden Feindes nachdrängte, kam die Nachricht von Marmont, die noch unberührten Theile des schlesischen Heeres, Kleist und Kapczewitsch, bei denen sich das Hauptquartier befand, seien zum Angriff übergegangen und hätten heute (13. Febr.) den Marschall von Etoges auf Champaubert zurückgedrängt. Ein erwünschter Anlaß für den französischen Kaiser, sich mit Ueberlegenheit auf Blücher selbst zu werfen. Noch in der Nacht ließ er die Truppen gegen Montmirail und Etoges umkehren, um sich mit Marmont zu vereinigen. Damit Blücher herankomme und er ihn mit Uebermacht anfallen könne, ward Marmont nach Vauchamps zurückgerufen, wo die von der Marne herbeigeeilten Massen in verdeckter Aufstellung ihn erwarten sollten. Blücher war von den Vorgängen der letzten Tage nur unvollkommen unterrichtet und ohne rechte Kenntniß von der Stellung des Feindes; zudem hatte ihm offenbar Napoleon selbst falsche Nachrichten in die Hände gespielt. Abzuwarten, bis sich die Lage mehr geklärt, vermochte Blücher nicht; es drängte ihn, aus der unfreiwilligen Unthätigkeit der letzten Tage herauszukommen. So brach er am Morgen des 13. mit seinen mäßigen Streitkräften (die Angaben über ihre Zahl schwanken zwischen funfzehn- und zwanzigtausend Mann) gegen Etoges auf, ohne zu ahnen, daß er der vereinigten Macht des Gegners in die Arme eile. Wie Marmont gegen Champaubert zurück wich, bestärkte ihn das in seiner Ansicht, nur einen Theil der französischen Armee vor sich zu haben*).

Am Morgen des 14. Februar rückte Zieten mit dem Vortrab auf das Dorf Vauchamps heran, hinter welchem der Feind, durch ansteigendes Terrain und Gehölz verdeckt, die Verbündeten erwartete. Wie bei Chateau Thierry, so hatte er auch hier eine überlegene Reitermasse beisammen. Es war für die Alliirten, die allein mehr Reiterei besaßen, als Napoleon im Ganzen Soldaten zählte, etwas Beschämendes und zeugte von der wunderbaren organisatorischen Fähigkeit des Mannes, daß er mit so dürftigem Material an Menschen und Pferden eine Cavallerie zusammengebracht hatte, die noch an mehr als einer Stelle durch Ueberlegenheit und kühnen Angriff den Ausschlag gab. Auch hier hat sie entscheidend gewirkt. Bis gegen Mittag ließ Napoleon das Gefecht nur hinhalten, um seine Truppen in rechter Stärke vereinigen zu können. Die Colonnen der Alliirten waren erst in der Entwicklung begriffen. Dann wandte er die Kraft seines Angriffes gegen Vauchamps und warf trotz des hartnäckigsten Widerstandes Zietens Corps hinaus. Auf die weichenden und losen Bataillone ließ er einen Theil seiner Gardecavallerie einreiten und trieb sie mit großem Verluste zurück. Nur ein kleiner Rest ver-

*) Die Franzosen geben ihre Stärke auf höchstens 21,000 Mann an; darunter waren aber 7000 Reiter, das Fünffache von dem, was Blücher an Cavallerie hatte. S. Damitz II. 160 f.



mochte sich noch unversehrt auf die nächsten russischen Colonnen zurückzuziehen.

Im alliirten Lager konnte man nun nicht mehr daran zweifeln, daß man es mit Napoleon selbst und seiner Hauptmacht zu thun hatte. Durch einen gefangenen Officier wurde Sackens und Yorks Mißgeschick bekannt; Zietens Niederlage hatte man vor Augen. Es blieb keine andere Wahl, als der Rückzug. Aber wie ihn ausführen, in einer offenen, ungedeckten Gegend, unter der Wucht der überlegenen feindlichen Reiterei? Bis man den mehrere Stunden weit entfernten Wald bei Etoges erreichte, konnte das Corps zersprengt, vielleicht die Führer selbst gefangen sein. In fortwährendem Gefecht und in Quarrés geschlossen, wichen die Truppen noch ohne bedeutende Opfer gegen Champaubert zurück, aber gerade die letzte Strecke bot die größte Gefahr. Grouchy's und Nansouty's Reiter drängten eifrig nach; schon drohte der erstere von der Seite her Champaubert vor den Weichenden zu erreichen und ihnen den Rückweg zu verlegen. Selbst Blücher verlor jetzt einen Moment die Hoffnung eines rettenden Ausweges; um der gefürchteten Gefangenschaft zu entgehen, schien er entschlossen, lieber im dichten Gewühle den Tod zu suchen; nur die dringendsten Vorstellungen der Seinen hielten ihn von einem verzweifelten Schritt zurück, dessen Folgen für den ganzen Krieg verhängnißvoll werden mußten.

Mit äußerster Anstrengung brachen sich zuerst von Kleist die noch übrigen acht Bataillone Bahn durch Grouchy's Reiter. Im Sturmmarsch drangen sie, von sechs russischen Geschützen unterstützt, zwischen den Feinden durch, bildeten gegen die von drei Seiten andringenden Reiter, denen zum Glück das Geschütz nicht hatte folgen können, rasch ihre Vierecke und schafften in wiederholten Attaken sich Raum, bis sie den schützenden Rand des Waldes erreicht hatten. Dort in gedeckter Stellung vermochten sie dann die nachrückenden Schaaren von Kapczewitsch und Zieten aufzunehmen. Ohne namhafte Einbuße ward freilich die Bewegung nicht durchgeführt; zwei preußische Bataillone, die in Champaubert zurückgeblieben, wurden zum größten Theil gefangen und niedergemacht, aber die Masse war doch gerettet. Die Dunkelheit brach an, als sie sich Etoges näherte. Immer noch drängte der Feind nach und brachte den Russen in dem Dorfe selbst durch nächtlichen Ueberfall beträchtliche Verluste bei. Das Aergste war indessen abgewendet, wenn auch um hohen Preis. Die Preußen berechneten selber ihren Verlust auf beinahe 4000 Mann und mehr als achtzig Officiere; sieben Kanonen hatten sie zurücklassen müssen. Die Russen mögen ungefähr 2000 Mann verloren haben; auch sie vermißten neun Geschütze*).

So hatte also die schlesische Armee binnen vier Tagen ungefähr 15,000

*) Die gefahrvollen Momente sind lebendig geschildert von Karl von Raumer, Erinnerungen. S. 78.

Mann und über fünfzig Geschütze verloren; das kam dem Ergebniß einer großen verlorenen Schlacht gleich. Es war zu begreifen, daß Napoleon triumphirte. Mit einigen dreißigtausend Mann hatte er siebenundfunfzigtausend geschlagen, und es waren seine grimmigsten und gefährlichsten Gegner, die der Schlag getroffen; es war die Armee, in der recht eigentlich die bewegende Kraft des ganzen Krieges saß. Schon am 10. Febr., als Olsuwief zersprengt ward, redete Napoleon zu seinem Friedensgesandten in Chatillon aus einem andern Tone, als fünf Tage früher; nach den Erfolgen gegen Sacken und York erklärte er ihm, unter die zu Frankfurt angebotenen Bedingungen werde er in keinem Fall herabgehen; jetzt nach dem Kampfe von Vauchamps sprach aus ihm dieselbe prahlende Zuversicht, wie in den stolzesten Tagen seines Glückes.*) Es war ein neuer Muth des Gelingens über ihn gekommen; er rief die Massen jetzt zu den Waffen und sah schon im Geiste den Resten der geschlagenen Feinde eine Katastrophe bereitet, wie er sie selber in Rußland und Deutschland erfahren. Aber wie waren auch in seiner Armee und im Volke die Stimmungen mit einem Male gewendet! Jene tiefe Niedergeschlagenheit des Soldaten, die noch vor acht Tagen auf dem Marsche von Troyes nach Nogent aus allen Mienen sprach, sie war verschwunden; in der Bevölkerung, die eben erst widerwillig und ablehnend gegen die angesonnenen Opfer sich gesträubt, regten sich wieder die alten Sympathien, selbst die Gegner zwang er zur Furcht und Bewunderung. Gelang es, dem Kriege den nationalen Aufschwung zu geben, der im Januar völlig erloschen schien, so wurde die ganze Lage verändert; die Invasion ins Innere, der man anfangs den sichern Erfolg verheißen durfte, erschien in der That als das Wagniß, wofür es die Aengstlichen ausgegeben hatten. Den Friedensmännern im großen Hauptquartier dünkte dann wahrscheinlich jedes Abkommen gut genug, das ihnen die goldene Brücke zum Rückzug baute. Wie auf die ehemaligen Freunde und Vasallen die jüngsten Nachrichten wirkten, darüber gab gleich nachher ein aufgefangener Brief Friedrichs von Württemberg, der Napoleon zu seinen Siegen Glück wünschte, belehrenden Aufschluß.

Ereignisse, wie die vom 10. bis 14. Febr., und der Anblick einer plötzlich veränderten Physiognomie des Landes verfehlten aber auch auf die Unerschrockensten ihren Eindruck nicht. Die tapferen Truppen des schlesischen Heeres hatten nicht nur an Zahl eine schmerzliche Einbuße erlitten; durch die letzten Märsche und Kämpfe in dieser Jahreszeit und auf solchen Wegen waren sie auch auf's äußerste erschöpft; sie mußten sich durch den Koth mühsam durchwinden, unter Regen, Schnee und Eis campiren, mit nothdürftiger und schlechter Nahrung sich begnügen. Die jüngsten Erfolge hatten zudem das Volk aus seiner Betäubung aufgerichtet; im ganzen Marnethal wurde es

*) S. namentlich den Brief, den er am Abend des Kampfes von Vauchamps an Joseph schrieb. Mémoires de Joseph X. 110 f.

lebendig, schon sammelten sich bewaffnete Haufen, die Dörfer wurden verlassen, das Vieh weggetrieben, die Vorräthe zerstört. Von geordneter Verpflegung des Soldaten war also keine Rede mehr; er mußte selber sehen, wie er sich vor Hunger und Kälte schützte. Es kam schon vor, daß ganze Dörfer verschwanden, um als Brennstoff für die Bivouacs zu dienen. Wie das auf die Bewohner des Landes wirkte, läßt sich denken; aber auch der Soldat mußte verwildern, wenn der Krieg dieser Art lange währte. Von den gerühmten Reizen des „schönen Frankreichs" wollte ohnedies Niemand im deutschen Lager etwas wissen; Officiere und Soldaten fanden, daß hier Schmutz, Mangel und Armuth ärger seien, als in Polen.*)

Eine höchst bedenkliche Krisis war daher kaum abzuwenden, wenn Napoleon jetzt den geschlagenen Feind nicht mehr zur Ruhe kommen ließ, sondern ihn drängte und verfolgte, bis die schlesische Armee wirklich zertrümmert war. Statt dessen ließ er ab, ohne Zweifel in dem festen Glauben, dies sei schon erreicht. „Der Kaiser," ließ er Berthier an Marmont schreiben, „hat die beste Armee des Feindes, fast 80,000 Mann stark, zertrümmert und kampfunfähig gemacht." Die Erfahrungen vom Jahr 1813 hätten ihn davor bewahren sollen, die Elasticität dieser Gegner zu unterschätzen. Er mochte jetzt hoffen, Blüchers und seiner Leute auf lange hin entledigt zu sein; die standen aber schon acht Tage nach der furchtbaren Hetze bei Vauchamps wieder an der Seine, zur Schlacht bereit.**)

Napoleon wandte sich zunächst gegen die große Armee der Alliirten.

Wir verließen das große Heer in dem Augenblick, wo es sich langsam bis Troyes vorgeschoben hatte und dort seine Rasttage hielt. Es war damals nicht lange zu verbergen, daß Napoleon sich nach der schlesischen Armee hingewendet und nur einen kleineren Theil seiner Truppen an der Seine zurückgelassen hatte; allein zu energischen und kühnen Thaten fühlte man sich im Hauptquartier zu Troyes doch nicht versucht. Was in diesen Tagen dort unternommen worden ist, zeugte darum wohl für die Bravour der einzelnen Führer und ihrer Truppen, allein für die Entscheidung im Großen ist es ohne Bedeutung gewesen. Der Kronprinz von Württemberg erstürmte (11. Febr.) Sens, Fürst Moritz Liechtenstein nahm Auxerre, Platofs Kosaken streiften in den nächsten Tagen bis über Fontainebleau hinaus, andere russische Abtheilungen bedrohten Orleans. Dagegen der Seine-Uebergang bei Nogent ward von Bourmont gegen Pahlen und Wrede tapfer behauptet (11. Febr.), und wie der Prinz Eugen von Württemberg und die baierische

---

*) S. die Schilderungen im Preuß. Corresp. Nr. 24. 49. 50.

**) Eine eingehende und scharfsinnige Würdigung dieses folgenreichen Schrittes von Napoleon hat neuerlich Bernhardi gegeben, Denkwürdigk. IV. 432—445.

Division Rechberg am andern Tage den Sturm erneuerten, hielten sich die Franzosen bis zum Abend und sicherten dann durch Sprengung der Brücke ihren ungestörten Abzug.

Fürst Schwarzenberg hat zwar in einem Schreiben an den Czaren nachdrücklich betheuert: er sei niemals gebunden gewesen und habe „immer in Folge rein strategischer Combinationen" gehandelt; hier stehen aber Zeugnisse und Thatsachen dem entgegen. Die österreichische Diplomatie und mit ihr im Bunde Castlereagh predigten gerade in diesen Tagen wieder laut und eifrig für den Frieden, und zwischen Alexander und dem britischen Minister ist es damals beinahe zur offenen Entzweiung gekommen, weil der russische Kaiser in Paris, Lord Castlereagh und seine Freunde zu Chatillon den Krieg beenden wollten. Kaiser Franz hatte seinem Feldherrn geradezu untersagt, die Seine zu überschreiten.*) Es wird darum wohl erlaubt sein, zu vermuthen, daß diese Momente es waren, durch welche damals zu Troyes die strategischen Combinationen Schwarzenbergs bestimmt worden sind.

Schon am 11. Febr. kam die Nachricht von Olsuwiefs Niederlage; Alexander war sehr aufgebracht und warf den Friedensmännern geradezu vor, das sei die Frucht ihrer Künste, während freilich diese nur einen Grund mehr darin erblickten, zum Frieden einzulenken. Metternich, Castlereagh und Hardenberg forderten damals den Czaren in aller Form auf, seinen Gesandten zur Unterzeichnung des Friedens zu bevollmächtigen; denn der Zweck des Reichenbacher Bündnisses sei erfüllt.**) Alexander, von Stein berathen und durch Mittheilungen, die vom Prinzregenten aus London kamen,***) in seiner antibonaparteschen Stimmung bestärkt, lehnte das ab und beharrte dabei, daß nur die kraftvolle Fortsetzung des Krieges einen dauerhaften Frieden zu schaffen vermöge. Da trafen Schlag auf Schlag die Botschaften von den Unglücksfällen ein, die als bittere Frucht der Friedenstaktik das schlesische Heer bei Champaubert, Montmirail, Château-Thierry und Vauchamps getroffen hatten; es läßt sich denken, welche Stimmung sie im Hauptquartier weckten. Hatte man vorher nach einem entschiedenen Siege, wie der bei La Rothière war, sich gescheut, vorwärts zu gehen, so erschien unter dem Eindruck der Niederlagen der Ruf nach Frieden doppelt begründet; auch Alexander gab jetzt den

---

*) So versichert Stein an Lieven (bei Pertz III. 725) und beruft sich dabei als „preuve incontestable" auf ein Rescript, das dem Czaren erst später mitgetheilt worden sei. Vgl. auch seine Selbstbiographie bei Pertz VI. Beilagen. S. 193. Ueber das Rescript des Kaisers Franz s. Bernhardi IV. S. 406. Gleichwohl versuchen es neuere österreichische Schriftsteller, wie Thielen a. a. O. die Thatsache mit Berufung auf die Gewissenhaftigkeit von Franz einfach in Abrede zu stellen. S. oben S. 490 Anmerkung.

**) S. Pertz, III. 537. 538.

***) S. die Lieven'sche Depesche bei Castlereagh Correspond. I. 267. f.

dringenden Vorstellungen der vereinten Diplomatie Oesterreichs, Englands und Preußens nach und erklärte sich bereit, seinen Gesandten zur Friedensunterzeichnung zu bevollmächtigen. Nur davon ging er nicht ab, daß zugleich die Kriegsunternehmungen thätig fortgesetzt werden sollten.

Schon auf die erste Nachricht von dem Ueberfall bei Champaubert hatte der Czar unter unverblümten Vorwürfen bei Schwarzenberg darauf gedrungen, daß etwas geschehe, um Blücher Luft zu machen. Aber eine energische Operation zu bewirken, gelang ihm nicht. Nur wurden Wittgenstein, Wrede und der Kronprinz von Württemberg angewiesen, sich der Seineübergänge bei Nogent, Bray und Montereau zu bemächtigen; Colloredo's Corps, das jetzt Bianchi führte, Giulay und die österreichischen Reserven sollten den Marsch gegen Sens und Fontainebleau fortsetzen. Am 13. Febr. waren die Uebergänge besetzt, Victor und Oudinot hatten sich zurückgezogen. Freilich kam dies zu spät, um die Schläge gegen Blücher abzuwenden, und die Macht des großen Heeres ward dadurch auf eine lange Strecke, von Fontainebleau bis Mery, auseinandergezogen; indessen auch selbst eine so bescheidene Diversion hatte in diesem kritischen Augenblick ihre Bedeutung. Das Vorgehen der Kosaken bis Fontainebleau machte Eindruck; war es doch eine gar geringe Entfernung von der Hauptstadt, und ein plötzlicher Stoß gegen diese selbst lag wenigstens nicht im Bereich des Unmöglichen.*) Für Napoleon warfen diese Nachrichten jedenfalls ein Gewicht in die Wagschale der Entscheidung; er ließ in dem Augenblick, wo ein energisches Verfolgen seiner Vortheile gegen die schlesische Armee große Folgen haben konnte, von Blücher ab und wandte sich gegen die Seine, um auch die große Armee rasch durch einen unerwarteten Streich zu treffen. Wittgenstein war dort eben bis Nangis vorgerückt, Wrede stand zwischen Nangis und Bray, der Kronprinz von Württemberg bei Montereau.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit war der gefürchtete Gegner da. Er war, den Tag nach dem Kampfe bei Vauchamps, mit der Masse seiner Truppen (nur Marmont und Grouchy blieben bei Montmirail zurück) gegen Meaux geeilt, um sich mit Victor und Oudinot, die hinter den Yères zurückgewichen waren, zu vereinigen. Außer ihnen hatte er Ney, Gérard, Macdonald, einige neugebildete Divisionen und die Reitercorps von Nansouty, Milhaud und Kellermann bei sich, im Ganzen wohl über 50,000 Mann Infanterie und 15,000 Reiter. Noch am 14. hatte er bei Vauchamps gefochten, am 17. stand er schon im Angesicht der überraschten Verbündeten an der Seine. Hier stieß er zuerst auf Pahlens Vorhut von 3—4000 Mann, die nach einem tapferen, aber ungünstigen Gefecht überwältigt und zersprengt ward. Nangis

*) Tenez ferme aux barrières de Paris, hatte Napoleon schon am 7. Febr. an Joseph geschrieben (X. 54). Er hielt also eine vorübergehende Bedrohung der Hauptstadt für wahrscheinlich.

wurde von den Franzosen besetzt. Dann ließ Napoleon sein Heer in drei Colonnen nach der Seine vorgehen. Victor, ein Reitercorps und einige andere Abtheilungen wurden auf Montereau dirigirt, Macdonald und zwei Reiterdivisionen gegen Bray, Oudinot und die übrigen Reiter nach Provins.

Die Alliirten begannen, als er so plötzlich herankam, sich etwas dichter an der Seine zusammenzuziehen. Bis die Concentrirung erfolgt war, sollten die Flußübergänge, gegen die der Feind im Anmarsch war, so lange wie möglich gehalten werden; bei Nogent stand zu dem Zwecke Wittgenstein, bei Bray Wrede, bei Montereau, wo die Yonne in die Seine mündet, war der Kronprinz von Württemberg. Gegen diesen war der erste Stoß Napoleons gerichtet.

Der Kronprinz hielt mit ungefähr zehntausend Mann die steilen Höhen besetzt, die sich am nördlichen Ufer der Seine erheben; beim Schlosse Surville und bei Villaron stand seine Hauptmacht; südlich vom Flusse, bei Montereau selbst, hatte er nur einige tausend Mann aufgestellt. Am Morgen des 18. Febr. begannen die Franzosen ihren Angriff auf der Nordseite; es waren erst Victors Corps und Pajols Reiterei, die den Kampf dort eröffneten, dann führte Gérard Verstärkungen heran. Obwol heftig bedrängt, hielt der Kronprinz seine Stellung bis nach Mittag fest. Dann kam der Kaiser selbst mit frischen Kräften; gelang es ihm jetzt mit seiner nun überlegenen Macht,*) die Stellung der Württemberger zu überwältigen, so drohte ihnen, den Abhang hinunter über Brücken und Defileen, ein sehr bedenklicher Rückzug. Dies abzuwenden, ließ der Kronprinz vorerst die Reiterei und das Geschütz über die Seine zurückgehen; bis die andere Truppenmasse den Fluß passirt hatte, sollten das Schloß und der Park von Surville mit äußerster Anstrengung gehalten werden. Schon drängten aber die Franzosen hitzig nach, beim Uebergang waren Freund und Feind bunt durch einander gemischt und nur ein neuer Angriff schien im Stande, den Weichenden Luft zu machen. Der Kronprinz suchte wieder vorzudringen, aber sein Angriff prallte an dem heftigen Feuer der Gegner ab; hier war es, wo Napoleon sich persönlich zu den Geschützen begab, sie gegen den andringenden Feind zu richten. Der Rückzug war nun nicht mehr aufzuhalten; in lebhaftem Handgemenge drängten die Franzosen bis in die Stadt nach; doch gelang es der Reiterei der Württemberger, sie so lange festzuhalten, daß der Rückzug nach Bray vollzogen werden konnte. Ueber viertausend Mann hatte der Kampf den Alliirten gekostet.

In denselben Stunden, wo bei Montereau so heiß gefochten ward, war Macdonalds Colonne gegen Bray vorgegangen, aber von Wrede abgewiesen worden; Oudinot rückte von Provins gegen die Seine vor, ohne daß es zum Gefecht kam.

*) Damitz berechnet (II. 288) seine Stärke auf ungefähr 30,000 Mann mit 60 Geschützen.

Napoleon durfte sich also abermals eines Erfolges rühmen, wenn derselbe gleich nicht so durchschlagend war, wie er ihn brauchte. Das Corps des Kronprinzen zu zersprengen, war nicht gelungen; vielmehr hatte der tapfere Widerstand dem großen Heere einen Tag Zeit gegeben, sich fester zusammenzuziehen. Napoleon überschätzte aber die Frucht dieses Sieges in ungemessener Weise. Wir werden später sehen, wie er sich abhalten ließ, bei den Verhandlungen in Chatillon die damals entschieden friedfertige Stimmung der Gegner zu nützen, und wie er eben jetzt seinem Gesandten die Vollmacht, den Frieden zu unterzeichnen, entzog. In den Briefen an seinen Bruder schlägt er einen wahrhaft übermüthigen Ton an. Als Schwarzenberg jetzt unmittelbar vor dem Kampf bei Montereau einen Waffenstillstand, den er früher abgelehnt, selbst anbieten ließ, schrieb Napoleon: „Es ist schwer, feig zu sein bis zu diesem Maße. Die Elenden, beim ersten Mißlingen fallen sie auf die Knie. Aber ich werde keinen Waffenstillstand gewähren, so lange sie nicht mein Gebiet geräumt haben." Und doch konnte er täglich aus den Berichten seines Bruders erfahren, wie es im Reiche stand; die Stimmungen hatten sich wohl gewendet, aber die bittere Noth, der furchtbare Druck des Krieges, der Mangel an Geld und Waffen dauerten unverändert fort. „Die Bevölkerung von Paris," schrieb ihm Joseph vier Tage nach dem Treffen bei Montereau, „bewundert Ihr Genie; aber sie wird doch nur tiefer bewegt durch die Hoffnung eines nahen Friedens und ist durchaus nicht dazu gestimmt, gegen ein Armeecorps eine wirkliche Vertheidigung zu übernehmen oder Abtheilungen der Nationalgarde über das Weichbild der Stadt hinauszusenden." Darum blieb er bei einer schon vorher ausgesprochenen Meinung: die Dinge nicht zu überspannen, sondern den dargebotenen Frieden zu ergreifen, auch wenn die Gegner das französische Gebiet nicht räumten. Aber solche Reden mißfielen dem Kaiser; er wies sie als unzeitige „Friedenspredigten" in rauhem Tone zurück.*)

Wir werden uns nachher aus der Geschichte der Friedensunterhandlungen überzeugen, daß diese Ueberhebung ihn einen unwiederbringlichen Moment verlieren ließ; auch seine blindesten Bewunderer haben darum hier einen leisen Tadel nicht unterdrücken können,**) denn im verbündeten Lager neigte jetzt in der That Alles zum Frieden. Nach dem Tage von Montereau, der doch in keinem Falle die Bedeutung einer Niederlage der großen Armee hatte, ward beschlossen, den Rückzug nach Troyes anzutreten und hier vor Allem die Vereinigung mit Blücher abzuwarten, ehe man sich in eine größere Schlacht einlasse.

Blücher hatte indessen, zwei Tage nach dem heißen Kampfe bei Vauchamps und Etoges, in Chalons sein Heer wieder vereinigt, neu geordnet und durch zwei russische Corps (Rudczewitsch und Korff), die 6000 Mann

*) S. Mémoires du Roi Joseph X. 133. 137. 144. 152. 153.
**) Bignon. XIII. 373.

Infanterie und 4000 Reiter zählten, die Verluste der letzten Kämpfe einigermaßen gedeckt. Er war so wenig herabgestimmt, daß er am liebsten wieder gleich gegen Paris aufgebrochen wäre, aber von Schwarzenberg kam die Nachricht (18—19. Febr.), daß die große Armee sich auf Troyes zurückziehe und dort die Vereinigung mit ihm erwarten werde, um am 22. einen großen Angriff zu unternehmen. Blücher säumte nicht zu erwiedern, daß er am 21. Febr. sich mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Mery an der Seine zur Schlacht bereit einfinden werde.

Allein mit der angekündigten Schlacht war es nicht so ernst gemeint. Bei Troyes angelangt, fand man eine Menge von Bedenken, die dagegen sprachen. Wie österreichische Quellen versichern, waren es schlimme Nachrichten aus dem Süden, die Schwächung der Armee durch Entsendungen, Kämpfe und Märsche, der Mangel an Verpflegung und die Schwierigkeit, dieselbe inmitten einer ausgesogenen und feindlich gestimmten Bevölkerung zu sichern, endlich die schlechte Jahreszeit — was im großen Hauptquartier ernste Sorgen weckte.*) „Die Hauptursache," schrieb Fürst Schwarzenberg selbst wenige Tage später, „warum ich der Schlacht auswich, war die wichtige Bemerkung, die mir nicht entgehen durfte, daß, wenn die Schlacht unglücklich für uns ausfallen sollte, ein Rückzug von Troyes bis über den Rhein unsere Armee gänzlich würde aufgelöst haben. Die ganze Winterbewegung," fügt er hinzu, „war darauf berechnet, den Kaiser Napoleon zu überraschen, in allen seinen Vorbereitungen zu hindern und auf diese Weise einen vortheilhaften Frieden ihm gleichsam abzuringen. Wie konnte es meine Absicht sein, in dieser auf keiner Basis ruhenden Operation fortfahren zu wollen, wenn, wie es hier der Fall war, der Friede der bestimmte Zweck war und aus was immer für Ursachen nicht erreicht wurde?!"**)

Wir können nicht entscheiden, wie weit militärische Bedenken dieser Art durch die Friedensstimmung der Diplomaten im Hauptquartier unterstützt wurden; in jedem Falle durfte man von ihnen nicht größere Kühnheit fordern, wenn die Feldherren so urtheilten. Schon vor den letzten Unfällen regte sich eine unüberwindliche Scheu gegen die äußerste Entscheidung. Männer wie Knesebeck z. B. fuhren fort, gegen den Marsch auf Paris zu agitiren, und fochten jetzt den Satz eifrig durch: Napoleon habe aufgehört gefährlich zu sein. „Wollen wir," schrieb er, „auch unsererseits so weit gehen, als

---

*) J. B. Schels, die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris I. 17. 18.

**) Diese merkwürdige Betrachtung wird von Thielen a. a. O. S. 99. einfach adoptirt und es darnach ganz in der Ordnung gefunden, daß Schwarzenberg von dem Entschluß abstand, mit 150,000 Mann gegen 70,000 eine Schlacht zu liefern! Was man im „Hoflager der Monarchen" darüber tadelnd bemerkte, fällt ihm natürlich nicht ins Gewicht, zumal der französische Geschichtschreiber Koch den Fürsten in Schutz nimmt.

unser Schicksal uns treibt? Wollen wir das Spiel unseres Gegners ganz spielen? Der Mensch versuche die Götter nicht!" Er sah, wenn man weiter ginge, einen „Abgrund" vor Augen; in Paris fürchtete er einen Aufstand und einen Kampf auf Leben und Tod. „Wollen wir der Welt Glück und Frieden, Frankreich Ruhe geben und mit Ruhm gekrönt nach Hause ziehen, so füge man Mäßigkeit zu Heldensinn und schließe zu Chatillon ab, wie wir heute abschließen können." *)

Das hatte Knesebeck geschrieben, ehe die letzten Unglücksbotschaften erfolgt waren; es läßt sich denken, daß er nun nur noch ungeduldiger zum Frieden drängte. Dies Friedensfieber hatte aber die Meisten ergriffen. „Die Instructionen nach Chatillon," schrieb Hardenberg am 16. Februar, „sind noch gestern in der Nacht abgegangen und Lord Castlereagh ist auch gleich dahin abgereist. Es wird nichts versäumt werden, um so schnell abzuschließen, als es möglich sein wird." Nur das meinte der Staatskanzler noch anempfehlen zu müssen: daß man den Ton nicht zu sehr herabstimme, weil dies vom Zweck eher entferne als ihn näher bringe. Ein genau eingeweihter Officier aus Blüchers Umgebung, Müffling, schrieb damals (18. Febr.) resignirt: „Ich sehe, daß man sich nicht entschließen wird, Napoleon zu dethronisiren; ist dies der Fall, so muß man Frieden machen." Selbst die Preußen im großen Hauptquartier neigten jetzt mehr zu Oesterreich, als zu Rußland; es scheint, daß auch sie die Sorge vor der östlichen Uebermacht anfing zu beunruhigen, zumal eben jetzt in Danzig und an der Weichsel die russischen Verbündeten sich so benahmen, als wollten sie sich auf immer hier niederlassen. Nur der König stand mehr auf des russischen Kaisers Seite. Hardenberg klagte damals, er lasse ihn gegen Alexander im Stich, und sprach wegwerfend „von romanhaften, fixen Ideen," durch die man sich habe irre leiten lassen.

Solche Stimmungen machen es wohl begreiflich, daß man auch mit der mehr als doppelten Macht — so viel hatten Schwarzenberg und Blücher jetzt an der Seine beisammen**) — nicht wagen wollte, einen entscheidenden Schlag zu führen. Um Rückzug oder Waffenstillstand drehten sich die Gedanken der Meisten. Was dem Einen oder Andern folgen werde, war kaum zu berechnen: im besten Falle ein unsicherer Friede, im schlimmeren ein Umschwung, der Napoleon Zeit ließ, seine Kraft vollends zu entwickeln und den Eingedrungenen eine Katastrophe zu bereiten. Schon dachten die Einen an den Rück-

---

*) d. d. Troyes 12. Febr. (In Knesebecks Correspondenz).

**) Damitz (II. 330) zählt auf Napoleons Seite, ohne das erst nachrückende Corps Grouchy's, 63,700 Mann; die beiden alliirten Heere berechnet er auf 153,000 Mann. Geringer gibt Stein in seiner Depesche an Lieven (Pertz III. 724) die Zahl an; er sagt: 130 mille combattants d'après le calcul le plus strict se trouvèrent réunis.

zug bis Langres und wenn Andere meinten, das führe bis zur Retirade an den Rhein, so wurde ihnen aus der Umgebung des Oberfeldherrn erwiedert: „desto besser! dann gehen wir flußabwärts und belagern Mainz in aller Form."*) Es war wieder einer von den peinlichen Momenten, wo man fast die einzige Hoffnung auf des Gegners unbeugsamen Stolz und Uebermuth setzen mußte.

Den Eindruck, den diese Nachrichten im schlesischen Hauptquartier machten, brauchen wir nicht zu schildern. Blücher hatte sein Versprechen gelöst und stand am 21. Febr. zu Mery an der Seine. Nun kam Gneisenau, den er nach Troyes gesandt, um die verheißene Schlacht zu verabreden, und brachte diese Nachrichten vom Rückzug und Waffenstillstand. Sie erregten die größte Entrüstung. Aber was zu thun sei, ließ sich so leicht nicht sagen, obwol Alle darin einmüthig waren, daß man sich nicht in diese Rückzugstaktik verwickeln lassen dürfe. Ein Vorschlag Grolmans ward zuletzt allgemein gut geheißen. Wenn es nicht zur versprochenen Schlacht komme, so wollte man lieber bei den Monarchen die Zustimmung dazu erwirken, daß Blücher sich von der großen Armee trennen und wieder auf eigene Hand die Offensive gegen Paris ergreifen dürfe. Erlaubte man ihm, die Corps von Bülow und Wintzingerode an sich zu ziehen, so gebot er über eine Macht von hunderttausend Mann und durfte es wohl wagen, geradezu auf Paris loszubringen. Am 22. Febr. ging Grolman mit diesen Vorschlägen nach Troyes. Sein Bemühen, die versprochene Schlacht zu erwirken und den Rückzug in die Defensive zu hindern, war fruchtlos; glücklicher war er mit seinen übrigen Anträgen. Die beiden Monarchen von Rußland und Preußen wurden dafür gewonnen; der Oberfeldherr gab seine Zustimmung. Blücher sollte sich mit Bülow und Wintzingerode vereinigen und gleich am andern Tage aufbrechen dürfen.**)

Es war die entscheidende Bewegung des ganzen Krieges. Noch war damit freilich nicht Alles abgemacht; denn im Hauptquartier der großen Armee ward zu gleicher Zeit der denkwürdige Beschluß gefaßt, wegen eines Waffenstillstandes zu verhandeln, gegen Bar sur Aube zurückzuweichen und den Erfolg von Blüchers Operationen vorerst abzuwarten; es fiel also auch diesmal wie bei der ersten Trennung die ganze Last wieder nur auf Blücher. Aber er hatte jetzt doch Kräfte genug, um den entscheidenden Stoß zu führen.

*) So versichert Schulz (Gesch. der Kriege XII. 2. 170) und gibt die Mittheilung als verbürgt.

**) Von diesem Verhältniß beider Hauptquartiere, der Unterhandlung Grolmans und den Einflüssen, die seinen Vorschlag zur Annahme brachten, weiß die neueste österreichische Darstellung dieses Feldzugs abermals nichts zu erwähnen; vielmehr muß es nach Thielens Erzählung S. 100 f. 104—105 so scheinen, als sei das Alles allein unter Schwarzenbergs Inspiration erfolgt.

Damals richtete Blücher voll Freude jenes berühmte Dankschreiben an Kaiser Alexander, worin er alle Nachtheile des Rückzuges — Bewaffnung des französischen Volkes, Entmuthigung der eigenen Heere, Schwierigkeit dieselben zu verpflegen und Wiederherstellung des Napoleonischen Einflusses — in gedrängten Zügen zusammengefaßt und im Hinblick auf den Anschluß Bülows und Wintzingerodes mit den Worten schließt: „In dieser verbintung werde ich auf Paris vordringen, ich Scheue so wenig Keißer Napoleon wie seine marschalle."

Aber er eilte zugleich mit dem Aufbruch; es konnte ja die Leute im Hauptquartier wieder reuen, daß sie die Zusage gegeben. Die Blücher'sche Armee hatte eben (22. Febr.) durch den nachdrücklichen Stoß, wodurch sie die Franzosen aus Mery und vom rechten Seineufer verdrängte, ein deutliches Lebenszeichen ihrer Anwesenheit gegeben und dargethan, daß sie keineswegs vernichtet oder unschädlich gemacht sei, wie Napoleon acht Tage vorher geprahlt; am andern Tage setzte sie sich aber rasch und ohne Geräusch in Bewegung.

Das große Heer räumte zur nämlichen Zeit Troyes und das linke Ufer der Seine und setzte den Rückzug fort gegen Bar sur Aube. Unter den Führern hatten die Friedensgedanken völlig die Oberhand gewonnen; die Soldaten waren tief herabgestimmt über diese Kriegführung, die sich zwischen kraftlosem Vorrücken und Zurückgehen theilte. Sie empfanden natürlich alle Mühen und Entbehrungen des Krieges in nicht geringerem Maße, als wenn sie sich in heftigem Kampfe herumgetummelt hätten.

Als die Armee in Bar war, kamen die Friedensmänner darauf zurück, den Rückzug beider Armeen zu fordern*); hier war jedoch die Gränze von Alexanders Nachgiebigkeit; er drohte geradezu, seine Truppen vom großen Heere zu trennen und mit Blücher zu vereinigen. In einem Kriegsrath, der am 25. Febr. stattfand, wurde zwar beschlossen, daß Schwarzenberg den Rückzug bis Langres fortsetzen könne, allein es ward doch auch die Vereinigung Bülows und Wintzingerodes mit Blücher festgehalten; außerdem sollte das Corps, das der Herzog von Weimar in den Niederlanden führte, dem preußischen Feldherrn unterstellt sein und Bernadotte die rückwärtsliegenden Festungen im Schach halten. Es blieb also bei dem, was die beiden Monarchen drei Tage vorher zugesagt hatten: Blücher ward die eigentliche Action überlassen und damit die günstige Entscheidung des Krieges möglich gemacht. Die große Armee erhielt eine Nebenrolle, oder wie der König von Preußen sich ausdrückte, ihr fiel die Aufgabe zu, welche in dem Augustfeldzug von 1813 ursprünglich dem schlesischen Heere zugetheilt war**).

---

*) Schon vorher war durch mehrere Weisungen an Blücher, die der Grolman'schen Verabredung widersprachen (s. Beitzke III. 263), in dieser Richtung sondirt worden.

**) Der Brief, den der König nach dem Kriegsrathe an Blücher schrieb (s. Damitz II. 584 f.), hebt dies Verhältniß scharf hervor. „Es ist jetzt beschlossen worden,

Aber ehe die Entscheidung erfochten wird, müssen wir einen Augenblick den Kriegsschauplatz verlassen und den Diplomaten bei ihren Friedensverhandlungen nachgehen.

Die Geschichte des Friedenscongresses führt auf jene Frankfurter Verhandlungen zurück, die durch das Manifest vom December und den Beschluß, den Rhein zu überschreiten, unterbrochen worden waren. Napoleon selber hatte damals durch unzeitiges Zögern den günstigsten Moment der Unterhandlung versäumt und der kriegerischen Partei im Lager der Gegner Zeit gegeben, eine Entscheidung in ihrem Sinne durchzusetzen. Wie er endlich Caulaincourt nach den Vorposten der Verbündeten schickte, war der Umschwung schon eingetreten; der beabsichtigte Friedenscongreß zu Mannheim war begraben, Metternich, der Freund der Aussöhnung mit dem Napoleonischen Frankreich, gab ausweichende und zögernde Erklärungen; der Diplomatie war jetzt jene ausschließliche Leitung der Dinge entschlüpft, die sie in Frankfurt einen Augenblick in der Hand zu haben schien. Caulaincourt ward bei den Vorposten nicht durchgelassen; Metternich erklärte, erst auf Lord Castlereaghs Ankunft warten zu müssen. Indessen bereiteten die Heere und die Feldherrn die Entscheidung vor, der Rhein ward überschritten, Bülow fing an Holland zu erobern, die Invasion begann unter allen Auspicien eines raschen Erfolges.

Napoleon selbst gab vorerst die Friedenshoffnungen auf und rüstete sich eben, die Actenstücke der Frankfurter Verhandlung in seinem officiellen Organe drucken zu lassen, um darauf den Vorwurf falscher und unfriedfertiger Gesinnung gegen die Alliirten zu begründen, als ihm eine Note Metternichs vom 14. Januar zukam, worin der Gedanke eines Friedens wieder aufgenommen, Chatillon in Burgund als Congreßort vorgeschlagen und Caulaincourt eingeladen war, sich dort einzufinden. Noch waren die Frankfurter Anerbietungen nicht ausdrücklich zurückgenommen; es lohnte sich also wohl der Mühe, die dargebotene Verhandlung zu ergreifen. Große Hoffnung auf das Gelin-

---

schreibt er, daß die Armee des Fürsten Schwarzenberg die Rolle übernehmen wird, welche der schlesischen Armee beim Anfang der Operationen nach Ablauf des Waffenstillstandes in diesem Sommer vorgeschrieben war; demgemäß wird sie für jetzt ihre rückgängige Bewegung noch fortsetzen. Die Armee unter Ihrem Befehle hingegen ist bestimmt, die Offensive zu ergreifen .... der Ausgang dieses Feldzuges liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist."

gen des Friedens hatte freilich Napoleon nicht; die Politik Englands, schrieb er kurz vorher an Caulaincourt, der Haß des russischen Kaisers wird Oesterreich mit fortreißen. Aber die Verhandlung hatte doch ihre günstigen Chancen; sie konnte ihm vielleicht Zeit gewinnen, also das Unentbehrlichste, was er zur Sammlung und Rüstung seiner Kräfte brauchte. So ging er denn auch willig auf den Vorschlag ein; die schon gedruckten Blätter des Moniteur wurden wieder zurückgenommen, Caulaincourt sollte sich nach Chatillon begeben.

Die große Schwierigkeit des Friedens lag nicht im Bereich der Diplomatie; wir haben zu Frankfurt gesehen, wie leicht sie damals den Gegner hätte entschlüpfen lassen. Das mächtigste Hinderniß war Napoleons eigene Vergangenheit. Von den Staatsleuten und Diplomaten konnte dieselbe vielleicht rasch vergessen werden; in den Völkern, in den Heeren — und diese enthielten jetzt den edelsten Kern des Volkes — ward sie es nicht. Ermaß man die Fülle gerechten Hasses, die seit einem Jahrzehnt und länger erweckt und immer frisch genährt worden war, gedachte man des unerbittlichen Druckes, den der übermüthige Sieger auf Deutschland gelegt, erinnerte man sich auch nur an Hofer, an Schills Waffenbrüder, an Vandamme's und Davoust's scheußliches Gebahren, so erschien es als eine sittliche Unmöglichkeit, mit dem Manne, der Urheber und Träger all dieses Elendes war, sich in Frieden auseinanderzusetzen. Dafür bedurfte es einer andern Sühne, als daß man am Ende aller Kämpfe und Opfer ihn und sein Haus auf dem immer noch mächtigsten Throne Europa's bestehen ließ. Was man von Blücher erzählte, daß er einem Diplomaten, der ihn darauf vertröstet, Napoleon werde durch die Parteien im Innern zu Grunde gehen, zornig erwiedert habe: „Die Schlechtigkeit der Franzosen ist für uns keine Revanche, wir müssen ihn herunterwerfen, wir" — das sprach in einem Worte die Meinung der vielen Tausende aus, die sich zum Kampfe gegen ihn erhoben hatten. Seit der Rhein überschritten war, wog dieser Factor der populären und kriegerischen Meinung doch nicht so leicht, wie ihn die Metternich, Nesselrode und Aberdeen zu Frankfurt angeschlagen hatten. Es sprach sich aber auch in diesem volksthümlichen Instinkt eine ganz richtige Würdigung der politischen Lage aus. Ein Friede mit Napoleon, wie auch immer die Bedingungen waren, vermochte in der That eine klare und genügende Lösung der großen Krisis nicht zu schaffen. Denn entweder ward der Friede mit der Rheingränze gewährt; dann blieb Napoleon mächtig genug, um über das schutzlose und gespaltene Deutschland seine Suprematie allmälig wiederherzustellen, oder es ward ein Friede geschlossen, der Frankreich auf die Gränzen von 1792 zurückführte, dann hatten wir in Kurzem den Krieg wieder auf deutschem Boden. „Hätte ich," so schrieb Napoleon selbst im Februar an seinen Bruder, „den Frieden mit den alten Gränzen unterzeichnet, so wäre ich zwei Jahre später wieder zu den Waffen geeilt und hätte der Nation er-

klärt: das sei kein Friede gewesen, was ich unterzeichnet, sondern eine Capitulation *)."

So drängte, von allem Hasse und von der verdienten Vergeltung ganz abgesehen, die politische Situation selber auf den Umsturz des Napoleonischen Kaiserreiches hin: mit demselben war kein Friede denkbar, der uns auch nur nothdürftig unser gutes Recht verschaffte und einige Dauer verhieß. Napoleons eigenes Raisonnement gab dieser Ansicht eine unleugbare Unterstützung. Er war entschlossen, von der Forderung der sogenannten natürlichen Gränzen nicht abzugehen; mit der Abtretung Hollands, Italiens und des deutschen Nordwestens, dem Verzicht auf den Rheinbund, die Schweiz, Illyrien und die Königreiche der Napoleoniden, allerdings, wenn man es im Ganzen überschlug, einem gewaltigen Gebiet, schien ihm der Friede theuer genug erkauft. Die Gränzen von 1792 sah er in seiner Stellung als eine unmögliche Bedingung an. Ein solcher Wechsel, so urtheilte er, wäre von der Wiederherstellung der alten Königslinie der Bourbons nicht zu trennen; nur sie wären im Stande, ein solches System aufrecht zu halten. „Ich selbst aber," sagte er, „kann es nicht; ich darf Frankreich nicht kleiner aus den Händen der Verbündeten zurücknehmen, als ich es einst 1799 empfangen habe. Wenn darum die Verbündeten nichts Anderes gewähren, als die alten Gränzen, so bleiben nur drei Wege: entweder im Kampfe siegen, oder im Kampfe untergehen, oder, wenn die Nation mich nicht unterstützt, die Abdication **)."

Dieses Raisonnement veranschaulichte freilich das Verzweifelte seiner Lage. Vermochte er es nicht, ohne seinen Ursprung und seine Vergangenheit zu verleugnen, die Gränzen von 1792 anzunehmen, so konnten ihm die Verbündeten, ohne sich selber und dem Zwecke ihres Bundes untreu zu werden, nicht mehr als dies gewähren. Wenn sie zu Frankfurt einen Augenblick mehr geboten hatten, so war dies eine kaum verzeihliche Schwäche gewesen; jetzt bestanden aber die Frankfurter Verhältnisse nicht mehr. Seitdem hatte die Politik des Krieges die Oberhand gewonnen, Holland ward erobert, die Schweiz besetzt, Frankreich von mächtigen Heeren überfluthet. In dieser veränderten Lage war es in der That eine seltsame Prätension, die Frankfurter Anerbietungen, die Napoleon selbst gezögert anzunehmen, als fortbestehend zu betrachten oder gar wie eine unverbrüchliche Zusage zu deuten.

Den Frieden auf dem Wege der Unterhandlungen zu erlangen, hegte der französische Kaiser selber wenig Hoffnung; er dachte noch immer, sich ihn am ersten mit den Waffen zu erkämpfen. Aber die Verhandlung konnte ihm doch eine mächtige Hülfe gewähren, indem sie die Frist seiner Rüstungen verlängerte. In diesem Sinne war sein erster Schritt, womit er Metternichs

*) S. **Mémoires du Roi Joseph. X. 134.**

) S. **Bignon. XIII. 305.

Anknüpfung im Januar erwiederte. Er schlug einen Waffenstillstand vor; vielleicht waren die Gegner gutmüthig genug, gegen die Räumung einiger ohnedies verlorenen Festungen ihm die Zeit zu gönnen, deren er zur Vorbereitung des Kampfes noch bedurfte. Um auf Kaiser Franz zu wirken, ward zugleich die schwiegerväterliche Saite geschickt angeschlagen. Allein Metternich gab an dem Tage, wo Napoleon mit Blücher den ersten Strauß bei Brienne bestand, einen ablehnenden Bescheid; als Bevollmächtigter für den Congreß kündigte er den Grafen Philipp Stadion an und betonte mit auffälligem Nachdruck, daß er selber mit diesem Staatsmanne in Gedanken, Ansichten und Wünschen vollkommen einig sei. Die Berufung auf die dynastischen Bande beantwortete der österreichische Diplomat durch eine Warnung von bedenklichem Klang. „Wenn der Kaiser Napoleon," schrieb er an Caulaincourt, „jetzt nur die Stimme seiner Vernunft hört, wenn er seinen Ruhm in dem Glück eines großen Volkes sucht, so wird der Kaiser Franz sich gern zu dem Augenblick zurückdenken, wo er ihm sein liebstes Kind anvertraut hat. Wenn aber eine beklagenswerthe Verblendung Ihren Herrn taub machen sollte gegen den einmüthigen Wunsch seines Volkes und Europas, so wird der Kaiser von Oesterreich zwar das Schicksal seiner Tochter beklagen, aber darum den Zug seiner Armeen nicht aufhalten."

Der Bevollmächtigte Napoleons, Caulaincourt, würdigte die Dinge unbefangener als sein Herr. Er sah die Erschlaffung des Volkes, das allgemeine Drängen zum Frieden, er hörte die schon laute Anklage, der Kaiser allein sei die Ursache des Krieges. Die Namen der Abgesandten, welche die Coalition nach Chatillon schickte, deutete nicht auf Frieden. Für Oesterreich Stadion, für Preußen Wilhelm von Humboldt, für Rußland Rasumowsky, für England Aberdeen und Sir Charles Stewart, denen Lord Castlereagh selbst beobachtend und leitend zur Seite stand, das waren, die britischen Vertreter vielleicht noch am ersten ausgenommen, lauter Persönlichkeiten, von denen eher Haß gegen das Bonaparte'sche Wesen, als schwächliches Nachgeben zu erwarten war. Die Aeußerungen, die Caulaincourt sonst vernahm, stimmten dazu vollkommen. Er fand höchstens bei den Oesterreichern noch Neigung und Glauben an den Frieden; die übrigen waren schon zweifelhaft; vom Czaren hieß es, er brenne vor Ungeduld, zur Vergeltung für Moskau seine Garden nach Paris zu führen. Daß die Frankfurter Anerbietungen jetzt von den Ereignissen überholt waren, darüber täuschte sich Caulaincourt nicht mehr. Er mochte an Prag und an das verhängnißvolle „Zu spät" dort denken und bat darum seinen Kaiser, daß er nicht lange säumen, sondern ihn ermächtigen möge, auch auf anderen Grundlagen, als denen von Frankfurt zu unterhandeln. Aber zu Chatillon wie zu Prag war es sein Schicksal, die Kassandra seines Herrn zu sein.

Solche Eindrücke empfing der Bevollmächtigte, noch ehe der Congreß begann und ehe Napoleon seinen ersten Waffengang mit den Verbündeten

gemacht hatte. Nun folgten die Botschaften von den Schlachtfeldern: sie meldeten den unfruchtbaren Kampf bei Brienne und die Niederlage bei La Rothière. Es lag damals, wie wir wissen, wahrscheinlich in der Hand der Sieger, mit einem raschen Schlage den Krieg zu beendigen. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Kunden, die Caulaincourt zwar aus feindlichen Quellen, aber im Ganzen doch nicht übertrieben empfing, bat er seinen Kaiser flehentlich, auch nicht eine Stunde mehr zu zögern. Es handele sich jetzt darum, Frankreich als Frankreich zu erhalten; 300,000 Mann seien gegen ihn im Anmarsch, das Land selbst habe keine Energie mehr, ein völliger Umsturz sei schon nicht mehr fern.

Napoleon blieb noch ungebeugt. Er behandelte den Schlag von La Rothière wie eine unbedeutende, nichts entscheidende Sache und wich dem Verlangen bestimmter Instructionen zum Frieden aus. „Es ist ja noch zweifelhaft," sagte er, „ob der Feind unterhandeln will; wozu also Vollmachten und Weisungen? Theilt man Ihnen die Bedingungen der Gegner mit, so steht es Ihnen frei, sie anzunehmen oder binnen 24 Stunden an mich zu berichten." Nicht nach einer Niederlage, nur nach einem Siege wollte er über den Frieden verhandeln.

Am 5. Febr. ward die erste Friedensconferenz zu Chatillon abgehalten. Schon vorher hatten sich die Alliirten darüber verständigt, daß die Verhandlung den Gang der kriegerischen Ereignisse nicht aufhalten dürfe; jetzt traten sie vor Allem mit der Erklärung hervor, daß sie nur vereinigt im Namen von ganz Europa den Frieden verhandeln würden und zwar nur in der Form gemeinsamer Sitzungen, von denen Protokolle aufzunehmen seien. Von dem Inhalt der Bedingungen verlautete noch nichts; der russische Bevollmächtigte, hieß es, sei noch nicht mit allen Formalien versehen. Sie waren also einig und suchten von vornherein jeder stillen Hoffnung, als ob den einzelnen Gliedern des Bundes der Friede abzuringen sei, nachdrücklich zu begegnen. Das war auch der Eindruck, den der Vertreter Napoleons empfing; es schienen die alten Gegner nicht mehr zu sein und es waren die gewohnten Künste nicht mehr zu gebrauchen.

Den Tag nach dieser ersten Sitzung erhielt Caulaincourt bedeutsame Nachrichten. Der Kaiser, so schrieb ihm Maret, ertheile ihm „carte blanche", damit er die Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende führe, die Hauptstadt rette und einer neuen Schlacht vorbeuge. Es war also doch ein Wechsel in der Stimmung Napoleons eingetreten. Die Nachricht von Blücher's Erscheinen bei La Fère Champenoise, die Gefahr, von ihm die Seineübergänge im Rücken besetzt zu sehen und vielleicht mit einem schwer erschütterten Heere eine letzte Entscheidungsschlacht an der Seine wagen zu müssen, die in diesem Augenblick kaum eine Aussicht auf Erfolg bot, dies Alles hatte einen mächtigen Eindruck auch auf ihn gemacht. Nicht als wenn er mit einem Male zu dem Gedanken aufrichtiger und dauernder Nachgiebigkeit um-

gesprungen wäre; er hielt es nur, unter dem zwingenden Druck der Umstände, für nöthig, etwas von seiner Sprödigkeit nachzulassen. Noch am Morgen hatte er an Caulaincourt den Entschluß kund gegeben, lieber noch eine Schlacht und selbst den Verlust von Paris zu wagen, als die Gränzen von 1792 anzunehmen; wenige Stunden später ließ er ihm ankündigen, er gebe ihm freie Hand abzuschließen. Der Unterschied dieser Zeiten war freilich so gering und die Wendung so plötzlich, daß Caulaincourt selber kein rechtes Vertrauen zu ihrer Dauer hegte. Vielleicht, daß beim ersten Anlaß, wo er die „carte blanche" gebrauchen wollte, es den Kaiser schon wieder reute, sie ihm ertheilt zu haben. Er sollte diese Erfahrung sehr bald machen.

In der zweiten Sitzung des Friedenscongresses stellten die Gesandten einmüthig die Gränzen von 1792 als Bedingung auf. Caulaincourt lehnte dies nicht ab, aber er wagte es auch nicht, in richtiger Kenntniß seines Herrn, sie einfach anzunehmen. Er zeigte sich bereit, sich über den Vorschlag zu erklären, wenn die Bevollmächtigten sich darüber aussprächen, welchen Gebrauch man von den abzutretenden Gebieten machen wolle und ob die ungesäumte Annahme sofort den Uebeln des Krieges eine Gränze setzen würde. Die Gesandten erklärten, darüber erst Bericht einholen zu wollen. Die Aufnahme, welche diese Bedingungen bei Napoleon fanden, rechtfertigten Caulaincourts Zurückhaltung im Gebrauche seiner Vollmacht. Der Secretair des Kaisers hat uns den heftigen Ausbruch beleidigten Stolzes geschildert, womit er die Vorschläge von Chatillon empfing*). „Was wäre ich für die Franzosen," sagte er unter Anderem, „wenn ich ihre Erniedrigung unterzeichnet hätte? Was könnte ich den Republikanern im Senat antworten, wenn sie von mir ihre Rheingränze forderten? Gott bewahre mich vor solchem Schimpf! Sagt Caulaincourt, daß ich solche Bedingungen verwerfe. Lieber will ich die ärgsten Gefahren des Krieges bestehen." Alles, was seine tief herabgestimmte Umgebung von ihm erlangte, war, daß der Gesandte in Chatillon ermächtigt ward, nicht geradezu abzubrechen, und die Vorschläge dem geheimen Rathe in Paris übersandt werden sollten. Caulaincourts Lage war darnach rathlos genug; er war völlig sich selber überlassen. Lehnte er ab, so warf ihm sein Herr wahrscheinlich vor, den Bruch verschuldet zu haben; kam er mit Nachgiebigkeit entgegen, so mußte er fürchten, von Napoleon desavouirt zu werden. In dieser peinlichen Verlegenheit wagte er dann doch einen Schritt auf eigene Hand; er wandte sich an Metternich und erklärte sich bereit, die Bedingung der Gränzen von 1792 einzugehen und die Räumung der Festungen zu gewähren, wenn dadurch eine sofortige Einstellung der Feindseligkeiten erkauft werden könne. „Ich bitte Sie," fügte er hinzu, „legen Sie meinen Brief dem Vater der Kaiserin vor Augen; er soll sehen, welche Opfer wir zu bringen bereit sind, und dann entscheiden."

*) Fain, manuscrit de 1814. S. 93—95.

Indessen hatte Napoleon jene vorübergehende Anwandlung von Nachgiebigkeit vollends überwunden; seinem gekränkten Stolze kam die Hoffnung zu Hülfe, den Gegnern mit den Waffen in der Hand bessere Bedingungen abzuzwingen. Erst hatten sie ihn nach dem Schlag von La Rothière kaum verfolgt, dann ihre Armeen getrennt. Wir erinnern uns, eben an dem Tage, wo Caulaincourts aufregende Botschaft aus Chatillon kam (7. Febr.), erhielt er auch Nachricht über Blüchers isolirten Marsch an der Marne. Das gab ihm die alte Zuversicht wieder; er dachte nicht mehr daran, die Gränzen von 1792 zu gewähren, er war, wie er sagte, bereits daran, „Blücher mit dem Auge zu schlagen," und setzte sich zu dem Zuge in Bewegung, der ihm die siegreichen Tage von Champaubert, Montmirail und Vauchamps gebracht hat.

Mit dieser Umstimmung kreuzten sich ganz ähnliche Gedanken seiner kriegslustigsten Gegner. Der Kaiser von Rußland, der von Anfang an dem Congresse nicht geneigt war und besonders seit La Rothière lieber durch kraftvolle Waffenthaten den Frieden erlangt hätte, drängte auf den Abbruch der Verhandlungen, die ihm die Besorgniß erweckten, es könne zu eilig auf Caulaincourts Anerbieten eingegangen werden. Er rief Rasumowsky vorläufig ab und erklärte, sich erst mit seinen Verbündeten verständigen zu müssen. Eine Note der Bevollmächtigten vom 9. Februar theilte dies Caulaincourt mit dem Bedeuten mit, daß die Conferenzen vorläufig suspendirt seien.

Allein es war doch nur einer der Verbündeten, der diese kriegerische Ansicht vertrat. Daß die Andern mehr vom Congresse als von den Waffen die letzte Entscheidung erwarteten, bewies schon die Kriegführung seit dem 2. Februar, der langsame Marsch nach Troyes und die dreitägige Rast, die man dort hielt. Die früher geschilderten Vorgänge prägen diesen Zwiespalt im alliirten Lager deutlich aus. Alexander will Blüchers Operation energisch unterstützt wissen, die Andern überlassen ihm allein die Last des Kampfes; der russische Kaiser denkt bereits an die Entthronung Napoleons und wird durch Mittheilungen, die vom Prinz-Regenten aus London stammen, zuerst auf die Bourbons hingeleitet; Metternich und Castlereagh sind solchen Gedanken noch fremd und wollen die Anträge, die Caulaincourts letztes Schreiben gebracht, keineswegs von der Hand weisen. Da kommt (11. Febr.) die Nachricht von dem ersten Mißgeschick, das der schlesischen Armee bei Champaubert widerfahren. Alexander sieht darin eine bittere Bestätigung seiner Warnungen, die Friedenspartei nur eine Mahnung mehr zur Unterhandlung. Es kommt zu lebhaften Erörterungen zwischen dem Czaren und Lord Castlereagh, wobei der britische Staatsmann den Vorwurf hören muß: er habe durch völliges Hingeben an die Meinung des österreichischen Cabinets dazu beigetragen, den Gang der Kriegsunternehmungen zu lähmen. Für die Friedenspartei freilich sind die jüngsten Nachrichten nur der Anlaß, eine größere Rührigkeit zu entfalten; nachdem Metternich und Castlereagh auch Harden-

berg zu sich hinübergezogen haben, thun sie jenen gemeinsamen Schritt bei Alexander, der ihn bewegen soll, seinen Gesandten zur Unterzeichnung des Friedens zu bevollmächtigen. Der Czar lehnt das ab (15. Februar) und begründet zugleich unumwunden seine Ueberzeugung, daß nur Napoleons Sturz die Befreiung Europa's vollenden, das Glück Frankreichs und die Ruhe der Nachbarstaaten wiederherstellen werde.*) Aber in dem Augenblick, wo er diese Erklärung abgegeben hat, drängen sich auch die Nachrichten von den Niederlagen des schlesischen Heeres; sie sind natürlich eine wirksame Unterstützung der Friedenspartei. Hatte sie vorher beim Abbruch der Verhandlungen mit Widerstreben dem russischen Kaiser nachgegeben, so mußte er unter dem frischen Eindruck der Niederlage sich ihrem Drängen fügen. Es ward ein neuer Sturm auf ihn gewagt und ihm nach heftigem Kampfe die Zusage abgenöthigt, Rasumowsky zur Unterzeichnung des Friedens zu ermächtigen. Indessen hatte auch Metternich sich bereits an Caulaincourt gewendet, seine vertraulichen Mittheilungen zu erwiedern. Ich habe, schrieb er am 15. Febr., bis jetzt nicht geantwortet, weil ich Ihnen nichts zu sagen hatte. Jetzt haben wir die Verhandlungen wieder in Gang gebracht.

So deutete Alles auf Frieden. Wenn jemals, so war jetzt der Moment, wo sämmtliche Alliirten bereit waren, auf Grundlage der Gränzen von 1792 ihn zu unterzeichnen; das haben selbst diejenigen bonapartistischen Geschichtschreiber zugegeben, deren Taktik es sonst ist, lieber zu bestreiten, daß es der Coalition mit dem Frieden jemals Ernst gewesen sei.**) Die Aeußerungen von der andern Seite lassen vollends keinen Zweifel darüber, daß Oesterreich und England mit allem Eifer den Moment benutzen wollten, wo man den russischen Widerspruch überwunden hatte. Die preußische Diplomatie hätte sich dann wie gewöhnlich von der stärkeren Macht bestimmen lassen. Die Stein und Pozzo di Borgo, die unerschütterlich zum Sturz des Kaiserreiches riethen, würden gegen diese vereinigten Einflüsse nichts vermocht haben.

Allein die jüngsten Erfolge hatten auch auf Napoleon ihren Eindruck nicht verfehlt; für ihn waren jene bangen Momente der ersten Februartage vergessen, die damals gemachten Einräumungen von den Ereignissen überholt. Gleich nach dem ersten Erfolge von Champaubert ward Caulaincourt zur Zurückhaltung ermahnt; in Gegenwart seiner Generale sagte er am Abend: „der Feind wird schneller über den Rhein zurückgehn, als er gekommen ist und ich werde noch einmal an der Weichsel stehen.“***) Nach dem Siege bei Montmirail erschien die drohende Operation auf Paris vollends als beseitigt und Alexanders Forderungen wurden als „thörichte Illusionen“ behandelt. Es gibt, hieß es jetzt auf einmal, keinen andern vernünftigen Frieden, als

*) Pertz, Leben Steins III. 538.
**) So namentlich Bignon. XIII. 373 f.
***) Marmont. VI. 52.

auf den Frankfurter Grundlagen; jeder andere würde nur ein Waffenstillstand sein. Alle die dringenden Mahnungen Caulaincourts, sich nicht durch eine momentane Wendung des Glückes blenden zu lassen, vermochten dagegen nichts auszurichten.

So wurden am 17. Februar die Verhandlungen in Chatillon wieder aufgenommen. Die Alliirten stellten als Friedensbedingungen auf: die Gränzen von 1792, Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, der Schweiz, Italiens und Spaniens; die Feststellung der neuen territorialen Verhältnisse sollte, ohne Einmischung Frankreichs, durch die verbündeten Mächte allein stattfinden. Caulaincourts Stellung gegenüber diesen Vorschlägen war in der That eine verzweifelte; er kannte die gegenwärtige Stimmung Napoleons zu gut, um trotz der „carte blanche", die ihm gegeben war, auf diese Bedingungen hin abzuschließen, aber er fürchtete sich auch sie abzulehnen, er ahnte die Katastrophe, die dann folgen würde. Als erstes Lebenszeichen vom Kaiser kam hierauf in einem Briefe, der des blindesten Uebermuthes voll war, die Nachricht, daß seine unbedingte Vollmacht zurückgezogen sei;*) Caulaincourt war nun ohne Ermächtigung und ohne Instruction. Dann erfolgte die Antwort auf die Vorschläge; sie war unter dem Eindruck des Sieges bei Montereau entworfen und es läßt sich denken, aus welchem Tone sie sprach. Sie behandelte die Vorschläge einfach als entehrende Zumuthungen, die mit Stolz und Erbitterung abgewiesen wurden. „Ich wollte lieber die Bourbons mit vernünftigen Bedingungen wieder in Frankreich sehen, als die infamen Vorschläge unterschreiben, die Sie mir senden." Das Wort konnte in Erfüllung gehen, schneller als er selber ahnte.

Wenn irgend etwas, so konnte dies dazu führen, den Eifer der Friedensmänner im alliirten Hauptquartier zu dämpfen und der kriegerischen Ansicht neue Macht zu geben. Denn das, was die letztere seit lange behauptet, daß mit Napoleon ein dauernder Friede nicht möglich sei, und daß ihm seine Natur so wenig wie seine Vergangenheit gestatte, Bedingungen einzugehen, wie sie Europa jetzt von Frankreich fordern mußte, daß darum die Rückkehr zur alten Dynastie nicht wie eine freie Wahl besserer Staatsweisheit, sondern als

*) In einem Schreiben vom 17 Febr., das für seine Stimmung und Art zu bezeichnend ist, um nicht Einzelnes hervorzuheben (s. Fain S. 325). „J'ai fait 30 à 40,000 prisonniers (!!); j'ai pris 200 pièces de canon, un grand nombre de généraux, et détruit plusieurs armées, sans presque coup férir .... Ma position est certainement plus avantageuse qu'a l'époque où les alliés étaient à Francfort .... J'ai eu d'immenses avantages sur eux et des avantages tels, qu'une carrière militaire de vingt années et de quelque illustration n'en présente pas de pareils." Aehnliche Proben finden sich in dem Schreiben an Marmont vom 12. Febr. s. dessen Mémoires VI. 189. Man weiß in der That nicht, was größer ist, der Uebermuth oder der Mangel an Wahrhaftigkeit auch gegen seine Getreuesten.

unausweichliche Nothwendigkeit erscheine, dies Alles gestand er selber offen zu, in seiner ganzen Haltung zu den Gegnern, wie in seinen aufrichtigsten Worten an die Vertrauten. Ueber die gutmüthigen Thoren, die glaubten, er sei unter der harten Zucht des Unglücks ein anderer geworden! Mehr als je war er des festen Willens, es nur mit den alten Künsten seiner glücklichen Tage zu versuchen. Er trug sich mit der ernstlichen Hoffnung, die Verbündeten zu spalten. „Es ist nicht unwahrscheinlich," ließ er am 18. Febr. an Caulaincourt schreiben, daß sich in zehn Tagen die Dinge geändert haben und die Coalition aufgelöst ist. Er wollte den ehrlichen Caulaincourt durch den Meister aller Ränke, durch Talleyrand, ersetzen lassen, aber den hielt seine feine politische Witterung ab, dem Rufe zu folgen. Schwarzenbergs ungeschicktes Verlangen eines Waffenstillstandes machte ihn vollends schwindelu; er sprach jetzt von „Elenden, die auf den Knien flehten und denen er keine Waffenruhe gewähren würde, bevor sie das französische Gebiet gereinigt hätten."*) So blieb er denn auch trotz aller Erfahrungen der jüngsten Zeit bei dem Glauben, daß es nicht allzuschwer sein würde, die Verbündeten zu spalten. Die mißlungenen Versuche von Prag, Wachau, Frankfurt wurden noch einmal gemacht.**)

Ein Schreiben an Kaiser Franz (21. Febr.) suchte diesen zu bewegen, auf den Frankfurter Grundlagen sofort den Frieden zu unterzeichnen. Indem darin Napoleon die Miene annahm, als wolle er großmüthig die Brücke zu dem schon gefahrvollen Rückzug bauen, erklärte er auf das Bestimmteste, Belgien und Antwerpen niemals abzutreten. Mit Ausfällen gegen Rußland und England reichlich durchflochten, suchte der Brief dem österreichischen Monarchen deutlich zu machen, daß er nur für fremde Interessen fechte. Was haben Sie für Gewinn davon," fragte Napoleon, „wenn die französische Marine vernichtet wird? Welches Interesse kann Sie bestimmen, Belgien unter einen protestantischen Fürsten zu bringen? . . . . England will die Zerstörung meiner Seemacht, Kaiser Alexander ist nur von Rache und Leidenschaft bewegt. Ich kann mich daher nur an E. M. wenden, einst meinen Alliirten und jetzt die erste Macht der Coalition; an E. M., die Sie, wie auch Ihre Empfindungen für den Augenblick sein mögen, französisches Blut in Ihren Adern haben." Der Brief war ein in diesem Augenblick doppelt werthvolles Document: aus ihm sprach ebenso deutlich der alte Calcul, die Gegner zu trennen, wie der feste Entschluß, die stolze Unnachgiebigkeit gegen die Bedingungen von Chatillon festzuhalten. Beides konnte Niemandem erwünschter sein, als denjenigen seiner Gegner, die zum Kampfe statt zum Frieden riethen.

---

*) Brief an Joseph. X. 133.

**) Daß Napoleon es sogar nicht verschmähte, damals mit Bernadotte anzuknüpfen, damit derselbe Opposition gegen die vier Mächte mache, zeigt sein Schreiben in den Mémoires du Roi Joseph. X. 201.

Noch gab freilich die Friedenspartei ihre Sache damit nicht verloren. Die letzten Erfolge Napoleons, die Meinungsverschiedenheiten unter den Alliirten und der niederschlagende Rückzug erst nach Troyes, dann an die Aube, das Alles erschien ihr eine dringende Mahnung zum Frieden. Man müsse ihn schließen, erklärte jetzt Lord Castlereagh in Troyes dem Kaiser Alexander, da ja die Coalition in Auflösung begriffen sei. Mit Recht wies Alexander darauf hin, daß der Friede jetzt in jedem Falle nur eine Waffenruhe und bei dem ohne Zweifel bald wiederbeginnenden Kriege seine Hülfe dann zu weit entfernt sein werde. „Ich werde nicht Frieden schließen, wiederholte er, so lange Napoleon auf dem Throne sitzt.“ Doch konnte er nicht hindern, daß die von Schwarzenberg angekündigte Hauptschlacht aufgegeben, der Rückzug fortgesetzt und das Verlangen eines Waffenstillstandes mit neuem Nachdruck geltend gemacht ward. Alles, was er dagegen durchzusetzen vermochte, war die Erlaubniß für Blücher, auf eigene Hand zu operiren; dies Eine freilich reichte hin, die Entscheidung herbeizuführen.

Am 24. Febr. ward der Antrag, über einen Waffenstillstand zu verhandeln, ins französische Lager gebracht und dort angenommen. In Lusigny, nicht weit von Troyes, fanden darüber in den nächsten Tagen Conferenzen statt. Sie haben zu keinem Ergebniß geführt. Denn darauf hatte der russische Kaiser doch bestanden, als er in die Unterhandlung einwilligte, daß man eine Demarcationslinie für die Armeen forderte, die entschieden günstig für die Verbündeten war und von den Franzosen verworfen ward. Auf der andern Seite wollte Napoleon als Preis der Waffenruhe die bestimmte Zusage haben, daß ihm beim künftigen Frieden Belgien verbleiben werde; das war doch auch den Friedfertigen zu theuer.

So empfing man aus allen Schritten, die Napoleon zuletzt gethan, den gleichen Eindruck; seine Antworten auf die Anträge von Chatillon, sein Brief an Kaiser Franz, die Bedingungen, die er zu Lusigny stellte, Alles wies unzweideutig darauf hin, daß er mit den Bedingungen, wie die Verbündeten sie wollten, niemals einen aufrichtigen Frieden eingehen werde.*) Auch das ergab sich mit voller Klarheit, daß alles Nachgeben nur seine Sprödigkeit steigerte und die Gewalt der Waffen allein ihn zu beugen vermochte. Selbst Oesterreich fing jetzt an, sich zu überzeugen, daß man durch die Friedenstaktik vom Frieden immer weiter abgekommen sei und daß ein Fortschreiten auf dieser Bahn die Existenz des großen Bündnisses gefährde. Daß Napoleon darauf hinarbeite, zeigte sein jüngster Brief; aber auch die Friedensdiplomatie konnte es dahin führen, wenn z. B. Rußland und Preußen im Unmuth lieber auf eigene Hand den Krieg fortsetzten, als unrühmliche Bedingungen zuließen. Daß dies auf jede Weise gehindert werden müsse, ward auch im

*) Daß auch die Friedliebenden anfingen, die Geduld zu verlieren, zeigt die Depesche Castlereaghs vom 25. Febr. (Correspond. I. 290).

österreichischen Lager empfunden. Man beschloß daher inne zu halten mit dem Rückzug und zugleich den Trennungsgelüsten des Gegners einen Riegel vorzuschieben. Die Frucht dieser Wendung war einmal der Entschluß zu einer neuen Schlacht, den man nicht zu bereuen hatte, dann der Vertrag von Chaumont (1. März), der das gelockerte Bündniß fester knüpfte, alle Sonderverträge von Neuem untersagte, jede der vier Mächte auf zwanzig Jahre hinaus zur Stellung von 150,000 Mann verpflichtete und auch den verbündeten Mächten zweiten Ranges den Beitritt gestattete. Einige Tage vorher hatte Kaiser Franz dem Briefe seines Schwiegersohnes eine Antwort zu Theil werden lassen, die jeden Gedanken einer Trennung des Bundes schweigen ließ. Indem der österreichische Monarch seine Liebe zum Frieden betheuerte, wies er zugleich die Ausfälle auf England und Rußland zurück und betonte es mit Nachdruck: daß der Friede nur ein allgemeiner sein werde und nirgends sonst verhandelt werden könne, als zu Chatillon.*)

So waren diese letzten Tage des Februar durch zwei wichtige Entscheidungen bezeichnet: den Marsch Blüchers auf Paris und die wiedergewonnene Verständigung unter den Verbündeten. Damit waren die gefährlichsten Folgen der Niederlagen vom 9—18. Februar abgewendet, die Krisis eines unbesonnenen Friedens überwunden, der Weg eines raschen und siegreichen Ausganges wieder geöffnet.

Wir verließen das Hauptquartier Schwarzenbergs, als er die Offensive in Blüchers Hand gelegt und mit dem eigenen Heere den entmuthigenden Rückzug nach Bar sur Aube fortsetzte. Auch Bar gab er preis und wich gegen Chaumont zurück, indessen Oudinot mit seinen und Gérards Truppen und zwei Reitercorps folgte, die Aube überschritt und Bar in Besitz nahm (26. Febr.). Macdonald hatte sich gegen Bar an der Seine gewendet. Wenn in diesen Tagen auf dem südlichen Kriegsschauplatze Augereau, der in dem erst beinahe ungeschützten Lyon ein stattliches Armeecorps zum Theil aus Veteranen gesammelt hatte, etwas Nachdrückliches gegen Bubna unternahm und Genf den Alliirten entriß, so war kaum zu berechnen, wie weit der Rückzug noch gehen würde. Er that es zum Glück nicht; die Erschlaffung oder der üble Wille, der sich allenthalben kundgab, hatte auch ihn ergriffen und lähmte seine Thatkraft.

Im alliirten Lager war es aber hohe Zeit, daß irgend etwas geschah, dem Weichen Einhalt zu thun; denn es übte physisch und moralisch einen schlimmeren Einfluß auf den Soldaten, als der mühevollste Kampf. Es bedurfte der Aufrichtung, wenn die Armee nicht in der That kampfunfähig werden sollte, was sie nach der ängstlichen Versicherung der Friedensmänner

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. III. 94 f.

jetzt schon war. Diesmal war es nicht nur Alexander, der zur Schlacht mahnte, auch der bedächtigere König von Preußen widersetzte sich dem weiteren Rückzuge gegenüber einem viel schwächeren Feinde. Es ward beschlossen, sich zu schlagen, und zwar sollten die Corps von Wrede, Wittgenstein und dem Kronprinzen von Württemberg am andern Tage (27. Febr.) den Feind angreifen.*) Der Jubel der vorher tief herabgestimmten Truppen war eine beredte Anklage gegen die Taktik des Rückzuges. Gleichwol erwachten noch im letzten Moment bei dem Oberfeldherrn Bedenken gegen die Schlacht.

Die Franzosen zählten im höchsten Falle dreißigtausend Mann; mit der übrigen Macht hatte sich der Kaiser gegen Blücher gewendet. Sie hatten die Aube überschritten und lagerten im Thale, nach den vorausgegangenen Erfahrungen fast verwegen geworden und eine Schlacht nicht erwartend. Nach Schwarzenbergs Plan sollte nun Wrede mit einigen zwanzigtausend Mann bei Bar den Feind erst nur beschäftigen, während Wittgenstein mit ungefähr gleicher Stärke gegen Doulancourt, einen Uebergangspunkt an der Aube, der beinahe zwei Stunden abwärts lag, vorging, um den linken Flügel des Feindes zu umgehen. War dies gelungen, so sollte Wrede Bar mit Nachdruck angreifen und dem Feinde entreißen.

Als man dem Feind gegenüber stand, schien durch einen raschen Angriff auf die schwach besetzten Höhen das Ziel noch schneller und entscheidender zu erreichen; Herzog Eugen von Württemberg erbot sich, die Franzosen von den Höhen herabzuwerfen, während Wrede den Angriff im Thal unterstützte. Erst wurde die Ausführung dieses Planes bereitwillig ergriffen, dann kam man doch auf die erste Idee der Umgehung zurück. Die Franzosen waren dagegen nicht mehr unvorbereitet; als Wittgenstein mit der Abtheilung unter Gortschakoff den Feind erreichte, fand er sich einer überlegenen Macht gegenüber, die es räthlich scheinen ließ, auch die andern Corps, selbst die zur Umgehung bestimmten, heranzuziehen. Nach einem hartnäckigen Gefecht, in dem die russischen Geschütze den Ausschlag gaben, wurden die Franzosen zum Rückzug genöthigt; auch aus Bar hatte sie am Abend Wrede verdrängt. Der Kampf hatte ihnen über dreitausend Mann, den Verbündeten nicht die Hälfte gekostet. Einen Sieg energisch zu verfolgen, lag nicht in des Oberfeldherrn Art; auch diesmal ist nichts Nennenswerthes geschehen. Allein der Tag hatte darum doch seine Bedeutung; er gab den Truppen die erschütterte Zuversicht und Haltung wieder. Wie heftiges Geschützfeuer, so sagt darüber ein Militärschriftsteller,**) den bewölkten Himmel aufzuklären vermag, so hat hier der Schlachtendonner ähnlich auf Geist und Gemüth gewirkt.

*) S. über die Schlacht das Militärwochenblatt. 1841. No. 36—37.

**) Schulz, Gesch. der Kriege. XII. 2. 52. Ueber die Bewegungen nach der Schlacht, und die Motive des Oberfeldherrn, worüber sich die neuesten österreichischen Darsteller ihre eignen Fictionen gemacht haben, s. die Bemerkungen von Bernhardi IV. 562 ff.

Napoleon war bis zum Morgen des Kampfes bei Bar sur Aube in der Nähe gewesen. Er hatte in der letzten Zeit ansehnliche Zuzüge erhalten, seine Truppen ergänzt und zum Theil besser organisirt. Das stolze Selbstvertrauen seiner glücklichsten Tage war wieder bei ihm eingekehrt; davon zeugten seine Worte wie seine Thaten. Schon sah er den Augenblick kommen, wo Er den Gegnern die Bedingungen vorschrieb; ihre Diplomatie wie ihre Kriegführung schien gleichmäßig darauf hinzuführen. Es war für ihn ein schmerzliches Erwachen aus diesen Siegesträumen, als er sich am 25. Febr. überzeugte, daß Blücher, den er von Schwarzenbergs Rückzug mit fortgezogen meinte, auf dem Marsche nach der Marne sei und sich der Hauptstadt nähere.*) Im Moment überschaute er mit aller Klarheit die Folgen dieses ungeahnten Umschwunges; das ganze Schicksal des Krieges, sagte er, hat sich gewendet. Am Tage vor der Schlacht bei Bar traf er die Maßregeln zum Aufbruch, um in Eilmärschen den rastlosen Gegner einzuholen. Am frühen Morgen des 27. war er mit der alten und mit der jungen Garde, mit Victors Corps und mit drei Reitercorps auf dem Marsche nach Sezanne.

Blüchers Marsch nach der Marne, in größter Stille vollzogen, hatte alle Berechnungen der Franzosen durchkreuzt. Marmont wäre beinahe im Rücken gefaßt und aufgerollt worden; kaum gelang es ihm noch, Mortier bei La Ferté sous Jouarre zu erreichen und mit ihm vereinigt sich auf Meaux zurückzuziehen. Ihr Erscheinen, so nahe bei der Hauptstadt und mit so kleiner Macht (sie zählten zusammen nicht über 16,000 Mann), ließ schon die ganze Gefahr überschauen, in der sich Paris befand; eben war man noch mit Siegesberichten überschüttet worden und nun hörte man auf einmal, Blüchers Corps, das die Bulletins wiederholt vernichtet hatten, sei im Anmarsch gegen die Hauptstadt.

Noch zögerte freilich der Feldmarschall, gerades Weges auf die Hauptstadt loszugehen; seine wichtigste Sorge war vielmehr die Vereinigung mit Bülow und Wintzingerode; ohne diese sofort auf Paris zu marschiren, schien doch zu verwegen. Erst dachte er sie an der Marne erwarten zu können; allein die Gefahr, hier von den beiden Marschällen und von Napoleon zugleich gefaßt zu werden, ließ es räthlicher erscheinen, nach der Aisne den beiden verbündeten Corps entgegen zu ziehen.**) Während Blücher unter unsäglichen Schwierigkeiten, wie nur diese Jahreszeit, das Wetter und die angestrengtesten Nachtmärsche sie bieten konnten, dahin aufbrach, war auch Napoleon

*) Den ersten Nachrichten wollte er durchaus keinen Glauben schenken; wie Marmont bei dem Anlaß richtig bemerkt (VI. 198): depuis longtems il s'était montré incrédule à tout ce qui contrariait sa manière de voir.

**) Von den Corps von Bülow und Wintzingerode, sagt die handschr. Aufzeichnung eines höheren Officiers, wußte man nichts Bestimmtes; es existirte nur eine confuse Sage, daß sie sich in der Gegend von Laon aufhielten.

bereits im Anzug und beflügelte seine Schritte, um dem Feldmarschall, den er auf voller Flucht nach Belgien glaubte, wo möglich bei Laon den Weg zu verlegen und ihm eine entscheidende Niederlage zu bereiten. Er zählte darauf, daß Soissons, der Hauptübergang über die Aisne, das mit einer Besatzung versehen war, sich gegen die von Norden andringenden Streitkräfte Bülows und Wintzingerode's so lange behaupten werde. Indessen hatten sich aber diese dem Flusse bereits genähert, rückten mit starker Macht auf Soissons und drohten es zu erstürmen, als der Commandant durch Capitulation die Thore öffnete.*) Die Vereinigung war nicht mehr zu hindern. Am 4. März hatte die schlesische Armee die Aisne überschritten und verband sich mit den beiden befreundeten Heeren. Es war eine Macht von 110,000 Mann und mit nahezu 500 Geschützen versehen, die jetzt an der Aisne vereinigt stand. Es waren aber nicht nur die Massen, die hier ins Gewicht fielen, auch der Stoff selber war vortrefflich. Es standen hier die Truppen und die Feldherren beisammen, die seit dem Sommer 1813 das Meiste zum Siege gethan: die preußischen Corps von York, Bülow und Kleist, die russischen von Sacken, Langeron und Wintzingerode. Rasche und entscheidende Erfolge ließen sich hier mit Zuversicht erwarten.

Bülow hatte, seit wir ihn verließen, den Siegen vom Herbst 1813 neue Lorbeeren hinzugefügt. Als der Feldzug des vergangenen Jahres bei Leipzig ausgefochten war und Bernadotte sich nach Norddeutschland wendete, um seine dänisch-norwegischen Interessen zu verfolgen, da war es sein eifrigstes Bemühen gewesen, von dem Schweden loszukommen, damit er eine eigene, freie Thätigkeit entfalten könne. Die Erfahrungen, die er von Großbeeren an bis zum letzten Leipziger Schlachttage gemacht, haben diesen Wunsch zur Genüge motivirt.

Der Kronprinz von Schweden hatte weder sich noch seine Politik geändert; vielmehr gab er nach dem Siege seinen Sonderinteressen einen noch ungeduldigeren Ausdruck, als während des Kampfes. Jetzt schien ihm vollends die Eroberung Norwegens die wichtigste Angelegenheit der Welt zu sein und

*) Ueber die Capitulation von Soissons bringt Löwenstern, der daran den Hauptantheil hatte, ausführliche Mittheilungen. S. Denkwürdigk. eines Livländers II. 194 f. 287 f. Im Uebrigen spielt bei den Bonapartisten diese Capitulation eine ähnliche Rolle wie im Jahre 1813 der Abfall Baierns; wie dieser die Katastrophe von Leipzig mit verschuldet und großartige, folgenreiche Combinationen im Keime erstickt hat, so sind auch hier wieder sichere Siege und die unfehlbare Vernichtung Blüchers durch den Fall jenes Platzes verhindert worden. Diese Uebertreibungen fanden eine gewisse Unterstützung durch den Nachdruck, den man in Bülows und Wintzingerodes Hauptquartier gern auf diese That gelegt hat. Uns scheint, die Darlegung von Bernhardi IV. 599 f. hat die Meinung über die nahen Erfolge Napoleons und über die angeblich verzweifelte Lage Blüchers, die nur durch den Fall von Soissons abgewendet worden sein soll, erschöpfend gewürdigt.

der Plan, den Feldzug über den Rhein zu tragen, erweckte ihm peinliche Sorgen. Er ließ durch Krusemark den König von Preußen „flehentlich bitten und beschwören, nicht durch ein solches Unternehmen das Schicksal der Welt auf's Spiel zu setzen."*) Die Gränzen von Campo Formio betrachtete er natürlich als einen „annehmbaren und dauerhaften" Frieden. Hielt er doch gleich nachher die Organisation der Landwehr in den ehemals preußischen Gebieten links vom Rhein für anstößig; die Einwohner müßten erst des Eides gegen ihren bisherigen Landesherrn entbunden sein!

Der Marsch über den Rhein war indessen trotz Bernadotte's Widerspruch beschlossen worden. Da suchte er denn das Unabwendbare auf andere Weise in seinem Interesse auszubeuten. Er ließ dem König von Preußen versichern: er wünsche nichts sehnlicher als persönlich über den Rhein zu gehen und dort eine Rolle zu spielen, deren Glanz selbst die Gränzen seiner Einbildungskraft übersteige. Um noch deutlicher zu reden: da weder Friedrich Wilhelm noch Alexander auf den französischen Thron Ansprüche machen würden, möchte vielleicht seine persönliche Hoffnung nicht allzukühn erscheinen. Für Preußens Interesse dürfte es wohl nicht zweifelhaft sein, daß Bernadotte auf dem französischen Throne ein sehr vortheilhafter Tausch mit Napoleon wäre. Indessen seien vorerst seine nächsten Pflichten dem Lande zugewendet, das ihn zur Thronfolge berufen; auch gebiete ihm die Klugheit, nicht „ein schönes, massives, wohnliches Haus gegen ein zwar reizendes und prächtiges Luftschloß zu vertauschen."**)

Unter diesen Umständen hing wieder wie früher Alles davon ab, daß Bülow möglichst freie Hand hatte. Ist man erst, schrieb Reiche treffend, vom Kronprinzen los, so wird sich das Uebrige schon finden. Es hatte Bülow einige Mühe gekostet, die Erlaubniß zum Vorrücken gegen die Yssel zu erwirken, aber sie ward doch gegeben und damit einer der raschesten und fruchtbarsten Erfolge des ganzen Feldzuges errungen. Die Bevölkerung in Holland sah mit Sehnsucht dem Moment entgegen, wo das französische Joch abgeschüttelt werden konnte; die Kräfte der Franzosen waren zu schwach, das Land zu halten. Noch im November streifte Bülows Avantgarde weit ins Land hinein; am 30. Nov. erstürmten die Sieger von Großbeeren und

*) Nach einem handschr. Berichte Krusemarks d. d. Celle 22. Nov. 1813 und einem gleichzeitigen Schreiben Kalkreuths.

**) Nach dem angeführten Berichte Kalkreuths. Es liegt demselben auch der handschr. Entwurf eines Manifestes an die Franzosen aus Bernadotte's Feder bei, woraus die Absicht auf den Thron insofern deutlich herausspricht, als darin den Franzosen geschmeichelt und gegen Napoleon eine Reihe bitterer Anklagen erhoben ist. Außerdem war es eine bekannte Sache, daß Bernadotte in einer Anrede an gefangene französische Officiere bei Leipzig unter Anderm gesagt hatte: „Ihr habt einen Korsen genommen, um Euch zu regieren, es gab wohl andere Generale in der Republik. Ich, ich bin aus dem Lande Heinrichs IV."

Dennewitz die Festung Arnheim; überall erhob sich jetzt das Volk, der Oranier kehrte zurück, die Franzosen selber gaben noch vor Ende des Jahres Breda, Willemstadt und Gertruydenburg preis. Zwar traf Napoleon energische Anstalten, das Verlorene wieder zu gewinnen, mehr Truppen und tüchtigere Führer hinzusenden, allein das Uebergewicht der Verbündeten war bereits entschieden. Es war ein englisches Hülfscorps gelandet, gegen Ende Januar kam endlich auch Wintzingerode und drang gegen Lüttich und Namur vor. Bald war in Holland von festen Plätzen nur Gorkum, in Belgien noch Antwerpen in den Händen der Franzosen. Um diesen Platz, auf den Napoleon so großen Werth legte, mußte sich freilich noch ein hartnäckiger Kampf entspinnen, dessen Ausgang Bülow um so weniger abwarten wollte, als ihn Blücher aufgefordert, die Operationen des schlesischen Heeres zu unterstützen. Er überließ die Belagerung dem englischen Corps und den inzwischen angelangten deutschen Contingenten, die der Herzog von Weimar führte, und beschloß nach Frankreich aufzubrechen. „Ich glaube," schrieb er am 14. Februar an Blücher, „die Operationen der schlesischen Armee nicht besser unterstützen zu können, als wenn ich ungesäumt in das Innere von Frankreich mit möglichster Macht und Schnelligkeit vorzudringen suche, ungeachtet mir die vorliegende Kette starker Festungen, die gegen einen Handstreich gesichert sind, keine geringen Schwierigkeiten in den Weg legt. Je mehr sich aber der Feind durch diese Festungen auf seiner nördlichen Gränze sichergestellt glaubt, desto mehr wird er sich überrascht finden, wenn man kühn genug ist, durchzudringen."*) Wenige Tage nachher sammelte er den größten Theil seines Corps bei Mons; hier erreichte ihn der Befehl der Monarchen, die Vereinigung mit Blücher, die er eben vorbereitete, zu vollziehen. So traf er in den ersten Tagen des März an der Aisne mit dem Feldmarschall zusammen.

Müffling hat uns den Eindruck geschildert, den die von Rauch geschwärzten, mageren und bärtigen Gesichter der Blücher'schen Soldaten, denen man freilich die kriegerische Energie ansah, deren Kleider aber zerrissen, deren Waffen unpolirt und deren Pferde ungeputzt waren, auf die saubern und glänzend uniformirten Schaaren Bülows damals gemacht haben. Aus anderen Berichten wissen wir, daß das, worüber Bülow und seine Leute betreten waren, längst Yorks Ingrimm und Murren erregte; er klagte jetzt, wie zur Zeit der Schlacht an der Katzbach, die „geniale" Strategie an, die Truppen in regellosen und ungemessenen Anstrengungen theils zu verwildern, theils aufzubrauchen. Leugnen ließ sich allerdings nicht, daß die Preußen zwar unvergänglichen Ruhm in den Kämpfen der letzten zehn Monate errungen hatten, aber daß sie auch mit der kostbaren Wehrkraft, die sie ins Feld gestellt, nicht eben sparsam umgegangen waren. Das hatte seine politischen Bedenken; es konnte so kommen,

*) Aus Bülows Correspondenz.

daß Preußen, welches zum siegreichen Erfolg das Meiste gethan, beim Frieden zu wenig Kräfte übrig behielt, um sein gutes Recht durchzusetzen. Jetzt bei Soissons, wo sich der Kern der preußischen Waffenkraft und die angesehensten Officiere vereinigt fanden, wo sich alte Freunde und Männer gleicher Gesinnung, die seit den Jahren des Druckes eng verbunden gewesen, wieder begrüßten, sind diese Bedenken zur Sprache gekommen und haben unverkennbaren Eindruck gemacht. Selbst ein kühner und energischer Mann wie Gneisenau ward einen Augenblick irre an seiner eigenen Strategie und sprach die Ansicht aus, man müsse aus der activen Kriegführung in die passive übergehen und die große Armee solle endlich auch einmal etwas thun.*)

Dazu kam das tiefe und wohl auch berechtigte Mißtrauen, das man namentlich in Bülows Lager gegen Bernadotte empfand. Ob es richtig ist, was Müffling erzählt, man habe dort geradezu gefürchtet, der schwedische Kronprinz könne von Lüttich aus, wohin er nach dem dänischen Frieden vorgerückt war, im unglücklichen Falle den Alliirten in den Rücken fallen, vermögen wir nicht zu entscheiden; aber das ersehen wir aus Bülows Correspondenz, daß man im Kreise dieses Generals dem Bernadotteschen Bemühen, im Trüben nach der französischen Krone zu fischen, mit mißtrauischer Aufmerksamkeit gefolgt war. Es waren nicht nur „Klatschgeschichten," worauf nach Müfflings Ausdruck sich das gründete. Die Berichte der preußischen Officiere in Bernadotte's Hauptquartier gaben Material genug an die Hand. Auch hatte Bülow die Gewißheit, daß der Kronprinz durch geheime Agenten mit Paris in Verbindung stand; eben jetzt verliefen sich in Bülows Lager zwei Männer, die angaben, mit einer Mission an Bernadotte versehen zu sein. Mit den Aufträgen selber thaten sie geheim und räumten nur im Allgemeinen ein, daß es ihr Zweck sei, dem Kronprinzen das Schicksal Frankreichs ans Herz zu legen und ihn als Vermittler anzurufen zur Einsetzung einer andern Regierung. Auf der andern Seite war es nicht unbekannt geblieben, daß zwischen Bernadotte und dem Napoleonischen Lager Boten hin und hergingen, auf deren Treiben man wenigstens alle Ursache hatte aufmerksam zu sein.**) Bülow hielt dies Alles im Zusammenhange mit dem, was er vorher beobachtet, für bedeutend genug, um dem Staatskanzler davon eine ausführliche Darlegung zu geben.***)

Es scheint kaum zweifelhaft, daß diese Verhältnisse und Bedenken eine lähmende Wirkung auf die Thätigkeit des Blücherschen Hauptquartiers geübt

*) So versichert Müffling. Aus meinem Leben S. 150. 171. Vergl. C. v. W. Zur Kriegsgeschichte S. 227. 228.

**) S. Mémoires du Roi Joseph X. 197. 200. 201. Daß man auch im britischen Lager unzufrieden mit Bernadotte war, beweist Castlereaghs Depesche in dessen Correspondence I. 245.

***) Es ist das Schreiben d. d. La Fère 13. März.

haben; wenigstens vermißt man diesmal im Großen und im Einzelnen das Rasche und Unermüdliche, das sonst die Kriegführung dort charakterisirt hat. Dies Zögern konnte um so bedeutungsvoller werden, da eben jetzt Napoleon alle Mittel seines rastlosen Geistes entfaltete, gegen Blücher einen Schlag zu führen, der ihm von dieser Seite Ruhe schaffte. Zwar den Gegner noch diesseits der Aisne und vor der Vereinigung mit Bülow und Wintzingerode anzugreifen, das war mißlungen; allein er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ihn auf dem wie er glaubte eiligen Rückzug zu fassen und zu schlagen. Am Morgen des 5. März war Rheims durch Ueberfall genommen und dort eine Abtheilung Russen gefangen worden. Napoleon dachte nun die Aisne zu überschreiten, auf die Straße, die nach Laon führt, einzubiegen und dann durch eine Umgehung des einen feindlichen Flügels Blücher eine Niederlage zu bereiten. Während Marmont und Mortier in der Richtung auf Soissons entsendet waren, überschritt der Kaiser die Aisne und traf am 6. März in Corbeny ein, um den andern Tag seinen Plan auszuführen.

Das verbündete Heer war im Begriff, sich langsam von Soissons gegen Laon zurückzuziehen, als die Nachricht eintraf, Napoleon stehe schon in der Flanke. Die Gelegenheit, ihn anzugreifen, schien günstig genug, da Marmont und Mortier, zur Vereinigung mit ihm, erst im Anmarsch waren. Es ward darum auf den 7. März ein umfassender Schlag vorbereitet. Während Bülow sich Laons versicherte, sollten das Fußvolk Wintzingerodes und Sackens Corps auf dem steilen Plateau, das sich gegenüber von Craonne erhebt, eine Aufstellung nehmen und dort den Angriff des Feindes erwarten. Indeß Napoleon sich hier in einen Angriff verbiß, hatte dann Wintzingerode die Aufgabe, mit dem größten Theil der Cavallerie und den reitenden Batterien, mehr als 10,000 Pferden und sechszig Geschützen, den Feind zu umgehen und ihm in den Rücken zu fallen. York und Kleist waren bereit, seine Bewegung nöthigenfalls zu unterstützen; Langeron ward noch auf das Plateau gezogen. Die Operation, deren Gelingen dem französischen Kaiser einen vernichtenden Schlag gegeben hätte, scheiterte an Wintzingerodes Ungeschick und Langsamkeit; statt am Morgen im Rücken des Gegners zu sein, führte er noch am Nachmittag weit von der entscheidenden Stelle seine Reiter in der Irre herum. Auch in der Leitung des Hauptquartiers war nicht jene Energie und Präcision wahrzunehmen, die bis jetzt ein Vorzug von Blüchers Oberbefehl gewesen war.*) So fiel denn die ganze Wucht des französischen Angriffs auf die Russen, die das Plateau bei Craonne besetzt hielten; in der Front fast unzugänglich, war die Position nur durch Umgehung zu erschüttern. Darum entspann sich einer der wüthendsten Kämpfe des ganzen Krieges. Angriff und Abwehr waren gleich bewunderungswürdig; vergebens

*) S. die Ausführung bei Droysen III. 339 ff.

suchten die Franzosen ihre Gegner von Laon abzudrängen, ihre heftigen Stürme kosteten ihnen nur gewaltige Opfer. Aber der ursprüngliche Entwurf Blüchers war durch Wintzingerodes Schuld doch vereitelt; er gab daher Befehl zum Rückzug, der unter fortwährendem Kampfe, aber in aller Ordnung angetreten ward. Gefangene und Trophäen waren auf keiner Seite errungen worden; um so größer waren die Opfer an Todten und Verwundeten; die Russen, die sich bitter beklagten, daß man sie allein den Stoß habe aushalten lassen, zählten beinahe 4800, die Franzosen verloren achttausend Mann.*) Das mußte freilich den Werth dieses Tages für Napoleon wesentlich vermindern; es war einer der Siege, von denen das bekannte Wort des Königs Pyrrhus galt, und Siege der Art konnte jetzt Napoleon nicht mehr viele ertragen.

Er selber täuschte sich nicht darüber, daß der fürchterliche Kampf auf dem Plateau von Craonne nur ein unvollständiges Ergebniß geliefert und daß, um sich Blüchers zu entledigen, eine zweite Schlacht nothwendig sei. Aber er war auch entschlossen, sie zu schlagen; die Nachrichten von Chatillon und dem eben erneuerten Bündniß der vier Mächte zeigten kaum einen andern Weg der Rettung, als die letzten Kräfte daranzusetzen, um einen Sieg zu erkämpfen und durch den Sieg bessere Bedingungen zu erlangen. Die Gegner freilich noch in der Entwickelung zu überraschen oder sie auf flüchtigem Rückzug durch rasche Verfolgung zu bedrängen, wie er hoffen mochte, gelang nicht; sie hatten sich bereits auf Laon zurückgezogen und waren entschlossen, dort die Schlacht zu erwarten. Laon selbst sollte als ein fester Punkt von Bülow gehalten, die übrigen Corps rechts und links aufgestellt werden, um im Falle eines Angriffes hervorzubrechen. Wer Laon gesehen hat, sagt einer der Mitkämpfer, muß in der That gestehen, daß es wie dazu gemacht war, auf diese Weise einer zurückgehenden Armee zum Haltpunkte zu dienen. Die Stadt liegt auf einem hohen Berge und rund herum dehnen sich weite Ebenen aus, die durch Dörfer, kleine Wälder, sumpfige Wiesen und Flüsse durchschnitten werden. Die von Soissons und Rheims kommenden Feinde konnten nur in getrennten Colonnen anrücken; denn zwischen beiden Heerstraßen breitete sich eine sumpfige Niederung aus. In Laon stand, wie schon erwähnt, Bülow; den rechten Flügel bildete, sich bis in die Niederungen ausbreitend, Wintzingerode, den linken, bis zum Dorf Athies vorgeschoben, Kleist und York; hinter Laon standen als Reserven Sacken und Langeron. Gegen eine Macht von über 100,000 Mann in solcher Aufstellung ein nicht halb so starkes Heer zum Angriff heranzuführen, erschien selbst wenn Napoleon der Führer war, wie eine Vermessenheit, die sich nur durch die

*) S. Militärwochenblatt 1837. Nr. 45. 46. Eine gute Schilderung von Wintzingerodes Irrfahrt s. ebendas. 1843. S. 359 f. Vgl. Löwenstern Denkwürdigk. II. 208. 211.

Annahme erklärt, daß er ein falsches Bild von der Situation der Gegner hatte.

Dennoch war ein Erfolg nicht ganz undenkbar, wenn man die Verhältnisse im andern Lager betrachtete. Die verbündete Armee entbehrte im Grunde der obersten Leitung; Blücher war körperlich leidend und wohl auch durch die letzten furchtbaren Wochen innerlich erschüttert, Gneisenau konnte ihn den einzelnen Generalen gegenüber persönlich nicht ersetzen*) und es war begreiflich, daß er, so gelähmt, nicht die gewohnte Klarheit und Energie entfaltet hat. Es fehlte also der leitende Wille, der bis dahin allen Antrieb und alle Richtung gab und dem das Selbstgefühl wie die Rivalität der Einzelnen gewohnt war sich zu fügen. Niemand, sagt ein bekannter Officier, der im Yorkschen Hauptquartier stand, Niemand wußte mehr, woran er war, und nur das Ungefähr leitete in diesen Tagen die Bewegungen der Armee, welche im kläglichsten Zustande von der Welt, in Lumpen gehüllt, sich nur mühsam ernährend vom Raub der Dörfer, daherzog.**)

Es war Napoleons verwegener Plan, durch einen Ueberfall, den eine nächtliche Umgehung unterstützen sollte, Laon selbst, den Schlüssel der feindlichen Stellung, wegzunehmen. Das scheiterte freilich an den natürlichen Schwierigkeiten. Zwar drangen die Franzosen in der Nacht vom 8. zum 9. März an einer Stelle auf dem rechten Flügel der Verbündeten glücklich vor, warfen die Russen zurück und kamen bis an eine der Vorstädte von Laon; hier empfing sie aber das mörderische Feuer von Bülows Corps und brachte die Vorgedrungenen zum Weichen. Geraume Zeit beschränkte sich dann der Kampf auf gegenseitiges Feuern; dichter Nebel bedeckte die Gegend und Napoleon selbst hatte, nach dem Mißlingen des Ueberfalles, ein Interesse, den Kampf hinzuhalten, bis alle seine Streitkräfte heran waren. Als dann gegen Mittag der Nebel sich verzog und man von der Höhe die Aufstellung des Feindes übersah, gingen Bülow und Wintzingerode zum Angriff vor. Der Mangel einheitlicher Leitung und gleichmäßigen Ineinandergreifens ließ ihn fehlschlagen; nach einem hitzigen Gefecht zogen sich beide Theile in ihre früheren Stellungen zurück. Jetzt kam, in den ersten Nachmittagsstunden, die Nachricht, auf der Straße von Rheims her rücke der Feind heran; es war Marmonts Corps, das, vom Kaiser sehnlich erwartet, sich dem linken Flügel der Alliirten näherte. Hier schien der entscheidende Kampf erst zu beginnen; darum wurden Sacken und Langeron zur Unter-

*) Wie York in steter Opposition gegen Gneisenau stand, ist bekannt; aber auch Sacken war damals schwierig geworden. Daß durch Bülows Ankunft die Fronde gegen Gneisenau eine Stütze fand, zeigt die Mittheilung bei Varnhagen, Leben des Grafen Bülow-Dennewitz S. 363.

**) Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen eines hochgestellten Officiers, auf die auch Droysen III. 340. 345 und a. a. Stellen sich bezieht.

stützung des Flügels, der aus Yorks und Kleists Truppen bestand, herangezogen. Aber es kam zu keiner entscheidenden Affaire mehr; der Tag neigte sich schon zu Ende, als Marmont und die Preußen einander nahe kamen; der Kampf beschränkte sich dort auf das Feuer der Geschütze, das fortdauerte, bis die Nacht kam.

Der ganze Kampf dieses Tages war also ohne Resultat geblieben; doch war am Abend fast die ganze Armee Napoleons beisammen, Marmont allerdings vom Kaiser durch einen sumpfigen, unwegsamen Strich getrennt. Ein nächtlicher Ueberfall konnte hier vom glücklichsten Erfolge sein; in Yorks Umgebung tauchte denn auch bald der Vorschlag auf und fand bei Kleist wie im Hauptquartier bereite Zustimmung; nur Sacken zeigte sich abgeneigt. York gab die Anordnung zum Kampfe; das Vorrücken sollte in geschlossenen Colonnen und mit lautloser Stille geschehen; kein Schuß sollte fallen, nur mit dem Bajonnet angegriffen werden. Schon um acht Uhr Abends begann in aller Stille der Aufbruch. Der Plan gelang vollständig; ganz unvorbereitet wurden die Bataillone des Feindes überrascht, seine Geschütze genommen, die Reiterei von den Preußen theils niedergeritten, theils nach kurzem Kampfe in die Flucht gejagt. In namenloser Verwirrung drängten sich die Franzosen durch einander, ihre Reiter zum Theil auf das eigene Fußvolk einhauend oder dem unaufhaltsam nachdrängenden Verfolger in die Arme eilend. Die Ordnung der Sieger, sagt der schon erwähnte Zeuge, hätte bei Tage nicht größer sein können. Der Sturmschritt, der in der Mitte eines jeden Bataillons geschlagen wurde, die lauttönenden Flügelhörner, das Hurrahrufen und Siegesgeschrei, dazu die Dunkelheit, nur durch das brennende Dorf Athies und die fernen Wachtfeuer auf dem Felsen von Laon zum Theil beleuchtet, das Alles machte, mit dem Gefühl des Sieges verbunden, eine Wirkung, die sich nicht beschreiben läßt.

Das Corps Marmonts war völlig zersprengt; es vermochte sich erst hinter der Aisne wieder zu sammeln; außer 2500 Gefangenen und 1500 Todten und Verwundeten hatte es fast seine ganze Artillerie, 45 Geschütze und 131 Munitionswagen verloren.

Ward dieser Sieg so glücklich benutzt, wie er erfochten war, so konnte der Krieg hier sein Ende finden. Die Verfolgung Marmonts mußte von selbst den noch an der Aisne stehenden Mortier mit in die Auflösung verwickeln; Napoleon stand dann mit noch einigen 30,000 Mann einem Feinde gegenüber, der zahlreich genug war, ihn in der Front bei Laon festzuhalten und ihm zugleich mit überlegener Macht den Rückzug zu verlegen. Das war auch der erste Gedanke bei Allen, und die Anordnungen, die noch in der Nacht aus dem Hauptquartier kamen, ordneten in diesem Sinne die Verfolgung an. Schon hatten am Morgen Kleist und York Fetieux erreicht, als der Befehl kam, Halt zu machen. Das Erstaunen war allgemein; hie und da hörte man entrüstete und bittere Worte, aber es blieb dabei. Wie-

derholte Sendungen angesehener Officiere vermochten keine Abänderung zu erwirken; vielmehr folgte dem ersten Befehl, der Halt gebot, später ein zweiter, der sogar die Rückkehr in die Stellung von Athies vorschrieb. Das Hauptquartier zu Laon schien, wenn man seiner früheren Thaten gedachte, sich selber nicht mehr zu gleichen; es fand nun mit einem Male die Disposition, die Napoleon wahrscheinlich vernichtet hätte, zu kühn und wollte, bei des Feldmarschalls Krankheit, die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen. Es war freilich nicht die Krankheit allein, auch nicht blos die Rücksicht auf Schonung der Truppen, die bei der sicheren Erwartung eines nahe bevorstehenden Endes besonders geboten schien; wohl hat aber, wie es scheint, die persönliche Gegenwart des französischen Kaisers, die sonst auf Alle, nur nicht auf die Führer des schlesischen Heeres, eine lähmende und einschüchternde Wirkung übte, diesmal auch an den bis jetzt Furchtlosen ihren Zauber bewährt. Einem Medusenschilde gleich wirkte auf sie Napoleon, der in dreister Sicherheit bei Laon erst aushielt, dann am Morgen sogar angriff und eine Strecke weit vordrang; man glaubte sich mit Bülow und Winzingerode nicht stark genug, einen Angriff seiner 30 — 35,000 Mann auszuhalten, und rief auch die andern Corps zurück. Am Nachmittag trat dann der Feind den Rückzug gegen Soissons an, der drohenden Vernichtung wie durch ein Wunder entgangen*).

Im verbündeten Lager drohte dies Unterlassen und die säumige Kriegsleitung der nächsten Tage zu einem förmlichen Bruch zu führen. York war außer sich; er schien entschlossen die Armee zu verlassen und kaum gelang es einigen begütigenden Zeilen Blüchers, ihn, als er sich schon auf den Weg gemacht, wieder zurückzubringen**).

Daß im alliirten Lager sich solche Unzufriedenheit regte und Manche den Kampf bei Laon fast wie eine verfehlte Sache ansahen, läßt sich wohl be-

*) Gneisenau selbst hat später einem glaubwürdigen Zeugen erzählt, im Kreise der Generale habe sich damals der Verdacht geregt, es sei nicht nur körperliche Krankheit gewesen, von der Blücher befallen war. Unter eine Ordre an York habe er z. B. seinen Namen verkehrt geschrieben. Da sieht man es, habe es dann geheißen, der Alte ist wieder verrückt geworden, wie früher in Pommern; es ist also eigentlich Gneisenau, der uns befiehlt, das müssen wir nicht leiden. Es sei dann der Plan aufgetaucht, den Prinzen Wilhelm als Oberfeldherrn zu verlangen, wobei man freilich vergaß, daß nach der militärischen Hierarchie Langeron hätte an Blüchers Stelle treten müssen. Das mußte um jeden Preis vermieden und Blüchers Oberbefehl wenigstens dem Namen nach erhalten werden. Ob es dabei Gneisenau wagen durfte, auf eigene Hand wichtige Anordnungen zu treffen, mochte unter diesen Umständen allerdings zweifelhaft sein. S. K. v. Raumer, Erinnerungen S. 90.

**) Das Schreiben Blüchers lautet wörtlich: alter waffengeferhte, verlassen sie die armeh nicht, da wihr an fiehl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der kampff vollendet. Laon, den 12. März 1814. Blücher.

greifen; wenn man sich aber auf des Gegners Seite versetzte, konnte seine Lage doch nicht anders als sehr bedenklich erscheinen. Sein Plan, dem Blücherschen Heere einen Schlag zu versetzen, war völlig mißlungen; die Tage von Craonne und Laon hatten ihm etwa 17,000 Mann gekostet, die zu ersetzen schon seine Kräfte überstieg. Und doch war die Führung der Gegner kaum je schwächer gewesen, als eben jetzt. Wie nahe hatte ihm eine völlige Katastrophe gestanden, wenn das Hauptquartier Blüchers so kühn und rastlos handelte, wie man es sonst von ihm gewohnt war! Auf allen Seiten schien aber das alte Glück von ihm zu-weichen. Gerade in diesen Tagen drängten sich die Unglücksnachrichten aus Norden und aus Süden; dort war Holland nicht mehr zu halten, hier hatten gegen Augereau die Oesterreicher, gegen Soult die Engländer das Uebergewicht. Da und dort regten sich schon die Royalisten, Paris war offenbar nicht in der Lage und Stimmung, sich selber zu halten, von Chatillon gab Caulaincourt keine tröstlichen Berichte.

Ganz ohne Eindruck konnten diese vereinten Schläge auch an ihm nicht vorübergehen; wenigstens in den Weisungen an Caulaincourt war etwas mehr Neigung zur Nachgiebigkeit wahrzunehmen, aber äußerlich blieb die stolze Haltung des eisernen Mannes ungebeugt, der Ton seiner öffentlichen Kundgebungen klang so zuversichtlich wie je. Drei Tage nach dem Abzug von Laon hatte er sich wieder aufgerafft und stand bei Rheims, um sich auf ein Corps Russen und Preußen zu werfen, das St. Priest zur Verstärkung heranführte. Durch die Siegesnachricht von Laon in falsche Sicherheit gewiegt, hielt der russische General die Nähe Napoleons nicht für möglich; er glaubte ihn, was allerdings das Wahrscheinlichste war, von den Siegern bei Laon eifrig verfolgt und hatte darüber die Maßregeln der Vorsicht gegen einen Ueberfall versäumt. Napoleon erschien (13. März) und sprengte in einem überlegenen Angriff von wenig Stunden das Corps auseinander. Von neuntausend Mann wurden kaum viertausend gerettet, der General selber hatte seine Sorglosigkeit mit dem Leben gebüßt.

Es gab sich eine Elasticität des Geistes in dem Allem kund, die an den jugendlichen Sieger von 1796 erinnerte. Aber die Umstände hatten sich gewendet. War ihm damals das Schicksal in Allem hold gewesen, so daß selbst das Verwegenste und Ungewöhnlichste im Erfolg seine Rechtfertigung fand, so hatte sich jetzt das Glück von dem verwöhnten Liebling abgewendet und er war in einem vergeblichen Ringen begriffen gegen die Ungunst feindlicher Verhältnisse, die er selbst verschuldet. Das glänzende Licht einzelner Thaten schien nur bestimmt, den tiefen Abgrund aufzuhellen, an dem er angelangt war. So konnte auch der glückliche Schlag von Rheims die bittere Wahrnehmung nicht verdecken, daß die Truppen sich mit jedem Tage mehr erschöpften und minderten, die Generale den Muth verloren, die Mittel der Ausrüstung auf die Neige gingen. Aus Holland meldete Maison, daß er sich nicht mehr lange halten könne, bei Lyon ward Augereau im Schach ge-

halten, im Süden Soult zum Rückzug genöthigt. Das Erscheinen der bourbonischen Prinzen drohte alle feindlichen Wünsche und Leidenschaften um die alte Dynastie zu sammeln, der Hauptstadt fehlte offenbar der Wille und die Kraft, sich der inneren und äußeren Gegner zu erwehren. Eben jetzt kamen neue Angstberichte über den peinlichen Eindruck, den das langsame Anrücken der großen Armee in Paris erweckte.

Er machte sich auf von Rheims, um sich auf die an der Aube im Marsch begriffenen Gegner zu werfen. Marmont und Mortier, durch nothdürftige Zuzüge ergänzt, blieben gegen Blücher zurück; mit dem Rest, den er noch zu verstärken hoffte, wollte er Macdonald, Oudinot, Gérard und die übrigen Reitercorps an sich heranziehen und so, vielleicht in der Stärke von mehr als 60,000 Mann, Schwarzenberg zum Rückzug zwingen. Am 17. März brach er von Rheims auf, um über Epernay die Aube zu erreichen.

Die große Armee der Alliirten hatte sich indessen nur zögernd zu einer Bewegung entschlossen und dieselbe nur sehr bedächtig ausgeführt. Was man als Grund angab — die Schwierigkeit der Verpflegung, der hohe Krankenstand und die Feindseligkeit der Bevölkerung — waren nicht die entscheidenden Ursachen; vielmehr standen sich im Hauptquartier die alten Gegensätze unversöhnt gegenüber; der russische Kaiser forderte ein rasches und energisches Eingreifen, das Obercommando zeigte dazu jetzt so wenig Neigung wie früher. Vornehmlich von Blüchers Bewegungen und Erfolgen sollten die Operationen der großen Armee abhängen, nicht von der eigenen Stärke und dem Unternehmungsgeist ihrer Führer. Oder, wie Schwarzenberg in einer Disposition vom 9. März, selbst für den Fall, daß Napoleon geschlagen war, sich aussprach: „der zur Entscheidung führende Vormarsch der ganzen Hauptarmee würde zu verschieben sein, bis dem Oberfeldherrn über die Verhältnisse der schlesischen Armee und über die Art ihrer Vorrückung genaue und bestimmte Daten zugegangen sein würden.“ *) Inzwischen hatte Alexander nicht nachgelassen, am 7., am 8., am 11. und am 12. März mündlich und schriftlich ein thätigeres Eingreifen zu befürworten; es war aber vorerst ohne Folge geblieben. Erst am 12. verständigte man sich in einer Berathung zu Troyes, an der Schwarzenberg, Diebitsch und Toll Theil nahmen, über eine Operation, die auf die drei möglichen Fälle Betracht nahm: einmal, daß Napoleon von Blücher geschlagen sei, dann, daß umgekehrt er diesen besiegt, oder drittens, daß er ohne eine Schlacht geliefert zu haben und folglich unerschüttert sich gegen die große Armee in Bewegung setzte. Für den ersten und günstigsten dieser Fälle war ein Vorrücken über die Seine nach Provins, Naugis, Melun festgesetzt; falls dagegen Napoleon siegreich war, und den rechten Flügel der großen Armee bedrohte, wollte man ihm an die Marne nach Vitry entgegengehen, und wenn er endlich, ohne eine Schlacht geschlagen zu haben,

*) Oesterr. Mil. Zeitschr. 1837. III. 65. 66.

herankam, war der Rückzug nach Chaumont beschlossen.*) Mehr war von Schwarzenberg nicht zu erlangen, und auch dies stand noch in Frage. Wenigstens hielt es ein tief eingeweihter Mann wie der russische General Toll für zweifelhaft, ob man im Falle einer Niederlage Blüchers überhaupt noch eine Schlacht wagen und nicht gleich über den Rhein zurückgehen werde!**) Auch andere wohl unterrichtete Stimmen hielten, wenn Blücher eine Schlappe erlitt, den unaufhaltsamen Rückzug für das Wahrscheinlichste.

Nun kamen, am 13. März, die ersten Nachrichten von einem glücklichen Kampf bei Laon, und erhielten am 14. die officielle Bestätigung durch Blüchers Adjutanten, Major von Brünneck.***) Da wurde denn beschlossen, eine „Bewegung vorwärts" zu machen, aber in sehr gemessenem Tempo; man kam am 14. nicht viel über eine Meile weit vor und auch, als im Laufe dieses Tages unzweifelhafte Gewißheit über Blüchers Sieg erlangt war, blieb die Langsamkeit und die Scheu vor einer entschlossenen Operation ganz dieselbe.†) Wie mußte es erst

*) S. Oesterr. Mil. Zeitschr. 1837. III. 71—73.

**) S. Tolls Denkwürdigk. IV. 652. Unsre Darstellung hatte in der ersten Auflage diese Dinge nicht eingehender besprochen, sondern nur von einer langsamen Bewegung Schwarzenbergs gesprochen. Da der Verfasser darüber in österreichischen Zeitschriften heftig geschmäht worden ist, glaubte er es sich selbst wie der historischen Wahrheit schuldig zu sein, dem unklugen Eifer dieser Stimmen gegenüber das Detail ausführlicher und nachdrücklicher erörtern zu müssen. Ob die von jenen Stimmen so hochgepriesene Führung dabei gewinnt, mag dann die unbefangene Kritik entscheiden.

***) In unserer ersten Auflage hatten wir nur kurz angedeutet, daß der Sieg von Laon das Vorwärtsgehen der großen Armee bestimmt habe; wir waren darüber von dem österreichischen Major Thielen (Militärz. 1857 No. 39.) hart angelassen und geradezu der Unwahrheit bezüchtigt worden, denn, so versichert derselbe, schon am 14. sei Schwarzenberg vorgerückt und doch habe er nicht früher als am Abend des **17.** die „erste Nachricht über die Ereignisse von Laon erhalten." Allein es ist schon aus Plotho (III. 309.) längst bekannt, daß bereits **am 14.** Nachmittags Major von Brünneck die officielle Nachricht überbracht hat. Aus Toll (IV. 656.) ist zudem zu ersehen, daß von St. Priest schon **am 13.** vorläufige Nachricht an Schwarzenberg gekommen war, und es liegt ein Schreiben vor, wonach der Letztere am nämlichen Tage „sehr dankte für die übersandten guten Nachrichten." Es steht darnach außer Zweifel, wem in diesem Falle die „Unwahrheit", die um ihrer Dreistigkeit willen einen stärkeren Namen verdiente, zur Last fällt. Ueber die Sache selbst hat schon Plotho, der Augenzeuge und Adjutant des preußischen Monarchen, a. a. O. bei Erwähnung der Siegesbotschaft von Laon die Bemerkung gemacht: „erst von jetzt war es bei dem Hauptheere entschieden, daß es den Angriff der feindlichen Hauptmacht erwarten wolle und vom Rückzuge wurde ferner nicht mehr gesprochen" — eine Meinung, von welcher abzugehen bis jetzt noch kein Grund vorgelegen hat.

†) S. Bernhardi in Tolls Denkwürdigk. IV. 658 f. Eine der erwähnten österreichischen Stimmen ist sehr ungehalten über unsern Vorwurf der Langsamkeit u. s. w. und findet, „daß es einen Schriftsteller nicht ehrt", sich gegen einen Feldherrn von

werden, als am Abend des 15. März die Nachricht von St. Priest's Niederlage bei Rheims eintraf! Machte sie doch nicht nur in den österreichischen Kreisen tiefen Eindruck, sondern auch Kaiser Alexander, der bis jetzt beharrlich die kühnere Kriegsweise verfochten, war sichtbar davon erschüttert und neigte, von düstern Sorgen gequält, fortan zu der furchtsameren Auffassung. Zwar kamen gleich am andern Morgen etwas tröstlichere Berichte, die meldeten, daß Blücher zwischen Chalons und Rheims stehe, indessen der erste Eindruck von St. Priests Niederlage hat doch die nächsten Operationen bestimmt. Wohl ist im Detail ein gewisses Schwanken nicht zu verkennen, wie es die wechselnde Wirkung der glücklichen oder unglücklichen Nachrichten hervorrief; auch regen sich bei einzelnen Männern des österreichischen Hauptquartiers, wie namentlich bei Radetzky, die kühneren Gedanken, die auf eine Concentrirung bei Vitry und Arcis zur offenen Feldschlacht hinwiesen oder für den Fall einer neuen Schlappe Napoleons durch Blücher, vorschlugen, geradezu auf Meaux d. h. auf die Hauptstadt zu marschiren; allein das waren doch nur individuelle Ansichten, die auf die große Leitung der Operationen keinen Einfluß geübt haben. Unter jenem ersten Eindruck der Niederlage von Rheims hatte sich einmal die Ansicht gebildet, daß es nun Blüchers Aufgabe sei, Napoleon durch eine glückliche Offensive zu beschäftigen und wenn dies nicht gelang, man sich auf die Höhen von Trannes zurückziehen müsse. Dabei blieb es auch in der Hauptsache; die Dispositionen der nächsten Tage (16. 17. März) hatten, wie sich österreichische Berichte ausdrücken, die doppelte Grundlage: einmal die Armee so in Bereitschaft zu haben, daß man, im Fall Blücher siegte, eine „kraftvolle Offensive" mit ihr ergreifen konnte, dann aber, wenn dieser glückliche Fall nicht eintrat, man in der Lage war, sich ungehindert in der Stellung von Trannes zu vereinigen.*)

Eben in diesem Augenblicke hatte sich, was man am wenigsten erwartete, Napoleon direct gegen die große Armee in Bewegung gesetzt. Gegen Blücher ließ er Marmont und Mortier zurück; er selbst brach mit 16—17,000 Mann nach der Aube auf, um durch die erwarteten Zuzüge verstärkt, den Feind dort anzugreifen.**) Er dachte sich, wie es scheint, einen großen Theil des feindlichen Heeres über die Seine gegen Macdonald in Bewegung und

---

dem „Genie" des Fürsten Schwarzenberg „so verdächtigender Beiwörter" zu bedienen. Unseres Bedünkens ehrt einen Schriftsteller nichts mehr, als die ungeschminkte Wahrheit und der feste Wille, ihr weder aus Wohldienerei noch anderen äußeren Rücksichten das Geringste zu vergeben.

*) S. Schels Operationen der verbündeten Heere. II. 284. 285. 294.

**) Macdonald stand mit einigen 30,000 Mann zwischen Provins und Nangis, von Paris waren 10—11,000 Mann Verstärkungen auf dem Marsch; Alix stand mit 5000 Mann an der Yonne, allein alle diese Streitkräfte mußten erst noch vereinigt werden.

ging darum geradezu auf Troyes los, um so den vorgeschobenen Theil der Armee von den weiter rückwärts aufgestellten Corps zu trennen.*) Im verbündeten Hauptquartier wollte man anfangs nicht daran glauben, daß der französische Kaiser im Ernst eine solche Bewegung im Sinne habe; eher schien es, als habe er von Blücher noch nicht abgelassen, sondern suche durch seine neueste Bewegung nur eine Operation gegen diesen zu maskiren. Drum erfolgten (17. 18. März) Schritte, die zu dem wirklichen Plane des Feindes nicht paßten; und als sich derselbe Arcis näherte, stand die verbündete Armee ziemlich weit auseinandergezogen ihm gegenüber. Zwar reichte an Zahl wohl ein einziges Corps derselben hin, ihm die Spitze zu bieten; allein es fragte sich, ob man nicht wieder, wie es eben zu Laon geschehen war, die Stärke des Gegners überschätzte und sich durch sein persönliches Erscheinen über Gebühr imponiren ließ.**) Noch war man mit Bewegungen gegen die Marne beschäftigt, als (18. März) der Anmarsch Napoleons sich mit unzweifelhafter Gewißheit herausstellte. Jetzt ward Wrede angewiesen, über die Aube zurückzugehen und den Fluß so lange als möglich zu vertheidigen; Rajewsky sollte von Mery nach Troyes aufbrechen und sich bei dieser Stadt auf dem Wege nach Arcis aufstellen, um den Rückzug der Heertheile des Kronprinzen von Württemberg und Giulays zu decken. Der Zweck dieser rückgängigen Bewegungen, hieß es in der betreffenden Disposition, ist alle Abtheilungen der Armee bei Bar an der Aube zu vereinigen, Napoleon nach uns zu ziehen und dadurch dem General Blücher Gelegenheit zu geben, im Rücken Napoleons Angriffsoperationen zu beginnen. Indessen schien es doch nicht nothwendig, bis Bar sur Aube oder auch nur wie es die früheren Entwürfe gewollt, bis Trannes zurückzugehen; da Napoleon noch nicht so nahe stand, hoffte der Oberfeldherr, die Vereinigung des Heeres noch früher vollziehen zu können. Ja bei genauerer Betrachtung ergab sich ihm, daß Napoleon viel schwächer sei, als es im ersten Augenblick geschienen und daß die früher gehegten Besorgnisse vor drohender Umgehung schon durch die Be-

*) Tolls Denkwürdigk. IV. 674. 675.

**) In einer der angeführten österreichischen Entgegnungen (Militärz. Nr. 40.) wird mit Rücksicht auf unsere Darstellung die herausfordernde Frage aufgeworfen: „Wer kann behaupten, daß in dem Feldzuge von 1814 irgendwie der Name Napoleons entschieden oder nur gewirkt habe?“ Wir sind so kühn, das aufs nachdrücklichste zu behaupten und berufen uns dabei, außer allem andern, namentlich auf die Tage von Laon und Arcis; dagegen besitzen wir die Kühnheit nicht, wie jener treffliche Autor, zu versichern, daß „Napoleons Name schon seit 1812 seinen Nimbus und seine Kraft verloren habe“ und daß er sich bei Brienne benahm, wie ein „Anfänger“. Vielmehr finden wir es eben nur überaus bezeichnend für den stockblinden Eifer dieser Gattung Lobredner Schwarzenbergs, daß sie ihrem Helden damit zu dienen meinen, wenn sie den Gegner als einen Stümper schildern!

schränktheit der feindlichen Mittel widerlegt waren. Da entschloß sich denn Schwarzenberg, diesmal kühner als Kaiser Alexander, welcher nicht ohne Unruhe solchem Beginnen zusah, auf den 20. März schon in der Ebene von Arcis das Heer zu concentriren und den Feind, der eben Plancy erreicht hatte, dort anzugreifen. Ein Entschluß, der energisch vollzogen, dem französischen Kaiser Verderben bringen mußte! Denn es war doch ein mehr als verwegenes Beginnen Napoleons, mit der bescheidenen Macht, die er besaß, den Angriff der vereinigten großen Armee erwarten zu wollen; ein Beginnen, über dessen Folgen denn auch seine eigenen Feldherren durchaus einerlei Meinung waren. Aber er hatte sich wieder eine der Illusionen geschaffen, die er sich durch keinen Einwand oder Widerspruch ausreden ließ; er glaubte Schwarzenberg in vollem Rückzug und rechnete, daß Blücher nicht zur Offensive schreiten werde;*) daß Schwarzenberg selbst zum Angriff entschlossen sei, durfte ihm nach allen gemachten Erfahrungen als ganz unwahrscheinlich erscheinen; und gestehen wir, daß er wohl ein Recht dazu hatte, denn auch Männer, die dem Oberfeldherrn sehr nahe standen, waren durch das Ungewöhnliche des Entschlusses betroffen.**)

Allein der Entschluß war vollkommen motivirt, denn selten standen sich so ungleiche Kräfte entgegen, wie jetzt bei Arcis an der Aube.***) Ehe noch die letzten Anordnungen Schwarzenbergs vollzogen sein konnten, erschien am Vormittag des 20. März Napoleons Reiterei bei Arcis; bald nach Mittag traf er selber dort ein. Die Entwicklung des verbündeten Heeres ging langsam und nicht ohne Hindernisse von Statten; auch scheint es, als habe der Entschluß zum Angriff nicht die allgemeine Zustimmung gehabt. Wenigstens Kaiser Alexander verbarg vor seinen russischen Officieren den Verdruß darü-

*) L'ennemi avait levé en toûte hâte le 19, ses ponts sur la Seine, et battait en retraite sur Bar sur Aube — — — Il n'est pas possible que Blücher fasse aucun mouvement offensif — so lautet ein Brief, den er am 20. März an Marmont schreiben ließ. S. Mémoires du Duc de Raguse VI. 329.

**) Das beweisen unter anderem die Aeußerungen Tolls in den Denkwürdigk. IV. 697, die Bernhardi zu dem treffenden Wort veranlassen: „Schwarzenberg stieg hier aus der Rolle." Die österr. Militärz. hat darum keine Ursache, unser Prädicat „ungewöhnlich" als eine unziemliche Verdächtigung zu bezeichnen.

***) Eine bairische Reclamation in Nr. 112. Beil. der Allg. Z. von 1857 hat uns mißverstanden, vielleicht weil unser Ausdruck nicht scharf genug war. Wir haben nicht behaupten wollen, daß in dem Kampfe bei Grand Torcy dreifache Ueberzahl der Verbündeten stattfand, wohl aber auf dem ganzen Umfang des Schlachtfeldes und dies räumt die Reclamation selber ein. Daß trotz dieses Verhältnisses „auf dem wirklichen Kampfplatz" Napoleon wieder der Ueberlegene war, ist sicherlich kein Lob für die Führung der Alliirten; ob übrigens, wie die von den Reclamanten angerufene Quelle, Völderndorff, behauptet, Wrede „gegen einen viermal stärkeren Feind sich zu schlagen hatte", müssen wir nach allen anderen Quellen entschieden bezweifeln.

der nicht, daß der ursprüngliche Plan, auf Trannes zurückzugehen, aufgegeben worden war. Einige Störung bereitete es auch, daß man ursprünglich den Feind bei Plancy anzugreifen dachte und derselbe nun bei Arcis erschien. Das Corps des Kronprinzen namentlich schlug die Richtung auf Plancy ein und vermochte darum am ersten Tage in den Kampf um Arcis nicht einzugreifen. Immer hatten aber die Verbündeten eine sichere Ueberlegenheit; das Corps von Wrede, die Garden und Reserven nebst ansehnlichen Reitermassen rückten südlich und östlich von Arcis herbei; der Kronprinz von Württemberg, Giulay und das Wittgensteinsche Corps waren von Troyes her im Anzug. Drum ging denn auch die übereinstimmende Ansicht der französischen Generale dahin: daß man dem Kampf ausweichen müsse; allein Napoleon blieb hartnäckig dabei, daß der Feind nur seinen Rückzug decken wolle und war entschlossen, den angebotenen Kampf aufzunehmen. Die Verbündeten ließen ihm freilich Zeit genug, sich zu entwickeln; erst gegen 2 Uhr begann ihr Angriff. Gleich anfangs entspann sich um das Dorf Grand Torcy, eine kleine Strecke östlich von Arcis, ein hartnäckiger Kampf, der bis in die Nacht fortgedauert hat. Die österreichische Brigade Volkmann von Wredes Corps hielt anfangs den Kampf allein; in heißem Gefecht ward der Ort dreimal gewonnen und verloren, bis in den späteren Nachmittagsstunden die bairischen Divisionen Rechberg und Lamotte wirksam eingriffen. Bis die Nacht einbrach, dauerte der Kampf, ohne durchgreifende Entscheidung; die Franzosen hatten sich im Dorf behauptet, aber die österreichisch-bairische Linie zurückzudrängen, war ihnen nicht gelungen. An andern Stellen des Schlachtfeldes standen die Dinge noch weniger günstig für die Franzosen. Gleich im Anfang des Treffens war auf der Linken, südlich von Arcis, die erste Linie der Reiterei geworfen worden, hatte 4 Geschütze verloren, die rückwärts stehenden Divisionen in Verwirrung gebracht und eilte nun in wilder Verworrenheit nach der Stadt zurück. Nach französischen Berichten war der panische Schrecken so groß, daß Napoleon selbst sich mit dem Degen in der Hand den Flüchtigen entgegenwerfen mußte, um sie von der jähen Flucht über die Aube zurückzuhalten. Spätere Gefechte vermochten die Wendung des Kampfes an dieser Stelle nicht mehr zu ändern; die erneuten Angriffe der Franzosen wurden stets abgewehrt. Noch weiter links gegen Plancy bestand der Kronprinz gleichfalls ein glückliches Reitergefecht. So war, als der Tag sich neigte, nur eben die Niederlage abgewendet. Und wie stand nun das Verhältniß der beiderseitigen Streitkräfte! Um 9 Uhr Abends hatte Napoleon die ersten Verstärkungen, 6—7000 Mann erhalten; aber Macdonald stand noch hinter Plancy, Oudinot und die übrigen Zuzüge konnten wahrscheinlich vor dem nächsten Abend das Schlachtfeld nicht erreichen. Von den Verbündeten waren am Abend die preußisch-russischen Garden und Reserven herangekommen; als eben die Sonne unterging, zogen sie von den Höhen bei Mesnil la Comtesse nach dem Schlachtfeld herab und die russische Gardeartillerie

rückte noch in die Schlachtlinie ein.*) Es konnten jetzt binnen wenig Stunden mindestens 90,000 gegen 30,000 Mann vereinigt sein. Für Napoleon blieb darum aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach kein anderer rettender Ausweg, als der nächtliche Rückzug über die Aube. Aber er blieb dabei, sich einzubilden, daß Schwarzenberg die Nacht den Rückzug antreten werde und machte darum keine Miene zurückzugehen. Das konnte ihm, wenn der Feind seine Ueberlegenheit rasch und energisch benutzte, am andern Morgen das Verderben bereiten. Doch auch hier sollte er gegen alle Erwartung vor dem vernichtenden Schlage — nicht durch eigenes Verdienst — gerettet werden.

Die rasche Entschlossenheit, die den Erfolg bringen konnte, war in den Maßregeln, welche die Verbündeten am Morgen des 21. März nahmen, nicht zu erkennen. Zögernd und umständlich wurden die Vorbereitungen zum Kampf getroffen und der Morgen ging darüber hin. Offenbar wollte man den Angriff eher erwarten als selbst beginnen.**) Es scheint, der Widerstand vom vorigen Tage hatte Eindruck gemacht und war Ursache, daß man die Stärke des Gegners wieder überschätzte; gewiß ist, daß Schwarzenbergs Entschluß zur Schlacht auf Bedenken und Widerspruch stieß und manche Stimmen es immer noch wie ein Unheil ansahen, daß man nicht gleich nach Trannes zurückgegangen war. Napoleon blieb indessen bei der Annahme, daß der Feind im Rückzug sei und setzte sich gegen 11 Uhr, „um ihn zu verfolgen," in Bewegung. Er hatte also wirklich die Verwegenheit, seine kleine Macht in die Ebene herab dem Höhenrande entgegenzuführen, wo die dreifach überlegenen Massen des Gegners standen. Hier freilich anzugreifen mußte auch ihm vermessen erscheinen. Während die Reiterei den Feind beschäftigte, traf er in freiem Felde die Anstalten zum Rückzug. Man ließ ihm volle Zeit dazu; zwar war um Mittag der Entschluß zum Kampfe gefaßt, aber erst um zwei, nach Anderen gar um drei Uhr das Zeichen zum Angriff gegeben worden. Der größte Theil von Napoleons Heer hatte bereits die Aube

*) Schels Operationen der verbündeten Heere I. 357.

**) Auch dies hat Major Thielen anstößig und der Wahrheit widersprechend gefunden. Hören wir jedoch den officiellen österreichischen Darsteller des Feldzuges (Schels I. 376), den Thielen in seinem Buch sonst überall fleißig ausgeschrieben hat. Derselbe sagt wörtlich: „Der Oberbefehlshaber Fürst Schwarzenberg stand auf der Höhe bei Mesquillettre und erwog im tiefen Sinnen das Geschick des begonnenen Tages. Der Fürst erwartete, daß Napoleon auf die Hochfläche vorrücken, daß er vermuthen würde, nicht die ganze alliirte Armee vor sich zu haben; daß er sich von diesem Irrwahne verleiten lassen dürfte, selbst zum Angriff zu schreiten. Dann hoffte der Fürst von seinen überlegenen Streitkräften den sichern Sieg. Den rechten Augenblick zum allgemeinen Angriff auf den Feind wollte er erwarten, wählen, bestimmen, und durch ein gewisses Zeichen den Armeecorps die Vorrückung ankündigen."

überschritten, als sich um Arcis, das Oudinot vertheidigte, der Kampf entspann. Um das Städtchen und den Flußübergang war dann bis zum Abend hitzig gefochten, Arcis von den Verbündeten erstürmt, der Feind zum verworrenen Rückzug gezwungen. Nicht ohne empfindlichen Verlust vermochten die letzten Colonnen zu entkommen, indessen sie entkamen doch aus einer Situation, in der ein Gegner von Napoleons Art die feindliche Macht zertrümmert hätte.

Abermals wie bei Laon war die drohende Vernichtung wie durch ein Wunder abgewendet worden und der Schrecken seines Namens hatte hier wie dort auf den Gegner seinen lähmenden Zauber geübt, aber die Katastrophe war doch nur verschoben. Der Kampf hatte ihm wieder viertausend Mann gekostet; ein Verlust, der schon schwer zu ersetzen war. Vor ihm standen 100,000 Mann Feinde; hinter ihm die gleiche Zahl. Er hatte nicht nothdürftig mehr die Kräfte, dem einen oder dem andern dieser Gegner die Spitze zu bieten.

In diesem Augenblick schwand auch die letzte Hoffnung, daß der Friede ihn von dem Verderben erretten werde.

Wir haben die Friedensverhandlungen in dem Augenblick verlassen, wo der Versuch eines Waffenstillstandes zu Lusigny gescheitert und Napoleons Hoffnung, die Verbündeten zu trennen, durch den Vertrag von Chaumont vereitelt war. Noch zeigte sich Oesterreich geneigt, mit den Gränzen von 1792 den Frieden zu gewähren; ob ihn aber Napoleon um diesen Preis wollte, war nach den letzten Vorgängen zweifelhafter als je geworden.

Am 28. Februar hielt der Congreß wieder eine Sitzung; die Verbündeten bestanden darauf, daß eine Antwort auf ihren eilf Tage früher vorgelegten Entwurf erfolge*); kaum vermochte Caulaincourt zu erwirken, daß ihm noch eine Frist bis zum 10. März gewährt ward. Erfüllt von den Eindrücken, die er empfangen, schrieb er dringend an seinen Herrn: die Gegner seien einiger, als je, viel bessere Bedingungen als die alten Gränzen kaum zu erlangen. Die Botschaft erreichte den Kaiser in dem Augenblick, wo er Blücher nacheilte und ihn noch vor der Aisne zu erreichen und zu schlagen hoffte; sie machte darum keinen Eindruck auf ihn; er zählte auf neue Erfolge. Und doch hatte Caulaincourt nur allzu gute Gründe, um das Aeußerste zu erwarten. Metternich äußerte damals: Oesterreich habe jetzt Alles gethan; wenn aber die Unterhandlung nicht bald zu Ende gehe, so könne er für nichts mehr einstehen. Um dieser Warnung noch mehr Nachdruck zu geben, that er einen merkwürdigen Schritt, der bewies, wie viel Oesterreich daran lag, das letzte Unwiderrufliche abzuwenden. Fürst Esterhazy

*) S. oben S. 515.

kam nach Chatillon und suchte Caulaincourt auf. Nicht um Politik zu machen, komme er — so lauteten seine eigenen Worte — es sei vielmehr die letzte Anstrengung eines Freundes. „Gibt es denn," fragte er, „kein Mittel, den Kaiser aufzuklären über seine wahre Lage? Will er durchaus sein Schicksal und das seines Sohnes auf die Laffette seiner letzten Kanone stellen?" Auch er wiederholte, was Metternich gesagt: ohne Oesterreich wären die Verbündeten schon längst zum Aeußersten geschritten, wenn aber der Friede nicht bald erfolge, sei alle fernere Rücksicht unmöglich.

Es war richtig, wenn Caulaincourt in diesem Schritte das letzte verwandschaftliche Bemühen Oesterreichs erblickte und dringend rieth, zuzugreifen, ehe der Bruch folge. „Die Gefahren sind ernst," schrieb er damals seinem Herrn, „die Stunden gezählt; der Augenblick wird kommen, wo es nicht mehr möglich ist, den Umsturz abzuhalten." Ahnungsvoll sieht er den Moment schon nahe, wo ihm wie zu Prag nichts übrig bleibt, als ein machtloser Zeuge der Katastrophe zu sein. Lange blieb Napoleon unzugänglich; die Bitten glitten an ihm ab; seine Hoffnung war auf die Waffen, nicht auf die Unterhandlungen gestellt. Erst wie es ihm mißlungen war, Blücher vor der Aisne zu schlagen, und ihm die ganze Expedition nichts einbrachte, als den blutigen, unfruchtbaren Erfolg bei Craonne, da begann er, um ein Weniges einzulenken. „Wenn die Verbündeten," schrieb er am 8. März, „durchaus auf der Abtretung von holländisch Brabant, Wesel, Cassel, Kehl bestehen und auch in Betreff Italiens einige Aenderungen der Frankfurter Grundlagen wünschen, so könnte der Friede geschlossen werden. Verlangen sie noch größere Opfer, so haben Sie darüber zu discutiren; sind Sie zu einem bestimmten Ultimatum gekommen, so berichten Sie an Ihre Regierung, um deren letzte Weisungen zu empfangen."

Aus diesem unbestimmten Bescheid sollte Caulaincourt die klare und deutliche Antwort schöpfen, die man am 10. März von ihm erwartete.*) Er gab eine weitläufige und gewundene Auseinandersetzung, von der ihm sein eigenes Gefühl sagte, daß sie ungenügend sei; er fügte, um wenigstens den augenblicklichen Bruch zu verhüten, allgemeine Zusagen bei, die im Grunde schon die Gränze seines Auftrages überschritten, aber doch vielleicht noch ein paar Tage Frist gaben. Die Bevollmächtigten nahmen die Mittheilungen mit kaltem Schweigen entgegen und drangen in der nächsten Conferenz wiederholt auf eine bestimmte und präcise Erklärung, die ihren Vorschlag vom 17. Februar annehme oder verwerfe. Kaum erreichte es noch Caulaincourt, daß ihm abermals eine kurze Frist gewährt ward, um einen Gegenvorschlag zu entwerfen. Allein die Hände waren ihm ja gebunden; wozu ihn

*) S. über die Sitzung vom 10. außer Bignon, Fain etc. namentlich Castlereagh Correspondence I. 334 f. 342 f. 557, woraus sich klar ergibt, daß auch Aberdeen und Cathcart nichts mehr erwarteten.

sein Kaiser ermächtigt, das befriedigte die Gegner nicht, und die Gewährungen, die den Frieden bringen konnten, hatte ihm Napoleon auf alles Drängen und Bitten nicht verwilligen wollen.

Was er daher am 15. März als Gegenentwurf brachte, war ungenügend, wie seine Vollmacht; es enthielt nur eine Umschreibung der Aeußerungen, die er vorher mündlich gegeben, und daß diese in der gegenwärtigen Lage den Frieden bringen würden, war in keinem Falle zu erwarten.*) Es wäre vollkommen in der Ordnung gewesen, wenn die Verbündeten jetzt ohne Zögern abbrachen; stand es doch außer allem Zweifel, daß der Gesandte Napoleons nicht ermächtigt war, auf ihre Bedingungen einzugehen. Wenn sie noch säumten, so konnte es nur den Sinn haben, sich über die Form des Bruches zu verständigen. Es war darum auch ohne Bedeutung, daß Napoleon, als er (17. Febr.) zu Rheims die letzten Mittheilungen Caulaincourts über die Vorgänge bis zum 13. erhielt, sich zu einem weiteren Schritte der Nachgiebigkeit entschloß; er schien wohl bereit, Belgien aufzugeben, aber nur, wenn in Bezug auf Italien die Frankfurter Vorschläge festgehalten und in Betreff der Colonien günstigere Bedingungen gewährt würden. Es war nicht einmal mehr die Frage, in wie weit dies Angebot genügend oder ungenügend war; bis das Schreiben nach Chatillon kam, waren dort die Dinge zum Bruch gediehen.**)

Am 18. März hatte die entscheidende Conferenz stattgefunden. Die Vertreter der Coalition lehnten den Gegenentwurf als dem Geiste ihres Vorschlages völlig widersprechend ab und erklärten, es sei offenbar die Absicht des französischen Kaisers, Verhandlungen in die Länge zu ziehen, die ebenso nutzlos als compromittirend seien. Sie müßten daher die zu Chatillon er-

*) Die wichtigsten Abweichungen von den Forderungen der Verbündeten waren: Italien erhält Eugen mit der Etsch als Gränze; Holland sollte vergrößert, also nicht ganz Belgien damit vereinigt werden; der Papst verzichtete auf Benevent; Napoleons Schwester Elise, Berthier als Fürst von Neuenburg, Sachsen, der Großherzog von Berg blieben in ihren Rechten erhalten, Frankreich behielt alles Kriegsmaterial der Festungen, auf die es verzichtete, die territorialen Feststellungen sollten auf einem Congreß stattfinden. Dem Vertrag selbst sollte sofort Einstellung der Feindseligkeiten und Räumung des französischen Gebietes folgen. S. Fain S. 388 ff. Diese Forderungen waren wohl dazu angethan, die Friedfertigen aufzuklären. Auch Hardenberg war jetzt belehrt und nannte in einem Schreiben vom 19. März das Project ein „sauberes Machwerk." Jetzt, meint er, sei die Fortsetzung des Krieges mit möglichster Energie unnachläßliche, unvermeidliche Pflicht. Cathcart und Sir Charles Stewart wollten auch sogleich ohne weitere Frist abbrechen. S. Castlereagh Corresp. S. 359.

**) Daß Caulaincourt sich immer noch unbestimmt und temporisirend verhalten sollte, schrieb eine der letzten Depeschen des Kaisers (d. d. 19. März) ausdrücklich vor. S. Lebensb. III. 84.

öffneten Verhandlungen als durch die französische Regierung beendigt ansehen. Noch einmal drang Caulaincourt in seinen Herrn: er möge sich keine Illusion mehr machen, viel mehr als die Gränzen von 1792 wäre nicht zu erlangen. Noch hatte er auf ein paar Aeußerungen Metternichs, in denen die alte Freundschaft nicht erloschen schien, und auf Castlereaghs Anwesenheit seine letzten Hoffnungen gebaut, allein es war zweifelhaft, ob die Beiden noch im Stande waren, den Waffen Halt zu gebieten, die eben jetzt zum letzten entscheidenden Gange aufgenommen wurden.

Am Tage, wo Caulaincourt Chatillon verließ, hatte Napoleon vor der vereinigten Macht Schwarzenbergs bei Arcis zurückweichen müssen; hätte er freilich den Ausgang der Verhandlungen dort gekannt, er wäre wohl schwerlich nach Osten auf die Verbindungen der Gegner aufgebrochen. Vier Tage später, als die Verbündeten den Bruch der Verhandlungen öffentlich verkündigten und erläuterten, hatten ihre beiden Armeen sich die Hand gereicht und begannen den entscheidenden Marsch auf Paris.

Die Eroberung der Hauptstadt hatten die einsichtsvollsten und fähigsten Kriegsleute schon seit lange als das eigentliche Ziel aller strategischen Bewegungen bezeichnet; dahin unaufhaltsam vorzudringen, erschien ihnen selbst nach allen Regeln der Kriegskunst das Natürlichste, jedes andere Verfahren gewagt.*) „Paris erobern," hatte Gneisenau schon vor Monaten an Schwarzenberg geschrieben,**) „heißt des Herzens von Frankreich sich bemächtigen. In keiner Hauptstadt irgend eines andern Landes ist Regierung, Staatshebel und Meinung so centralisirt als in Paris. Alles, was eminent an Geburt, Rang, Reichthum oder Talenten ist, hat seinen eigentlichen Wohnsitz in Paris. Mit Paris hat man die Meinung von ganz Frankreich gefesselt; mit der Unterwerfung von Paris ist das ganze moralische und physische Vertheidigungssystem des Feindes gelähmt. Dort mögen unsere Monarchen den Frieden gebieten, wie sie ihn zu ihrer Sicherheit bedürfen."

In gewöhnlichen Verhältnissen hätte der Entschluß, auf Paris zu marschiren, während Napoleon im Rücken stand, verwegen erscheinen können; hier ließ aber die politische Situation alle militärischen Bedenken schweigen. Die Hauptstadt war nur ungenügend geschützt, an Geld, Soldaten, Waffen herrschte bitterer Mangel, und die Bevölkerung wandte sich, wie Napoleons Bruder und Stellvertreter ihm schon lange unumwunden angekündigt, in jedem Falle dem zu, der zuerst den Frieden brachte. Dem Kaiser war diese Lage nicht verborgen,***) aber sein Stolz sträubte sich, die Noth einzugestehen.

*) S. die Erörterung bei Clausewitz, Hinterl. Werke VII. 367 f. 370.

**) Aus einem Briefe d. d. Brienne 28. Januar.

***) Das ergibt sich schlagend aus Josephs Correspondenz mit ihm; des Bruders Briefe sagten ihm Alles, aber er wollte es nicht hören. Statt vieler andern nur ein

„Das Pariser Geschwätz," schrieb er noch am 14. März an seinen Bruder, „kümmert mich nicht, die Pariser bilden nur einen Theil des französischen Volkes, und so lange ich lebe, werde ich überall Meister in Frankreich sein. Ich bin heute noch der Herr wie bei Austerlitz."

Eine solche Stimmung und die Unkenntniß von dem Bruch zu Chatillon erklärt es, daß er die gemeinen Regeln militärischer Vorsicht verschmähte und nach den Schlägen von Laon und Arcis nicht mit dem Rest seiner Macht auf die Hauptstadt zog. Ihn beschäftigten noch kühnere Pläne. Er wollte sich nach den östlichen Provinzen werfen, dort neue Kräfte sammeln und im Bunde mit dem Volkskriege, der anfing aufzuflammen, die Verbindungen der Gegner und ihren Rückzug bedrohen. So wie er ihre oberste Führung bis jetzt kennen gelernt hatte, mußte diese kühne Diversion ihnen imponiren, sie erschrecken. Die Entblößung der Hauptstadt erschien ihm darum unbedenklich; denn wer mochte denken, nach Allem was vorausgegangen, daß Schwarzenberg und das diplomatische Hauptquartier auf Paris marschiren würden, während der Gefürchtete ihnen im Rücken stand und ihnen den Weg zum Rhein zu verlegen drohte? Und doch war es so; die Macht der Dinge riß diesmal auch die furchtsame Vorsicht zu einem entscheidenden Entschlusse fort und machte aus der kühnen Bewegung des Gegners einen Rechnungsfehler nicht minder verhängnißvoller Art, als jene trügerischen Friedenshoffnungen zu Moskau und Leipzig gewesen waren.

Blücher war indessen am 18. März wieder über die Aisne gegangen und näherte sich der Marne, um Schwarzenberg Luft zu machen, falls ihn der Gegner mit gesammter Macht angriff. Auf dem Wege fing er ein Schreiben Napoleons auf, aus dem sich ergab, daß er sich bei Arcis fruchtlos geschlagen und nun gegen St. Dizier gewendet hatte. Das war also die Richtung nach Osten; der Vereinigung beider verbündeten Heere stand nun nichts mehr im Wege. Denn Marmont und Mortier waren weit gegen Château-Thierry zurück, als sie der Befehl erreichte, gegen Vitry aufzubrechen und sich mit dem Kaiser zu vereinigen. Wie sie dann dahin aufbrachen, fanden sie schon alle Verbindungen durch die Nähe des schlesischen Heeres unterbrochen. Ungehindert überschritten Blüchers Truppen die Marne; am 23. März war seine Cavallerie auf halbem Wege zwischen Chalons und Arcis fur Aube angelangt und reichte hier den vorgeschobenen Reitern Schwarzenbergs die Hand. Beide Armeen waren also vereinigt.

Das große Hauptquartier war noch an der Aube. Die Nachrichten, die dort eintrafen, ließen zwar über Napoleons Diversion nach Osten keinen

---

Beispiel. Nachdem ihm Joseph in allen Briefen über den Mangel an Gewehren geklagt, ordnete er wie zum Hohn eine levée en masse und deren Bewaffnung an und fügte hinzu: puisque vous avez des fusils, cela doit être facile. Mémoires de Joseph. X. 192.

Zweifel, bestätigten aber auch die Entblößung, die Sorge, die Rathlosigkeit, die Paris beherrschte. War das Eine wohl dazu angethan, Unruhe zu erregen, so mußte das Andere von selber auf den raschen, entscheidenden Schritt hindrängen; in beiden Fällen erschien es als zweckmäßig, die Heere zusammenzuhalten. Um den Kaiser Franz mit dem diplomatischen Hauptquartier, die noch zu Bar sur Aube waren, sicherzustellen, daß nicht auf dem Wege irgend eine Streifpartie des Gegners sie überraschte, wurde ihnen gerathen, nicht nach Arcis dem Marsche des Heeres zu folgen, sondern sich südwärts nach Dijon zu begeben. Ohne daß es in der Absicht lag, war damit der lähmende Einfluß der Friedenspolitiker bei Seite geschoben. Stein jubelte vor Freude, als es so kam. Auch er befand sich in Bar, als vor Tagesanbruch die Weisung eintraf, sofort dem österreichischen Monarchen nach Chatillon und Dijon zu folgen. Tourgueneff, der voll Sorge über diese neue Wendung zu ihm eilte, fand ihn völlig angekleidet und seine Miene strahlend vor Freude. „Das ist das Beste", rief er dem erstaunten Freunde zu, „was hat kommen können. Der Kaiser ist jetzt Metternich und die Oesterreicher los; er wird auf Paris losgehen, wird handeln können, wie er will, er wird handeln und Alles bald zu Ende sein."*)

Es kam so, wie Stein es vorhergesagt. Einen Augenblick zwar schwankte man noch im Lager, ob es besser sei, nach Paris zu ziehen oder Napoleon zu folgen; allein es drang dann doch die Ueberzeugung durch, daß es nicht nur der kühnste, sondern auch der sicherste Weg sei, direct auf Paris zu marschiren. Wir irren wohl nicht, wenn wir dem Kaiser Alexander einen bestimmenden Einfluß auf die große Entscheidung beimessen. So urtheilte wenigstens Stein, der darüber wohl unterrichtet sein konnte, und eine andere glaubwürdige Quelle erzählt: in einem Kriegsrath, dem außer dem Czaren und Wolchonsky nur Barclay, Diebitsch und Toll beiwohnten, sei der folgenreiche Beschluß gefaßt worden.**) Nicht Barclay oder Diebitsch, sondern Toll hat dort die Ansicht verfochten, die nachher zur Ausführung gekommen ist. Welch großer Schritt damit geschah, war freilich noch den Wenigsten klar. Selbst der Oberfeldherr, Fürst Schwarzenberg, meinte nachher nur: der Marsch auf Paris werde dazu führen, die „Corps von Mortier und Marmont zu vernichten, in dem Centralpunkte der feindlichen Kriegsmittel die Quellen derselben dem Feinde abzuschneiden, daraus eigene Kriegsmittel zu schaffen, die Stimmung der Nation günstig zu benutzen und dann die rückwärtigen Verbindungen wieder herzustellen."***) Daß der Krieg in Paris zu Ende sei, davon hatte er also am 25., wo er dies schrieb, noch keine Ahnung. Daß in Paris der Kampf zu Ende sei, das hat überhaupt nur Einer sehr

*) So erzählt N. Tourgueneff, la Russie et les Russes I. 39. 40.

**) S. Tolls Denkwürdigk. IV. 737 ff.

***) Aus einem Schreiben an Kaiser Franz bei Schels II. 32. 33.

früh ausgesprochen, als noch die Meisten den Marsch nach der Hauptstadt wie einen abentheuerlichen Einfall bekämpften. Damals am Anfang des Feldzugs hatte dieser Eine — Gneisenau — bereits geschrieben: Mit Paris hat man das ganze moralische und physische Vertheidigungssystem des Feindes gelähmt; der Besitz von Paris gibt allein den Frieden. Das wurde damals als „romanhafte, fixe Idee" verlacht. Eben darum ist er es auch, dem vor Allem das bleibende Verdienst und die Priorität des großen Gedankens gebührt, nicht Schwarzenberg, auch nicht dem russischen Kaiser und seinen Rathgebern. Davon nachdrücklich Zeugniß abzulegen, ist um so mehr die Pflicht des Geschichtschreibers, je unverantwortlicher selbst preußische Waffengefährten bemüht gewesen sind, den Mann theils zu verkleinern, theils mit dem Glanze seiner Gedanken und Thaten sich selber zu schmücken.

So kam denn Gneisenau's geniale Idee endlich zur Vollziehung. Während Napoleon durch große Reitermassen, die ihm folgten, in der Täuschung erhalten ward, die Verbündeten zögen ihm nach, konnte ihre Hauptmacht rasch gegen Paris aufbrechen, die unzulänglichen Corps der beiden Marschälle erdrücken und sich der Hauptstadt bemeistern. Das konnte geschehen, ehe Napoleon im Stande war, seine Vorkehrungen gegen eine Katastrophe zu treffen, ja ehe er erfuhr, was die Gegner im Schilde führten. Am 24. März traf auf einer Anhöhe nicht weit von Vitry der russische Kaiser mit dem König von Preußen und mit Schwarzenberg zusammen; im freien Felde ward die letzte Berathung gepflogen. Die beiden Monarchen waren einig; auch der Oberfeldherr zeigte sich damit einverstanden. Das Ergebniß war: ohne Säumen nach Paris zu marschiren.*)

Am 25. März setzten sich die Massen nach der französischen Hauptstadt in Bewegung, vom großen Heere die Corps des Kronprinzen von Württemberg, Rajewski's, Giulay's und Wrede's, sammt den russischen und preußi-

*) Neuerlich ist in der Schrift von Thielen S. 335 f. und in dem Leben Radetzkys von „einem österreichischen Veteranen" S. 263 f. mit vieler Bestimmtheit die Behauptung geltend gemacht worden, Schwarzenberg sei es gewesen, der am 23. und am 24. rasch und aus eigenem Antrieb die Idee des Marsches auf Paris ergriffen und die Monarchen dafür gewonnen habe. Daß das der bisherigen Weise des Oberfeldherrn entsprochen habe, wird kein Unbefangener behaupten können. Ja auch jetzt noch, in der begonnenen Ausführung, war ihm das Wesen der Idee so fremd, daß er nur daran dachte, von Paris aus den Krieg fortzusetzen und die „rückwärtigen Verbindungen wiederzugewinnen." Dann stimmen auch die nächsten Maßregeln, die dem angeblichen Entschlusse folgen, wie Bernhardi in Tolls Denkwürdigk. IV. 736 zeigt, keineswegs dazu. Endlich stehen die bestimmten Zeugnisse Steins, Tolls und des Lord Burgersh (Graf Westmoreland) damit in Widerspruch, Zeugnisse, die wir auf die Autorität Thielens und des Veteranen hin nicht ohne Weiteres verwerfen möchten. Dazu sind beide nicht angethan, weder durch den kritischen Werth noch durch die historische Unbefangenheit ihrer Schriften.

schen Garden; von Blüchers Armee Langeron, Sacken, York und Kleist. Dem französischen Kaiser die Operation zu verbergen, ward ihm Wintzingerode mit achttausend Pferden nachgesendet, andere Reiterschwärme streiften theils zwischen der Marne und Aube, theils erhielten sie nach Süden und Norden hin die Verbindung. Was nach Paris zog, war ohne Wintzingerode eine Masse von mehr als 170,000 Mann, lauter Kerntruppen, die der entscheidende Entschluß zum Aufbruch mit Freude und Siegeszuversicht erfüllte. Gleich am ersten Tage des Marsches stieß die Reiterei Pahlens und die vom Corps des Kronprinzen nicht weit von Fère Champenoise auf Marmont und Mortier. Die beiden Marschälle suchten die Vereinigung mit dem Kaiser; von der Schlacht bei Arcis und der Division nach Osten hatten sie ebenso wenig eine klare Vorstellung, als sie ahnten, daß sie sich fast in der Schußweite der ganzen Macht der Alliirten befanden. Hielten diese das Gefecht so lange hin, bis ihre Massen heran waren, so wurden wahrscheinlich beide Corps (zusammen etwa 25,000 Mann stark) völlig erdrückt und Paris war dann ohne Schwertstreich zu gewinnen. Die Ungeduld der Verbündeten ließ es dazu nicht kommen; sie griffen ohne Säumen an und gaben dadurch den Gegnern noch Zeit, der Uebermacht zu entrinnen. Aber schwere Verluste brachten darum die Kämpfe doch, die am 25. März bei Fère Champenoise gefochten wurden. Während die Marschälle nur in ununterbrochenem Gefecht und mit beträchtlichem Verlust ihren Rückzug bewirken konnten, gerieth zur Seite eine Division, die General Pacthod zur Vereinigung heranführen wollte, mitten in die Massen der Feinde; sie ward von den Reitern und Geschützen so furchtbar mitgenommen, daß ihr nach tapferster Gegenwehr nichts übrig blieb, als sich zu ergeben. Die Franzosen selbst geben zu, daß ihnen dieser Tag 5000 Todte und Verwundete, 4000 Gefangene und 60 Geschütze gekostet; die Angaben der Verbündeten sind natürlich noch höher. Und wie wenig hatte gefehlt, so ward die letzte schwache Schutzwehr der Hauptstadt schon zermalmt. Gelang es doch den Marschällen nur mit äußerster Anstrengung und nicht ohne bedeutende Einbuße, zwischen den schon auf allen Seiten dicht herandrängenden feindlichen Massen noch nach Paris durchzukommen, das ohne sie fast wehrlos war. Den Marsch der Feinde aufzuhalten, war aber nicht mehr möglich. In der Nacht vom 27—28. März hatten die Preußen von Blüchers Armee schon Meaux erreicht, am andern Tage drängte ihre Vorhut bis Claye. Eine französische Abtheilung unter Compans leistete tapfern Widerstand, mußte aber weichen. Auch die Armee Schwarzenbergs war jetzt herangekommen. Blüchers Massen wandten sich rechts auf die Straße von Soissons, um Raum zu geben; ihre Stelle nahmen die ersten russischen Corps der großen Armee ein. Alexander konnte seine Ungeduld, die Hauptstadt des Gegners zu erreichen, nicht mehr bemeistern; er wollte noch am Abend in ihrer Nähe sein Lager aufschlagen. So brach man auf, und, wie es der Czar gewünscht, stand am Abend

des 29. März das große Hauptquartier in Bondy, zwei Stunden von Paris.

Napoleon zog indessen nach Osten. Am 23. März befand er sich in St. Dizier, zwei Tage in Bar sur Aube, also auf den Verbindungen der großen Armee. Er lebte der festen Zuversicht, daß in seinem Rücken nichts zu besorgen sei. Wintzingerode's geräuschvoller Anmarsch und die Kriegslist, emsig Quartier zu bestellen für die Monarchen, befestigte den Kaiser in dem Glauben, daß die Verbündeten ihm nachziehen würden. Wer einen anderen Verdacht laut werden ließ, fand wenig Gehör. Am 26. wandte er sich gegen die Reiterschwärme, die ihm den Marsch der Gegner maskirten, und warf sie bei St. Dizier glücklich über die Marne zurück. Dies deutete freilich nicht darauf hin, daß ihm die Hauptmacht der Gegner gegenüberstand. Die Aussagen der Gefangenen ließen vollends keinen Zweifel darüber; sie berichteten übereinstimmend, daß die großen Armeen Schwarzenbergs und Blüchers nach Paris gezogen seien. Wenn Napoleon jetzt ohne Säumen aufbrach und in Eilmärschen die Gegner zu erreichen suchte, so ließ sich wohl denken, daß die bloße Nähe seines Erscheinens wenigstens einen Theil der gegen Paris aufgebrochenen Streitkräfte gelähmt hätte; allein er vermochte es noch immer nicht zu glauben, daß die Gegner mit einem Male so kühn geworden seien. Darum setzte er am anderen Tage (27.) sein Heer gegen Vitry in Marsch; eine Bewegung, die ihn kostbare Stunden verlieren ließ. Er hatte die Stadt erreicht, als ihm am Mittag die Nachrichten zukamen, die alles Gefürchtete bestätigten: den Rückzug der Marschälle, die Niederlage bei Fère Champenoise und den Marsch auf Paris. Nun blieb auch ihm keine andere Wahl, als zu glauben, wogegen er sich bis zuletzt gesträubt.

Daß die Hauptstadt dem ersten Stoße des Feindes erliegen werde, mochte er nicht denken, obwol ihn die Briefe seines Bruders Joseph seit Monaten auf solch eine Wendung vorbereiten mußten. Darum hätte er auch jetzt noch lieber sich nach den Vogesen geworfen, durch den dort regen Bonaparteschen Eifer der Bevölkerung sich verstärkt und die Garnisonen aus den lothringischen Plätzen an sich herangezogen, um dadurch die alliirten Heere zur Trennung und zu einem eiligen Rückzug in entgegengesetzten Richtungen zu zwingen; aber der Kriegsrath seiner Generale, den er ungewohnter Weise berief, bestand darauf, daß der Kaiser die Hauptstadt decken müsse, denn dort allein liege die Entscheidung. Noch am nämlichen Tage brach er auf; Märsche von beispielloser Schnelligkeit sollten die verlorenen Stunden ersetzen. Rastlos trieb und drängte er, mahnte die Getreuen zur Ausdauer und verhieß seine nahe Ankunft; allein er kam zu spät, um Paris zu retten. Schon am ersten Tage (28. März) erreichten ihn unweit Bar Nachrichten, die es sehr zweifelhaft machten, ob die Reste von Mortiers und Marmonts Corps im Stande seien, die Stadt bis zu seiner Ankunft zu behaupten. Den Truppen ward zwar das Aeußerste zugemuthet, aber sie waren doch erst eine

Strecke über Troyes hinausgekommen, an dem Tage, wo der Kampf um die Hauptstadt schon entbrannt war. In fieberhafter Ungeduld war der Kaiser den Seinen vorausgeeilt, um über Sens und Fontainebleau Paris zu erreichen. Es war gegen Mitternacht (30. März), als er der Stadt bis auf wenige Stunden nahe gekommen war und schon die Wachtfeuer der Gegner erblickte; aber hier sank auch die letzte schwankende Hoffnung zu Boden. Der Kampf vor den Mauern von Paris hatte bereits unglücklich geendet; eben jetzt ward die Capitulation unterzeichnet, die den Verbündeten am kommenden Morgen die Thore der Hauptstadt öffnete.

Napoleon hatte es früher wiederholt ausgesprochen, den Fall von Paris werde er nicht erleben; er mochte sich damals solch eine Katastrophe als den letzten Act eines verzweifelten Kampfes vorstellen, in dem er erst selber glorreich fechtend untergegangen wäre. Nun war ihm der Mittelpunkt und Schlüssel seines Reiches wie durch einen Handstreich weggenommen worden, in einem Augenblick, wo er sich mit neuen Angriffshoffnungen trug. Und doch hätte er auf diesen Fall nicht unvorbereitet sein sollen. Der Bruder, der ihn in Paris vertrat, hatte ihm schon Wochen lang vorher eine solche Wendung als die drohendste Gefahr vorgehalten; seine Briefe sind voll von Schilderungen der unzulänglichen Vertheidigungsmittel, des Mangels an Menschen, Waffen und Geld, des übeln Willens und der Unlust zu jedem hartnäckigen Widerstand. „Die Dinge sind stärker als die Menschen," hatte er ihm schon im Anfang Februar geschrieben; „darum wenn Sie Frieden schließen können, schließen Sie ihn um jeden Preis; können Sie es nicht, so müssen Sie entschlossen zur rechten Stunde untergehen, wie der letzte Kaiser von Byzanz." Mit diesem Briefe kreuzte sich damals ein Schreiben Napoleons (vom 8. Febr.), worin der Entschluß eines solchen Ausganges in kaltblütigen Worten verkündet war. „Wenn es dazu kommt," sagte er über den Fall von Paris, „so werde ich nicht mehr sein; es wird sich da nicht mehr um meine Person handeln. Ich wiederhole es, Paris wird nie besetzt werden, so lange ich lebe; ich darf wohl fordern, daß die mir glauben, die mich hören.... Verlasse meinen Sohn nicht, hatte er noch vierzehn Tage vor der Uebergabe geschrieben, und denke daran, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen meiner Feinde; das Loos des Astyanax ist mir immer als das unglückseligste in der Geschichte erschienen."*)

Das Schicksal hatte sich grausamer gewendet, als es seine düsterste Ahnung ihm vorgespiegelt. Er lebte noch, während die Feinde in seine Hauptstadt einzogen. Dem Sohne, dem er einst die Krone der Welt in die Wiege gelegt, war ein milderes, aber kein besseres Geschick bestimmt, als dem unglücklichen Königskinde von Troja. Und die Prinzessin, die er zu sich emporgehoben, hatte kein Gefühl davon, was es hieß, Hektors Gattin zu sein.

*) S. Mémoires du Roi Joseph X. 28 f. 33. 78 f.

Der letzte Kampf um die Hauptstadt war noch hartnäckig und blutig genug, obwol die Vertheidigung fast nur von dem bescheidenen Rest von Marmonts und Mortiers Truppen geführt ward. Das waren nach französischen Berichten sechszehn-, nach deutschen noch einige 20,000 Mann Truppen, die man im freien Felde verwenden konnte.*) Die übrigen Anstalten zur Vertheidigung, die Rüstung der Nationalgarden, die Bewaffnung, Alles war mangelhaft, die Mittel erschöpft, freiwilliger Eifer und Hingebung im Volke verschwunden. Das Erscheinen der feindlichen Heere verbreitete panischen Schrecken; unter den Vornehmen entstand eine jähe Flucht, die Kaiserin selbst und ihren Sohn ließ Joseph Bonaparte nach Tours bringen, nachdem der Kaiser wiederholt seinen unzweideutigen Willen kund gegeben, diese beiden Pfänder seiner Dynastie überall sonst lieber zu wissen, als in den Händen der Feinde.

Am Morgen des 30. März rückten die verbündeten Heere an die Stadt heran; das schlesische, als rechter Flügel der großen Angriffslinie, ward auf der Nordseite und gegen den Montmartre hin erwartet; im Centrum gegen die Dörfer Pantin und Romainville standen schon Rajewski's Corps und die Garden unter Barclay; als linker Flügel, gegen Vincennes und Charenton, näherte sich der Kronprinz von Württemberg, hinter ihm Giulay. Schon in den frühen Morgenstunden war der Kampf in der Mitte entbrannt, erst später kamen auch die Corps auf den Flügeln heran.**) In der Mitte hatte

---

*) Nach den Tabellen bei Schels II. 163 f. und Damitz III. 2. 482 zählte Marmont 12,300, Mortier über 11,000 Mann; dazu kamen die unter Moncey stehenden Nationalgarden in der Stärke von 15,000 und sonstige Posten in der Nähe des Schlachtfeldes 2270 Mann. Die Angaben Marmonts VI. 241. 356 f. sind wohl zu gering. Nach den nämlichen Quellen II. 169 ff. und III. 2. S. 476 ff. zählten die Verbündeten etwa 100,000 Mann vor Paris (der Kronprinz 15,000, Giulay 10,000, Rajewski 12,000, Barclay 16,000, Langeron 17,000, York 10,000, Kleist 8000, Woronzoff und Stroganoff 12,000 Mann). Wrede mit 20,000 Mann stand bei Meaux, Kaisaroff, Seslawins 6000 Kosaken und Fürst M. Liechtensteins leichte Division (4000 M.) waren rückwärts detachirt, Sacken mit 10,000 M. stand bei Trilport, Bülow mit 17,000 M. bei Soissons, Wintzingerode (7000 M.) war Napoleon gefolgt. Zählt man die 17,000 Nichtcombattanten hinzu, die Schels berechnet, so kommen die 181,000 Mann zusammen, mit denen man acht Tage vorher gegen Paris aufgebrochen war. Von den 100,000 Mann, die vor Paris standen, kamen Blüchers Heer und der Kronprinz erst gegen Mittag zum Gefecht, Giulay erreichte ebenfalls erst spät das Schlachtfeld. Das Verhältniß der Kräfte war also bis Mittag nicht gar ungleich, der Kampf darum so hartnäckig und verlustvoll. Damitz (a. a. O. 368 f.) nimmt an, daß anfangs gleiche Kräfte gegen einander fochten, dann seit 10 Uhr etwa 40,000 Verbündete gegen 30,000 Franzosen, erst am Nachmittag wuchs die Schlachtlinie der Ersteren auf 60,000 an.

**) Das Einzelne über die Oertlichkeiten und den Kampf selbst s. bei Beitzke III. 472 ff. Vgl. Damitz III. 2, 250 ff. Den muthmaßlichen Grund der eigenthümlichen

Rajewski Pantin besetzt und den Rand des Plateau's erstiegen, auf dem Romainville liegt; hier leistete ihm aber Marmont heftigen Widerstand, bis nach einem Kampfe von mehreren Stunden die Russen den Ort behaupteten und auf dem Plateau sich ausbreiteten. Bei dem Dorfe war anfangs nur eine russische Division zurückgelassen worden, die sich zwar, durch weitere Abtheilungen Russen und Preußen verstärkt, bis gegen Mittag mit großer Ausdauer hielt, aber doch nicht allein ausreichte gegen das mörderische Kreuzfeuer, wodurch der Feind den eingehenden Winkel bei Pantin beherrschte. Den bisher geschonten preußischen Garden, an die sich das Grenadierbataillon der badischen Garde anschloß, sollte hier Gelegenheit werden, es ihren andern Kameraden gleich zu thun. In glänzenden, wiewol verlustvollen Angriffen erstürmten sie mit dem Bajonnet die Stellung des Feindes und nahmen seine Geschütze. So hatten in der Mitte die Vertheidiger schon Terrain verloren, ehe noch die Hauptmacht der Angreifer herangekommen war. Erst nach Mittag rückte auf der Rechten Blüchers Heer zum Angriff gegen den Montmartre vor; um dieselbe Zeit näherte sich der Kronprinz von Württemberg dem Walde von Vincennes. Nun wurde auf der ganzen Linie der Kampf mit allem Nachdruck aufgenommen. Die beiden Marschälle leisteten den äußersten Widerstand, aber die Gegner gewannen mit jeder Stunde Boden, schon drängten einzelne Divisionen bis an die Barrièren der Stadt vor. Es war jetzt ein hoffnungsloser Kampf. Bereits um Mittag hatten die Marschälle von Joseph Bonaparte ein Schreiben erhalten, welches um zehn Uhr ausgefertigt sie ermächtigte, im Nothfall mit den Verbündeten in Unterhandlung zu treten und ihre Truppen über die Loire zurückzuziehen. Nach drei Uhr schien der Zeitpunkt gekommen, davon Gebrauch zu machen.*) Man kam zunächst

Aufstellung erörtert Bernhardi IV. 772 f. 774. Ueber die Verspätung der schlesischen Armee s. Schulz, Geschichte der Kriege XIII. 1. 124 f. 166. Da der Bote Schwarzenbergs erst Abends zwischen zehn und eilf Uhr abgefertigt ward und sich in der Nacht in unbekannter Gegend den Weg mühsam suchen mußte, war es rein unmöglich, daß Blücher, wie die Disposition des Oberfeldherrn befahl, Morgens um fünf Uhr den Montmartre angriff. Um diese Zeit konnte er noch nicht einmal aufbrechen. Das veranlaßt Schulz zu der richtigen Bemerkung, daß diese überspannte Eile eben so sehr auf den Besorgnissen des Oberbefehlshabers, wie auf der Ungeduld Alexanders beruhte.

*) So erzählt Marmont VI. 244 ff. 351 ff. In den Mémoires du Roi Joseph X. 23 ist dagegen das fast gleichlautende Billet von ein Viertel auf ein Uhr datirt, und zugleich behauptet, Marmont habe vorher einen Zettel mit Bleistift an Joseph gesandt, worin er erklärte, den Widerstand höchstens noch einige Stunden fortsetzen zu können. Dem widerspricht Marmont entschieden. Es wird schwer sein, diese Zeugnisse zu vereinigen, zumal sich in Frankreich jeder Zeit der Parteigeist in die Frage eingemischt hat und bemüht gewesen ist, auch hier wieder für eine unvermeidliche Katastrophe den obligaten „Verrath" ausfindig zu machen. Daß von solch einer Beschuldigung keine Rede sein kann, sondern es sich höchstens darum handelt, wer in einer verzweifelten Lage die peinliche Initiative ergriffen hat, liegt in der Natur der Sache.

über eine Waffenruhe überein, um dann das Weitere zu verabreden. Als die Waffenruhe schon geschlossen war, erstürmte Langeron den Montmartre und drängte bis in die nahe Vorstadt; vorher hatte sich Kleist des Hügels von Cinq-Moulins bemächtigt, die Corps von Horn, Woronzoff und Stroganoff waren in die Vorstädte La Chapelle und La Villette eingedrungen. Auf der entgegengesetzten Seite hatte der Kronprinz den Wald von Vincennes und Charenton besetzt, Pahlens Reiterei streifte schon bis vor die Barrière du Trone und nahm dort französische Geschütze weg. In der Mitte waren die Vertheidiger immer enger an die Stadt hingedrängt worden, die beherrschenden Punkte waren in der Gewalt der Angreifer. Ihre Wachtfeuer umgaben Paris in einem großen Halbkreise, dessen beide Endpunkte sich oberhalb und unterhalb an die Seine anschlossen. So lag die französische Hauptstadt zu den Füßen der Heere, die sämmtlich das Unrecht vergangener Tage zu rächen hatten; jeder längere Widerstand konnte furchtbare Gedanken der Vergeltung wecken und Paris der Verwüstung preisgeben. Es blieb nichts Anderes, als die Uebergabe. Die Marschälle, so lautete die in der Nacht geschlossene Capitulation, sollten die Stadt vor sieben Uhr Morgens geräumt haben; was nach der Zeit an Verwundeten und Nachzüglern zurückblieb, war kriegsgefangen, die Nationalgarde und die Municipal-Gendarmerie wurden entwaffnet; die Stadt Paris ward der Großmuth der Sieger empfohlen.

Das sind unvergeßliche Momente, wie sie sich im Laufe von Jahrhunderten nicht wiederholen — nach langer Niederlage und Demüthigung solch ein Triumph! Welch ein Gefühl für die siegreichen Kämpfer, als sie jetzt das überwundene Babel der Revolution und der Cäsarenherrschaft zu ihren Füßen sahen! Mit gerechter Genugthuung mochten die Russen an ihr Moskau, die Oesterreicher an Wien denken und wie dem übermüthigen Feinde jetzt die Vergeltung kam; im Lager der Preußen, die am tiefsten gebeugt gewesen und doch zum Siege am meisten beigetragen, mischte sich mit den Gefühlen gerechten Stolzes die ernste Erinnerung an die Tage vergangenen Leides. Für viele von ihnen war es ein wahrhaft heiliger Moment, noch einmal Alles im Gedächtniß zu durchlaufen, von den ersten leisen Anfängen einer Regung für die vaterländische Sache, von Schills und Braunschweigs Zügen an, von Yorks That und den Breslauer Märztagen bis zu dieser Stunde des glorreichsten Triumphes. Es war ein Augenblick, der manches Bittere aus der Vergangenheit sühnte. Wie Gneisenau damals an Rothenburg schrieb: „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen. Das allgewaltige Schicksal stand uns zur Seite und ließ unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen. Er schlug jeden Antrag zur Versöhnung aus und nöthigte selbst diejenigen, die ihn gern gerettet hätten, Schritte zu thun, die seinen Sturz herbeiführten."

Als gegen Abend die Waffenruhe verkündet ward, drängte sich Alles bunt durch einander und wollte die Stadt sehen. Unter andern setzte sich

Oberst Below mit seinen litthauischen Dragonern aus der Linie hervor in Marsch und durchritt den ganzen Montmartre, um seinen braven Litthauern Paris zu zeigen. Wie York etwas ungehalten ihn darüber zur Rede stellen ließ, gab Below die Auskunft, „das habe er seinen Leuten schon in Tilsit versprochen, denn man wisse doch nicht, ob sie die Stadt sonst zu sehen kriegten." Diese letzte Sorge war allerdings nicht unbegründet.

Es war gegen eilf Uhr Morgens (31. März), als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Garden vor der Barrière eintrafen und umgeben von einem glänzenden Gefolge von Prinzen und Generalen ihren Einzug hielten. Durch die Porte St. Martin, über die Boulevards zogen sie nach der Place de la Concorde und dann den breiten Weg der elyseischen Felder entlang, wo sämmtliche Garden in Parade vorbeidefilirten. Die Heldenschaaren Yorks und Kleists mußten um dieselbe Zeit um Paris herum marschiren, um eine Strecke weit entfernt Quartiere zu beziehen. „Sehen schlecht aus, schmutzige Leute," hatte Friedrich Wilhelm III. geäußert, als ihm York den Tag vor der Pariser Schlacht sein glorreiches Armeecorps präsentirte; und allerdings waren Kleidung und Ansehen, Pferde und Waffen nach einem solchen Feldzug nicht parademäßig beschaffen. Aber darum brauchte man das Zartgefühl der Pariser nicht zu schonen und denen die Freude des Einzuges zu versagen, die zum Triumphe selbst das größte beigetragen. Indessen selbst in diesen größten Momenten hatte der Zopf der alten Zeit seine Geltung bewahrt, und es gerieth beinahe schon wieder in Vergessenheit, wie und durch wen man aus der Schmach von Jena emporgehoben worden war.

Während die Sieger von Laon in kaum verhaltenem Unmuth um die Barrièren der Stadt herumzogen, hatte der Empfang der Monarchen und ihrer Garden in größtem Glanze stattgefunden. In allen Fenstern, auf den Dächern und auf den Straßen wogte die Volksmenge jauchzend auf und ab; kaum konnten die Soldaten sich Raum schaffen. Aus den Fenstern wehten weiße Tücher und ein Lilienregen fiel aus allen Stockwerken auf die siegreichen Feinde. Allenthalben vernahm man den Ruf: „Vivent nos libérateurs! Vivent Alexandre et Frédéric Guillaume! Vivent les alliés!" „Es war ein solcher Jubel," sagt ein Augenzeuge, „daß ein mit den Ereignissen Unbekannter unmöglich hätte glauben können, daß dies der Einzug feindlicher Armeen in eine eroberte Stadt sei."*) Dem folgten in den nächsten Tagen auf den Straßen und in Schauspielhäusern Ovationen gegen die Fremden und komödienhafte Ausbrüche des Hasses gegen den überwundenen Imperator in solchem Uebermaß, daß die Sieger selbst sich über „die gallische Unzucht" empörten.

---

*) Henckel von Donnersmark S. 317. Aehnlich Steffens VIII. 97. Vgl. ebendaselbst S. 117 und Rahden, Wanderungen I. 316.

Es mochte ein guter Theil davon feile und werthlose Huldigung des Augenblicks sein oder auf Rechnung der angeborenen Leichtfertigkeit dieses Volkes kommen, allein es sprach sich doch zugleich ein berechtigtes Gefühl in diesem jähen Umschlag aus: die Sättigung an der Napoleonischen Herrlichkeit und der Mangel jeder wahren Opferbereitschaft für sie. Und wer wollte behaupten, daß es der gefallene Imperator um dies Volk besser verdient hätte? Wohl erweckt es tiefen Ekel, wenn man das Idol jetzt mit Koth bewerfen sah, vor dem man sich eben noch im Staube gekrümmt, aber in diesen Unwürdigkeiten lag doch das Wesen der Dinge nicht. Die Nation war ermüdet an dieser Glorie und sehnte sich in ihrer tiefen Erschöpfung nach einem Regiment friedlicher und gesetzlicher Ordnungen. Die korsischen Künste schlugen jetzt ihren eigenen Meister; der Herrschaft schnöder Selbstsucht gebührte es, daß sie von der Selbstsucht der eigenen Creaturen verrathen ward.

So folgten sich rasch die Ereignisse, deren einzelner Verlauf außerhalb des Kreises unserer Darstellung liegt. In Paris regten sich Royalisten und Intriguanten, um die Herstellung des bourbonischen Königthums vorzubereiten, und fanden bei Alexander jetzt williges Gehör. Die eigenen Geschöpfe Bonaparte'scher Macht erhoben sich gegen den Ueberwundenen und warfen sich zum Organ einer Volksstimme auf, die nach ihrer Versicherung statt des Soldatenkaiserthums die legitime Monarchie zurückforderte. Die Wahrheit war, daß das Volk, abgemattet und begeisterungsarm, für keine Dynastie und Regierungsform eine lebhafte Sympathie empfand, aber die Sache der Bourbons war darum doch nicht so machtlos, wie sie häufig geschildert worden ist. Die fremden Sieger hatten sich lange gesträubt (nicht nur Kaiser Franz, auch Alexander), der verbannten Dynastie eine Ermuthigung zu Theil werden zu lassen, allein die Nothwendigkeit der Dinge drängte von selber auf sie hin. Sobald man sich einmal entschlossen hatte, den Krieg bis zu Napoleons Entthronung fortzusetzen (und ohne diese war entweder kein ehrenvoller oder kein dauerhafter Friede möglich), so blieb kaum ein anderer Weg, als die Bourbons auf den Thron zurückzuführen. Welcher Art auch die Personen und die Motive sein mochten, welche zu Paris am 31. März und in den nächsten Tagen die Entsetzung Napoleons und die Wiederherstellung des Königthums anbahnten, sie folgten nur dem unwiderstehlichen Zuge der Ereignisse, zu dem die Verbündeten selber sich mehr nachgebend als antreibend verhielten.

Indessen sich in Paris die Katastrophe des Kaiserthums vorbereitete, war Napoleon nach jener verhängnißvollen Nacht, die ihm den Umsturz fast aller seiner Hoffnungen gebracht, nach Fontainebleau geeilt, wo sich die Reste seines Heeres, noch einige 50,000 Mann, um ihn sammelten. Mit ihnen einen letzten Kampf zu versuchen, waren wohl der Kaiser selbst und auch die Soldaten bereit, aber die Führer wollten nicht mehr. Mar-

mont schloß ein Abkommen mit den Siegern, die andern mahnten verblümt und unverblümt zur Abdankung. Die Nation, die hohen Würdenträger, die Feldherren ließen den Imperator fallen; das zusammengeschmolzene Häuflein seiner alten Soldaten war zu schwach, ihn zu halten. Auch hier erntete er nur die Frucht der eigenen Thaten. Vergebens klammerte er sich noch an die letzte Hoffnung: durch eine bedingte Abdankung die Herrschaft seiner Dynastie zu retten. Es blieb ihm keine Wahl, als unbedingt für sich und seine Erben auf seine Kronen zu verzichten (11. April). Um diesen Preis gewährten dann die Verbündeten dem entthronten Kaiser, daß er seinen Titel lebenslänglich fortführe und mit einer jährlichen Rente von zwei Millionen Francs sich als Souverain auf die Insel Elba zurückziehe. Für seine Familie und seine Getreuen sollte in gleicher Weise gesorgt werden; 400 Mann von seinen Soldaten durften ihm folgen. Gewiß ein seltsames Abkommen! Einem solchen Manne dies enge Asyl, das war, wenn man der Vergangenheit gedachte, unendlich wenig und doch für alle Sorgen der Zukunft zu viel. Jetzt freilich, in dem Augenblick, wo er Frankreich verließ, schienen die Tage seiner Gefährlichkeit für immer zu Ende. Im Süden regten sich mit Macht die royalistischen Stimmungen und schienen selbst sein Leben zu bedrohen. Es wird versichert, er habe sich in eine österreichische Uniform, preußische Kopfbedeckung und einen russischen Mantel eingemummt und die weiße Cocarde aufgesteckt, um unerkannt durch die aufgeregten Massen nach seiner Insel zu entkommen.

Am Tage nach der Abdankung Napoleons war Graf Artois in Paris eingezogen und übernahm als Stellvertreter Ludwigs XVIII. die Regierung. Mit ihm schlossen am 23. April die Verbündeten einen Waffenstillstand, wonach die Bourbons alle Länder und Festungen außerhalb des alten Frankreichs abtraten, aber die Gränzen von 1792 behielten. In dem Verhältniß, als die Auslieferung der noch besetzten Gebiete und Plätze durch die Franzosen erfolgte, sollte die Räumung Frankreichs durch die Alliirten ihren Fortgang nehmen.

Mit diesen Bestimmungen war dem künftigen Frieden seine Linie bereits gezogen. Frankreich behielt also das Gebiet, das es vor der Revolution besessen, und alle die patriotischen Begehren nach Straßburg, dem Elsaß, Lothringen blieben fromme Wünsche. Es konnte das freilich kaum überraschen, nachdem schon in dem Frankfurter Decembermanifest den Franzosen ein Gebiet verheißen war, größer als sie es je unter ihren Königen besessen hatten. Diese Verheißung war nie zurückgenommen, vielmehr auch in späteren Erklärungen immer die Taktik festgehalten worden, den Krieg mit Napoleon und die französische Nation zu trennen. Von den vier verbündeten Mächten hatten zwei, Rußland und England, kein Interesse dabei, daß Deutschland

wieder zu seinen verlorenen Landschaften kam; dagegen erschien es als ein Gebot europäischer Sicherheit, Frankreich nicht so zu verkleinern, daß die ohnedies sehr schwierige Stellung des wiedereingesetzten Königshauses dadurch noch mehr verschlimmert ward. Um gegenüber diesen Erwägungen das gute Recht Deutschlands zur Geltung zu bringen, hätten die Monarchen und die leitenden Staatsmänner, die Deutschland vertraten, andere sein müssen, als sie waren. Selbst ihre nachsichtigsten Beurtheiler mußten zugeben, daß Keiner von ihnen im Stande war, dem Uebergewicht, das Alexander erlangt, die Wage zu halten. In dem Czaren regte sich aber neben jenem europäischen Gesichtspunkte und neben der überlieferten russischen Antipathie gegen das Wachsthum Deutschlands zugleich die Leidenschaft, Großmuth zu üben gegen die Franzosen und sich in dem Weihrauch ihrer populären Huldigungen zu berauschen. So kam es, daß von den Härten des Sieges, die Frankreich in allen seinen Kriegen schonungslos geübt, ihm keine vergolten ward — weder die ungeheuren Requisitionen, noch die Ausplünderung der Hauptstädte, noch die riesenhaften Kriegssteuern. Niemand hätte es unbillig nennen dürfen, wenn, wie Stein damals fruchtlos beantragte, zur Erleichterung der schwer heimgesuchten Nationen, die seit zwanzig Jahren bekriegt, beraubt und ausgefegen worden waren, Frankreich eine Contribution hätte entrichten müssen. Aber daran war nicht zu denken; man holte nicht einmal den noch vorhandenen Raub zurück. Nur die Trophäen aus dem Dom der Invaliden, die aus der Wiener Bibliothek mitgeschleppten Bücher und Handschriften und die aus Berlin geraubte Victoria vom Brandenburger Thore wurden zurückgenommen.

Ueber die Verhandlungen des Friedens haben die Betheiligten bis jetzt ein hartnäckiges Schweigen beobachtet; wir kennen nur das Ergebniß. Indessen darüber kann kein Zweifel bestehen, daß dieselbe Gruppirung der Mächte, die man bisher beobachten konnte, auch in den Friedensconferenzen Statt gehabt hat. Rußland hatte, neben der schonenden Rücksicht auf Frankreich, vornehmlich sein Absehen auf Polen gerichtet und dachte dabei zunächst nicht auf Widerstand zu stoßen; England hielt vor Allem darauf, daß seine maritimen und colonialen Interessen eine vollständige Befriedigung fanden; es war wie Rußland größeren Abtretungen Frankreichs abgeneigt und sah lieber einen oranisch-niederländischen Mittelstaat an den Ostgränzen Frankreichs aufgerichtet, als Deutschland durch seine ehemaligen Vorlande vergrößert. Oesterreich war gegen die Interessen am Rhein und im deutschen Westen gleichgültig; es gab die Niederlande und die vorderösterreichischen Gebiete willig hin, wenn ihm Tirol, Salzburg, das Innviertel und in Italien außer der Beute von Campo Formio eine recht ausgiebige Vergrößerung zu Theil wurden. Preußen, dem in Polen Rußland, in Norddeutschland Hannover, am Niederrhein und an der Maas Oranien den Platz schon weggenommen, war am schwächsten vertreten. Wir haben schon vorher das Mißverhältniß wiederholt

betonen müssen, in welchem die diplomatische Leitung Preußens zu seinen militärischen Opfern und Erfolgen stand; hier wiederholte sich das gleiche Schauspiel, wie zu Kalisch, Reichenbach, Teplitz. Es ward von Hardenberg versäumt,*) das einzige gut gelegene Entschädigungsobject, das nach allen vorausgegangenen Verpflichtungen für Preußen noch übrig blieb — das Königreich Sachsen — durch einen ausdrücklichen Vertrag sich zusagen zu lassen; ein Begehren, das jetzt unter dem frischen Eindruck der preußischen Waffenthaten ohne Zweifel auf keiner Seite besonderen Widerstand gefunden hätte. Rußland war dafür, England und Oesterreich konnten nach Gewährung ihrer eigenen Wünsche eine Gegenleistung nicht gut weigern, Frankreich war hier noch der besiegte Theil und hatte keinen entscheidenden Einfluß. Zwar fehlte es den Bourbons keineswegs an dem guten Willen, in die Erbschaft der Bonaparte'schen Gelüste einzutreten und unter Anderem naiver Weise die Rheingränze und Belgien anzusprechen, so daß selbst Kaiser Franz sich veranlaßt sah, den eben erst aus dem Winkel geholten König Ludwig darüber mündlich zurechtzusetzen; allein vorerst, so lange die siegreichen Armeen das Land besetzt hielten, hatte es doch noch keine Gefahr, daß Frankreich sofort in die Fußtapfen der Napoleonischen Politik eintrat. Aber auf dem künftigen Congresse war das Alles schon anders und Preußen hatte es wahrscheinlich bitter zu bereuen, wenn es sich mit seiner Abfindung bis dahin vertrösten ließ.

Am 30. Mai ward der Friede zu Paris unterzeichnet. Er bewilligte Frankreich die Gränzen vom 1. Januar 1792, mit einer Abrundung an der belgischen, deutschen und savoyischen Gränze, die sammt den Gebieten von Avignon, Venaissin und den übrigen Enclaven ungefähr anderthalbhundert Quadratmeilen mit 450,000 Einwohnern betrug und die Festung Landau mit ihrem Gebiet in unmittelbaren Zusammenhang mit Frankreich brachte. Die Rheinschifffahrt sollte frei sein bis zum Meer, Holland, unter die Souverainetät des Hauses Oranien gestellt, einen Gebietszuwachs bekommen, die Schweiz unabhängig und selbständig sein, Italien, mit Ausnahme der österreichischen Gebiete, aus souverainen Staaten bestehen. England behielt von seinen maritimen Eroberungen Malta, Tabago, St. Lucie und Isle de France mit seinen Dependenzen; Antwerpen sollte in Zukunft nur Handelshafen sein. Ueber Deutschland endlich war bestimmt: die deutschen Staaten werden unabhängig und durch ein föderatives Band vereinigt sein. Binnen zwei Monaten sollte sich ein Congreß sämmtlicher Mächte zu Wien versammeln, um dort die Anordnungen zu treffen, welche den gegenwärtigen Vertrag vervollständigen mußten.

*) Humboldt soll sich der leichtsinnigen Art des Staatskanzlers wiederholt, aber vergeblich widersetzt haben. S. Haym S. 317. Auch der König und Stein gaben sich (nach Pertz. IV. 18) fruchtlose Mühe.

Zunächst ward dieser Friede von den vier verbündeten Mächten und von Frankreich abgeschlossen; in besondern Urkunden für Oesterreich und Preußen wurden die Verträge von Basel, Presburg, Tilsit und Schönbrunn für nichtig erklärt, England ließ sich von Frankreich seine Mitwirkung zur Abschaffung des Negerhandels versprechen.

In einem geheimen Vertrage wurde bestimmt, daß die Vertheilung der von Frankreich abzutretenden Gebiete nur von den vier Mächten, also ohne Frankreich, festgesetzt werden würde; und zwar sollte Oesterreich Oberitalien bis zum Po und Tessin, Sardinien Genua erhalten, mit Holland die zwischen dem Meere, den neuen Gränzen Frankreichs und der Maas gelegenen Lande für immer verbunden werden, die deutschen Gebiete am linken Rheinufer zur Vergrößerung Hollands, zur Ausgleichung für Preußen und andere deutsche Staaten dienen. Die französischen Dotationen im Auslande fielen weg; die beraubte Hamburger Bank sollte entschädigt, Danzig an Preußen zurückgegeben werden.*)

Des Vertrages, den am 3. Juni Oesterreich mit Baiern schloß, werden wir später noch zu gedenken haben.

Fest geordnet waren also vorerst nur die Gränzen Frankreichs, die Gebietsvertheilung in Oberitalien und zum Theil die Vergrößerung Hollands; alles Andere blieb noch in der Schwebe und harrte auf die Entscheidung des Congresses.

---

*) Der Hauptvertrag bei Martens, nouv. rec. II. 1. Die geheimen Artikel, nach dem k. k. Staatsarchiv, bei Neumann, recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche 1856. II. 473 f.

Achter Abschnitt.

Der Wiener Congreß.

Die letzten Stunden des Pariser Aufenthaltes waren der Belohnung der siegreichen preußischen Feldherren gewidmet; Blücher ward zum Fürsten von Wahlstadt erhoben; York, Kleist, Bülow, Tauenzien erhielten den Grafentitel und Beinamen von den Schauplätzen ihrer vorzüglichen Thaten, Wartenburg, Nollendorf, Dennewitz, Wittenberg, nebst der Zusage bestimmter Dotationen; auch Gneisenau ward in den Grafenstand erhoben; von den Staatsmännern ward Hardenberg, wie früher Metternich, durch den Fürstentitel ausgezeichnet. Französische Blätter rühmten es als einen Zug jenes Zartgefühls, wovon wir bei diesem Siege so viele Proben ablegten, daß König Friedrich Wilhelm III. diese Beförderungen zwar noch in Paris (3. Juni) unterzeichnet, aber erst nach der Abreise aus der französischen Hauptstadt bekannt gemacht habe.

Von Paris begaben sich die beiden Monarchen von Rußland und Preußen in Begleitung der Prinzen, Feldherren und Staatsmänner nach London, wohin der Prinz-Regent sie eingeladen. In einer Reihe glänzender Festlichkeiten und populärer Huldigungen legte dort die englische Nation ihre Freude darüber an den Tag, daß die Siege des Festlandes ihr den günstigsten Frieden erkämpft, den Großbritannien seit lange geschlossen hatte. Blücher vor Allem — und darin sprach sich ein richtiger Tact des Volkes aus — ward mit Auszeichnungen, Ehren und begeistertem Jubel wahrhaft belästigt; keiner von den anwesenden Fürsten feierte ähnliche Triumphe wie er. Von den Monarchen hatte Kaiser Franz, von den hervorragenden Staatsmännern Stein sich der Fahrt nach London entzogen; „ich mag nicht mit nach England," äußerte dieser, „um mich vom Prinz-Regenten begaffen zu lassen." Er war nun wieder ohne bestimmte Stellung und durfte von sich sagen: ich habe keine Dienstgeschäfte, ich diene Niemandem. Auf den Czaren übte

er, wie die Friedensverhandlungen zeigten, nicht mehr den alten Einfluß; zu Preußen stand er vorerst in keinem amtlichen Verhältniß. Unter allen Männern, die zu dem großen Werke beigetragen, konnte er am ersten von sich rühmen, daß er es unbelohnt gethan. Die Gnaden, die Alexander ihm anbot, lehnte er ab; von Preußen aus wurden ihm, wie es scheint, keine angeboten.

So belebt und festlich die Außenseite der Dinge sich darstellte, es war doch eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß damals die Meisten unbefriedigt das überwundene Frankreich verlassen haben. Es ging das nicht etwa aus der natürlichen Abspannung hervor, wie sie nach so gewaltigem Kampfe am Ziele von selber eintreten mußte, sondern aus dem Bewußtsein, daß das Ziel noch nicht erreicht sei. Alexander war mißvergnügt über die Bourbons und schied ohne Glauben an ihre Einsicht und Mäßigung; Stein sah mit ernster Sorge, wie das russische Interesse anfing dem deutschen entgegenzutreten und den Rathgebern Friedrich Wilhelms der feste Wille fehlte, ihr preußisches mit Nachdruck zu wahren; Gneisenau ging mit der Befürchtung, daß sich der Keim zu neuen Kriegen schnell genug entwickeln würde. In dem Kreise der preußischen Kriegsleute ward es überhaupt unverholen ausgesprochen: der Krieg sei noch nicht beendigt, der Friede könne höchstens ein Waffenstillstand sein, nur die Sache Napoleons sei abgethan, die Nationalsache zwischen Deutschland und Frankreich sei noch nicht ausgefochten, man werde dazu nochmals auf die Wahlstatt zurückkehren müssen*).

Ein ähnliches Mißbehagen hatte die draußen Stehenden überkommen. Manche kühne Hoffnung, an der sie sich in den Stunden des Kampfes begeistert, war nun schon vereitelt; nach einer Zeit des höchsten Enthusiasmus kam ohnedies die kahle Prosa gegebener Verhältnisse und Schwierigkeiten wieder zu ihrem Rechte. Indessen auch abgesehen von diesem natürlichen Rückschlag, gab nicht der Friede, wie er war, Stoff genug zur Unzufriedenheit? Das Meiste war ja darin provisorisch und an die Zukunft verwiesen, und das, was als definitiv dastand, war zum guten Theil nicht dazu angethan, zu befriedigen.

Als die Heere um Neujahr den Rhein überschritten, durfte man mit Recht an der Stimmung sich erfreuen, die, wie seit langer Zeit nicht mehr, alle Deutschen einigte, und der Welt kund that, welch unversiegbare Quelle des Guten in diesem Volke floß. „Durch alle Völkerschaften," schrieb damals Görres im Vorwort zu seinem „Rheinischen Mercur," „geht ein Geist freudiger Entsagung und muthigen Zusammenhaltens, eine schöne Begeisterung glüht in Aller Herzen, statt der vorigen dumpfen Betäubung ist eine muntere Regsamkeit eingetreten, eine klare Anschauung der Weltverhältnisse nimmt die Stelle kläglichen Unverstandes ein, das Talent, das wie versiegt

*) S. Pertz, IV. 19. 20. 24. Varnhagen, Denkwürdigk. III. 172. 222.

schien in flacher Erbärmlichkeit, hat in allen Fächern sich hervorgethan, und ein edler Gemeingeist, der den Deutschen so fremd geworden, umschlingt den großen Bund."

So lange der Kampf noch fortdauerte, war alles Interesse in lebhafter Spannung und Eintracht darauf gerichtet; erst wie die Friedensverhandlung begann und die schonende Großmuth gegen die Franzosen in großen und kleinen Dingen hervortrat, da regte sich der Unmuth darüber, daß die theuer erkauften Vortheile also aus der Hand gegeben würden und man sich die Gunst eines nimmer so wiederkehrenden Augenblickes mit leeren Redensarten abschwatzen lasse. Mit Recht ward die Frage aufgeworfen, ob dieser Aufstand der Völker darum ausgebrochen sei, damit die Franzosen, ihres Raubes in Ruhe genießend, ihr Gespött treiben könnten mit der gutmüthigen Thorheit der Sieger; ob die Armee darum durch so viele Schlachten und Entbehrungen sich durchgeschlagen, damit jene, nachdem sie alle ihre Schuld auf einen einzigen Mann gewälzt, so guten Kaufes los und ledig nach kurzer Unterbrechung wieder fortfahren könnten, wo sie es zuvor gelassen?

Als die ersten, noch sehr verfrühten Gerüchte von der künftigen Gebietsvertheilung Deutschland umliefen, nach denen zwar das Elsaß an Deutschland fallen, aber das linke Rheinufer unter Große und Kleine so zerstückelt werden sollte, wie es nachher geschehen ist, da ward in der patriotischen Presse ein Schrei der Entrüstung darüber laut, daß man wieder einen Markt aufschlagen wolle, wie zur Zeit des Schimpfes. Mißtrauisch ward daran erinnert, wie es gewesen war, ehe die Völker am Kampfe Theil genommen und als die deutschen Dinge den Händen der Diplomaten überlassen waren. Man sollte, rieth Görres im Mercur, den Instinct des Volkes befragen und auf die Besten hören, die sich ein Stimmrecht wohl erworben. „In diesen Lilien," sagte er, „womit sie sich geschmückt, sind immer die alten Bienen und Wespen noch verborgen, die dort nach Honig suchen." Aber auch ruhigere Naturen als Görres wurden argwöhnisch und besorgt, als verlautete, daß man die Gränzen von 1792 den Franzosen gewähren wolle. „Mag immerhin," sagte damals ein verständiger Beurtheiler, „die Politik fordern, daß Frankreich ein bedeutender Staat bleibe; gewiß fordert sie noch mehr, daß das eigene Vaterland es sei und sicher bleibe gegen die Franzosen. Oder haben wir vergessen, welche Drangsale Deutschland durch Frankreichs Könige von jeher gelitten? Warum hat dieses seit Jahrhunderten Frieden im Innern? Weil eine feste Gränze es deckte. Und führte nicht der Friede den Franzosen 200,000 geübte und siegeswohnte Krieger zurück, Mittel genug, um den Kampf gegen das ungeschützte Deutschland zu erneuern?"

Als dann der Abschluß des Friedens kam, fand sich kaum eine unabhängige Stimme, die ihn so recht von Herzen zu preisen wagte. Man hat ihn damals so beurtheilt, wie wir ungefähr jetzt nach vierzig Jahren darüber denken. Man fand ihn unbestimmt und ungenügend; man verwies die

deutschen Staatsmänner auf Englands Beispiel, das mitten in der Großmuth gar wohl seinen Vortheil wahrgenommen und im Schenken Maß gehalten. Der „Rheinische Mercur" rügte die Gutmüthigkeit, womit man sich der Schwarzen in Afrika angenommen, aber die Deutschen an der Gränze fremder Sclaverei hingegeben habe. Denn daß statt der Abtretung des Elsasses noch Landschaften, die vor der Revolution deutsch gewesen waren, den Franzosen überlassen wurden, erregte allenthalben im Volke lebhaften Unwillen. In den abgetretenen Gebieten selbst und in den angränzenden Strichen sprach sich diese Empfindung deutlich genug aus. Mancher hohe Officier aus dem Hauptquartier, der von Paris heimkehrte, mußte selbst aus dem Munde der Frauen am Rhein den Vorwurf hören, daß man solch einen Frieden geschlossen und die Franzosen nicht schärfer gezüchtigt habe.*)

In den Heeren, besonders im preußischen, walteten natürlich gleiche Stimmungen. Der kaum gebändigte Uebermuth der Franzosen hatte sich gleich wieder geregt, als sie sahen, wie weit die Sieger davon entfernt waren, Napoleons Beispiel nachzuahmen. In vielen kleinen Zügen gab sich jenseits der frühere Trotz und die unfriedfertige Stimmung kund, während es diesseits die Rheinbündischen schon sichtbar gelüstete, die alten Unarten unter dem neuen Banner unverändert fortzusetzen. Das Mißtrauen in die Dauer des Friedens war darum auch nirgends allgemeiner verbreitet, als in den zurückkehrenden Armeen.

Schon wurden auch Mißtöne anderer Art laut. So lange die Gefahr droht, klagten bereits die eifrigen Patrioten, werden Alle aufgeboten, da sind die Starken willkommen und die Kraft wird geehrt. Ist aber, was gedroht, erst glücklich abgewehrt, dann besinnt man sich plötzlich; die geheime Scheu, die der Erbärmlichkeit vor jeder Kraft beiwohnt, steht wieder auf, und mit ihr der stille Haß, womit alles Treffliche angefeindet wird. Da kommen die kühlen und nüchternen Köpfe, die sich während des Sturmes bedachtsam verkrochen, aus ihren Winkeln hervor und predigen erst Mäßigung, mißbilligen dann die „überspannten Ideen," um zuletzt vor „revolutionären Köpfen" zu warnen, gegen die man auf der Hut sein müsse. Klagen und Befürchtungen, die sich allerdings nur zu früh bewahrheitet haben.

In Kreisen ganz nüchterner und geschäftlicher Art regten sich wieder andere Sorgen. Man fürchtete nach dem Aufhören der Continentalsperre und der Wiederherstellung der französischen Zollgränzen eine schwere Krisis für die in jüngster Zeit emporgekommene Industrie, namentlich am Niederrhein und in Westfalen. Man besorgte, daß die alte Noth der vielen Mauthen und Zollinien wieder aufleben, jeder Staat von dem andern sich absperren, deutsche Arbeit schutzlos der Concurrenz des Auslandes unterliegen werde.

*) S. den Auftritt in Andernach, den Wolzogen S. 273 erzählt. Ueber das Andere s. Görres J. politische Schriften I. 192. 346. 409 f. 434. 436. 448. 465.

Man forderte daher für ganz Deutschland Handelstractate mit Frankreich und England, durch die der gegenseitige Vortheil nach gerechten Grundsätzen ausgeglichen würde.*)

Wie begründet oder unbegründet solche Befürchtungen auch sein mochten, gewiß war es höchst erfreulich, daß der Gemeinsinn in allen Richtungen sich anfing zu regen und die zum ersten Male freigewordene Presse vor Allem den vaterländischen Fragen geöffnet war. Es ist damals in Zeitungen und Flugschriften eine ganze Literatur aufgetaucht, die sich mit den nationalen Angelegenheiten befaßte, und manches verständige Wort ist gesagt worden, das wohl Beachtung verdiente. Die angesehensten Geister der Nation, Männer wie Stein, Arndt, Görres, Friedrich Jacobs und Anselm Feuerbach, haben an der Verhandlung Theil genommen.**) Was aus allen diesen Schriften herausklang, war einmal die Mahnung, die furchtbaren Lehren der jüngsten Zeit zu nützen, dann die loyale Hoffnung, daß jetzt bessere und glücklichere Tage kommen würden. Indem die einsichtsvollen Patrioten die aufgedrungenen französischen Formen verwarfen, erinnerten sie doch zugleich daran, wie morsch und abgelebt viele von den eigenen überlieferten Einrichtungen gewesen waren. Wie Feuerbach damals vortrefflich von der untergegangenen Reichsverfassung sagte: das Volk weidete sich und seine Heerden in sorgloser Behaglichkeit unter dem Gewölbe des gothischen Gebäudes, dessen Säulen schon längst den Einsturz drohten, dessen Mauern schon über einem tiefen Abgrunde standen, welchen die Zeit unmerklich ausgewühlt hatte. Noch standen sie, aber nur darum, weil die Hand noch nicht erhoben war, die sie von Außen mit leichtem Stoße zusammenwerfen sollte.

Es that noth, den blinden Unverstand daran zu mahnen, daß die einfache Wiederherstellung der alten Formen nur ähnliche Krankheiten erzeugen könne, wie die, welche man eben glücklich überstanden; oder wie Feuerbach schrieb: die Gegenwart mit ihren Erscheinungen verkündigt nicht eine Rückkehr zur alten Zeit, sondern nur die Fortsetzung und Entwicklung einer schon lange begonnenen neuen Zeit.

Das war in den Grundzügen auch die Politik, die von dem damals bedeutendsten Organ der Tagespresse, vom „Rheinischen Mercur," verfochten ward. Hier hatte das begeisterte Pathos der Zeit seine Rednerbühne aufgeschlagen und redete bald im ingrimmigen, bittern Tone des Hasses, bald mit jener Andacht und biblischen Salbung, die den Stimmungen der Zeit entsprach. Das Blatt war bedeutend theils durch die Persönlichkeit, die es leitete, theils durch die Männer und Parteien, auf die es sich stützte; nicht nur Görres, auch Stein, Arndt und die patriotischen Kriegsleute des preu-

*) S. Allg. Zeit. 1814. S. 768.

**) S. Jacobs, Deutschlands Gefahren und Hoffnungen. Gotha 1813. A. v. Feuerbach, über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens.

ßischen Heeres fanden im „Rheinischen Mercur" ihren Ausdruck. Daß er sich nicht selten ins Vage verlor, oder der Phantasterei und Unklarheit über Gebühr nachgab, war wohl nicht allein der Persönlichkeit von Görres zuzurechnen; es prägte sich auch darin die Weise jener Zeit aus. Aber das Blatt war zugleich voll von der patriotischen Wachsamkeit und Eifersucht, die jetzt die Stelle des alten Indifferentismus einnahm; es redete überall mit dem Feuer und der Energie einer Ueberzeugung, und doch daneben lange Zeit so loyal, so maßvoll und voll ehrlichen Glaubens an den guten Willen der Regierungen, wie es nur in diesen Flitterwochen der neu errungenen Freiheit möglich war.

Der „Rheinische Mercur" suchte Oesterreich wie Preußen gerecht zu werden. Die österreichische Macht und Ueberlieferung flößte ihm natürlichen Respect ein; das neuerstandene Preußen erfüllte ihn mit Freude und Bewunderung. „Es ist nicht mehr das alte Preußen," rief er, „durch fressende Eifersucht und transscendentale Pfiffigkeit der Schrecken aller Nachbarstaaten; es ist wie das alte Sachsenland der Sitz der Vaterlandsliebe, deutschen Muthes und rechter Kraft und Tüchtigkeit geworden, und mit freudigem Stolze blicken alle deutschen Völker zu ihm auf." Feindlich und abwehrend stellte sich der „Mercur" nur denjenigen Gewalten in Deutschland entgegen, die inmitten aller Erschütterungen und Umwandlungen dieser Zeit lediglich bemüht waren, wieder die rheinbündische Praxis zur Geltung zu bringen.

Auch wo die Opposition der Zeit einen heftigeren Anlauf nahm, als in dem Blatt von Görres, ging sie über eine Bekämpfung der rheinbündischen Staatsmaximen nicht hinaus. Sie schilderte das Treiben Baierns, „des Staates, der etwas werden will," sie griff das wilde Gebahren Friedrichs von Württemberg, die Bonaparte'sche Verranntheit des Darmstädter, die sorglose Nichtigkeit des Karlsruher Hofes an, sie ließ ihren Groll an einzelnen Persönlichkeiten, wie Dalberg, dessen Minister Benzel-Sternau, oder dem Prinzen Emil von Hessen aus, sie kämpfte für Preßfreiheit und freien Verkehr gegen die französische Beamten- und Polizeiwirthschaft, gegen die Bonaparte'sche Fiscalität und das Uebermaß stehender Truppen, aber weiter gingen auch die nicht, die man im Vergleich mit dem „Rheinischen Mercur" schon die Exaltirten der Zeit nennen durfte.*)

Was in dem Blatt von Görres über die künftige Gestaltung Deutschlands gesagt war, daran konnte man eher die Unbestimmtheit als die Maßlosigkeit tadeln. Der „Mercur," dem gerade in diesen Fragen Material und Anregung von einem Manne wie Stein zukam, kämpfte im Allgemeinen gegen eine „elende Halbheit," womit man vielleicht Deutschland heimsuchen wolle. „Nein," sagte er, „nicht ein Föderativstaat, wie die Franzosen und ihre Anhänger ihn nehmen, worin Alle gebieten und darum Keiner etwas

*) Vgl. die Schrift: Beherzigungen vor dem Wiener Congreß von X. Y. Z. 1814.

vermag, ist was Deutschland im Andrange so vieler in sich zur Einheit gebrachten Staaten erhalten mag. Nein, zur möglichsten Zusammendrängung aller Kräfte soll es in ihm kommen; die Selbständigkeit des Einzelnen soll in allen möglichen Richtungen freigegeben sein, nur gegen das Innere sollen sie ein Höheres anerkennen, das sie im gemeinsamen Trieb nach Außen richten mag. Allem äußeren Einfluß soll es sich ganz und gar verschließen, eben weil es sein eigenes Leben in sich aufgenommen und nicht wie das ungeborene Kind einem Fremden angehört. In sich selbst allein soll es alle Elemente seines Bestandes suchen. Was dem Süden fehlt, mag der Norden ergänzen; was Oesterreich abgeht, mag Preußen in die Masse bringen und umgekehrt; darum hat die Natur die Anlagen so verschieden vertheilt, damit sie wechselseitig sich nachhelfen und unterstützen, und nicht daß sie sich aufreiben sollen."

Gewiß sehr wohlmeinende Ansichten, die aber die künftige Gestaltung Deutschlands doch ganz im Dunkeln ließen. Auch der Wiederabdruck des Aufrufes von Kalisch, der sich ähnlich im Vagen ergangen, vermochte darüber nicht mehr Licht zu geben. Darum, fügte Görres dem Aufrufe bei, haben wir diese Versprechungen in die Erinnerung zurückgerufen, weil jetzt die Zeit ihrer Erfüllung naht. Die Völker haben geleistet, was man ihnen angesonnen; sie harren, daß auch jetzt also gethan werde, wie zur Zeit der Gefahr gelobt und versprochen worden. Deutschland will eine Verfassung haben, die Fürst und Volk in Treue und Liebe recht nahe zusammenhält, die nach Außen ihm Schutz verleiht, nach Innen gedeihlich wirkt. Darin sind alle Völkerschaften einverstanden, das ist der einzige Preis, um den sie gerungen haben. Das Alles soll nicht mit Gewaltthätigkeit geschehen, sondern in gütlicher Uebereinkunft zwischen Fürsten und Völkern geschlichtet werden; Alle sollen gehört werden im Rathe, wo über sie entschieden wird, auch die Kleinsten, „denn Recht und Gerechtigkeit werden nicht mit räumlichem, noch zeitlichem Maße gemessen."

Ueber solch allgemeine Reflexion kommen auch die einläßlichsten Erörterungen des Blattes nicht hinaus, es wird mehr auf die Schwierigkeiten hingewiesen, als der Weg gezeigt, sie zu bezwingen. Die monarchische Einheit ohne Mittelglieder herzustellen — heißt es einmal in einem längeren Aufsatze, der kurz vor dem Zusammentritt des Congresses geschrieben war — dem widerstrebt zuvörderst die religiöse Entzweiung, dann der uralte Stammesgeist, dann die liebevolle Anhänglichkeit der Völkerschaften an ihre Fürstenstämme, endlich die fromme Achtung für das Herkömmliche und den langen Besitzstand. Darum ist Deutschland die schwerere Aufgabe zu Theil geworden: die Vielherrschaft durch die Macht der Verfassung und den Gesammtwillen der Nation also zu bemeistern, daß sie stark wie die Einheit, wenn auch nicht zum Angriff, doch für die Vertheidigung wirke. Damit aber der öffentliche Geist nachwirken und die Fürsten halten, tragen und in allem Guten

unterstützen, im Bösen abmahnen und ihm entgegenstreben könne, muß ihm in innerer ständischer Verfassung eine verfassungsmäßige Stimme und eine Einwirkung in das Getriebe der Staatsverwesung gestattet werden. Während die Fürsten sich selbst in höherer Würde als Reichsstände und Stimmführer ihrer Völker, aber untergeordnet dem Gesetz erkennen, werden sie abwärts Vertreter dieser ihrer Völker anerkennen und dieselbe Freiheit, die sie politisch nach oben hin in Anspruch nehmen, auch bürgerlich nach unten hin gestatten. Um jedoch auch mit sichtbaren Bändern das Ganze zu verknüpfen, muß eine Anstalt ausgefunden werden, die das Ganze von oben herab leitet und das Einzelne in seinem Bestande schützt. Den größeren Mächten, die zugleich im Reiche stehen und außer ihm, also Oesterreich und Preußen, soll dann die Gewähr der Einheit anvertraut werden; sie sollen mit starkem Arm das verknüpfende Band zusammenhalten, das Reich vertreten vor dem Auslande, seine Kriegsmacht handhaben, über die Reichsgesetze wachen und jede zerstörende Willkür im Innern niederhalten. Ein Rath, den die Fürsten zu bestimmten Zeiten in eigener Person besuchen, übe unter ihrem Vorsitz die gesetzgebende Gewalt und bringe fortschreitendes, sich immer selbst ergänzendes Leben in die Verfassung. Von diesem Rathe soll dann des Reiches neue innere Ordnung ausgehen, daß Alle nach dem gleichen Rechte gerichtet werden, daß mit gleichem Maße gemessen wird, daß die Abgaben unter Alle in gleicher Vertheilung umgelegt werden, daß alle Waffenfähigen zur Vertheidigung des Vaterlandes und alle Verständigen zu seinem Dienste berufen sind. So soll also die Reichsverfassung und die jeder Landschaft sich einander wechselseitig nachgebildet sein und dasselbe Grundgesetz, was im Ganzen gilt, auch das Einzelne beherrschen, damit beide sich unter einander tragen und halten und jedes in dem andern seine Gewähr finde.*)

Eine concretere Gestalt gewinnt die künftige Reichsverfassung in der Schrift, die damals Arndt auf Steins Veranlassung „über künftige ständische Verfassungen in Deutschland" geschrieben hat.**) Darin war ein gemeinsames Oberhaupt über alle Fürsten und Lande, das Kaiser oder König heiße, verlangt, dann eine gemeinsame Kriegsordnung und Kriegsübung, die Begründung von Gesetzen, welche über das ganze Reich gelten, die Stiftung großer Reichsgerichte und Einsetzung eines deutschen Reichstages, der alljährlich in öffentlicher Berathung zusammentreten und zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landschaften des Reiches gewählt werden sollten.

Man konnte vielleicht in diesen Debatten die Uebung vermissen, die ja nur aus der Gewohnheit eines öffentlichen Lebens entspringt, aber schwerlich den guten Willen und manche verständige Einsicht im Einzelnen. Noch war

---

*) Görres pol. Schriften II. 27 ff. 93 ff.

**) E. M. Arndts Schriften II. 67 ff.

ein unverbrauchtes Capital von Loyalität und patriotischem Vertrauen vorhanden, das, einmal verloren, um keinen Preis so zurückgekauft werden konnte; es zu nützen und zu befriedigen, hat es aber von Anfang an in den leitenden Kreisen theils an Geschick, theils an redlichem Willen gefehlt. Die Bonaparte'sche Zeit mit ihren despotischen Gewöhnungen lag den Fürsten und ihren Rathgebern noch völlig im Blut; ihre Freisinnigkeit erstreckte sich in der Regel nicht über die Herablassung, einige Freiheit zuzulassen, aber sie waren sehr ungehalten, wenn die neu gewährte Gnade im Ernst gebraucht ward. Der „Rheinische Mercur" gab dafür ein lehrreiches Beispiel. Daß die Rheinbundsregierungen des Südens in ihrer Napoleonischen Praxis, keine Opposition zuzulassen oder im ganzen Lande nur eine Zeitung, die officielle, zu dulden, sehr unangenehm berührt waren über den lebhaften Ton, den die neue unabhängige Presse anschlug, war wohl zu begreifen; sie haben denn auch nach der Reihe, Baiern, Württemberg und Baden, sich beeilt, das Görres'sche Blatt zu verbieten. Allein auch von österreichischer Seite ward wenigstens in der Presse sehr bald die wohlfeile Denunciation des „Jakobinismus" und der „demagogischen" Gesinnungen gegen das rheinische Blatt vernommen;*) und in Preußen dauerte es noch eine kurze Zeit, so fühlte sich auch dort das alte System warm und sicher genug, um dem Beispiele der Andern zu folgen.

Das waren vorerst nur kleine Anfänge, die indessen immer bedeutsam genug waren. Sie verriethen früh den Mangel an politischem Verstand und an ehrlichem Willen, unserem nationalen Leben auf dem guten Grunde der Stimmungen jener Tage seine ungestörte Entfaltung zu gönnen — eine Calamität, an der unser Volk bis heute leidet.

Bei der Unvollständigkeit des Pariser Friedens sah man mit um so größerer Spannung und eine Zeit lang auch mit unleugbarem Vertrauen den Verhandlungen des Congresses entgegen. Es fügte sich darum nicht glücklich, daß dessen Zusammentritt sich so lange verzögerte.

Er sollte zwei Monate nach dem Frieden, also am 1. August sich versammeln; bald ward er um weitere zwei Monate hinausgeschoben, allein auch da, im Anfang des October, konnte der Congreß noch nicht als wirklich begonnen angesehen werden. Vielmehr fand abermals eine Vertagung auf den 1. November statt. Es mußten erst, wie eine amtliche Erklärung nachher sagte, zwischen den Bevollmächtigten sämmtlicher Höfe freie und vertrauliche Erörterungen stattfinden, und darum erschien es rathsam, den Congreß bis zu dem Zeitpunkte zu verschieben, wo die zu entscheidenden Fragen den nö-

*) S. die Auszüge in der Allg. Zeitung. S. 776.

thigen Grad von Reife gewonnen hatten. Es wird sich nachher zeigen, daß gerade in allen Hauptfragen diese gewünschte Reife völlig zu vermissen war.

Von den verbündeten Mächten wünschte England die Verzögerung; Rußland war ihr nicht entgegen, zumal der Kaiser sich erst in sein Reich begab, und Frankreich hatte das größte Interesse, noch einige Zeit über die Demüthigung vom Frühjahr hingehen zu lassen, um dann wieder in der alten zuversichtlichen Haltung auftreten zu können. Nur für Deutschland war dies Säumen nachtheilig; die Dienste, die es der großen Sache geleistet, geriethen eben so leicht in Vergessenheit, wie der Gegner die Erinnerung seiner Niederlagen abstreifte; jene Eintracht, die durch die Noth gestiftet und durch glückliche Kämpfe befestigt war, drohte sich zu lockern und mit ihr auch die guten Vorsätze und das gegenseitige Vertrauen zu mindern.

Seit dem September begannen die Diplomaten und Monarchen sich in Wien einzufinden. Es war eine europäische Versammlung, wie die Welt seit Jahrhunderten keine gesehen hatte. Neben den Unterzeichnern des Pariser Friedens waren so ziemlich alle wirklichen und gewesenen Souveraine Europas vertreten oder persönlich anwesend: die deutschen Fürsten und die freien Städte, der Papst und das Haus Oranien, die italienischen wie die nordischen Staaten, die sicilischen Bourbons und Joachim Murat, die Schweiz als Gesammtheit und ihre einzelnen Cantone, die Mediatisirten, die Reichsritterschaft und die säcularisirten Stifter des weiland römisch-deutschen Reiches, sie alle fanden sich hier zusammen — der zahlreichen einzelnen Landschaften, Corporationen und Persönlichkeiten nicht zu gedenken, die von dem Congresse die Abhülfe ihrer Beschwerden zu erlangen hofften. Denn wer irgend in dem Umsturz der Zeiten Unrecht erlitten hatte oder glaubte erlitten zu haben, der suchte jetzt Recht zu finden vor diesem großen Areopag, der sich den Wiederaufbau der öffentlichen Ordnung eines ganzen Welttheils als Ziel gesetzt hatte.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, den ganzen Umkreis der Thätigkeit dieser Versammlung zu durchwandern; was zur Ordnung der ausländischen Dinge, oder für ganz allgemeine Fragen, wie z. B. die Abschaffung des Negerhandels, geschehen ist, liegt außerhalb der Gränzen unserer Aufgabe.

Es waren aber vor Allem zwei große vaterländische Angelegenheiten, die zu Paris an die Entscheidung des Congresses gewiesen worden waren: die künftige territoriale Gestaltung Deutschlands und unsere Verfassung. Was zu Wien in Sachen Deutschlands von Bedeutung zu Stande gekommen ist, bewegt sich denn auch wesentlich um jene beiden Punkte, die von vornherein den wichtigsten und schwierigsten Theil der vom Congreß zu lösenden Aufgabe gebildet haben.

Neben diesem officiellen Stoffe deutscher Art sammelte sich freilich gleich im Anfang reiches Material von anderer Seite, von dem Vieles vergebens

auf Erledigung harrte, das aber doch einen interessanten Einblick in die deutschen Verhältnisse gab. Denn aus keinem Theile der Welt waren jene körperschaftlichen, dynastischen und persönlichen Anliegen, die sich gleichsam unberufen der amtlichen Aufgabe der Staatsmänner an die Seite drängten, in so großer Fülle eingekommen, wie aus Deutschland; allerdings hatte auch die Revolution der jüngsten Decennien, Frankreich ausgenommen, an keiner Stelle so tiefe Spuren zurückgelassen wie hier.

Gleich in den ersten Stunden stellten sich die Opfer der Umwälzung von 1803—1806 bittend und beschwerend ein. Zuerst kam eine Deputation der Mitglieder der säcularisirten Stifter und verlangte, daß die im Reichsdeputationshauptschluß ihnen verheißenen Entschädigungen und Rechte unverkümmert aufrecht erhalten, mehr als bisher sichergestellt und von mancher lästigen Zuthat befreit werden möchten, welche die Rheinbundszeit auferlegt hatte. Gleichfalls in den ersten Tagen erschienen „für die katholische Kirche Deutschlands" einige Abgeordnete und stellten in einer Denkschrift dem Congresse vor, wie „entgütert und verwaist" dieselbe sei, wie die bischöflichen Stühle fast alle leer, die Capitel verwaist, die Diöcesen verrückt, die Klöster vernichtet, die Diener der Kirche weltlichen Verfügungen unterworfen seien. Sie verlangten, daß die katholische Kirche in ihre eigenthümlichen Rechte eingesetzt und demgemäß ihr Verhältniß zum Staate wieder auf den Zustand zurückgeführt werden möge, der früher bestanden; sie reclamirten ferner alle kirchlichen Besitzungen, welche noch nicht veräußert waren, und von den veräußerten wenigstens diejenigen, die nach den bestehenden Rechtsprincipien einlösbar waren; sie sprachen zudem das Vertrauen aus, daß für den Rest ihres verlorenen Eigenthums durch Entschädigungen in unbeweglichem Eigenthum mindestens so viel Ersatz geleistet werde, als zur Fundation der Bisthümer, Capitel, Seminarien, Pfarreien, so wie ihrer kirchlichen und wohlthätigen Institute nothwendig sei.

Während diese Stimmen eine möglichst weite Restauration der alten Kirche des Reiches verlangten, regten sich aus einem andern katholischen Kreise Begehren der Wiederherstellung, aber auch der Reform. Freiherr Ignaz Heinrich von Wessenberg, Generalvicar des Bisthums Constanz, übergab im November eine Denkschrift, welche zwar auch zunächst das Eigenthum der katholischen Kirche, aber „noch dringender ihre Verfassung, ihre ursprünglichen Rechte und ihre Freiheit" zurückforderte. Es sollte, so war Wessenbergs Ansicht, für die kanonische Einrichtung und Dotation und für die gesetzliche Sicherstellung der katholischen Kirche, ihrer Erz- und Bisthümer im Umfange des deutschen Bundes durch ein mit dem päpstlichen Stuhle ehestens abzuschließendes Concordat Fürsorge getragen werden, das Concordat einen wesentlichen Theil der Bundesacte und alle Bisthümer zusammen, ein Ganzes bilden, als deutsche Kirche unter einem Primas. Die Bisthümer sollten so viel wie möglich erhalten und aus liegenden Gründen dotirt, die Güter

selbständig verwaltet, der rechtmäßige Besitzstand aller Pfarr-, Schul- und Kirchengüter feierlich garantirt werden; der Staat möge die freie Wirksamkeit der katholischen Kirchenbehörde nicht beeinträchtigen, sondern kräftigst beschützen. In den künftigen Landständen sollten die Bischöfe und Domcapitel eine ähnliche Stelle einnehmen, wie die mediatisirten Reichsstände.*)

Diese letzteren, deren Schicksal mit der Katastrophe des deutschen Kirchenstaates manche Berührung bot, sind denn auch ebenso frühzeitig mit ihren Anliegen hervorgetreten. Am 22. October fand eine Deputation der Standesherren Audienz bei Kaiser Franz und überreichte ihm eine Denkschrift, in welcher sie verlangten, an der künftigen Verfassung Deutschlands gleichen Theil zu nehmen, damit auch für sie ein den Grundsätzen der Gerechtigkeit entsprechender Zustand hergestellt werde. In der Ansprache an den Kaiser, welche die verwittwete Fürstin von Fürstenberg hielt, war mit sichtlichem Nachdruck das alte Verhältniß von Kaiser und Reichsständen betont und an die Treue gegen das erlauchte Kaiserhaus erinnert, deren Opfer die mediatisirten Familien geworden seien. Kaiser Franz gab eine Antwort, die unter den damaligen Umständen eine gewisse Bedeutung hatte. „Ich habe," sagte er, „meine lieben Deutschen kennen gelernt, und es ist mir unendlich rührend und schmeichelhaft, den Ausdruck dieser Anhänglichkeit neuerdings zu vernehmen. Ich bin schon von mehreren Seiten angegangen worden, die deutsche Krone wieder anzunehmen, und es ist auch mein Wunsch, wenn dessen Erfüllung sich mit dem Interesse meiner eigenen Länder vereinigen läßt. Ich weiß nun," schloß er, „was die Deutschen für ein gutes und braves Volk sind, und Sie können darauf zählen, daß ich ihr gerechtes und billiges Verlangen, so viel an mir liegt, unterstützen werde."**)

Diese Antwort mochte wohl zu weiteren Schritten ermuthigen. Wenigstens haben es die Standesherren nicht unterlassen, ihre Sache in verschiedenen Vorstellungen bei den Vertretern der angeseheneren Mächte anzubringen und all das Unrecht aufzuzählen, das ihnen die rheinbündische Souverainetät seit 1806 angethan hatte. Namentlich suchten sie, als die Berathung über die Verfassung begann, sich eine Mitwirkung dabei zu sichern. Doch davon werden wir später noch hören.

An die Standesherren schloß sich die ehemals reichsunmittelbare Ritterschaft. Sie trat nach den vordem bestehenden Kreisen und Cantonen zusammen und wählte Bevollmächtigte, die ihre Sache in Wien vertreten sollten. Im Einzelnen wichen freilich ihre Wünsche vielfältig von einander ab. Während die Ritterschaft am Rhein und in der Wetterau, an deren Spitze Stein unterzeichnet stand, nur verlangte, bei den Rechten geschützt und in deren

*) S. Klüber, Acten des Wiener Congresses I. 2. 23 ff. IV. 310 f. I. 2. 28 ff. 80 ff. II. 255 f. IV. 299.

**) Klüber I. 2. 37 ff.

Genuß wieder eingesetzt zu werden, welche zur Erhaltung der adeligen Familien und zur Sicherstellung des richtigen Verhältnisses des Adels zum Staate überhaupt nothwendig und mit der künftigen Verfassung vereinbar seien, tauchten daneben bald Begehren auf, deren Erfüllung eine der unzweifelhaft wohlthätigen Wirkungen der Revolution von 1803—1806 wieder aufgehoben hätte. In einer Denkschrift, die nachher übergeben ward, war vorerst die volle Restitution der früheren Stellung als ein wohlbegründetes Recht gefordert; danach wären das alte persönliche Vorrecht des Reichsadels, seine Autonomie, sein Gerichtsstand, die Abgabenfreiheit, das Corporationsrecht, die Uebung der Rechtspflege und Polizei, das Patronatrecht, die Feststellung der Schatzungen und die Freiheit der eigenen Liegenschaften von jeder Schatzung, so wie die Erhebung der ehemaligen Abgaben in ihrem ganzen Umfang wiederhergestellt worden. Indessen, meinte doch auch die Denkschrift, wenn die künftige deutsche Verfassung gewisse Einschränkungen durchaus gebieten sollte, so sei der Adel wohl bereit, sich der „eisernen Nothwendigkeit" in so weit zu unterwerfen, als er gewisse Rechte durch Vertrag an die Glieder des künftigen Bundes abtreten würde. Als solche Einräumungen waren bezeichnet: die Anerkennung der landesherrlichen Jurisdiction, die Aufsicht über die Rechtspflege erster Instanz und die Ueberlassung der zweiten, die hohe Polizei, die Landesvertheidigungsanstalten, der Schatzungsbezug, die Oberkirchenherrlichkeit und die freiwillige Unterwerfung zu künftigen Schatzungsabgaben von den Liegenschaften nach einem billigen Maßstabe. Auf den übrigen Rechten glaubte man aber bestehen zu müssen; außerdem ward die Aufhebung des Lehensverbandes gegen die Fürsten des Rheinbundes und bei den künftigen Reichsversammlungen die Ertheilung einiger Curiatstimmen gefordert.*)

Unter den Vorschlägen, die in diesen Kreisen damals aufgetaucht sind, hat einer eine gewisse Berühmtheit erlangt. Es sollte nämlich ein Adelsverein gegründet werden, die „Kette" genannt, dessen Zweck darin bestände: auf den sittlichen und wissenschaftlichen Zustand des deutschen Adels vortheilhaft zu wirken, im häuslichen wie im öffentlichen Leben, den wahren alterthümlichen Sinn wieder zu erwecken und durch Beispiel und Zuspruch dahin zu streben, daß jede körperliche und geistige Bildung unter dem deutschen Adel immer mehr fortschreite. In Kreise und Gauen getheilt, durch Vorsteher geleitet und zu regelmäßigen Versammlungen zusammentretend, sollte der Verein den gesammten deutschen Adel als eine organisirte Körperschaft umfassen, denselben, „fest wie die Ringe einer Kette zusammenhalten und weder Anfang noch Ende zeigen, an dem die Glieder getrennt und von einander

*) Die oben erwähnten Vollmachten s. bei Klüber VI. 447 ff. Eine Ausführung über die politische Zweckmäßigkeit des Adels (d. d. 28. Jan. 1815) ebendas. I. 2. 124 f. Die Denkschrift s. I. 3. 106 ff. Der Plan des Adelsvereins VI. 452 ff.

entfernt werden könnten." Der Plan hat, wie sich erwarten ließ, gleich bei seinem Entstehen vielfachen Widerspruch erweckt und es ist denn auch bei dem Entwurfe geblieben.

An die Ritterschaft reihte sich der Johanniterorden mit dem Begehren der Restitution; dann das Haus Taxis, das die Herstellung seiner Posten im Umfange von 1805 verlangte und dafür die mächtige Protection des russischen Kaisers nachsuchte. Die Familie Pappenheim begehrte das Reichserbmarschallamt zurück; die Advocaten und Procuratoren des ehemaligen Reichskammergerichts baten um Entschädigung für die Vergangenheit und um ein anständiges Auskommen für die Zukunft. Auch Unterthanen der ehemals Reichsunmittelbaren verlangten Recht gegen die Gewaltthaten, welche von dem Rheinbundsregiment über sie verhängt worden waren. Die Reformirten der überrheinischen Pfalz wollten Abhülfe gegen die Usurpationen, welche die Revolution und das Kaiserreich an ihnen geübt hatten.*)

Aber nicht nur diejenigen, welche den jüngsten Umwälzungen zum Opfer gefallen waren, suchten Schutz beim Congresse, auch die Mitschuldigen des Rheinbundes hofften dort Hülfe gegen das zu finden, was die Restauration, um sie zu strafen, verfügt hatte. Isenburg und Leyen bemühten sich um ihre Wiedereinsetzung**); Malchus, der bekannte Finanzminister Jerome's, wollte in dem Besitz seines Gutes Marienrode geschützt sein, die Käufer der westfälischen Domainen reklamirten gegen die schrankenlose Restitution, wie sie der wiederhergestellte Kurfürst von Hessen zu üben anfing.***) Die jüdischen Einwohner der Stadt Frankfurt suchten den drohenden Verlust ihrer neuerworbenen bürgerlichen Rechte abzuwehren.

Daneben fehlte es nicht an Anliegen der verschiedensten Art, die zwar mit den jüngsten Umwälzungen nicht im Zusammenhang standen, aber doch von dem Congresse Abhülfe hofften. Neben manchen ganz persönlichen Begehren befanden sich darunter doch auch Sachen von allgemeinerem Interesse. Unter andern waren die deutschen Buchhändler zusammengetreten und hatten gleich bei Eröffnung des Congresses die Bitte gestellt, daß über Preßfreiheit, Nachdruck und Buchhandel allgemeine und zweckmäßige Bestimmungen erlassen werden möchten.

So vielfältig und massenhaft war das Material, dessen Bewältigung man von dem Congresse erwartete. Selbst der unermüdliche Fleiß unserer

*) Ueber den Johanniterorden s. Klüber I. 3. 85 f. V. 490. VI. 463. Die Vorstellung des ehemaligen Reichkammergerichts IV. 122 ff. Pappenheims IV 37. Die Beschwerde der Solms-Braunfelser Unterthanen gegen Nassau II. 220 ff. Die Eingabe der Reformirten II. 260 f.

**) S. Klüber II. 207 ff. IV. 141 ff. VI. 326 ff. 472 ff.

***) S. die Eingaben a. a. O. IV. 148. 187 ff. Die Erwiederung der kurhessischen Regierung ebendas. 167 ff.

Staatsmänner und Publicisten alter Zeit, ihr strenger Geschäftseifer und ihre gediegene Gelehrsamkeit hätten wohl zu thun gehabt, um mit dieser Aufgabe ins Reine zu kommen. Indessen die Physiognomie des Congresses gestaltete sich gleich anfangs ganz verschieden von den altväterischen Versammlungen früherer Generationen. Es war die moderne Salonwelt, die sich in Wien zusammenfand; die Trockenheit und Pedanterie der alten Zeit war hier durch Anmuth, Geist, Witz und raffinirten Lebensgenuß verdrängt; der rauhe patriotische Eifer der Freiheitskämpfer und das Pathos, das die Stimmungen während des „heiligen Krieges" beherrschte, ward hier schon beinahe für veraltet angesehen; nur die Eleganz des Lebens, die vornehme Leichtigkeit und der verfeinerte Genuß hatten hier ein Recht zu gelten. Dachte man freilich an die Kämpfe und Opfer, deren Spuren allenthalben noch zu sehen waren, so mußte Einem das Geräusch der Feste, worin die hohe Aristokratie von Europa sich zu Wien berauschte, einen fast peinlichen Eindruck wecken; wie klein und schal erschien das Alles, verglichen mit dem Manne, der unterlegen war, und den heroischen Anstrengungen derer, die ihn überwunden hatten!

Der blendende Glanz dieser festlichen Tage, zu denen Throne, Höfe und alle Theile der feinen Gesellschaft Europa's ihr Vornehmstes und Anmuthigstes aufgeboten, der erfinderische Luxus der Genüsse und das sorglose Behagen, womit Groß und Klein sich in diesem Phäakenleben zurechtfand, das ist uns von deutschen und ausländischen Zeugen mit anschaulicher Lebendigkeit dargestellt worden; sie erzählen uns, wie ein brillantes Fest das andre drängte, die Bälle, Concerte, Komödien und Ballets mit Carroussels, Paraden und militärischen Schaustücken wechselten, wie einzelne dieser Feierlichkeiten durch ihren unübertroffenen Glanz Wochen lang das Interesse gefangen nahmen und mancher Theilnehmer, „von dem empfundenen Taumel" erfüllt, mit „dithyrambischer Feder" Schilderungen davon schrieb, welche dann in den Spalten des Oesterreichischen Beobachters zu lesen waren. Und lange Zeit waren das die einzigen Lebenszeichen des Congresses, von welchen die Wiener Presse Bericht gab.

Ernste Naturen freilich waren wenig erbaut von diesen Dingen; sie fürchteten mit Recht, es möchte sich der frivole Ton der Wiener Genüsse auch den Arbeiten mittheilen, zu deren Erledigung man hierher gekommen war. Ein Mann wie Stein zeigte sich schon gleich anfangs besorgt über den endlichen Ausgang; „es ist," schrieb er schon Mitte Novembers verdrossen, „es ist jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle ein; und diejenigen, welche Alles auf's Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt." Er vermied die Gesellschaft, um nicht in das „politische Geträtsch der Salons" gemischt zu werden; er bezeichnete deren Einfluß auf die Geschäfte geradezu als verderblich, „denn," sagte er, „sie vereinigen die Staatsmänner, die Ränkeschmiede und die Neugierigen, sie erleichtern die Verbindungen und die

Ausplaudereien." Aber auch ein Mann von einer dem Congresse verwandten Lebensphilosophie, der einst zu den eingeweihten Lieblingen des Prinz Louis Ferdinand'schen Kreises gehört hatte, meinte bald nachher: „Dringt man von der geglätteten, trügerischen Oberfläche in den Sinn ein, so trifft man auf heillose Ränke, wo man Offenheit, auf Neid, wo man Vertrauen, auf Kleinlichkeit, wo man Liberalität erwarten sollte." *)

Als die hervorragendste diplomatische Persönlichkeit des Congresses galt den Meisten Fürst Metternich, nicht nur in seiner Stellung neben dem Monarchen, der die fremden Gäste bei sich sah, und wegen des Antheils, den er als „Minister der Coalition" an den entscheidenden Begebenheiten der letzten Jahre gehabt, sondern wesentlich auch darum, weil seine Individualität der Physiognomie des Congresses am vollkommensten entsprach. Die vornehme Leichtfertigkeit seines Wesens, sein elastischer Geist und seine Anmuth der Formen, jene Neigung zum „Finassiren," die Stein schon früher an ihm ausgesetzt, sein schlaues, gewandtes Wesen ohne sittlichen Ernst und wahre staatsmännische Tiefe — das mußte ihm von selber in dieser Gesellschaft eine Ueberlegenheit schaffen, denn er war ihr ächtester Repräsentant. Engländer und Russen bewunderten ihn als einen feinen und durchtriebenen Diplomaten; seine natürliche Anlage zum Mysticiren, so urtheilten Kenner, hat er im Cabinet zu einer Fertigkeit gesteigert, welche durch Zartheit und studirte Unbefangenheit eine schützende Aegide für Oesterreichs sonstige Schwäche sein soll. Nicht Alle freilich waren von dieser Meisterschaft erbaut; tiefer blickende Menschen beklagten seinen Mangel an Wahrhaftigkeit und seine Liebhaberei für Verwickelungen; sie sahen es weder für würdig noch für passend an, daß der Präsident eines Congresses von Europa nur im Mysticiren groß sei, und fürchteten gleich anfangs, der Congreß möchte sich gerade ob seiner Feinheiten und Kniffe zerschlagen.**)

Indessen im Kreise der Congreßdiplomatie gab es ihm unstreitig den Vorrang. An Talleyrand fand er ein verwandtes und ebenbürtiges Element; Castlereagh und Nesselrode bewunderten an ihm die Art von Feinheit, die Anderen bedenklich erschien. Hardenberg war auf der einen Seite zu leichtfertig und weltmännisch, um diesem Wesen ein rechtes Gegengewicht zu sein, auf der andern doch wieder nicht unwahr und durchtrieben genug, um demselben den Vorrang abzugewinnen. Humboldt, der zweite Vertreter Preußens, an Geist, Bildung und Charakter den Meisten überlegen, hätte eine treffliche Ergänzung des Staatskanzlers sein können und seine rastlose Arbeitskraft ließ sich inmitten dieses vielgeschäftigen Nichtsthuns gar nicht entbehren, aber weder seine persönliche Stellung, noch die kalte, ernste und spröde Art seines Wesens machten ihn geeignet, die Rolle zu spielen, die man einem

*) Nostitz Leben und Briefwechsel S. 134.

**) S. den trefflichen Brief Merians bei Nostitz S. 180 f. Stein bei Pertz IV. 258.

Manne, wie er war, wünschen mußte.*) Stein, dem es zwar an diplomatischer Geschmeidigkeit, Ruhe und Vorsicht gefehlt hat, der aber doch durch die sittliche Gediegenheit und Wahrhaftigkeit seines Wesens, durch die Energie seines Characters und den Glanz seiner Verdienste der rechte Mann gewesen wäre, um die schlaue Pfiffigkeit derer, die „finassirten" und mystificirten, zu durchkreuzen — Stein war ohne officielle Stellung auf dem Congresse. Russischer Minister war er nicht, preußischer auch nicht mehr; er blieb nur der vertraute Rathgeber Kaiser Alexanders für die deutschen Angelegenheiten. Das gab ihm, obwol sein Einfluß auf den Czaren sich verringert hatte, immerhin eine bedeutende Einwirkung auf Personen und Entschlüsse und es steht außer Frage, daß ein anderer Mann an seiner Stelle viel Schlimmes in deutschen Dingen hätte zu Stande bringen können, allein den Einfluß vermochte er auf diesem Wege doch nicht zu üben, den von ihm vorzugsweise das Vertrauen der Nation erwartete. „Die Schwachen und Boshaften," schrieb Gneisenau schon im Sommer 1814**), „stehen im Bunde gegen Stein: jene fürchten, diese hassen ihn. Ich fürchte daher, daß seine Einwirkung in Wien nicht groß sein wird. Die österreichischen Diplomaten besonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorcisiren."

Unter den Gesandten zweiten und dritten Ranges fehlte es nicht an ehrenwerthen Persönlichkeiten, aber gerade an den einflußreichsten Stellen war Deutschland nicht genügend repräsentirt; ein Mangel, der um so fühlbarer ward, je mehr Deutschland auf seine eigenen Kräfte angewiesen war. Es gehörte nicht zu den Schoßkindern der großen Mächte, wie die Niederlande oder die Schweiz; es hatte an Rußland und Frankreich in jedem Falle eifersüchtige Nachbarn, und auf ihm lastete noch immer die Ungunst alter Zeit, aus der es sich erst mit eigener Tüchtigkeit herausarbeiten mußte.

Der Mittelpunkt der Geschäftsleitung auf dem Congresse lag in dem Rath der acht Mächte (Oesterreich, Preußen, Rußland, England, Schweden, Frankreich, Spanien und Portugal), welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten. Doch ergab sich aus der Masse des Stoffes von selbst die Nothwendigkeit, die Arbeit auf verschiedene Ausschüsse zu vertheilen. Als die wichtigsten Fragen der Verhandlung wurden gleich anfangs bezeichnet: die Wiederherstellung Polens, das Schicksal Sachsens, die Bundesverfassung und die Landesverfassungen Deutschlands, die Bestimmung Belgiens, die Angelegenheiten Italiens und der Schweiz, die Maßregeln gegen den Negerhandel und die Seeräubereien der Barbaresken. Die europäischen Angelegenheiten sollten

*) Die Gründe, weshalb Humboldts Einfluß hinter dem Gewicht seiner Persönlichkeit zurückstand, hat sein neuester Biograph R. Haym (S. 319. f. 328) eben aus dem Wesen des Mannes vortrefflich entwickelt.

**) An Arndt. S. dessen nothgedrungenen Bericht II. 155.



durch die Minister von Großbritannien, Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich und Spanien vorbereitet, jedoch die Gebietsfragen, wie es der geheime Artikel des Friedens festsetzte, unmittelbar zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen und England verhandelt werden. Für die deutschen Angelegenheiten ward ein Ausschuß der fünf größeren deutschen Mächte, Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Württemberg gebildet.

Was in diesem Rathe über die deutsche Verfassungsfrage verhandelt worden ist, um nach vielen Zögerungen und Hindernissen erst im Sommer des Jahres 1815 dem Abschluß nahe geführt zu werden, das werden wir später in seinem ununterbrochenen Zusammenhange darstellen; in der ersten Zeit des Congresses hat die Verfassungssache keine hervorragende Bedeutung gehabt, weil das ganze Interesse durch territoriale Fragen in Anspruch genommen war.

Es war vor Allem die sächsische und die polnische Sache, um welche sich die Thätigkeit und Leidenschaft der Versammlung bewegte.

Es ist früher erzählt worden, in welcher Situation sich das Königreich Sachsen befand, als die Entscheidung bei Leipzig fiel. Einzelne Theile der Truppen waren im letzten Augenblick zu den Verbündeten übergegangen, andere hielten bei Napoleons Fahnen aus, mit ihnen der König selbst. Seine eignen Truppen hatten ihm den Wunsch ausdrücken lassen, er möge ihren Uebertritt veranlassen; er hatte es abgelehnt. Noch am Morgen des 19. Oct., als der Kampf um die Stadt schon wüthete, waren Toll und Natzmer an an ihn gesandt worden, damit er die Vertheidigung der Stadt aufgebe und die Truppen zurückziehe; auch dies hatte er verweigert.*) So war er in die Gewalt der Sieger gefallen, als die Stadt mit stürmender Hand genommen ward. Sie behandelten ihn als Kriegsgefangenen. Eine Sendung von ihm an den König von Preußen blieb unerwiedert; dagegen ließ ihm am Abend der Erstürmung Kaiser Alexander eröffnen, daß seine persönliche Sicherheit gebiete, Leipzig zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Die Königin erhielt einen Besuch von dem russischen Monarchen, allein die Art, wie dieser sich über Friedrich Augusts Politik aussprach, gab keine Aussicht auf eine Versöhnung. Am 23. Oct. verließ der König Leipzig und ward mit russischer und preußischer Escorte nach Berlin gebracht.

Sein Land ging an den Centralverwaltungsrath über; ein Generalgouvernement, an dessen Spitze der russische General Fürst Repnin stand, übernahm die Administration. In den Augen der Meisten galt es als eine ausgemachte Sache, daß dies nur ein Uebergang sei, um dann Sachsen an Preu-

*) S. oben S. 418. 427. Ueber die späteren Vorgänge s. Aster, Gefechte und Schlachten bei Leipzig II. 341 f.

ßen abzutreten. Nachdem die preußische Diplomatie fast alle anderen Entschädigungsobjecte aus der Hand gegeben, erschien die Einverleibung Sachsens als das natürlichste Mittel, die verheißene Wiederherstellung Preußens auf den Fuß von 1805 zu Stande zu bringen. Die Erinnerung an die unselige Politik, die das Land im Jahre 1813 verfolgt, war noch ebenso frisch, wie der Eindruck der preußischen Thaten; darum schwiegen damals die dynastischen wie die politischen Bedenken. Von den verbündeten Mächten hatte sich Rußland am ersten verpflichtet, Preußen einen vollen Ersatz für seine Abtretungen zu schaffen; es zeigte denn auch in der Sache den größten Eifer. Gleich nach dem Rheinübergang ward (6. Jan. 1814) ein Vertrag zwischen den beiden Verbündeten von Kalisch geschlossen,*) der bis jetzt noch nicht veröffentlicht ist, dessen Inhalt aber wahrscheinlich diese Entschädigung genauer feststellte. Wie Rußland, so zeigte sich auch Großbritannien damals völlig einverstanden mit solch einer Lösung; von Oesterreich schien kein Widerstand zu erwarten. Erzählte doch Hardenberg selbst dem russischen Kaiser (Jan. 1814), Metternich habe die Geneigtheit Oesterreichs erklärt, Preußen eine Gränze in Sachsen zu geben.**) Auf der andern Seite war es freilich allgemein bekannt, daß Kaiser Franz von Anfang an der Wegführung Friedrich Augusts nach Berlin widerstrebt und daß ehemalige sächsische Officiere, wie Langenau, die jetzt in österreichische Dienste getreten waren, von hier aus bemüht waren, dem Generalgouvernement in Sachsen Hindernisse zu bereiten. Doch hatte dies zunächst so wenig eine Wirkung, als der bald nachher gemachte Versuch des gefangenen Königs, durch ein Schreiben an Alexander die Aussöhnung einzuleiten, oder als die Bemühungen einer einheimischen Partei, den Ehrgeiz Sachsen-Weimars mit ins Spiel zu bringen.***) Der russische Kaiser wies solche Versuche, selbst wenn, wie hier, seine eigene Schwester damit verwickelt war, entschieden zurück; Oesterreich lieh ihnen wenigstens keine offene Unterstützung. Es hat darum die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß es zu Paris Preußen nur ein entschlossenes Wort gekostet hätte, und die Angelegenheit wäre endgültig entschieden worden.

Daß dies nicht geschehen war, gab den Gegnern der Einverleibung neuen Muth. Obwol im Lande selbst Kaufleute und Gewerbstand für Preußen waren, der Landadel und die Bauern sich ruhig verhielten, hoffte man doch eine Agitation hervorzurufen, die auswärts Eindruck machte. Es wurden Adressen und Bittschriften von Ständemitgliedern, bürgerlichen und akademischen Corporationen veranlaßt, welche um die Zurückführung des Königs baten. Es wurden Schritte vorbereitet, ähnliche Wünsche direct an den russischen Kaiser zu bringen. Langenau begab sich, angeblich als Courier

*) S. Bignon XIII. 368.

**) Castlereagh, Correspond. I. 171.

***) S. Pertz III. 495. 549 ff. 712.

nach Belgien reisend, nach Marburg, wo sich das Hauptquartier der sächsischen Truppen unter General Thielmann befand, und bearbeitete die Officiere dort mit solchem Erfolg, daß sie (2. Sept.) dem General eine Adresse überreichten, worin sie die verbündeten Mächte um Wiedereinsetzung des Königs ersuchten, an den sie noch immer durch ihren Eid gebunden seien. Zwar gelang es, die Officiere zu bestimmen, daß sie die Adresse zurücknahmen und ohne Widerstand den Eid der Treue gegen die Verbündeten leisteten, aber die Sache hatte doch Aufsehen erregt; in Sachsen selbst waren ähnliche Petitionen unter den Soldaten verbreitet worden, und es ließ sich nicht verkennen, daß zwischen dem Lande und den auswärts stehenden Truppen lebhaft verkehrt ward, um die Aufregung der Gemüther zu nähren.*)

Unter dem frischen Eindruck dieser Vorgänge trat der Congreß zusammen. Es war bedeutsam genug und unterstützte den Verdacht gegen Oesterreichs stillen Antheil an den jüngsten Umtrieben, daß zwar noch nicht Metternich, wohl aber Kaiser Franz im persönlichen Gespräch schon unverblümter seine Abneigung gegen die Entthronung des sächsischen Königs kund gab. Zugleich war Talleyrand in Wien erschienen und nahm gleich in den ersten Momenten die Miene an, als habe Frankreich in der Sache mitzureden; eine Anmaßung, die der Bestimmung des Pariser Friedens geradezu widersprach. Dies Alles ließ es auf preußischer Seite räthlich erscheinen, einen entscheidenden Schritt zu thun, der die Hoffnungen der Gegner völlig zu Boden schlug. Nach Steins Ansicht, die er dem russischen Kaiser darlegte, gab es kein besseres Mittel, als die Verwaltung des Landes sofort an Preußen zu überlassen. Alexander willigte ein; in einer Conferenz, an der Stein, Nesselrode, Hardenberg und Humboldt Theil nahmen, ward die Besitznahme beschlossen (28. Sept.). Sachsen sollte als eigenes Königreich mit Preußen verbunden, in seinem jetzigen Umfange erhalten und in den Genuß aller der Rechte und Vortheile gesetzt werden, welche die deutsche Verfassung den preußischen Landen zusichern werde. Die Zustimmung Lord Castlereaghs zu der einstweiligen Besetzung erfolgte alsbald, auch Oesterreich gab auf wiederholtes Andringen seine Einwilligung.

Es war Steins weiser Rath gewesen, den Prinzen Wilhelm, den Bruder des Königs, den sein Character wie seine Thaten im letzten Kriege gleich achtungswerth machten, als Statthalter nach Dresden zu senden; das gab der Sache eine höhere Sanction, machte die Umkehr schwieriger und trug ohne

*) Mehrere der angeführten Adressen s. in der Schrift: Sächsische Altenstücke 1815. Vgl. Holzendorff, Thielmann 160. 257. Müffling, S. 203. 204. Den Ursprung der Adresse suchte Preußen, wie uns ein handschr. Schreiben Boyens an Thielmann d. d. 21. Dec. beweist, mehr auf Seiten Frankreichs als Oesterreichs. Thielmann selbst hatte schon am 5. Sept. in einem Schreiben an Kleist der Thätigkeit Langenau's den Hauptantheil zugeschrieben.

Zweifel wirksam dazu bei, die Verschmelzung Sachsens mit Preußens zu befördern. Indessen dem König, dem dies Vorgehen gegen den sächsischen Monarchen peinlich war, hatte man den Entschluß der Besitznahme nur mit Mühe abgerungen; „ich hab's immer gesagt," äußerte er später, „daß es ein voreiliger Schritt sei, haben aber Alle klüger sein wollen."*) Aber wie es häufig seine Weise war, indem er den Schritt mißbilligte, ließ er ihn doch geschehen; nur ward dann mit der Halbheit verfahren, die den Monarchen wie seinen ersten Minister charakterisirte. Man entschloß sich wohl das Land zu besetzen und damit alle schlummernde Opposition der Gegner herauszufordern, aber man scheute sich doch, durch Absendung eines königlichen Prinzen den Schritt unwiderruflich zu machen und zugleich den Ungeschicklichkeiten zu begegnen, die dann durch untergeordnetere preußische Persönlichkeiten in Sachsen begangen worden sind.

Am 8. November kündigte Fürst Repnin an, daß die oberste Verwaltung des Königreichs Sachsen in Folge einer zwischen Rußland und Preußen geschlossenen Uebereinkunft, welcher Oesterreich und England beigetreten seien, in die Hände des Königs von Preußen gelegt sei; am nämlichen Tage erfolgte zu Dresden die förmliche Uebergabe an das neue Generalgouvernement, dessen Leitung der Minister von Reck und General Gaudi führten. Diese Uebernahme des Landes sollte aber keine blos provisorische sein. Der abtretende Gouverneur theilte den Behörden und Ständen des Landes mit, daß die Verbindung beider Völker nächstens auf eine feierlichere Weise bekannt gemacht werden würde, und bezeichnete zugleich die Bedingungen und Rechte, unter denen das Königreich Sachsen mit Preußen verbunden werden sollte.

Es mochte Vielen dünken, daß damit die Sache abgemacht sei; aber die Gegner gaben ihren Widerstand gegen die Einverleibung so leicht nicht auf. Vielmehr begann erst jetzt die Verwicklung, aus welcher die sturmvollste Episode des ganzen Congresses erwachsen ist.

Die sächsische Angelegenheit war, wie man sie auch betrachten mochte, unerquicklich. An sich stand es, nach dem Recht des Krieges, ohne Zweifel den Siegern zu, einen Monarchen zu entthronen, der seine Königskrone und einen Theil seines Gebietes der blinden Hingebung für Napoleon verdankte, der in der traurigen Zeit der Unterdrückung eine seiner willigsten Creaturen gewesen, der im Augenblick der Erhebung durch sein Widerstreben das Mißlingen des Frühjahrsfeldzuges mit verschuldet, dessen Truppen dann am heißen Kampfe des Herbstes energisch Theil genommen und der noch im letzten Momente entweder den Willen oder die Kraft nicht hatte, den unnatürlichen

*) Nostitz a. a. O. 165. Schon im August war zu Berlin die Occupation Sachsens zur Sprache gekommen und vom Staatskanzler, von Blücher und Tauenzien lebhaft unterstützt worden; aber der König war dagegen. Castlereagh a. a. O. II. 96. 97.

Bund zu lösen und den Siegern die Thore seiner Stadt Leipzig in Frieden zu öffnen, statt daß sie im Sturme genommen werden mußten.

Allein es ließ sich auch nicht leugnen, daß die Schuld Sachsens von noch Andern mehr oder weniger getheilt ward. Baiern, die übrigen Rheinbündler, ja Oesterreich selbst hatten lange genug ein ähnliches Zaudern bewiesen und die große Entscheidung gehemmt; und doch waren sie in allen Ehren in den Bund aufgenommen, ihnen die Souverainetät und der Länderzuwachs der Napoleonischen Zeit belassen worden. Der Vertrag von Ried und was ihm folgte, ließ das Verfahren gegen Sachsen als Inconsequenz erscheinen und weckte den Verdacht, daß es die geographische Lage dieses Landes und das Verhältniß zu Preußen sei, was die Sieger bewog, mit ungleichem Maß zu messen.

„Es ist halt hart," meinte jetzt Kaiser Franz, „einen Fürsten vom Thron zu stoßen." Und diese Seite ward überall geschickt und rührig angeschlagen. Man zog das Gemüth mit ins Spiel, wies auf die persönliche Ehrbarkeit Friedrich Augusts hin, verglich sie wohl im Stillen mit einer Individualität, wie Friedrich von Württemberg war, und fand es natürlich im höchsten Grade hart, daß der eine im Vollgenuß seiner usurpirten Macht erhalten, der andere von Thron und Land verstoßen werden sollte. Für ein Volk, das ohnedies gewohnt war, politische Verhältnisse mehr mit dem Maßstab der Empfindungen als des Verstandes zu messen, war solch ein Einwand besonders gut berechnet. Und hatte es nicht zugleich etwas tief Widerstrebendes, in einem Augenblick, wo man die Wiederkehr der nationalen Selbständigkeit feierte, einen ganzen Stamm ungehört und vielleicht wider Willen mit einem andern zu vereinigen? Das erinnerte ja in der That mehr an die Bonaparte'sche Praxis, als an die Verheißungen vom Frühjahr 1813.

Wir erwähnen diese Einwände mehr um des Eindruckes willen, den sie auf Viele machten, als darum, weil sie die aufrichtige Meinung derer aussprachen, die den politischen Widerstand gegen die Einverleibung Sachsens geführt haben. Denn Oesterreich wie Baiern und die anderen Rheinbündler mußten sich wohl hüten, zur Entschuldigung Sachsens auf die Sünden hinzuweisen, in denen eine beredte Anklage gegen sie selber lag. Selbst das dynastische Bedenken war so ehrlich und ernstlich nicht gemeint, wie es aussah. Und auch der Vergleich mit der Bonaparte'schen Praxis stand auf schwankendem Grunde. Ließ es sich doch kaum bestreiten, daß man, um gut zu machen, was die Napoleonische Zeit verdorben, in vielen Fällen gar nicht umhin konnte, Napoleonische Mittel zu gebrauchen. Der Congreß selbst hat dafür Belege genug geliefert. Man durfte, um nur das Grellste zu erwähnen, weder Belgien mit Holland, noch Ostfriesland mit Hannover, noch Ansbach und Baireuth mit Baiern, noch Genua mit Sardinien, noch die Rheinlande mit Preußen verbinden, wenn man nach dem schönen Grundsatz handeln wollte, die einzelnen Stämme selber über ihre Bestimmung zu hören.

Man durfte dann Sachsen noch weniger zerreißen, als es völlig mit Preußen vereinigen; denn die Theilung war unleugbar ein größeres politisches und sittliches Unrecht, als die Uebertragung des ganzen Landes an eine andere Dynastie. Man mußte, wenn man jenem Grundsatz folgen wollte, überhaupt darauf verzichten, mit irgend einer territorialen Feststellung wichtigerer Art zum Ziel zu kommen.

Es sind denn auch weder die rechtlichen noch die moralischen Bedenken gewesen, welche dem Widerstande gegen den preußischen Anspruch zu Grunde lagen; vielmehr entsprang derselbe einzig und allein aus politischen Ursachen. Die Vereinigung Sachsens machte Preußen stark und abgerundet und stellte es gegen Rußland wie gegen Oesterreich mächtiger hin, als es je vordem gewesen. Daß dies im deutschen Interesse lag, durfte man von preußischer Seite mit gutem Grunde behaupten. Ob dagegen die Vergangenheit des kursächsischen Hauses dazu mahnte, aus Gründen der nationalen Dankbarkeit oder der Politik den Staat mit dieser Dynastie fortbestehen zu lassen, darauf gab unsere Geschichte eine unzweideutige Antwort. Indessen eben dies, die Verstärkung Preußens und die Wegräumung einer dynastischen Mittelmacht, die seit lange nur dazu beigetragen, Deutschland zu schwächen, eben dies Moment, das am lautesten für die Vereinigung sprach, war der gewichtigste Grund für die Gegner, sich ihr zu widersetzen. Alles Uebrige, was man eingewandt hat, mochte als Taktik gut sein, enthielt aber nicht den wahren Grund der Dinge. Auf der anderen Seite war es freilich ein Irrthum der Preußen, vorauszusetzen: es gebe keine andere Lösung im deutschen Interesse, als die Einverleibung Sachsens. Wenn, wie es im Plane lag, König Friedrich August nach Trier, Coblenz und Bonn verpflanzt und das ganze übrige linke Rheinufer unter mittlere und kleinere Fürsten, zum größten Theil vom ehemaligen Rheinbunde, zerschnitten ward, so war Deutschland unstreitig mehr gefährdet, als wenn Dresden und Leipzig nicht preußisch waren. Gerade am Rhein bedurfte man eines starken Gränzwächters, damit die Misère nicht wiederkehrte, die vorher unsere Ohnmacht verschuldet. Aus diesem Grunde mochte es klüger sein, wenn sich Preußen gleich beim ersten Widerstande gegen seinen sächsischen Anspruch auf die Entschädigungen am Rhein, der Mosel und der Maas warf, aber auch nicht zuließ, daß es dort mit Holland, Baiern, Hessen, Oldenburg und Coburg theilen mußte.

Darum erweckte die sächsische Angelegenheit, wie man sie auch ansah, immer den peinlichen Eindruck kleiner Künste und kurzsichtiger oder niedriger Motive. Hatte Preußens Vorschreiten in der That ein herbes und gehässiges Aussehen, war seine ungeduldige Hast auf der einen und seine scheue Schwäche auf der andern Seite wenig dazu angethan, ihm Sympathien zu erwecken, so hat bei den Gegnern die undeutsche Mißgunst gegen Preußens Macht, die Furcht und der Neid alten und neuen Ursprunges das Meiste gethan.

Die überlieferte Rivalität Oesterreichs und der rheinbündische Haß von neuem Datum, Thugut'sche und Bonaparte'sche Traditionen sind bei diesem Anlasse wieder wach geworden und haben sich in einer Tonart Luft gemacht, die zugleich Scham und Ekel erregen mußte.

Gleichwol läßt sich denken, daß Preußen das Ziel seiner Wünsche erreicht hätte ohne die verderbliche Verkettung, in welche seine eigenen Lenker die sächsische Angelegenheit mit den russischen Ansprüchen an Polen gebracht haben.

Wir erinnern uns, wie viel die polnische Frage zur Entzweiung Napoleons mit Rußland beitrug. Vergebens hatte der Czar zur Zeit, wo die Allianz Beider noch in Blüthe stand, Bedingungen gefordert, die für alle Zukunft Polens nationale Wiederherstellung unmöglich machen sollten; deren Ablehnung ward neben den Dingen im Orient der erste ernstere Anlaß, das Bündniß von Tilsit und Erfurt zu lockern. Der Krieg von 1812 und 1813 hatte natürlich die Tendenzen der russischen Politik nicht umgestaltet, nur die Mittel wurden verändert. Alexander trat gleichsam in die Fußtapfen Napoleons; wie dieser die nationalen Illusionen der Polen genährt, um sich an ihnen gefügige Werkzeuge zu schaffen, so versuchte der russische Kaiser durch die angebliche Wiederherstellung seine Herrschaft über Polen zu begründen. Die Ueberlieferungen Katharinens blieben dieselben; nur das Gewand, in das sie sich kleideten, war ein anderes geworden.

Allein es standen einer Wiederherstellung des polnischen Reiches und Namens unzweideutige Verpflichtungen entgegen. Rußland selber hatte nach der dritten Theilung einen Vorbehalt unterzeichnet, durch den es gegenüber den beiden anderen Theilungsmächten gebunden war. Im Vertrag von Kalisch hatte es dann Preußen einen Theil von Polen zugesagt, der Altpreußen mit Schlesien geographisch verband; zu Reichenbach hatte es sich gegen Oesterreich verpflichtet, das Herzogthum Warschau aufzulösen und theils mit diesen Spolien, theils mit Danzig Preußen abzufinden. Die gesteigerten Erfolge ließen freilich bald den Czaren über diese Zusagen hinwegsehen; er dachte jetzt im Ernste daran, das ganze Herzogthum zu nehmen und seine Gränze bis Thorn, Czenstochau, Krakau auszudehnen. Wären indessen auch jene Verpflichtungen nicht gewesen, so durfte man doch in jedem Falle den deutschen wie den auswärtigen Mächten so viel Scharfsicht zutrauen, daß sie nicht ohne Weiteres auf diesem Umwege Polen mit Rußland vereinigen und die russische Macht bis über die Weichsel und Warthe vordringen ließen. Rußland behielt ohnedies die Beute der Allianz mit dem Imperator, durch die es vorher die Unterdrückung Europa's vollendet; es that dringend Noth, daß ihm nicht auch der Abfall von Napoleon übermäßig belohnt ward. Wie wenig in Oesterreich dies Bedenken vergessen ward, haben wir früher bei mehr als einem Anlasse bemerkt; auch England war aufmerksam geworden. Ja selbst in Preußen, wo man sonst über dem Kampfe gegen den

verhaßten Feind leicht alles Andere vergaß, regte sich wenigstens bisweilen und in Einzelnen die Sorge über das wachsende russische Uebergewicht.

Alexander behielt indessen sein Ziel unverrückt im Auge. Während des ganzen Krieges gingen die Umtriebe in den polnischen Dingen, bald dreiste Zugriffe Untergeordneter, die man im Nothfall desavouiren konnte, bald Liebkosungen und Ermunterungen von höchster Stelle ihren Gang fort; der Kaiser selbst wußte mit großem Geschick den persönlichen Ruf, den er damals genoß, für seine Zwecke russischer Politik zu verwerthen. Er sprach der ausländischen Diplomatie gegenüber nur von seinen freisinnigen Absichten und seinem Bestreben, Polen eine Constitution zu geben, welche das Glück eines so großen Volkes verbürgte. Sein Charakter, meinte er, sei wohl bekannt genug, um Europa Zutrauen einzuflößen.*) Darum erschien es ihm ganz unverfänglich, das Herzogthum Warschau mit Russisch-Polen zu vereinigen, dem Ganzen eine eigene Verfassung zu geben und es in eine „gemäßigte Abhängigkeit" von Rußland zu setzen.

In dieser Lage trat der Congreß zusammen. Deutschland wie Europas Interesse legte ihm die Pflicht auf, den Gelüsten russischer Machtvergrößerung fest und einmüthig entgegenzutreten. Gleich in den ersten Tagen des Octobers schrieb darum Stein zwei Denkschriften, eine für den Kaiser Alexander, die andere für Hardenberg, worin die wichtigsten Bedenken gegen den russischen Plan zusammengefaßt waren. Der Widersinn, Polen aufrichtig eine Verfassung zu geben, während Rußland keine hatte, die Unvermeidlichkeit ihrer engeren Verschmelzung, die Gefahren, die solch ein Ausgang für Europa hatte, das Alles war darin überzeugend dargethan und zugleich die Frage kurz erörtert, wie weit überhaupt eine nationale Reorganisation Polens durchzuführen sei.

Daß Oesterreich vor Allem diese Auffassung theilte, ließ sich erwarten; auch England war gleicher Ansicht. Lord Castlereagh hatte gleich auf die erste Anzeige, daß Preußen Besitz von Sachsen nehmen wolle, (11. October) dem Staatskanzler erklärt: wenn die Einverleibung dieses Landes nothwendig scheine, habe er dagegen weder sittliche noch politische Bedenken. Er hatte bei diesem Anlaß das Verhalten Sachsens in herben Worten charakterisirt und es als eine politische Immoralität bezeichnet. Aber er fügte zugleich den deutlichen Wink für Rußland wie für Preußen hinzu: falls jedoch diese Abtretung als Entschädigung für mögliche Gefahren von Osten gelten oder als ein Mittel betrachtet werden sollte, Preußen dahin zu bringen, daß es mit schutzlosen Gränzen sich in offenbare Abhängigkeit von Rußland begebe,

*) So sprach er in der bezeichnenden Unterredung, die er zur Zeit des Congresses von Chatillon mit dem Vertreter Großbritanniens hatte. S. Londonderry, Gesch. des Krieges von 1813 und 1814. II. 89 f.

so sei auch nicht die geringste Hoffnung vorhanden, daß England vor den Augen von Europa einer solchen Anordnung beistimme. Noch unumwundener sprach sich der britische Staatsmann in einer Denkschrift aus, die er den Tag nachher dem russischen Kaiser übergab. Darin erinnerte er an die Verträge, die Alexander eingegangen, hob die praktischen Bedenken gegen die Verbindung Polens mit Rußland, wie sie der Czar wollte, hervor und wies mit Ernst und Nachdruck auf die Gefahren und Besorgnisse Europa's hin, die aus solch einer Vergrößerung Rußlands entstehen müßten. Er hatte nichts dagegen, daß Rußland den größeren Theil des Herzogthums Warschau bekomme, nur müßten Preußen und Oesterreich eine militärische Gränze erhalten. So lange aber der Kaiser auf seinen Forderungen bestehe, sei es unmöglich, einen Plan für den Wiederaufbau Europa's dem Congresse vorzulegen; wie könnten Oesterreich und Preußen sich mit einer Maßregel einverstanden erklären, die sie ohne militärische Gränze lasse und dem Zweck des Pariser Friedens, eine gerechte und dauerhafte Ordnung in Europa herzustellen, geradezu widerspreche*)?

Alexander erfüllten diese Einwände mit sichtlichem Verdruß; er klagte gegen Stein, es vereinige sich Alles gegen ihn, und nahm die Miene an, als suche er den Grund des Widerspruches in Talleyrands und Metternichs Intriguen. Die Erwiederungen, die er ausarbeiten ließ, trugen das Gepräge persönlicher Gereiztheit; er selbst versah die Entwürfe mit sehr heftigen Randglossen.

Preußen war dadurch die Bahn seiner Politik deutlich vorgezeichnet. Sein eigenes Interesse, wie das von Europa, legte ihm die Pflicht auf, den russischen Entwürfen kräftig zu widerstreben; es war zugleich der beste Weg, sich seiner Entschädigung zu versichern. Mit den meisten europäischen Mächten im Einverständniß hatte es am ersten Aussicht, seine Wünsche erfüllt zu sehen; trennte es sich dagegen von dem allgemeinen Interesse, um sich von Rußland ins Schlepptau nehmen zu lassen, so gerieth es in Gefahr, die eigene gerechte Sache mit den russischen Prätensionen vermischt und beide zugleich durch den Widerspruch Europas angefochten zu sehen. Das hatte Castlereagh in seiner Note vom 11. October mit dürren Worten gesagt; das ergab sich zugleich mit aller Klarheit aus der ganzen Lage der Dinge. Wie Stein damals, für alle Zeiten richtig, schrieb: „Preußen muß festhalten an den Grundsätzen der Unterstützung des europäischen Gleichgewichts, das ist sein wahrer Vortheil; dadurch, daß es sich wieder an sie gehalten, hat es sich gerettet, daß es sie verlassen, sich zu Grunde gerichtet, und es ist bei seiner Widerherstellung nur in der Absicht begünstigt worden, um ihm die hinreichende Macht zu verschaffen, das europäische System zu stützen."

*) S. Pertz IV. 160 f. 169 f. 175 f. 180. Klüber VII. 6 f. 10.

Eine solche Politik war um so unbedenklicher, als in des Czaren nächster Umgebung es an mäßigenden Stimmen nicht fehlte. Wie Stein sich in der Sache hielt, haben wir bereits gesehen; aber auch Nesselrode neigte sich mehr zu Metternichs als zu des Kaisers Auffassung und Pozzo di Borgo wies wenigstens mit durchschlagender Klarheit die Nachtheile und Widersprüche nach, die in Alexanders gemischtem System russischer Vergrößerung und polnischer Restauration enthalten waren. So ist denn auch anfangs in keinem Theile des preußischen Lagers die Neigung laut geworden, statt mit Europa zu gehen, sich an Rußland anzuhängen. Auch der König schien fest; auf dem Wege von Ofen nach Wien, den er mit dem Czaren in einem Wagen machte, suchte dieser ihn in ausführlicher Darlegung zu bekehren. Friedrich Wilhelm hörte ihm lange zu, erwiederte aber zuletzt nichts, als: er hoffe, der Kaiser werde seine Meinung ändern.

Der Kampf ward dadurch einigermaßen erleichtert, daß Alexander mit mehr Leidenschaft als Geschick verfuhr. Er überwarf sich beinahe mit Castlereagh, er zankte sich mit Metternich, nannte ihn im Gespräch mit Frauen einen „Schreiber" und sagte, mehr im Tone eines Gardelieutenants als eines großen Monarchen, der eigenen Mutter des österreichischen Ministers: „Ich verachte jeden Mann, der nicht Uniform trägt!" Stein mußte den Vorwurf hören: „Auch Sie haben sich auf die Seite meiner Feinde gestellt; das hätte ich nicht erwartet." Alles, klagte er, verschwöre sich gegen ihn; die Engländer mischten sich ein, während sie doch die Sache gar nichts angehe.

Diese persönliche Leidenschaft des Czaren gab nur den Gegnern Waffen in die Hand. Das ergab sich am schlagendsten aus dem Schriftenwechsel, den er mit Castlereagh führte. Die erste Note des Lords war trocken, bisweilen herb und ungeschmeidig abgefaßt, aber sie redete offen und ohne Hintergedanken. Die Antwort Alexanders war nicht durch die Stärke ihrer Logik, wohl aber durch den ganzen Ton und die persönliche Empfindlichkeit, die er darin an den Tag legte, bemerkenswerth. Selten hat ein kaum verhüllter Ehrgeiz sich so in die Sprache gekränkter Tugend und moralischer Salbung eingekleidet, wie es hier geschah. Hatte er erst gegen Stein in jenen Tagen geäußert, er müsse Krakau und Thorn haben, um seine polnischen Besitzungen auf dem linken Weichselufer zu decken, so war jetzt in der Erwiederung zu hören, daß Rußland im Laufe der letzten Zeiten im Grunde keinen Zuwachs an Macht erhalten habe. Seine Erwerbungen in Finnland, Bessarabien und Persien seien nur für die Vertheidigung berechnet; die Lage des Herzogthums Warschau begünstige keinen Angriff auf Oesterreich oder Preußen, sondern es sei im Kriege eher einer abgeschnittenen Position zu vergleichen. Statt der gewohnten Prahlerei mit Rußlands Macht ward dasselbe auf einmal als sehr schwach geschildert; den Krieg gegen Napoleon hätte es ohne den Frieden mit den Türken kaum führen können, Schweden habe bei dem Tausch, der ihm Nor-



wegen statt Finnland gab, ebensoviel gewonnen wie Rußland! Seine eigenen Erwerbungen schienen dem Czaren tief unter der Linie der ungeheueren Opfer zu stehen, die er gebracht; dagegen fand er, daß seine Verbündeten gewaltigen Zuwachs theils schon erlangt, theils in Aussicht hätten. Er stellte die Verträge nicht in Abrede, aber er meinte, die Bedingungen von Reichenbach seien nur eventuelle gewesen und durch den glücklichen Verlauf des Krieges außer Anwendung gekommen. Die geheime Verabredung bei der letzten Theilung Polens sei durch den von Preußen und Oesterreich im Jahre 1812 geführten Angriffskrieg erloschen, es handle sich jetzt um eine vierte Theilung! Rußland verlange ja nur die Linie von Thorn, Kalisch, Czenstochau und Krakau; was bedeute das gegen die Erwerbungen der deutschen Mächte? Dabei machte der Czar einen wahrhaft unerlaubten Gebrauch von dem Vertrauen, das seine Persönlichkeit genoß; die Berufung darauf sollte allen Befürchtungen der Nachbarn, allen gerechten Sorgen Europa's ihren Stachel benehmen.

Die Erwiederung, die Castlereagh (6. Nov.) übergab, entkräftete die Beweise des Kaisers mit siegreichen Gründen. Sie bekämpfte das neue Staatsrecht, wonach die Verpflichtungen eines Vertrages durch Erfolg oder Mislingen aufgelöst würden; sie bestritt dem Czaren das Recht, einseitig über die polnische Gränze zu verfügen; sie betonte mit allem Nachdruck, daß es der Sinn des Kampfes und des Friedens gewesen, die Unabhängigkeit und Ruhe Europa's sicherzustellen, die man aber dadurch gewiß nicht kräftige, daß man Oesterreich und Preußen mit offenen Gränzen in eine ähnliche Stellung bringe, wie die des Rheinbundes oder Italiens gewesen. Des Kaisers persönlicher Charakter, sagte sie treffend, könne nicht ins Gewicht fallen; denn die Freiheit und die Sicherheit der Staaten erforderten festere Grundlagen, als es persönliches Vertrauen oder das Leben eines Menschen gewähren könne. Sie rügte die Uebertreibungen in des Kaisers Denkschrift, wies unumwunden auf die Gefahren hin, die in Zukunft vom Osten her drohten, sie bestand darauf, daß es nicht in dem Belieben einer Macht liegen könne, die Verträge zu ändern. Die Größe des Erfolges, fügte sie hinzu, entbinde keine der Parteien ihrer Pflicht gegen Europa; der Grundsatz, sich für Kriegskosten durch Gebiet zu entschädigen, falls er sich nicht mit dem allgemeinen System Europa's vereinige, sondern die Sicherheit der Nachbarn und Verbündeten gefährde, könne nicht stark genug verdammt werden. Mit solcher Lehre könne der Friede der Welt nicht bestehen.

Es ist nicht zu zweifeln, die einmüthige Einsprache der Alliirten, in diesem Sinne geführt, mußte den russischen Kaiser nachgiebig machen. Aber wenige Stunden, ehe Castlereagh seine Note übergab, war Preußen ins russische Lager übergegangen. Alexander hatte, als er die Eintracht der Andern sah, erst mit Metternich wieder anzuknüpfen gesucht, dann bemühte er sich, Preußen von den Uebrigen zu trennen. In einer Conferenz, die beide

Monarchen mit Hardenberg hatten, ließ sich der König umstimmen. Vergebens widersetzte sich Hardenberg; es ward ihm vom König verboten, in der Sache fernerhin gemeinschaftlich mit Oesterreich und England zu unterhandeln. Hardenberg fühlte sich darüber sehr gekränkt, aber wie gewöhnlich gab er der Meinung, die er mißbilligte, doch nach. Damit hatte Preußen seine natürliche Stellung verlassen und die eigene Sache wie die allgemeinen Angelegenheiten auf das unheilvollste verschoben.

Einige Schuld freilich an dieser verhängnißvollen Schwenkung Preußens trug die Politik Oesterreichs, so wie sie Metternich trieb. Die Kunst des „Mystificirens" erlebte hier einen Triumph, der fast den Krieg von Neuem entzündet und das geeinigte Europa in einen Kampf mit sich selbst gestürzt hätte. Die ersten Eröffnungen Hardenbergs über die Zukunft Sachsens hatte der österreichische Minister in einem ausführlichen Schreiben beantwortet, das mit den freigebigsten Versicherungen der Theilnahme Oesterreichs an der Wiederherstellung und Vergrößerung Preußens begann und als nächstes Ziel die innigste Vereinigung beider Mächte bezeichnete. Diese Einigung solle verstärkt werden durch einen deutschen Bund, der ein Ganzes bilde und unter dem gleichen Einfluß beider Staaten stehe. Ein solches System werde freilich in erster Linie gefährdet durch die Ansprüche Rußlands auf Polen, dann durch das Loos Sachsens und die Vertheilung der provisorisch besetzten Gebiete. Die polnische Sache gehe Oesterreich und Preußen gleichmäßig an; ohne Zweifel werde darum auch der König mit dem österreichischen Monarchen den gleichen Weg gehen. Die Einverleibung Sachsens sehe Kaiser Franz nur mit Bedauern und erblicke darin einen Keim des Mißtrauens gegen Preußen, der Anklage gegen Oesterreich. Er wünsche, daß wenigstens ein Theil des Landes an der böhmischen Gränze für den König von Sachsen erhalten werde. Sollte jedoch die Macht der Umstände die Vereinigung Sachsens mit Preußen unvermeidlich machen, so würde der Kaiser seine Zustimmung einmal davon abhängig machen, daß diese Frage mit anderen territorialen Feststellungen in Deutschland in Zusammenhang stehe, dann daß zwischen Oesterreich und Preußen über die Gränzen, die Befestigungen, den Handel und die Schifffahrt bestimmte Verabredungen getroffen würden. Der Kaiser, hieß es dann weiter, wolle zwar Deutschland niemals in Süden und Norden getheilt, vielmehr die völlige Einheit als Grundsatz der künftigen Bundesverfassung erhalten sehen; allein um das Gleichgewicht der beiden Großmächte herzustellen, dürfe man das Vertheidigungssystem Oesterreichs und Preußens nicht vermischen. Die Mainlinie mit Einschluß von Mainz, sei zur Vertheidigung Süddeutschlands und für die Sicherheit Oesterreichs nothwendig; um zugleich die Mittel zu gewinnen, die süddeutschen Fürsten für ihre Abtretungen an Oesterreich zu entschädigen, dürfe Preußen sich nicht bis auf das rechte Ufer der Mosel ausdehnen; dieser Fluß müßte vielmehr die Gränzlinie bilden. So weit die Note Metternichs. Aus anderen Er-

öffnungen wußte man, und auch die Note deutete darauf hin, daß das Wiener Cabinet namentlich Mainz als Ersatz für Baiern ausersehen hatte, und daß diese letzte Macht die Herausgabe des Innviertels und Salzburgs an diese Abtretung knüpfte. Montgelas sollte also der Gränzhüter Deutschlands am linken Rheinufer werden!*)

Auf der politischen Linie, wie sie diese Note vorzeichnete, blieb indessen Metternich nicht stehen. Das doppelte Spiel, das „Finassiren," war ihm Bedürfniß geworden. Er näherte sich gleich anfangs Talleyrand, suchte die Anknüpfungen mit Baiern inniger zu machen und trieb mit Behagen jene zweideutigen Künste der Doppelzüngigkeit, welche der Diplomatie der alten Schule als hohe Staatsweisheit galten. Nachdem er am 22. Oct. dem preußischen Staatskanzler nachdrücklich vorgestellt, daß Oesterreich und Preußen ein gemeinsames Interesse hätten, Rußlands Uebermacht zu hindern, nachdem er am 2. Dec. geäußert, die Nachwelt werde es nie verzeihen, daß man Rußland nicht auf angemessene Gränzen beschränkt habe, ging er zwölf Tage später zu Alexander, um ihm eine antirussische Denkschrift Hardenbergs aus dem Anfang Novembers zu verrathen, mit dem Bemerken, er habe solcher Schreiben noch mehrere.**) Oder er bot, unter den angeführten Bedingungen, Preußen im Nothfall ganz Sachsen an, indem er dabei „auf die vollständigste Uebereinstimmung beider Höfe in der polnischen Frage" zählte, ging aber gleich darauf zu den Russen, um ihnen Oesterreichs Nachgiebigkeit in Betreff Polens zu versprechen, wenn der Czar helfe, die Preußen um Sachsen zu bringen! So erzählte Alexander selbst, sowol im Gespräch mit Stein, als in jener verhängnißvollen Conferenz vom 6. Nov., in welcher Preußen umschlug. Möglich, daß diese Mittheilung den Entschluß König Friedrich Wilhelms vollends entschieden hat.

Indessen begann der Widerstand gegen die Einverleibung Sachsens sich lauter zu regen. Einer Verwahrung des Königs Friedrich August (4. Nov.) folgte eine ausführliche Rechtfertigungsschrift zu Gunsten der sächsischen Politik;***) schon vorher hatte der Herzog von Sachsen-Coburg sich an Castlereagh gewandt und gegen den Plan der Vereinigung Einsprache erhoben; von anderen deutschen Höfen war Aehnliches zu erwarten; eine französische Denkschrift in gleichem Sinne, vorerst noch ohne Unterschrift, war bereits

*) Die Note bei Klüber VII. 19—26. Vgl. Pertz IV. 182—183. Ebendaselbst S. 654 ff. steht Knesebecks Gutachten über Mainz. Dagegen hatte Talleyrand gegen Gagern geäußert (Antheil an der Politik II. 77): Nous voulons que vous ayez Luxembourg et les Bavarois Mayence. C'est ma façon de penser. Das hätte doch genügen sollen!

**) Die Note vom 22. Oct. s. bei Klüber a. a. O. Die Aeußerung vom 2. Dec. ebendas. IX. 268. Die Mittheilung vom 14. Dec. bei Pertz IV. 247.

***) S. Klüber I. 2. f. VII. 201 ff.

im Umlauf. Auch die Zeitungen fingen an, sich der Sache zu bemächtigen, die deutschen wie die ausländischen. In England regte sich's in der Presse und im Parlament. Zwar galt dort der Widerspruch mehr der russischen als der preußischen Vergrößerung; allein Preußen selbst trug das Seine dazu bei, daß man eines mit dem anderen vermengte. Die Besetzung Sachsens und der innige Anschluß an Rußland, beides fiel beinahe in dieselben Tage und machte natürlich auch auf Unbefangene einen übeln Eindruck.

Am rührigsten zeigten sich aber immer die Gegner in Deutschland; sie gaben das Signal zu einer Debatte, die in der ganzen Geschichte dieses widrigen Handels fast die unerquicklichste Episode bildet. Es war als ob aller ungesunde Stoff, den man beseitigt glaubte, wieder lebendig geworden wäre: jene Kirchthumspolitik, die rührig für Hannover sorgte, aber jede preußische Vergrößerung wie ein Unrecht ansah, oder der kurzsichtige dynastische Eifer, der in Preußens Wachsthum stets eine Gefahr für Deutschland erblickte, aber daneben die gutmüthige, mit Undank belohnte Illusion hegte, man könne an den englisch gewordenen Welfen und den holländischen Oraniern die rechten Stützen für die deutsche Föderation gewinnen. Auch der rheinbündisch-bonapartesche Haß und der niedrige Neid über Preußens jüngste Thaten, durch die es frühere Schuld gesühnt, regte sich schon vernehmlich genug, am lautesten bei denen, die sich von der Schmach Deutschlands gemästet und für dessen Erhebung nichts gethan, als daß sie noch zeitig genug ihren Herrn und Meister verlassen hatten.

Um sich vorzustellen, welch ein Abgrund von Gemeinheit sich auf dieser Seite aufthat, muß man die Schrift lesen, die damals, wie es allgemein hieß, auf Montgelas' Veranlassung, als Antwort auf einige Zeitungsartikel Freiherr von Aretin geschrieben hat. Es ist der nämliche Aretin, der 1809 im Tone eines Tollhäuslers Napoleon vergöttert, der damals in dem Corsen „ächte Deutschheit" entdeckt und alle Patrioten als heimliche Verschwörer der Bonaparte'schen Polizei denuncirt hatte.*)

In dieser neuesten Schrift behandelt er Preußen und Sachsen als „Schlächter und Schlachtopfer," sucht zu zeigen, daß Preußen es zugleich auf Böhmen, auf Hannover und auf Hamburg abgesehen habe und sich überhaupt mit „weitumfassenden höchst beunruhigenden Plänen" befasse. Und diese Bedrohung komme von einem Cabinet, „das noch kürzlich das Mitleid der Alliirten angefleht" habe! Die Bemerkung einer Zeitung, daß die geistige Betriebsamkeit Sachsens durch Verbindung mit einem größeren Staate gewinnen werde, ward mit der Erwiederung bedient, Brandenburg verdanke ja selber seine Bildung nur Sachsen und das eigentliche Preußen (die Heimath

*) S. oben Bd. III. 222. 223. Seine jetzige Schrift führte den Titel: Sachsen und Preußen, mit dem Motto: suum cuique. Ueber die Zeitungsartikel s. Allg. Z. S. 911 f. 918 f.

Kants und Herders!) gehöre noch unter die barbarischen Länder. Wenn Preußen bei der Besitznahme Sachsens die Gewähr „aller seiner Rechte und Freiheiten" versprochen hatte, so fand darin der bairische Publicist einen Versuch, die privilegirten Stände zu gewinnen, und meinte: „ärger sei noch keine Nation beleidigt worden, als die Sachsen aller Stände und Classen durch diese ächt preußische Zumuthung."

Es versteht sich von selbst, daß der Ankläger Preußens zugleich die Weisheit Baierns höchlich bewundert. Er findet die Staatskunst von Montgelas zugleich weise und sittlich. „In der Politik der Großen," sagt er ohne Erröthen, „rächt sich jede Abweichung von der Moral immer selbst; darum haben sich jederzeit diejenigen Staaten am besten befunden, die sich den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit gefügt." Indessen das war das Aergste noch nicht. Montgelas mochte denken, wenn er sich denn doch einmal um seiner deutschen Politik willen preisen ließ, könne darin nicht zu viel geschehen. Es ist damals aus den gleichen Regionen eine Schrift hervorgegangen, die es an Montgelas rühmte, daß es ihm vorzugsweise Deutschland zu verdanken hätte, wenn es überhaupt zu Napoleons Zeit noch deutsche Staaten gab!*)

Es hat an Gegenschriften freilich nicht gefehlt, und sie sind unstreitig das Beste, was die preußische Politik in der ganzen Angelegenheit geleistet hat. Zuerst fertigte Staatsrath Hoffmann den Aretin'schen Angriff ab. In einer gut geschriebenen Darlegung, deren Ton zugleich sich vornehm abhebt gegen die Art der Gegner, wurden die Invectiven und Verläumdungen zurückgewiesen, die sächsische Politik im Einzelnen charakterisirt und ihre Mitschuld an den Opfern des Jahres 1813 dargethan. Zugleich werden die Momente hervorgehoben, welche für eine innere Verschmelzung beider Staaten sprachen, und darauf hingedeutet, um wie viel bedenklicher es sei, Sachsen zu theilen, als es in seiner Integrität mit Preußen zu vereinigen.**) Nach Hoffmann ließen sich dann noch Varnhagen, Eichhorn und Niebuhr vernehmen; der letztere am nachdrücklichsten und schlagendsten.***)

Treffend wird von ihm gezeigt, wie die Stimmung des sächsischen Volkes zur deutschen Sache neigte, aber die Politik des Hofes ihm verbot,

*) S. „Preußen und Teutschland, drei Abhandlungen." Mit dem Motto: discite justitiam moniti, et non temnere divos. Ein Seitenstück dazu ist die Schrift: „Noten zum Text: Sachsen und Preußen." Germanien 1815.

**) Die Hoffmann'sche Schrift führt den Titel: Preußen und Sachsen. Nov. 1814. Berlin. Sie erschien auch in englischer Bearbeitung: Prussia and Saxony, or an appeal to the good sense of Europe etc. Lond. 1815.

***) Varnhagen schrieb die „Deutsche Ansicht von der Vereinigung Sachsens mit Preußen." Deutschland 1814; Eichhorn: „An die Widersacher der Vereinigung Sachsens mit Preußen." Frankfurt und Leipzig 1815. Ihr ging Niebuhrs Schrift „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof." Berlin 1814. voran.

den besten Gefühlen des Herzens zu folgen, und es zwang das zu thun, wogegen es sich empörte. Im rechten Tone wendet er sich dann gegen die Lästerungen von Menschen, welche selber keine Sachsen seien, auch nicht aus Eifer für das sächsische Haus, sondern nur aus schändlichem Hasse gegen Preußen das Wort ergriffen.*) Dann wird die Politik Sachsens einer ausführlichen und sachkundigen Kritik unterzogen; sowol sein Verfahren nach 1806 und während der Zeiten Bonaparte'scher Macht, als in dem verhängnißvollen Frühjahr 1813. Ebenso werden die einzelnen Gründe der Vertheidiger Friedrich Augusts genauer gewürdigt und zuletzt das Interesse betont, welches das sächsische Volk selbst an der Vereinigung mit Preußen habe. Es war dabei namentlich der Gesichtspunkt glücklich getroffen, der im nationalen Sinne schwerer wog, als die localen Vortheile Preußens oder Sachsens. „Preußen, sagte Niebuhr, ist kein abgeschlossenes Land; es ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Scharnhorst war kein geborener Preuße; Lebende wollen wir hier nicht nennen. Eben dadurch hat Preußen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, daß die Völkerschaften, deren Gesammtname Preußen ist, von so großer Eigenthümlichkeit sind, und daß der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüthen Deutschlands zu schmücken."

Nicht so geschickt, wie die publicistischen Verfechter Preußens, war seine Diplomatie. Sie zeigte sich weder an straffer Festigkeit den Gegnern gewachsen, noch vermochte sie es in schlauer List mit Metternich aufzunehmen. Der österreichische Minister hatte noch am 7. November, den Tag nachdem ihn Alexander beschuldigt, sich den Russen angeboten zu haben, dies in aller Form abgeläugnet und die bestimmte Versicherung gegeben, Kaiser Franz habe in die Abtretung Sachsens eingewilligt. Indessen es wurde Oesterreich einigermaßen erleichtert, sich aus diesen Zusagen allmälig loszuwickeln. Der Uebergang Friedrich Wilhelms III. in Alexanders Lager machte allenthalben tiefen Eindruck. Nicht nur Oesterreich, auch England wurde mißmuthig und warf Preußen vor, es gebe um Sachsens willen die europäische Unabhängigkeit auf. Je unbedingter Preußen sich Rußland hingebe, hörte man sagen, um so enger müßten sich Oesterreich, England und — Frankreich mit einander vereinigen. Und es war nicht nur das britische oder österreichische Sonderinteresse, was mißvergnügt war. Ein Mann wie Stein, der die Dinge aus hohem Gesichtspunkte faßte und gewiß weder Rußland noch Preußen zu

*) Sowohl Aretin als Professor Sartorius, der auf höheren Anlaß eine Schrift in gleichem Sinne schrieb und dabei die Dreistigkeit hatte, „von einem preußischen Patrioten" auf den Titel zu setzen, werden S. 12 f. in wenig Sätzen erschöpfend zurechtgewiesen. Es war übrigens eine bemerkenswerthe Sache, daß die Sachsen selbst an der hitzigen Polemik sich verhältnißmäßig am wenigsten betheiligten.

nahe trat, warf dem Czaren vor, er errege Mißtrauen in Europa, ziehe den König von Preußen vom allgemeinen Interesse ab und erscheine in dem Lichte, das Vertrauen seiner Verbündeten mißbraucht zu haben. „Durch diese polnische Angelegenheit," schrieb Stein treffend, „ist der Geschäftsgang auf dem Congresse zerrüttet und gelähmt, und der Samen der Eifersucht zwischen den Mächten ausgestreut worden, der seine verderblichen Folgen auf alle Verhältnisse verbreitet, besonders zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland eine Kälte verursacht, die ein nachdrückliches Eingreifen in die deutschen Angelegenheiten verhindert und Baiern und Württemberg gestattet, ihre selbstsüchtigen Absichten zu befördern." In der That standen die Dinge so, daß man schon anfing die Frage eines großen Krieges aufzuwerfen und die Meisten darauf gefaßt waren, den Congreß aufgelöst zu sehen, nachdem er kaum seine Arbeiten begonnen.

Dies Alles gab Metternich den Muth, von seinen früheren Zusagen an Preußen einen ersten Schritt zurückzugehen. In einer Unterredung, die er am 11. Nov. mit Hardenberg hatte, verlangte er, daß dem Könige von Sachsen wenigstens eine halbe Million Seelen nebst Dresden bleiben müßten, und sprach nun unumwunden Mainz für Baiern an. Aus ähnlichem Tone redeten Münster und Wrede. Es ist keine Frage, dies Anerbieten (falls es ehrlich gemeint war) gab immer noch viel mehr, als Preußen nachher erhielt, und wenn man nicht entschlossen war, auszuharren bis zum Aeußersten, so hätte die Klugheit Hardenberg wohl gerathen, darauf einzugehen; allein er lehnte es ab.

Indessen gelang es, den russischen Kaiser zu einer ersten Nachgiebigkeit zu bestimmen. Bis in die zweite Hälfte des Novembers hatte er sich hartnäckig gesträubt, irgendwie einzulenken; er zeigte sich erbittert über Oesterreich und England, nährte das preußische Mißtrauen gegen die Oesterreicher, zeigte sich verstockt und unzugänglich gegen Verwandte, gegen Freunde und gegen bewährte Rathgeber; doch konnte er sich auf die Dauer dem Eindruck nicht verschließen, daß er im Grunde Niemanden auf seiner Seite hatte; Oesterreich und England näherten sich Frankreich und man sprach von einer bevorstehenden Allianz zwischen ihnen; Preußen hatte sich zwar von ihnen entfernt, suchte aber doch auch durch vermittelnde Schritte die russische Sprödigkeit zu überwinden. Das milderte zunächst den Ton in der Verhandlung des Czaren; er gab es auf, seine Forderungen wie eine unabänderliche Bedingung hinzustellen, und erklärte sich bereit (21. Nov.) in eine freie Berathung über seine Erwerbungen einzutreten. Man hörte jetzt, daß er sich mit zwei Millionen und einigen hunderttausend Bewohnern in Polen zu begnügen gedenke. Eine Woche später gab er dann die Erklärung ab (27. Nov.): er wolle Opfer bringen, nur müßten alle streitigen Fragen, sie möchten sich auf Polen, Sachsen oder die Besetzung von Mainz beziehen, in einer und derselben Unterhandlung zusammengefaßt und durch einen gemeinschaftlichen

Vertrag entschieden werden. Krakau und Thorn sollten freie und neutrale Städte werden, eine eigene Verfassung erhalten und nicht befestigt werden dürfen. Sachsen solle ganz an Preußen übergehen, Mainz eine deutsche Bundesfestung werden, deren Bewachung und Unterhaltung vorzugsweise von Oesterreich und Preußen abhänge.*)

Hardenberg hatte an dieser Aufstellung einigen Antheil gehabt, obwol sie nicht ganz seinen Wünschen entsprach. Er sprach sich darüber wenige Tage später (2. Dec.) gegen Metternich aus.**) Den Verzicht Alexanders auf Thorn und Krakau sah er als ein wesentliches Mittel zur Ausgleichung an und meinte, ein Krieg, ja nur Zwistigkeiten und Kälte müßten als die größten und gefährlichsten aller Uebel um jeden Preis vermieden werden. Vielleicht könne man für Preußen und Oesterreich selbst den Besitz der beiden wichtigen Plätze erlangen, wenn man sich verpflichtete, sie nicht zu befestigen. In Betreff der Verfassung müsse man Garantie für die Ruhe der Nachbarn fordern. Dann ließ sich Hardenberg ausführlich über die Lage Preußens aus. Er suchte zu zeigen, wie die meisten Staaten gegen den Stand von 1805 so bedeutend vergrößert worden seien, daß selbst die Erwerbung von ganz Sachsen für Preußen noch nicht die Vortheile gewähre, welche so vielen anderen Mächten zugesichert worden seien. Seine Staaten blieben immer auf einer unermeßlichen Linie vom Niemen bis an die Maas ausgedehnt, kämpfend mit der Schwierigkeit, sich schnelle Unterstützung zu leisten, auf der einen Seite der Eifersucht und den Angriffen Frankreichs, auf der anderen der Uebermacht Rußlands ausgesetzt. Das stimme weder zu den Diensten, die Preußen der europäischen Sache geleistet, noch zu der Nothwendigkeit, ihm eben im allgemeinen Interesse die zureichende Machtstellung zu geben. Man wolle einen Zwischenstaat zwischen Oesterreich und Preußen gründen, der den Angriff gegen Preußen erleichtere, Sachsen selbst nachtheilig sei. Er berufe sich auf die Sachsen selber; wenn es möglich wäre, die Stimmen zu zählen, so würden sie sich fast einhellig gegen die Zerstückelung erklären. Viel besser wäre es, dem König von Sachsen zu geben, was ihm Preußen anbiete: Münster, Paderborn und einige angränzende Gebiete mit etwa 350,000 meist katholischen Einwohnern. Nachdem er dann noch einmal den Rechtspunkt erörtert, fährt der Staatskanzler fort: Preußen müsse auf der von Oesterreich und England bereits gegebenen Einwilligung und auf ihren Beistand beharren, denn es trenne seine Sache nicht von der dieser beiden Mächte. Um jede Sorge Oesterreichs zu beseitigen, erbiete es sich, Dresden nicht zu befestigen und ihm zur Herstellung einer besseren Gränze einen Theil von Oberschlesien auszutauschen, durch den es etwa 110,000 Einwohner gewinne. Ebenso wollte der König die Wiege seiner Vorfahren, Ansbach und Baireuth,

*) S. Pertz IV. 201—227.

**) S. die Verbalnote bei Klüber VII. 291 ff.

diese Provinzen von lange erprobter Treue, welche mit lauter Stimme die Regierung des Hauses Brandenburg zurückverlangten, der Befriedigung aller Theile als sehr schmerzliches Opfer bringen. Mainz sei zur Vertheidigung des Nordens und Südens gleich nothwendig; man könne es dem benachbarten Darmstadt geben, aber es müsse, wie Luxemburg, zugleich als Festung des deutschen Bundes zum Bollwerk gegen jeden Angriff dienen. Was Preußen im Ganzen verlange, belaufe sich ungefähr auf 9 Millionen und 800,000 Einwohner; das zeige klar, daß es weniger als jede andere Macht an Vergrößerungen denke. Es wünsche, wenn es sein könne, keine Gränze mit Frankreich zu haben, weil es vergleichungsweise am Rhein immer schwach sein würde; es wolle im Stande sein, den Niederlanden die Hand zu reichen, und vor Allem wenigstens auf einem Punkte eine concentrirte Ländermasse haben, welche den entfernten Theilen schnellen Beistand leisten könne. Könne man ihm daraus den geringsten Vorwurf machen?

In einer Conferenz, die Hardenberg am Abend dieses Tages mit Metternich hatte, warf dieser Preußen vor: man hätte Alles von Rußland erhalten können, wenn Preußen im Einverständniß mit England und Oesterreich geblieben wäre. Die Nachwelt werde es nie verzeihen, daß man diese Gelegenheit versäumt habe, Rußland auf angemessene Gränzen zu beschränken. Hardenberg antwortete darauf am andern Morgen in einem merkwürdigen Handbillet, das für alle Zeiten Zeugniß ablegt, wie wenig der preußische Minister im Stande war, die Verhältnisse und die Personen zu würdigen. Nachdem er auf die Vorwürfe Metternichs erwiedert hat, daß ja Oesterreich selbst nur sehr mäßige Forderungen an Rußland gestellt, daß Preußen die gleiche Sprache wie Oesterreich geführt und im Ganzen verlangt habe, was es verlangen konnte, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, fährt er wörtlich fort: „Machen Sie Mittel ausfindig, theurer Fürst, die Lage der Dinge, worin wir uns unglücklicher Weise befinden, zu Ende zu bringen. Retten Sie Preußen aus seinem gegenwärtigen Zustande. — — Ihr erhabener Monarch, theurer Fürst, ist die Geradheit, die Aufrichtigkeit, die Gerechtigkeit selbst. An Ihn appellire ich.“ *)

Acht Tage, nachdem sich so der preußische Minister Oesterreich in die Arme geworfen (10. Dec.), nahm Metternich in einer Antwort an Hardenberg die Gewährung von ganz Sachsen förmlich zurück; statt der drei Viertheile bot er noch etwa ein Fünftheil davon an und schlug als weitere Abfindung Preußens Abtretungen in Polen und an beiden Ufern des Rheins vor! **) Zwölf Tage später (14. Dec.) ging er zum Kaiser Alexander und

*) Klüber IX. 269.

**) S. Klüber VII. 28—36. In Betreff Polens war die Linie der Wartha und Nida verlangt, dann daß Thorn und Krakau an Preußen und Oesterreich abgetreten würden. Die Bestimmungen der polnischen Verfassung sollten gemeinschaftlich erfolgen.

verklagte Hardenberg wegen seiner russenfeindlichen Gesinnungen! Die Staatskunst des Mysticirens hatte ihren Höhepunkt erreicht.

So begannen die Dinge auf's Neue sich peinlich zu verwickeln. Nicht nur von Oesterreich, auch von englischer Seite hörte man jetzt die Aeußerung, bei der Lösung der polnischen Sache werde man sich beruhigen, aber auf der sächsischen um so nachdrücklicher bestehen. Stein dagegen schrieb eine Denkschrift, die nachzuweisen suchte, daß das Eroberungsrecht Sachsen zur Verfügung der Verbündeten stelle, daß die allgemeine Lage und die neuen Landabtretungen nothwendig zur Vereinigung Sachsens mit Preußen führen müßten, daß diese Vereinigung dem Besten Europa's und Deutschlands entspreche, daß dagegen eine Theilung sowol für Sachsen als Preußen schädlich sei und Oesterreich keinen Vortheil bringe. Stein faßte die Dinge in der schlichten und wahrhaftigen Weise auf, deren die meisten übrigen Diplomaten des Congresses aus Schwäche, Kurzsichtigkeit oder Falschheit nicht fähig waren; er bekämpfte darum auch den Schritt, zu dem sich damals Rußland entschloß: in England die Presse und die Opposition gegen das Ministerium in Bewegung zu setzen. Er sah darin weder eine ehrliche und gerechte, noch eine kluge Taktik und fürchtete mit Recht, die Verbitterung werde dadurch nur wachsen. Aber die Dinge waren so weit verfahren, daß ein edler und hochherziger Mann, dessen Geradheit die Finessen der Diplomatie tief unter sich sah, auf keiner Seite mehr verstanden ward.

Oesterreich spielte sein Spiel schon mit größerer Offenheit weiter. In diesen Tagen entstand (10. Dec.) die erwähnte Antwort auf Hardenbergs Hülferuf, die fast wie Hohn klang. Kaiser Franz, den die Menschenkenntniß des preußischen Staatskanzlers als die „Geradheit und Aufrichtigkeit selbst" bezeichnete, berief sich jetzt auf sein Gewissen, das ihm gebiete, dem König von Sachsen einen Theil seines Landes zu lassen, und erzählte, Hardenberg sei dafür und Repnin habe versichert, alle Sachsen wünschten ihren König zurück;

Ueber die preußischen Wünsche in Bezug auf Sachsen war gesagt, daß sie mit den Wünschen der Mächte ersten und zweiten Ranges in Widerspruch, daß ihnen die Interessen der Einigkeit, die Grundsätze des Kaisers, die Familienbande und die Grenz- und Nachbarverhältnisse entgegenständen. Das Ganze war mit reichen Freundschaftsbetheuerungen gegen Preußen gewürzt, die freilich wie bitterer Hohn klangen. Denn Redensarten wie die: „l'nnion entre l'Autriche et la Prusse doit être parfaite," oder „l'Emperenr se conduit en ami veritable et éclairé et nullement en rival de la Prusse," oder „nnlle puissance est plus que l'Autriche amie de la Prusse" konnten in diesem Augenblick kaum einen anderen Eindruck als den boshaften Spottes machen. Wie klug es war, Oesterreich um die Rettung Preußens anzurufen, beweist unter Anderem der zornige Brief, den Gentz (Schlesier V. 43 f.) aus Anlaß eines französischen Zeitungsartikels am 23. Nov. an Dalberg schrieb. Dort ist die Sprache der französischen Gesandten als „noble et correct" bezeichnet und von Talleyrand und seinen Freunden gesagt: Dieu les conserve à la France et à l'Europe!!

Behauptungen, die freilich von beiden Gewährsmännern geradezu abgeleugnet wurden. In vertraulichen Gesprächen offenbarte sich die florentinische Politik des österreichischen Monarchen noch deutlicher. Dem Herzog von Weimar, der die Theilung Sachsens als nachtheilig und aufregend schilderte, bemerkte Franz: „Nu, nu, was bruddelns mit dem Kopf? Wenn das Land getheilt wird, so kommt es am ersten wieder zusammen." *)

Aus der bedingten Gewährung von ganz Sachsen war also Oesterreich zum Anerbieten von drei Viertheilen, dann zur Abtretung von einem Fünftheil herabgestiegen; jetzt hörte man bereits, daß nur von Abtretung eines ganz kleinen Theiles die Rede sein könne. Das sagten selbst schon sächsische Staatsmänner im Tone der Zuversicht; die Note Metternichs vom 10. Dec. bereitete darauf vor. Alle mittleren und kleineren Diplomaten hetzten und schürten eifrig gegen Preußen und Rußland; die Rheinbündler schienen fast ungeduldig, mit den beiden Staaten anzubinden, die der Macht ihres Protectors die tödtlichsten Schläge versetzt hatten. Mit den Rheinbündlern machten aber Leute, wie Graf Münster, aus altem Preußenhaß jetzt gemeinschaftliche Sache.

Dies Treiben führte freilich Rußland und Preußen nur enger zusammen. Durch jene Note Metternichs vom 10. Dec. ward doch selbst Hardenberg enttäuscht und erinnerte den österreichischen Minister daran, daß diese Eröffnung mit allen früheren, mündlichen wie schriftlichen Erklärungen und den bis zuletzt noch ausgesprochenen Ideen ebenso sehr in Widerspruch stände, wie sie mit den Freundschaftsversicherungen unvereinbar sei, welche Kaiser Franz dem Könige von Preußen zu geben beliebe.**) Auch Kaiser Alexander verlor wieder die Geduld und erklärte Hardenberg, er solle nur über das Interesse Preußens bestimmen, Rußland werde mit allen Kräften und allen Truppen helfen. Zugleich verbitterten sich von Neuem die Dinge persönlich. Metternich, dessen Doppelzüngigkeiten nun aus Hardenbergs Mittheilungen dem Czaren klar wurden, that damals den schon erwähnten Schritt: er ging zu Alexander und suchte den preußischen Staatskanzler als Russenfeind zu denunciren. Das empörte den russischen Kaiser; er legte alle Papiere dem Kaiser Franz vor und erklärte: mit einem so unzuverlässigen Manne werde er nicht mehr verhandeln. In ähnlicher Stimmung war Hardenberg; er meinte jetzt: man müsse sich gänzlich in die Arme von Rußland werfen und eine Gelegenheit zum Kriege abwarten.

In dieser Stimmung entstand aus preußisch-russischen Conferenzen die Denkschrift vom 16. December, die Hardenberg dem Kaiser Alexander und dieser später dem österreichischen Monarchen übergab. Darin waren die

*) So erzählt Wolzogen (S. 277), der sich in Diensten des Herzogs befand. Die Zeugnisse von Stein und Niebuhr stimmen damit zusammen S. Pertz IV. 241. 594.

**) Klüber IX. 270 f.

Widersprüche der neueren österreichischen Erklärungen mit den früheren aufgedeckt, die falschen Rechnungen in Metternichs statistischen Angaben nachgewiesen, die Zerstückelung Sachsens im europäischen, preußischen und sächsischen Interesse auf's entschiedenste bekämpft und aus den wiederholt ausgeführten Gründen die Einverleibung von ganz Sachsen gefordert. Dem König Friedrich August wurde jetzt ein Besitzthum von 700,000 Bewohnern geboten, das aus dem Herzogthum Luxemburg, einem Theil von Kurtrier mit der Stadt Trier, einem Theil des Stiftes Cöln mit Bonn und einigen anderen geistlichen Besitzungen bestehen sollte. Daran reihten sich die Vorschläge, die Rußland um dieselbe Zeit überreichen ließ. Ein Theil der Wieliczkaer Bergwerke und Tarnopol sollten an Oesterreich fallen, Krakau und Thorn freie Städte werden, Preußen die Prosna als Gränze erhalten, Warschau als constitutioneller Staat mit Rußland, Sachsen mit Preußen vereinigt werden, König Friedrich August am Rhein seine Entschädigung finden, aus Deutschland ein Bundesstaat erstehen, der stark und innig verbunden die Rechte und Verfassungen der einzelnen Staaten und Bürgerclassen schütze, Mainz Bundesfestung werden.*)

Es sollte darüber noch verhandelt werden, aber die Dinge sahen kaum nach einer friedlichen Lösung aus. Lord Castlereagh schloß sich, durch die drohende Haltung Preußens beunruhigt, täglich enger an Metternich an; die sächsische Frage ward immer unlösbarer mit der polnischen verwickelt und Preußen nun in der That in Rußlands Arme getrieben. Auf der einen Seite führte Kaiser Franz kriegslustige Reden; auf der andern goß Großfürst Constantin durch einen herausfordernden Aufruf, den er in Warschau an die Polen erließ, Oel ins Feuer. Dazwischen machten sich denn auch die Kleinen wichtig und schürten, wie namentlich Wrede, eifrig zum Kriege. In Berlin hieß es schon: nicht Hardenberg, sondern Blücher müßte die Sache führen, und in Wien konnte man ähnliche trotzige Reden hören. So erhitzte man sich gegenseitig zu wilden, unbesonnenen Gedanken. „Was sie geschürzt," sang damals ein preußischer Poet, „das Eisen soll's auf ihrem Kopf zerhaun." Metternich allein bewahrte in diesem Gewirre die vornehme leidenschaftslose Fassung, wie sie nur der vollendeten Frivolität eigen ist. Während man rechts und links zu den Waffen trieb, ordnete er Hoffeste an, versäumte über einen Tanz Conferenzen mit Castlereagh und Humboldt und legte den Damen, die bei den lebenden Bildern erschienen, eigenhändig die Schminke auf.

Die Angelegenheiten waren aber gründlich verwirrt; Rußlands Trotz und Preußens Schwäche, Englands spröde, ungewandte Art und Oesterreichs Uebermaß an unredlichen Finessen, dazu der blinde Haß der mittleren und Kleineren — das Alles theilte sich gleichmäßig in die Schuld, daß es so weit gekommen war. Welch eine vortreffliche Gelegenheit für einen Mann wie

*) S. Pertz IV. 249 f. 253. Vgl. Klüber VII. 63 ff.

Talleyrand, jetzt hervorzutreten und im Trüben zu fischen! Er hatte anfangs nur eine Nebenrolle gespielt, denn der Pariser Vertrag schloß ja Frankreich von diesen territorialen Verabredungen aus. Aber er folgte doch mit Aufmerksamkeit dem Gange der Dinge. Metternich machte sich bald mit ihm zu schaffen und hielt ihn in Zusammenhang auch der geheimen Verhandlungen. Verschiedene Berichte wollen wissen, der König von Sachsen habe an Talleyrand und an noch eine einflußreiche diplomatische Person in Wien einige Millionen gespendet; wir können darüber nicht entscheiden, zweifeln aber nicht, daß der französische Abgesandte das Geld nahm, falls es ihm geboten ward. Indessen es bedurfte dessen nicht einmal; schon seine natürliche Taktik gebot ihm, diese Wirren zu nützen, um Frankreich eine Position auf dem Congreß zu schaffen. Ob es für die Dauer den Franzosen vortheilhaft war, den Preußen Sachsen zu entziehen und dadurch, statt der Verpflanzung des sächsischen Königs nach Trier und Bonn, die Preußen zu Gränzhütern des Rheins zu machen, das war eine andere Frage; zunächst kam es darauf an, Frankreich aus der Isolirung zu bringen, in welche es die Pariser Verträge versetzt hatten. Und das hat Talleyrand mit unleugbarer Geschicklichkeit erreicht. Nachdem er erst eine Zeitlang hinter den Coulissen gespielt, sich an die Oesterreicher und Engländer angedrängt und mit 300,000 Bajonneten um sich geworfen, die Frankreich der Prätension von Willkür und Oberherrschaft entgegenstellen könne, hielt er jetzt den Moment für gekommen, offen hervorzutreten. Am 19. Dec. übergab er eine Note, worin der Minister der Revolution und Bonaparte's in gleißnerischen Worten als Fürsprecher der Legitimität auftritt. Das Aktenstück verbreitete sich salbungsvoll über die Gefahren, die einträten, wenn man den Principien der Revolution irgendwie Raum ließe, und hielt theils aus diesem Grunde, theils im Interesse des europäischen und deutschen Gleichgewichtes die Vereinigung Sachsens für unzulässig.

Zwar gab sich Stein die Mühe, diese Note zu beantworten, und Rußland wie Preußen schienen vorerst einig, die anmaßliche Einmischung des Franzosen fern zu halten, allein Talleyrand erreichte doch seinen Zweck. In den Conferenzen der letzten Decembertage, die über die Sache selbst kein Ergebniß brachten, war die Zulassung Talleyrands schon beinahe der Hauptgegenstand geworden. Oesterreich und England verlangten sie, Talleyrand selbst regte sich und nahm die Miene an, als geschehe ihm großes Unrecht; Rußland und Preußen leisteten noch eine Zeitlang Widerstand, um dann zum Nachgeben zu neigen.

Indessen wuchs die kriegerische Stimmung. Kaiser Franz äußerte: „der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich;" in Böhmen sammelten sich Heeresmassen, Frankreich rüstete, England verstärkte die Truppen, die es in den Niederlanden stehen hatte. Es wird behauptet, ein trotziges Wort Hardenbergs, „Preußen werde seine Rechte schon zu ver-

theidigen wissen," habe Castlereagh besorgt gemacht und zu den Kriegslustigen hinübergetrieben. Das war aber doch wohl nur ein untergeordnetes Moment. Metternichs sträfliche Leichtfertigkeit, Baierns unvernünftiges Hetzen und Talleyrands rühriges Bemühen, die große Allianz zu sprengen, hatten das Meiste dazu gethan. Jetzt eben war die Aussaat gereift, seltsamer Weise in einem Augenblick, wo Preußen wie Rußland ihren Ton sichtbar gemildert hatten und die friedliche Verständigung näher gerückt glaubten.

Am 3. Januar 1815 schlossen Oesterreich, England und Frankreich „aus Anlaß neuerlich kundgegebener Prätensionen" eine Allianz zur gegenseitigen Vertheidigung; jede Macht versprach die andere mit 150,000 Mann zu unterstützen, falls sie wegen Durchführung der gemeinsamen Vorschläge angegriffen werden sollte. Die Verbündeten wollten in allen Fragen gemeinsam verfahren und, so weit es die Umstände gestatteten, sie nach den Grundsätzen und Bestimmungen des Pariser Friedens ordnen. Ein Angriff auf Hannover oder die Niederlande sollte als Angriff auf Großbritannien angesehen werden; Baiern, Hannover und den Prinzen von Oranien wollte man zum Beitritt einladen. Zugleich trat eine Militärcommission von zwei Oesterreichern, einem Franzosen und einem Baier zusammen, um den Kriegsplan auszuarbeiten*).

So schien der große Bund, der Europa gerettet, völlig gesprengt, und Oesterreich und England zogen vielleicht bald unter französisch-bairischer Führung gegen die Sieger von 1813 zu Felde! Es sollte so schlimm nicht werden; denn außer manchem Andern, was den Frieden erhielt, warf das Schicksal eine Mahnung unter die Streitenden, vor der aller Hader und alle Intriguen schwiegen. Der Feind, den man für überwunden gehalten, stand bald von Neuem auf; das große Interesse bezwang dann rasch alle kleinen und selbstsüchtigen Rücksichten. Jenes prahlende bourbonische Königthum, das mit seinen 300,000 Bajonneten gegen die Ostmächte so freigebig gewesen, ward wie Flugsand weggeweht, Talleyrand, der eben noch den Congreß in sein Schlepptau nehmen wollte, war rasch zum Minister ohne König, zum Gesandten ohne Land geworden.

Diese Wendung stand nahe bevor; doch war es auch ohne sie zweifelhaft, ob es zum Bruch kommen würde. Man spielte mehr im Leichtsinn mit der Gefahr, als daß man kühne und große Kriegsentschlüsse gehegt hätte.

*) S. Klüber IX. 177 ff. Auch die Kleineren wurden nicht verschmäht, wie der neuerlich von Neumann (Recueil des traités II. 499) zuerst mitgetheilte Vertrag mit Darmstadt beweist. Darmstadt versprach gleichfalls 6000 Mann zu stellen und sich „ausschließlich an das politische System Oesterreichs und Baierns" zu halten. Der Vertrag ist vom 14. Januar.

Spöttelte doch Talleyrand selber: sie haben weder gesunden Sinn genug, sich zu verständigen, noch den Muth sich zu schlagen. So kam man, trotz des unnatürlichen Bundes vom 3. Januar, der Verständigung näher.

Vorerst ward dieselbe durch die Haltung Englands erleichtert. Wenn auch Lord Castlereagh in übertriebener Sorge sich hatte zu dem Bündniß fortreißen lassen, so theilte er doch keineswegs den Haß und Neid gegen Preußen, der die Andern erfüllte; das hitzige Prahlen vom Kriege, wie es Wrede trieb, ging ihm vollends gegen die Natur. Darum lauteten seine Aeußerungen, nach dem Bündniß, eher einlenkend. Er betonte es mit Nachdruck, daß England nach wie vor die Wiederherstellung Preußens mit Ernst betreiben werde; er deutete unverblümt an, daß man sich über das Mehr oder Weniger der sächsischen Abtretungen jedenfalls nicht vom Belieben des Königs von Sachsen werde bestimmen lassen; er war, als Hardenberg die Zulassung Talleyrands zu den Conferenzen an eine schriftliche Versicherung in diesem Sinne knüpfte, sogleich bereit, sie zur Beruhigung Preußens in aller Form abzugeben. Den Intriguanten war das natürlich unerwünscht; die wilden Preußenhasser zweiten Ranges fühlten, daß sie sich unnöthig erhitzt hatten. Montgelas namentlich war klug genug, um einzusehen, daß sein tapferer Marschall für Baierns Vortheil zu oft und viel ans Schwert geschlagen, und verhehlte ihm jetzt sein Mißvergnügen nicht.

So kamen die Dinge wieder in das Geleise ruhiger Verhandlung. Man schob die kleinen Heißsporne bei Seite und machte sich ernstlich an die Erledigung der Sachen. So wie von der einen Seite Castlereagh die unreife Hitze dämpfte, so trug auf der andern Rasumowsky durch Gewandtheit und Mäßigung dazu bei, manche Schwierigkeit zu ebnen. Oesterreich gab sich zwar keine Mühe, die Sachen zu fördern, und es ward über seine Langsamkeit und sein Schweigen damals viel geklagt, allein es überzeugte sich doch, daß auf Grund des Januarbündnisses nicht viel auszurichten sei. England war offenbar entschlossen, sich mit Rußland und Preußen wo möglich in Frieden auseinanderzusetzen; aus Frankreich kamen über den Zustand des Landes, die Ohnmacht der Regierung und die Stimmungen der Armee so beunruhigende Nachrichten, daß auch Metternich anfing zweifelhaft zu werden über den Werth der von Talleyrand so freigebig verheißenen Hülfe. Es erschien darum nothwendig, etwas einzulenken.

Am 12. Januar hatte Hardenberg seinen Plan zur Wiederherstellung Preußens vorgelegt. Der ganze Verlust seit 1806 war auf vier Millionen und mehr als 700,000 Einwohner geschätzt; davon war ein Theil im Laufe des Krieges wieder gewonnen worden, allein es blieben immer noch, nach preußischer Berechnung, ungefähr 3 Millionen und 400,000 Seelen zu ersetzen. Dafür schlug Hardenberg folgende Abtretungen vor: Sachsen mit etwas über zwei Millionen, von Polen 810,000, dann das Großherzogthum Berg, Königswinter, das Herzogthum Westfalen, Dortmund, Corvey, die Hälfte

von Fulda und die Departements der Roer, der Ourte, der untern Maas und das Rhein-Moseldepartement. Dadurch bekäme Preußen im Vergleich mit dem Stande von 1805 einen Zuwachs von 6—700,000 Seelen, was in keinem Falle außer Verhältniß stände mit den Vergrößerungen der meisten andern deutschen Staaten. Der König von Sachsen erhielte auf dem linken Rheinufer ein Gebiet von ungefähr 704,000 Einwohnern mit der Stadt Bonn als Residenz.

Daß dies angenommen würde, war freilich wenig Aussicht. Castlereagh hatte schon einige Tage vorher sich gegen die Verpflanzung des sächsischen Monarchen nach dem linken Rheinufer ausgesprochen und zwar mit dem guten Grunde, man solle nicht einen Verbündeten für Frankreich dorthin setzen. Aber er hatte doch auch den Oesterreichern zu verstehen gegeben, daß nicht etwa nur ein Fünftel, wie sie zuletzt gewollt, sondern ein bedeutender Theil von Sachsen an Preußen fallen müsse, und suchte in den Unterhandlungen, die in der zweiten Hälfte des Januar mit Kaiser Franz gepflogen wurden, diesen zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Mit großer Zähigkeit hielt der österreichische Monarch noch Leipzig und Torgau für Sachsen fest, gab aber zuletzt auf Castlereaghs Andringen Torgau preis. Leipzig hätte Friedrich Wilhelm III. sehr gern behalten. Er sah, wie ein Brief aus seiner Umgebung sich ausdrückt, seinen Besitz als theuer und wohl erworbenes Recht, als eine Ehrensache an — aber es mochte sein, daß eben aus dem Grunde Kaiser Franz es hartnäckig verweigerte.

Indessen im Ganzen einzulenken, schien doch auch Oesterreich unvermeidlich. In der Sitzung, welche die Vertreter der fünf Mächte am 28. Januar hielten, trat Metternich mit einer Antwort auf Hardenbergs letzte Mittheilung und einem Gegenentwurf hervor. Mit der ihm eigenen Leichtigkeit schlüpfte er über die früheren österreichischen Erklärungen und ihren so völlig abweichenden Inhalt hinweg; sie seien, meinte er, genügend erklärt, durch den Gang, den damals die Unterhandlung genommen, und durch den Wechsel, welchen die Situation erfahren habe*). Oesterreich, hieß es in der neuen Erklärung, sehe nach wie vor ein starkes und unabhängiges Preußen als nothwendig an, doch dürften die Materialien dazu nicht ausschließlich so gewählt sein, daß sie geradezu seine Interessen verletzten. Das geschehe aber, wenn die Theilung des Herzogthums Warschau so erfolge, daß Preußen wie Oesterreich der militärischen Gränzen nach Norden entbehrte. Das geschehe ferner, wenn man Sachsen ganz mit Preußen vereinige, den König Friedrich August an eine Stelle verpflanze, wo er unter dem Einfluß einer auswärtigen Macht stehe, oder auch wenn man ihm von seinem Lande nur

*) S. das Protokoll bei Klüber IX. 24 f. Den preußischen Plan, der am 12. Januar vorgelegt war, s. ebendas. VII. 79 ff., die österreichische Erwiederung vom 8. Januar VII. 83—95. Vgl. Pertz IV. 280. 285 f.

so wenig übrig lasse, daß ihm die Mittel der Verwaltung verkümmert würden. Metternichs Gegenentwurf schlug den preußischen Verlust, ähnlich wie Hardenberg, auf etwa 3,400,000 Einwohner an und bot dafür einen Ersatz, der nach seiner Rechnung einen Ueberschuß von 66,000 Seelen ergab, und der noch durch eine Abtretung Oesterreichs von 400,000 Seelen im Distrikt von Tarnopol erhöht werden solle. Von Sachsen würden danach 782,000 Seelen an Preußen fallen; der Rest der Entschädigung war auf das linke Rheinufer und auf das nördliche Deutschland gewiesen.

Die Situation machte es Preußen räthlich, eine Verständigung zu suchen; Castlereagh drängte auf den Abschluß, weil er abreisen und dem Parlament doch wenigstens ein fertiges Ergebniß vorlegen wollte; Kaiser Alexander war wieder lauer geworden in seiner Unterstützung der preußischen Interessen. Stein hielt es damals für nöthig, ihm in einer neuen Denkschrift die deutschen Entschädigungssachen unter einem höheren Gesichtspunkt darzulegen und namentlich den unglücklichen Gedanken einer Versorgung von Eugen Beauharnais in deutschen Landen entschieden zu bekämpfen. So kam man denn in den ersten Tagen des Februar endlich zum Abschlusse, nachdem Castlereagh und Hardenberg die letzte Unterhandlung mit einander geführt hatten. Preußen ließ, wiewol mit großem Widerstreben, Leipzig fallen, Alexander erbot sich, als Ersatz dafür Thorn abzutreten, der Vertreter Englands zeigte sich bereit, die Loose von Hannover und den Niederlanden noch etwas zu ermäßigen; die Oesterreicher ließen sich dazu herbei, den preußischen Antheil an Sachsen noch etwas besser auszustatten.

Am 8. Februar legte Hardenberg der Conferenz die Vorschläge vor, die auf Grund dieser Verhandlungen entworfen waren*). Der König, hieß es darin, sei trotz der früher besprochenen Uebelstände, die aus einer Theilung Sachsens nach allen Seiten hin entsprängen, bereit, das Opfer zu bringen, auf welches man soviel Werth lege, und wolle zustimmen, daß der König von Sachsen in einen Theil seiner früheren Lande wieder eingesetzt werde; doch müßten wenigstens Modificationen eintreten, durch welche jene Nachtheile einigermaßen gemindert würden. Es ward dann wiederholt darauf hingewiesen, daß Oesterreich gegen den Stand von 1805 an Umfang und Abrundung beträchtlich gewonnen habe, Preußen dagegen ungefähr den Umfang von damals erlange, nur viel weniger arrondirt und viel schwerer zu vertheidigen. Es waren darum Aenderungen gefordert, welche den preußischen Antheil von Sachsen auf eine Bevölkerung von 855,000 Seelen brachten, indem die obere Lausitz, Großenhain, Mühlberg, Torgau, Delitzsch, Weißenfels, Merseburg, Naumburg, Zeitz und noch einige andere Bezirke hinzukamen; dem König von Sachsen blieben dann etwa eine Million und 182,000 Einwohner. Diese Abtretungen sollten aber in jedem Falle durch

*) S. Klüber VII. 96—128. IX. 26 ff.

die Mächte garantirt werden, wie auch die Entschließungen des sächsischen Monarchen ausfallen möchten. Das Anerbieten Rußlands in Bezug auf Thorn und das Englands, noch einige Abtretungen aus dem hannöverschen und niederländischen Loose zu schaffen, nahm Preußen an. Die Entschädigungen am Rhein, hieß es weiter, enthielten zwar wegen ihrer schwierigen und kostspieligen Vertheidigung eine wirkliche Schwächung Preußens und der König belaste sich damit nur aus Interesse an dem allgemeinen Wohl; dagegen könne er sich nicht entschließen, mediatisirte Gebiete als Entschädigungen anzunehmen, da er seine Mitstände nicht unterdrücken wolle.

Am 10. Februar erklärte Oesterreich seine Zustimmung zu diesen Vorschlägen Preußens; damit war der lange und widerwärtige Streit geschlichtet, denn der Widerstand des Königs von Sachsen, der den Abschluß noch einige Zeit hinauszog, vermochte gegen die einmüthige Bestimmung aller Großmächte nichts auszurichten. Preußen erhielt demnach an ehemals polnischen Provinzen Westpreußen, den Netzedistrict, Thorn und einen Theil von Großpolen, im Ganzen ein Gebiet mit 830,268 Seelen; dann von Sachsen die größere, aber dünner bevölkerte Hälfte mit 855,305 Einwohnern und am linken Rheinufer ein Territorium mit einer Million und 100,000 Seelen. Dazu kamen die oranischen Lande am rechten Rheinufer, das Herzogthum Berg, die Enclave Königswinter, das Herzogthum Westfalen, Corvey, Dortmund und die Hälfte von Fulda*).

Wenn man nur die Seelenzahl berechnete, so war Preußen nothdürftig auf den Stand von 1805 zurückgeführt, allerdings mit einem Zuwachs, der nicht einmal die zehnjährige Vermehrung der damaligen Bevölkerung ersetzte; ein Ergebniß, welches hinter den Erwartungen des preußischen Volkes so weit zurückblieb, daß die Regierung selbst für nöthig hielt, darüber in der Presse eine halbamtliche Erläuterung zu geben**). Sie wies darauf hin,

*) Die zuletzt genannten Gebiete enthielten nach den vorgelegten Berechnungen im Ganzen 629,893 Seelen, die gesammte Entschädigung also 3,415,466. Da Preußen seine polnischen Verluste auf 2,554,047 Einwohner, die Abtretungen an Hannover auf 250,000, die an Weimar auf 50,000 und die Gebiete von Ansbach und Baireuth auf 519,789 Einwohner angab, also im Ganzen einen Verlust von 3,373,836 Einwohner berechnete, so blieb ihm nach dem Stand von 1805 ein Ueberschuß von 41,630 Seelen. Dagegen machte es geltend, daß Oesterreich nach dem gleichen Maßstabe 2,365,601 Einwohner verloren, dafür aber durch Oberitalien, das Inn- und Hausruckviertel, Salzburg und Berchtesgaden, die polnischen Gebiete und Ragusa 3,099,077 Einwohner, also einen Ueberschuß von 733,476 Einwohner erlangt habe, ohne den Zuwachs, der den jüngeren Linien des Hauses in Italien zugefallen war. Auf Seiten Oesterreichs fand man es indessen nicht ganz billig, den Stand von 1805 anzunehmen, da damals die österreichische Monarchie schon namhafte Verluste an ihren früheren Gebieten erlitten hatte.

**) S. Klüber VII. 132 ff.



daß die Zahl von 1805 erreicht, mehr zu erlangen aber durch Rücksichten und Verhältnisse unmöglich geworden sei. Der Theil von Sachsen, den man gewonnen, diene zur besseren Verbindung zwischen der Mark und Schlesien, zur Sicherstellung der offenen märkischen Gränze und sei zur Behauptung der Saale unentbehrlich. Berlin sei künftig durch Festungen, wie Wittenberg und Torgau, gedeckt, der ganze Lauf der Oder befinde sich in preußischen Händen, die bisher mit Enclaven übersäeten Gränzen von Bunzlau bis Halle seien nun zusammenhängend, die Pässe an der Saale und die Festung Erfurt bildeten eine neue Deckung des preußischen Staates. Die Gebiete in Westfalen und am rechten Rheinufer verbänden sich sehr zweckmäßig zu einem Ganzen mit den alten westfälischen Besitzungen Preußens, die Rheinlande enthielten die Städte Cöln, Crefeld, Aachen, Trier und Coblenz und würden durch die Festungen Wesel, Jülich und Ehrenbreitstein geschützt. Die deutschen Bundesfestungen Luxemburg und Mainz dienten als Vormauer; die Umgestaltung der deutschen Verfassung würde zudem Preußen eine beträchtliche Vermehrung seiner Militärmacht gewähren.

Dagegen konnte man vom preußischen Gesichtspunkt mit Recht daran erinnern, daß mit unverantwortlichem Leichtsinn Ostfriesland, das hieß die Verbindung mit der Nordsee, preisgegeben war, daß man statt alter treuer Bewohner, wie die Ostfriesen und Franken waren, neue eingetauscht, deren verschiedene Stammesart, Geschichte und Religion sie vorerst noch zu Unterthanen von zweifelhafter Anhänglichkeit machte, daß man wohlhabende und gut verwaltete Gebiete hingegeben, um zum Theil verarmte und ausgesogene dafür zu empfangen. Es konnte darauf hingewiesen werden, daß die französisch organisirten Rheinländer im Westen und die nur nach Convenienz von ihrem stammverwandten Volke losgetrennten Polen im Osten mehr des wachsamen Schutzes bedurften, als ihn gewährten. Eine Rücksicht, die besonders schwer wog bei dem so langgestreckten, schmalen Gebiete des Staates, dessen Vertheidigungslinie jetzt von Memel bis Saarbrück reichte, der im Osten gegen Rußland, im Westen gegen Frankreich Wache halten sollte, während er dort eine schwer zu vertheidigende Gränze, hier eine große compacte Nation sich gegenüber hatte und in der Mitte durch eifersüchtige Mittelstaaten wie Hannover und Hessen gespalten war.

Es war darum ein erklärliches Gefühl der Verstimmung, das die preußischen Patrioten erfüllte, zumal wenn sie ihre Opfer und ihren Lohn mit dem verglichen, was Oesterreich seit 1813 geleistet und geerntet hatte. Oesterreich hatte die losgetrennten Stücke seiner Monarchie, Belgien, den Breisgau, die schwäbischen Besitzungen, hingegeben, um sich mit der Lombardei und Venedig, mit den Gebieten am Inn und mit Salzburg so trefflich wie niemals zuvor abzurunden.

Indessen der deutsche Gesichtspunkt traf hier nit dem preußischen nicht überall zusammen. Schon früher haben wir darauf hingedeutet, daß eine

unbefangene Betrachtung die blinde Begierde auf Sachsen und die Leidenschaft darum nicht theilen konnte. Viel besser für Deutschland, die Preußen hielten Wache am Rhein, als die Dynastie eines Königs, den die Franzosen als ihren getreuesten Alliirten rühmten. Es war ohne Zweifel gut, wenn die Preußen in Dresden und Leipzig standen, aber es war für Deutschland noch besser, wenn ihnen Cöln, Trier und Coblenz anvertraut wurden. Wohl war es richtig: Oesterreich hatte sich trefflich abgerundet, aber es blieb doch immer ein buntes Gefüge von Ländern und Nationalitäten, die zu verschmelzen erst die schwere Aufgabe künftiger Zeiten war. Indem es die losgetrennten Gebiete preisgab, opferte es zugleich die vielhundertjährige engere Verknüpfung mit dem Reiche und minderte den deutschen Stoff seines Staates, der doch dessen erstes Binde- und Bildungsmittel war. Es stimmte das freilich zu der Politik selbstgenügsamer Abschließung, zu jenem ängstlichen Mißtrauen gegen jeden innigeren Zusammenhang mit dem deutschen Leben, ja zu jener tiefen Ungunst gegen alle frische Entfaltung deutschen Geistes, worin Metternich nachher 34 Jahre lang die Aufgabe Oesterreichs gesucht hat, um schließlich den drohenden Bankerott, die Revolution und den Bürgerkrieg der Nationalitäten als Früchte einzuernten.

Preußen dagegen, das von 1793 bis 1805 zu mehr als einem Drittheil ein slavischer Staat geworden war, ward der ursprünglichen Bestimmung wieder näher geführt, die der Grund seiner früheren Größe und seine weltgeschichtliche Aufgabe war. Es ward jetzt ein wesentlich deutsches Land, das fast von allen Stämmen unserer Nation sich Theile angegliedert, dessen Beruf, uns gegen Russen und Franzosen zu schützen, unleugbar schwierig, aber, wenn es ihn mit Einsicht und Kraft löste, auch des Dankes wie des Lohnes sicher war. Preußen ward zu einem Staate, dessen durchbrochene, unzusammenhängende Gestalt es eben zwang, in Deutschland fester hineinzuwachsen und sich mit ihm inniger zu verschlingen, als jemals zuvor; schon seine geographische Gestaltung mußte es ihm in Zukunft zu einem Wagniß bedenklichster Art machen, sich in die Sonderstellung zurückzuziehen, die in der Zeit von Basel bis Tilsit eine der Ursachen seines Unterganges gewesen war. Das war keine unglückliche Fügung, zumal wenn der Wunsch sich erfüllte, den Niebuhr damals aussprach: „Gebe uns Gott Verstand, für unsern Antheil eine historisch begründete Verfassung einzurichten und ein Regierungssystem anzunehmen, wodurch das Gefühl in den Uebrigen erwache, zu bejammern, daß sie nicht preußisch geworden sind."*)

Nachdem die sächsische Sache endlich geschlichtet war, ward auch die polnische der Erledigung näher gebracht, wiewol sich der definitive Abschluß zwischen den einzelnen Mächten noch bis in den Anfang Mai hinauszog. Von deutschen Territorialangelegenheiten waren einzelne, wie die Hannovers

*) Dorow, Denkschriften und Briefe III. 15.



und Weimars, zum Theil schon im Zusammenhang mit den preußischen Ansprüchen entschieden worden. Hannover erhielt Hildesheim, Goslar, Ostfriesland, Lingen und einen Theil von Münster, im Ganzen ein Gebiet von 137 Quadratmeilen mit nahezu 300,000 Einwohnern. Die Königswürde hatte der hannoversche Souverain gleich im Anfang des Congresses angenommen. Weimar, zum Großherzogthum erhoben, erhielt auf die versprochene Entschädigung hin von Preußen die Herrschaft Blankenhain, Kranichfeld und einige andere Aemter, dann einen Theil von Fulda, wozu später noch aus den sächsischen Erwerbungen der Neustädter Kreis und andere Parcellen in Thüringen kamen. Weimar ward dadurch von 121,000 Einwohnern auf 198,000 erhöht. Die Verhältnisse mit Hannover wurden Ende Mai, die mit Weimar erst im September durch Staatsverträge definitiv geordnet.

Schwieriger als diese letzten Anordnungen war die Abfindung Baierns. Gleich nach dem Frieden hatten Oesterreich und Baiern noch zu Paris in strengem Geheimniß den Vertrag vom 3. Juni abgeschlossen, der die zu Ried getroffenen Verabredungen genauer im Einzelnen feststellen sollte. Baiern gab danach an Oesterreich bis auf wenige Aemter Tirol, Vorarlberg und Salzburg, dann das Inn- und Hausruckviertel zurück; Oesterreich versprach dafür die vollständigste Entschädigung und noch darüber, soweit Mittel dazu vorhanden sein und die Umstände es erlauben würden.*) Während Oesterreich sich sogleich in den Besitz von Tirol und Vorarlberg setzte, sollte Baiern ebenfalls sofort die Fürstenthümer Würzburg und Aschaffenburg und später die Enclave Redwitz antreten. Bei den übrigen Abtretungen versprach Oesterreich seine beste Verwendung. Es ward dabei ausdrücklich auf Mainz, auf die Pfalz und auf Abtretungen und Vertauschungen mit Württemberg, Baden, Hessen und Nassau, so wie auf andere kleine Fürstenthümer hingedeutet, die sich auf der Communicationslinie der bairischen Gebiete befänden. Auf diese sehr lockenden, aber doch auch wieder etwas vagen Verheißungen baute Baiern die ausschweifendsten Hoffnungen; wie Gagern damals schrieb: Baiern will Fulda, Hanau, Frankfurt, Leiningen, die Pfalz rechts vom Rhein, 70,000 Seelen auf dem linken Ufer und weiß Gott was noch. Obwol sich Wrede zu Wien im Dienste Oesterreichs gewaltig erhitzte, war doch Baiern eine ähnliche bittere Erfahrung vorbehalten, wie sie Preußen mit Oesterreich gemacht hatte. Denn die zweideutige Freundschaft Metternichs war kein Ersatz für die Ungunst, welche sich Baiern theils durch seine rheinbündische Vergangenheit, theils durch sein Gebahren auf dem Congresse bei Rußland, Preußen und England zugezogen hatte; der Mißgriff eines kleineren Staates, sich in

*) „Les équivalents les plus complets pour les dits pays, et même au delà, autant qu'elle en aura les moyens et que les circonstances le permettront. Martens nouv. rec. II. 19.

den Streit der großen zudringlich und aufhetzend einzumischen, strafte sich wie gewöhnlich dadurch, daß, als die Streitenden sich versöhnten, man auf allen Seiten den Zwischenträger lästig fand. Baiern, schrieb damals Stein, hat das Kriegsfeuer angeblasen, die Entwickelung des Ständewesens in Deutschland gehemmt und die Vereinzelung festgehalten. Er rieth darum dem russischen Kaiser, die Angelegenheiten Oesterreichs nach den Verträgen und auf eine solche Weise zu ordnen, daß die allgemeine Ruhe fest versichert würde, dagegen die Entschädigungen Baierns auf verhältnißmäßige Gränzstriche von Baden, Württemberg und Hessen anzuweisen und die „anmaßenden und schädlichen Ansprüche auf Mainz, Hanau und Frankfurt" mit allem Nachdruck zurückzuweisen. Diese Meinung Steins entsprach im Ganzen der Ansicht der meisten Großmächte. Es war daher gleich fruchtlos, wenn Wrede (Febr.) durch einseitige Unterhandlungen mit Oesterreich das noch verfügbare Gebiet am linken Rheinufer und Fulda zu erlangen suchte, oder wenn er sich bemühte, die bairischen Begehren nach der badischen Pfalz, nach Frankfurt und nach Hanau den Congreßmächten annehmbar zu machen.*) Stein, dessen Rath in diesem Falle für Rußland bestimmend war, bekämpfte diese Ansprüche als übertrieben und zugleich als schädlich. Erhält Baiern, sagte er, durch den Besitz von Hanau, Frankfurt, Mannheim das Land zwischen Rhein, Neckar und Main und den Lauf dieser beiden Flüsse, so schneidet es Deutschland entzwei, trennt den Süden vom Norden, umschließt Württemberg und Baden, fängt die Verbindungen des nördlichen Deutschlands mit dem Rhein, namentlich mit Mainz auf. Weder das Interesse Deutschlands noch Rußlands schien ihm das zuzulassen. Es leuchtet ein, schloß er, daß die Vergrößerung Baierns und seine Versorgung am Rhein der Erhaltung der Kraft und Unabhängigkeit Deutschlands schadet, indem sie den Süden dieses Landes seinem ehrgeizigen Einflusse unterwirft, und nichts verpflichtet die Häuser Württemberg, Baden und Darmstadt zu Abtretungen, die ihr politisches Dasein zerstören und dem allgemeinen Besten Deutschlands zuwider sein würden.

Es ließ sich daher voraussehen, daß Baiern das Ziel aller seiner Wünsche nicht erreichen würde; verschiedene Vorschläge führten zu keinem Ergebniß, wohl aber zeigte sich im Allgemeinen, daß seine Gunst bei den großen Mächten mit jedem Tage mehr abnahm. Zwar ist nachher ein Vertrag (23. April) geschlossen worden,**) der Baiern außer Würzburg, Aschaffenburg und dem Fürstenthum Isenburg den größten Theil von Hanau, dann württembergische und hessische Abtretungen, von Baden Gebiete zwischen dem Main, der Tauber und dem Neckar und einzelne Theile von Fulda zusicherte, allein die Uebereinkunft ward von den Monarchen nicht bestätigt. Die Sache

*) S. Pertz IV. 323 f. 327. 344 ff.
**) S. Klüber VIII. 129 ff.



blieb ungeschlichtet, denn die Congreßacte verbürgte Baiern nur den Besitz von Würzburg und Aschaffenburg und überließ es der Zukunft, wie weit es ihm gelingen würde, mit Oesterreichs Hülfe zu den versprochenen Entschädigungen auf Kosten Dritter zu gelangen. Noch am Tage nach der Unterzeichnung der Bundesacte hatte sich Oesterreich den Beistand der Mächte für seine Ausgleichung mit Baiern und zugleich den eventuellen Rückfall der Pfalz und des Breisgaus, wenn der Mannsstamm des badischen Hauses aussterbe, versprechen lassen, um damit Stoff zu Entschädigungen zu gewinnen. Der Streit, der sich über diese Ansprüche später entspann, reicht in eine Zeit hinüber, die den Umfang unserer Aufgabe überschreitet.

Glücklicher als Baiern war in der Erfüllung seiner Wünsche das Haus Oranien. Die Persönlichkeit des Prinzen hatte Anspruch auf Begünstigung; er gehörte zu den ältesten Gegnern Frankreichs und die Ungunst der revolutionären und Bonaparte'schen Zeiten hatte in vollem Maße auf ihm gelastet. Dazu kam, daß William Pitt schon bei der großen Coalition von 1805 die Idee ergriffen hatte, die Abwehr gegen Frankreichs Uebermacht dadurch zu schaffen, daß man größere Staatengruppen an dessen östlichen Gränzen bildete. Der Plan, Preußen an den Rhein vorzuschieben, Sardinien durch Genua zu vergrößern und einen erweiterten niederländischen Staat herzustellen, ist schon damals entstanden*) und war als Pitts Vermächtniß auf die gegenwärtigen Leiter der britischen Politik übergegangen. Die Erhebung des holländischen Volkes zu Ende 1813 und die rührige Thätigkeit des Prinzen von Oranien selbst, der an England und Preußen warme Beschützer hatte, bei Rußland und Oesterreich wenigstens keinen Widerstand fand, half diese Gedanken bald zur Reife bringen. Der Prinz hatte zu seinem Bevollmächtigten den Freiherrn von Gagern ernannt, der die Ausdehnung des oranischen Besitzes nicht nur als unbedenklich, sondern als vortheilhaft für Deutschland ansah, weil er sich den künftigen niederländischen Staat in einer engeren föderativen Verbindung mit Deutschland selber dachte. Der Prinz hatte seit November 1813 seine diplomatische Thätigkeit regsam und geschickt begonnen; mit dem bereitwilligen Entgegenkommen der Großmächte nahmen seine Hoffnungen und Ansprüche zu. Erst die Erweiterung Hollands, dann die Acquisition von Berg, die Ausdehnung bis zum Rhein, ja bis zur Mosel, das waren die rasch anwachsenden Begehren, die der Prinz schon mit aller Leidenschaft verfolgte, ehe noch der Krieg zu Ende war.**) Bald genügte der loyale Eifer Gagerns nicht mehr; man fand seine Mahnungen und Bedenken gegen eine „Unersättlichkeit", der zum Theil die Basis und selbst der Vorwand fehlte, sehr unbequem; seine deutschen Pläne mit den Holländern und Oraniern

*) S. oben Band II. 457.

**) S. H. v. Gagern, Leben Friedrichs von Gagern I. 106 f. 126 f. Und S. 129 f. das Gutachten vom 14. Februar 1814. Vgl. 138 f.

galten ohnedies als Ideologie. Wie der Staatssecretair Falk damals schrieb: wir müßten von der Liebe zum Vagen beseelt sein, von der Chateaubriand spricht, wenn wir eifrig wünschen wollten, uns dem neuen Reiche zu verbinden, dessen Form noch Niemand zu sehen vermag.

Indessen hatte bei den Großmächten der Plan des neuen niederländischen Staates eine bestimmtere Gestalt angenommen. Mitten im heftigsten Drange des Krieges hatten die Alliirten ein Abkommen geschlossen (15. Febr.), worin unter Anderem die Vereinigung Hollands und Belgiens bis zur Maas sammt den Gebieten rechts von diesem Strome zwischen Mastricht und Cöln, Aachen und Cöln mit eingeschlossen, festgesetzt war.*) Zwar in Belgien sehnte man die Vereinigung mit dem Hause Oesterreich zurück und die Union mit Holland war dort von Anfang an unbeliebt; dringende Bitten nach Wien und unzweideutige Demonstrationen gegen die Holländer und Oranier ließen darüber durchaus keinen Zweifel. Die britischen Staatsmänner wußten das,**) aber man setzte sich, wie in vielen anderen Fällen, über die Volkswünsche hinweg und meinte, die Zeit werde das schon ausgleichen. Der Pariser Friede stellte, wie wir wissen, die Vergrößerung Hollands unter der Herrschaft des Hauses Oranien fest und bestimmte, daß die Frankreich wieder entrissenen Gebiete links vom Rhein unter Anderem auch zur Erweiterung dieses Staates dienen, daß die Gränze am rechten Ufer der Maas nach den militärischen Bedürfnissen Hollands und seiner Nachbarn festgestellt, überhaupt Holland so ausgestattet werden sollte, daß es mit eigenen Mitteln seine Unabhängigkeit behaupten könnte.

Der Gang des Congresses entsprach diesen Vorgängen. England behandelte den neuen Staat, den es sich politisch und dynastisch eng zu verknüpfen hoffte, in der That wie sein Schooßkind; selbst Hannover mußte im Nothfall daneben zurückstehen, Preußen ohnedies. Belgien, Lüttich und Stablo, Luxemburg und Bouillon, dann ein Stück Land rechts von der Maas wurden mit dem holländischen Gebiet vereinigt, für die oranische Begehrlichkeit zwar immer noch zu wenig, für Deutschland aber ohne Zweifel schon zu viel. Daß der ehemals burgundische Kreis und das Bisthum Lüttich, die, wenn auch nur locker, doch immer noch mit dem Reiche verbunden gewesen waren, auf diesem Wege für uns verloren gingen, kam wenig in Betracht; es schien genug, wenn der neue König der Niederlande mit Luxemburg, das ihm als Entschädigung für seine deutschen Gebiete zufiel, in

*) So berichtet Bignon XIII. 372 f. Es ist ohne Zweifel dieselbe Uebereinkunft, auf die sich die niederländische Note vom 24. Dec. 1814 (bei Gagern II. 297 ff.) mit den Worten bezieht: on était convenu à Chaumont d'une ligne, qui destinait aux provinces unies la majeure partie du département de la Roer, en embrassant Cologne et Aix la Chapelle.

**) S. Castlereagh I. 306. 340. 355. 365 ff.

den deutschen Bund eintrat und die Feste Luxemburg zur Bundesfestung ward. Wie weit dies Verhältniß den Hoffnungen, die man damals hegte, entsprach, darüber hat die nächste Zukunft schon entschieden. Die Oranier vergaßen ihren deutschen Ursprung und ihre deutschen Pflichten eben so rasch, wie bei den Holländern sich die Erinnerung daran verwischte, daß größtentheils mit deutschem Blute ihre Unabhängigkeit vom Napoleonischen Joch erkämpft worden war.

Nicht alle diese Arbeiten waren bereits in den ersten Monaten des Jahres 1815 vollendet, aber doch zum Abschluß vorbereitet. In den Tagen, wo die sächsische Angelegenheit zum Ende kam, wurde bereits eine Anzahl Artikel der Congreßacte aufgezeichnet und gutgeheißen. Die verschiedenen Commissionen, denen einzelne Fragen, wie die Schweizer Angelegenheiten, die sardinisch-genuesische Sache, die Freiheit der Flußschifffahrt und die Abschaffung des Negerhandels, überwiesen waren, befanden sich in Thätigkeit; die für uns wichtigste Frage, die deutsche Verfassung, war zwar verhandelt worden, aber unter allen Angelegenheiten mit dem geringsten Erfolge. Es war vorauszusehen, daß noch geraume Zeit darüber hingehen werde, bis man zum Ende kam.

Es war am 7. März, nach einer Conferenz, die bis gegen Morgen gedauert, als Fürst Metternich eine Depesche vom Generalconsul in Genua erhielt, die als dringend bezeichnet war. Ermüdet von der langen Sitzung, hatte er sie erst uneröffnet zurückgelegt, erbrach sie aber dann doch, um daraus mit größtem Erstaunen die lakonische Nachricht zu vernehmen, daß Napoleon von Elba verschwunden sei. Noch im Laufe des Tages kamen Curire, welche die Botschaft bestätigten; am eilften ward schon die Landung des entthronten Kaisers in Frankreich gemeldet. Noch wenige Tage und man erfuhr die ganze unglaubliche Wendung der Dinge, die den bourbonischen Königsthron wie ein Kartenhaus umgeworfen und Napoleon in einem unblutigen Triumphzuge in die Tuilerien zurückgeführt hatte.

Neunter Abschnitt.

Der Feldzug von Waterloo.

Der bourbonische Thron war kaum wieder aufgerichtet, und schon bereuten die Urheber, wie Kaiser Alexander, ihr eigenes Werk oder sahen doch mißtrauisch der Zukunft des königlichen Frankreichs entgegen. So rasch hatte die restaurirte Dynastie ihre Unfähigkeit beurkundet, den Abgrund der Revolution durch eine dauerhafte Schöpfung zu schließen.

Wohl waren die Schwierigkeiten ungewöhnlich groß und auch fähigeren Männern, als den Brüdern Ludwigs XVI., würde es nicht leicht geworden sein, den Uebergang zu einer festen königlichen Ordnung zu vermitteln. Die Kluft zwischen dem alten Frankreich und dem neuen, der Gegensatz zwischen dem Geschlecht, wie es die Revolution erzog, und dem, das in der Auswanderung aufwuchs, war zu tief, die Erinnerung an erlittenes und begangenes Unrecht auf beiden Seiten zu bitter, um nicht selbst Personen, die klüger und versöhnlicher waren als Ludwig XVIII. und sein Bruder, oder Rathgeber, die sich weniger verstockt und rachsüchtig zeigten als deren Umgebungen, vielleicht unter der Riesenarbeit dieser Restauration erliegen zu machen. War doch in diesem Frankreich, seit es die Bourbons flüchtig verlassen hatten, Alles anders geworden. Gesetze und Einrichtungen, Personen und Verhältnisse, Sitten wie Lebensanschauungen, das Wesen der Dinge, wie die äußeren Zeichen und Symbole, die friedliche wie die kriegerische Vergangenheit dieses Landes, alles stand fremd, ja zum Theil feindselig und anklagend dem wiedergekommenen Königshause gegenüber. Es hätte einer seltenen Weisheit und Selbstverleugnung, einer ungewöhnlichen Hochherzigkeit bedurft, um über alle diese peinlichen Eindrücke hinwegzukommen und sich allmälig einzuleben in das neue Frankreich.

Daß die Bourbons diese Tugenden nicht mitbrachten, den Eindruck empfingen die fremden Sieger selbst, die sie zurückgeführt, gleich in den An-

fängen der Restauration. Und doch zeigten die ersten Momente noch nichts von dem tiefem Gegensatze, der sie und die Nation entzweite; ihre Wiederkehr war vielmehr, wie auch Republikaner und Bonapartisten bezeugen, von einem aufrichtigen Jubel der Freude, ja der Begeisterung verherrlicht. Hatte es doch rein menschlich etwas tief Bewegendes, das schwer heimgesuchte Haus der alten Könige Frankreichs nach wunderbaren Fügungen des Schicksals auf einen Thron zurückgeführt zu sehen, mit dem es durch schmerzliche, aber auch durch große Erinnerungen verknüpft war! Und es kam jetzt, um den Frieden und die bürgerliche Freiheit zurückzubringen, um die königliche Ordnung mit der Revolution gleichsam zu versöhnen. Die erste Verheißung der Bourbons war gewesen, die Geißel der Conscription und der droits réunis, durch die das Kaiserreich auch die Geduldigsten ermüdet, abzuschaffen; darauf war die Verkündigung einer Verfassung gefolgt, die, wenn sie ehrlich gegeben und auf beiden Seiten treu gehalten ward, für die friedliche Wohlfahrt des Landes eine bessere Zeit begründen konnte. Nach dem eisernen Druck eines straffen, militärischen Regiments, unter dem alle freie Discussion, aller geistige Verkehr und selbst die ungestörte Bewegung gesellschaftlichen Lebens hatte schweigen müssen, war man doppelt empfänglich für den Reiz der wiedergewonnenen Freiheit, die sich in der Presse, auf der Tribüne, in der Gesellschaft einen Ausdruck suchte. Nach einer Zeit, wo alles Persönliche und alle Habe dem schrankenlosen Gebot eines Einzigen ohne Rücksicht untergeben war, sah man mit Verlangen einem Regiment entgegen, das gesetzlichen Schutz, Sicherheit der Personen und des Eigenthums verhieß, unter dessen mildem Scepter Handel und Gewerbe sich aus ihrer tiefen Zerrüttung wieder emporheben konnten. Man war an der glänzenden, aber kostspieligen Größe vorerst hinlänglich übersättigt, um einer Politik der Erhaltung und des Friedens sich aufrichtig entgegenzusehnen.

Es ließ sich freilich sehr bald erkennen, daß den Bourbons die Fähigkeit abging, diese ersten Stimmungen des Vertrauens zu nützen und den Hoffnungen, womit das Volk ihre Wiederkehr begrüßte, Genüge zu leisten. Die Verheißungen verfassungsmäßiger Freiheit waren nicht viel aufrichtiger gemeint, als es Napoleon mit Constitutionen zu halten pflegte; stand bei diesem Gewohnheit und Neigung militärischen Befehlens entgegen, so brach bei den Bourbons sehr bald aus der dünnen constitutionellen Hülle die Neigung zu altköniglichem Absolutismus unwiderstehlich hervor. Wie gewöhnlich, war das Gefolge des restaurirten Königthums noch schlimmer als dieses selbst. Mit dem absolutistischen Gelüste ging das feudale Hand in Hand; der verblendete Emigrantenadel träumte von unbedingtester Wiederherstellung, verrieth unklug schon in den ersten Momenten die entlegenen geheimen Gedanken, die ihn bewegten, oder nährte mit unsinnigen Begehren der Rachsucht die gleich Anfangs gegen ihn wach gewesene Abneigung des Volkes. Mit ihm um die Wette tobte die Geistlichkeit für ihre hierarchischen Ansprüche und

ihre verlorenen Güter; den Resten der glorreichen Napoleonischen Armee und ihren unsterblichen Thaten stellte sich der hochmüthige Anspruch eines Kriegsruhmes entgegen, der in den Vorzimmern von Mitau und Hartwell, oder im besten Falle in der Vendée und bei den Chouans seine Lorbeeren erfochten hatte. Gerade diese Elemente haben aber den bittersten Haß ausgesäet, denn das Gelüste der bourbonischen Fürsten, in die gewohnten Wege des Absolutismus einzulenken, ihre Abneigung gegen eine Revolution, die ihre Verwandten auf das Schaffot geliefert, und den Widerwillen gegen einen Mann, der seinen Thron über dem frischen Grabe Enghiens aufgerichtet — dies Alles hätte das Volk ihnen noch zu Gute halten können, aber den frechen Uebermuth der emigrirten Junker und Priester, ihre Rachsucht und Habgier vermochte Niemand zu ertragen. Daß der König und sein Hof es nicht über sich vermochten, ihre Sache von dem blinden Gebahren Dieser zu trennen, das ist ihnen selber sehr rasch zum Verderben ausgeschlagen. Denn von dieser Seite besonders kam das geflissentliche Hervorsuchen aller gehässigen Traditionen, der unvernünftige Haß gegen die neuen Erinnerungen und Symbole, die Rachepredigten gegen Alles, was seit 1789 geworden war, das taktlose Zurückholen von Dingen, welche durch Gewöhnung und Sitte verurtheilt waren. Von dieser Seite vornehmlich geschah es, daß die großen Schöpfungen der Revolution und des Kaiserreichs mit Haß und Geringschätzung angesehen, die Armee wie eine Räuberbande behandelt und im Unverstande das völlige Wegstreichen aller Ordnungen und Gesetze, die seit 25 Jahren entstanden, gefordert ward; von dieser Seite kam der abgeschmackte Krieg gegen die drei Farben; von hier ging es aus, wenn gegen Protestanten die alte Unduldsamkeit herausgekehrt, oder Schauspielern das kirchliche Todtenamt versagt ward. Restaurationen zeigen in der Regel eine beklagenswerthe Geschicklichkeit, das wahrhaft Gute revolutionärer Erschütterungen zu mißachten, aber in ihre schlimmen und herben Gewöhnungen sich rasch einzuleben; auch die bourbonische ist in großen und kleinen Dingen diesem Schicksale nicht entgangen.

Das Jahr 1814 war noch nicht zu Ende und schon war der grellste Umschwung gegen die Stimmungen vom Frühjahre eingetreten. Nicht nur das Heer, das man mißachtet und zurückgesetzt, das sich in seinen Erinnerungen wie in seinen Ansprüchen gekränkt fühlte, bildete das über ganz Frankreich ausgebreitete Gewebe einer unsichtbaren Verschwörung; auch in den übrigen Klassen des Volkes regte sich immer lauter der Widerwille gegen die unfähige Regierung. Wie man im Frühjahre unter dem frischen Eindrucke des imperatorischen Druckes sich nach dem friedfertigen und milden Regimente der Könige zurückgesehnt, so lag es jetzt nahe, Angesichts der gehässigen und widrigen Eindrücke, die man vor Augen hatte, eine Parallele zu ziehen zwischen dem entthronten Kaiser und seinen Nachfolgern. Jetzt sah man nur seine Größe und die Schwäche der Andern; die Last und das Joch,

das er auferlegt, trat in der Erinnerung zurück neben seinem Genie und der Glorie, die seinen Namen umgab. Dieser Umschwung war so offenkundig, daß noch vor Ausgang des Jahres die kältesten Beobachter eine nahe Katastrophe prophezeiten; selbst in die behaglichen Festfreuden des Wiener Congresses waren Allarmberichte eingedrungen über die drohende Lage in Frankreich. Nur die Regierung war mit Blindheit geschlagen; mit der Gefahr schien ihre Sicherheit zu wachsen.

Napoleon war in Elba den Dingen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Ihm entging kein Mißgriff, keine Verkehrtheit der Bourbons; er bedurfte nicht einmal der Winke und Berichte seines treugebliebenen Anhanges, um zu sehen, daß sich hier Alles dazu vorbereite, mit einem Handstreich das restaurirte Königthum über den Haufen zu werfen. Die stillen Einverständnisse der Seinen, die wachsende Erbitterung im Heere, die Anfänge bonapartescher Complote — das Alles erschien fast nur wie eine Nebensache neben der offenkundigen und doch unfaßbaren Verschwörung, in welcher sich schon ganz Frankreich gegen die Bourbons befand. Auch von der Lage des Congresses war Napoleon genau unterrichtet. Er hatte in Wien seine Berichterstatter, die ihm in freiwilliger Hingebung dienten; es waren Telegraphen hergestellt, um ihn auf seiner Insel rasch über Alles in Kenntniß zu setzen. Er kannte das Zerwürfniß der Mächte, den Streit um Polen und Sachsen; er glaubte an die Möglichkeit, wenigstens einen Theil der Gegner von 1813 und 1814 von dem schon gelockerten großen Bunde ablösen zu können. Er selber konnte Klage darüber führen, daß die Bedingungen von Fontainebleau, worin die Versorgung seiner selbst, seiner Familie und seiner Getreuen verheißen war, unvollzogen blieben; er mußte fürchten, daß man, je kritischer die Lage in Frankreich ward, desto eher seine eigene Stellung in Elba bedrohlich finden mußte und vielleicht darauf sann, sie mit einem abgelegeneren Exil zu vertauschen.*)

So entschloß er sich zu dem Einfall in Frankreich. Noch einmal übte die Macht seines Namens und die Erinnerung seiner Größe einen Zauber aus, dem nichts Aehnliches in der Geschichte an die Seite gestellt werden kann. Mit nicht Tausend seiner Getreuen landete er im Süden, riß Nation und Heer in einen Taumel des Abfalles mit sich fort, um nach zwanzig Tagen eines unblutigen Triumphzuges seinen Einzug in Paris zu halten. Im Nu sank das zerbrechliche Gebäude des bourbonischen Königthumes zusammen; der Unverstand und die Blindheit der königlichen Partei, ihr Wechsel zwischen vermessenem Uebermuthe und feiger Flucht bildeten ein denkwürdiges Seitenstück zu der siegreichen Allmacht, womit der Imperator binnen

*) Schon im Juli 1814 lief durch deutsche Blätter das Gerücht, englische Schiffe hätten den entthronten Kaiser aufgehoben, um ihn, wie die Einen sagten, nach Malta, wie Andere glaubten — nach St. Helena zu bringen. S. Allg. Zeit. S. 756.

drei Wochen seinen Kaiserthron wieder aufrichtete. Am 20. März war Napoleon wieder in den Tuilerien; die Bourbons und ihr Schweif hatten sich nach allen Weltgegenden verlaufen.

Gleichwol war sein Erfolg mehr glänzend und ungewöhnlich, als eine Bürgschaft für die Dauer seiner Macht. In dem betäubenden Jubel, der ihn empfing, sprach die Mißachtung und der Hohn gegen die Bourbons ebenso viel mit, als die Erinnerung an die Kaiserglorie. Man berauschte sich zunächst in der Freude, dies schwache und gehässige Regiment abgeschüttelt zu sehen, aber der Widerwille gegen die Bourbons war darum noch nicht hingebende Begeisterung für Napoleon. Nur das Heer war bereit, mit ihm zu stehen und zu fallen. Die bürgerlichen Classen der Nation und die Anhänger der Ideen von 1789 empfanden zwar tiefen Ekel gegen den Uebermuth der Junker und Priester, aber sie waren darum doch ebenso wenig lüstern nach dem soldatischen Despotismus des Kaiserreichs. Um den ersehnten Frieden, die innere Ruhe und gesetzliche Ordnungen zu erlangen, hatten sie sich 1814 von Napoleon zu den Bourbons gewandt und ließen diese gleichgültig fallen, als sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen; allein sie wären darum doch nicht geneigt, für Napoleon das Aeußerste einzusetzen, wenn sein Name nach wie vor nur Krieg, Eroberung und militärische Art des Regierens bedeutete. Darüber sah der Kaiser selbst vollkommen klar. Er bemühte sich, den Ton des Friedens anzustimmen, und suchte die bürgerlichen und friedlichen Theile der Nation über ihre Interessen zu beruhigen; er erklärte, auf die Gedanken der Eroberung fortan verzichten und die Aera eines constitutionellen Kaiserthumes eröffnen zu wollen. Indessen so sauer ihm das selber ankam, so schwer ward es den Anderen, daran zu glauben. Wohl kamen jetzt in rascher Folge Verfassung, Wahlen, Kammern, freie Presse, Schwurgerichte zurück, aber es zeigte sich auch in einer Menge von einzelnen Zügen, welche Ueberwindung es dem Manne kostete, in dieser ungewohnten Rolle sich zurechtzufinden, und wie leicht aus der constitutionellen Umhüllung die Züge des militärischen Cäsarenthumes in aller Ungeduld und Unbändigkeit hervorbrachen. Man konnte im Einzelnen darüber streiten, wie weit seine aufrichtige Unterwerfung unter die bittere Nothwendigkeit der Dinge ging; nur darüber war kein Zweifel, daß der ganze Versuch, zwischen dem militärischen Kaiserreiche und den Ideen von 1789 eine Fusion vorzunehmen, vollkommen fehlgeschlagen ist. Den bürgerlichen und liberalen Anschauungen auf der einen Seite blieb er zu militärisch; vor ihnen klagte seine Vergangenheit ihn an und die constitutionellen Schaustücke der Gegenwart konnten die Erinnerung daran nicht verwischen. Und für die militärische Situation kamen diese verspäteten Experimente der beschränkten Monarchie zur Unzeit; sie lähmten seine dictatorische Macht und wirkten hemmend auf die Entfaltung seiner kriegerischen Mittel, statt, wie er gehofft, denselben den kraftvollsten Aufschwung zu geben.

Mit diesen Bedrängnissen im Innern hing die äußere Lage eng zusammen. Im Frieden mit der Welt und anerkannt von den Mächten, ließ es sich wohl denken, daß Napoleon das neue Kaiserreich herstellte und befestigte; wenn es aber erst im Kampfe mit Europa erstritten werden mußte, dann war die Situation Frankreichs und seiner Hülfsmittel nicht viel verschieden vom Jahre zuvor, seine Erschöpfung fast ebenso groß, die Lauheit der Stimmungen wahrscheinlich die gleiche. Auch darüber hat Napoleon sich keine Illusion gemacht; wie er mit der Absicht kam, die französische Nation durch sein constitutionelles Programm an sich zu fesseln, so war es zugleich sein Calcul, das Ausland durch die Ankündigung einer Politik des Friedens zu beruhigen. Die erste Berechnung erwies sich als verfehlt; daß es auch die zweite war, darüber schwand schon jeder Zweifel in dem Augenblicke, wo er Paris wieder betreten hatte.

Die erste Nachricht vom Aufbruch von Elba hatte das Ausland mit Erstaunen erfüllt und auf dem Congresse eine unbeschreibliche Bewegung hervorgerufen. Doch könnte man nicht sagen, daß Furcht und Schrecken bei diesen ersten Gefühlen überwogen hätten. Kein Mensch hatte eine Ahnung von dem blitzesschnellen Erfolge, der ihn in wenig Wochen von der Insel nach Paris zurückführte; die Meisten waren versucht, an ein verwegenes Abenteuer zu glauben, das unerwartet begonnen rasch sein Ende finden würde. Selbst ängstliche Naturen haben in diesem ersten Momente die Haltung nicht verloren, muthige und patriotische Männer freuten sich sogar, daß die Trägheit des Congresses einen so wirksamen Sporn bekam. „Vortrefflich!" rief Humboldt, „das gibt Bewegung;" jetzt werde, meinte Vincke, der Friede auf dem Congresse bald hergestellt sein*). Wie sich freilich Botschaft auf Botschaft von seinen Erfolgen drängte, ein Unglaubliches nach dem andern, zuletzt sein Einzug in Paris und die Flucht des Königs berichtet ward, da überschaute man erst die ungeheure Wendung, die mit der Wiederkehr des Gegners eintrat. Auch die Muthigsten, die vorher die Sache leicht genommen, waren jetzt tief erschüttert, und sahen mit schwerem Herzen einem neuen großen Kriege entgegen; „es schien," wie Vincke schrieb, „schrecklich, das theuer erkämpfte Gut wieder sich entrissen zu sehen und nun von Neuem anfangen zu müssen."

Aber diejenigen täuschten sich doch, die mit Napoleon auf die Zwietracht des Congresses bauten. Der Name des gefürchteten Gegners übte auch hier seine zauberische Macht; nur eine andere, als in seinen Wünschen und Hoffnungen lag. Die Fürsten und Diplomaten vergaßen ihren inneren Zwist; Kaiser Alexander, als ihm die Urkunde des Gegenbundes vom 3. Januar

*) Varnhagen III. 336. Vincke's Leben I. 546. 547.

aus Paris in die Hände gespielt ward, söhnte sich mit Metternich aus. Angelegenheiten, die sich bis jetzt nur mühsam hingeschleppt, näherten sich ihrer Entscheidung. So waren denn auch gleich in den ersten Stunden, nachdem die Botschaft von der Entweichung angekommen, Verabredungen über die Lage getroffen und einzelne Maßregeln angeordnet worden. Den auf dem Marsche nach der Heimath begriffenen Truppen wurde Halt geboten, die Reduction der Heere in Preußen ward eingestellt, und der russische Kaiser erklärte sich bereit, an der Spitze seiner Armee den Frieden von Paris aufrecht zu erhalten. Das geschah, ehe sich noch der Umfang von Napoleons Erfolgen übersehen ließ; erst am 11. traf die Nachricht ein, daß er an der französischen Küste gelandet sei. Am Tage nachher traten die Gesandten der acht Mächte zusammen, um sich über eine gemeinsame Manifestation gegen Napoleon, die Stein schon am 8. angerathen hatte, zu verständigen. Man beschloß eine Erklärung, die am 13. März unterzeichnet ward und die wie manches Andere den Mitteln Bonaparte'scher Politik nachgebildet war. Napoleon Bonaparte, hieß es darin, habe durch den Bruch der Convention vom April 1814, durch die er nach Elba verpflanzt worden, den einzigen Rechtstitel zerstört, an den seine Existenz noch geknüpft sei. Durch sein Wiedererscheinen in Frankreich, mit dem Plane Unruhen zu erregen, habe er sich selber des Schutzes der Gesetze beraubt und vor den Augen der Welt dargethan, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand zu halten sei. Zwar sei man überzeugt, daß ganz Frankreich sich um seinen legitimen Fürsten schaaren und alsbald diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und ohnmächtigen Wahnsinns in sein Nichts zurückführen werde; allein, wenn gegen alle Erwartung daraus eine wirkliche Gefahr entstehen sollte, erklärten sich alle Souveraine Europa's einmüthig bereit, dem König von Frankreich und der französischen Nation, oder jeder anderen bedrohten Regierung auf ihr Verlangen die nöthige Hülfe zu gewähren. In Folge davon erklärten die Mächte, daß Napoleon Bonaparte sich außer aller bürgerlichen und socialen Beziehungen gestellt und als Feind und Störer der Ruhe der Welt sich der öffentlichen Strafe preisgegeben habe. Zugleich seien sie fest entschlossen, den Pariser Frieden unberührt zu erhalten und alle Mittel anzuwenden, um den allgemeinen Frieden gegen neue Störung zu sichern und gegen jeden Angriff zu schützen, welcher die Völker in die Unordnungen und das Unglück der Revolutionen zurückzuwerfen drohe.

Das Manifest war noch in der Erwartung gegeben, daß der Einfall Napoleons glücklich abgewehrt und vielleicht eben durch solch einen Ausspruch des vereinigten Europa's im Entstehen erstickt würde. Gentz, der im „Oesterreichischen Beobachter" den ausgesprochenen „Bann" näher erläuterte, äußerte sich darüber noch unzweideutiger als das Manifest selber. „Nicht gegen Buonaparte's persönliche Mittel und Kräfte," sagte er, „aber gegen den ersten, wenn auch noch so ohnmächtigen Versuch, sein verhaßtes System wieder em-

vorzubringen, ist die Erklärung gerichtet. Er selbst, ein wesenloser Schatten, kann Europa nicht mehr zittern machen; daß er auch nur die Ruhe von Frankreich ernstlich und dauerhaft stören sollte, hält Niemand für möglich, der mit den inneren Verhältnissen dieses Landes, der heutigen Stimmung seiner Bewohner und den Hülfsmitteln, die seiner Regierung zu Gebote stehen, mehr oder weniger vertraut ist*)."

Diese letzte Erwartung sollte freilich sehr bald durch die Ereignisse widerlegt werden; allein noch ehe die Kunde davon eintraf, war auch gegen das Aeußerste schon Vorsorge getroffen worden. Zuerst gaben die kleinern Fürsten und freien Städte, die man von der Berathung über die deutsche Verfassung anfangs ausgeschlossen, die aber in dieser Frage eine rührige Thätigkeit entfalteten, einstimmig die patriotische Erklärung ab (22. März): daß sie bereit seien, mit aller Anstrengung zur endlichen Wiederherstellung der Ruhe und zur Sicherung der Unabhängigkeit Deutschlands mitzuwirken; dann ward der große Bund von 1813 — 1814, so wie es die Verhältnisse jetzt forderten, erneuert. Wir erinnern uns, schon zu Chaumont war die Allianz der vier Mächte auf zwanzig Jahre hinaus verlängert worden; während des Aufenthaltes zu London hatten sie dann (29. Juni) eine Uebereinkunft unterzeichnet, wonach jeder der Alliirten bis zur definitiven Feststellung der europäischen Verhältnisse eine Macht von 75,000 Mann auf dem Kriegsfuße zu erhalten und nur nach gemeinschaftlichem Plane zu verwenden versprach**). Daran sich anschließend, unterzeichneten Oesterreich, Preußen, England und Rußland am 25. März einen neuen Bundesvertrag, wonach sich jeder der Alliirten verpflichtete, beständig 150,000 Mann im Felde zu halten und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Zweck des Krieges erreicht und Bonaparte durchaus außer Stand gesetzt sei, die höchste Gewalt in Frankreich wieder zu erlangen. Es sollten alle Mächte Europa's eingeladen werden, diesem Vertrage beizutreten, auch der König von Frankreich, da die Uebereinkunft lediglich den Zweck habe, Frankreich oder jedes andere Land, das durch die Unternehmungen Bonaparte's und seiner Anhän-

*) Das Aktenstück s. bei Klüber I. 4. 51 ff., den Aufsatz des Beobachters S. 54 ff. Die Erklärung selbst stimmte zu dem Hasse und der Besorgniß der Zeit und fand namentlich in Deutschland keinen Widerspruch. Die indirecte Anerkennung der Gefahr und Größe des Mannes, die darin trotz der wegwerfenden Aeußerungen lag, ward weniger lebhaft empfunden. Die französischen Bonapartisten haben sich dagegen sehr darüber erhitzt, namentlich über die Aufforderung zum Mord, die darin liegen sollte. Auch hier, wie in manchem Anderen hatten indessen gerade Napoleons eigene Acte, z. B. gegen Stein, gegen Chasteler, als Vorbild gedient. Daß Talleyrand den Hauptantheil an der Erklärung gehabt, wird von kundigen Zeugen bestritten, obwol auch die officielle Gegenschrift Napoleons (s. Klüber VI. 237 ff.) von dieser Voraussetzung ausgeht.

**) S. Klüber IX. 175 f.

ger bedroht sei, dagegen zu schützen. In einem späteren Zusatze gab England die Erklärung ab, daß es den Krieg indessen nicht in der Absicht verfolge, Frankreich eine besondere Regierung aufzulegen, so sehr es auch wünsche, Ludwig XVIII. wieder auf den Thron erhoben zu sehen; eine Erklärung, welche die anderen Verbündeten als vollkommen übereinstimmend mit ihren Grundsätzen bezeichneten. Aber man hatte sich doch den Bourbons gegenüber in ganz überflüssiger Weise gebunden.

An die Allianz vom 25. März schloß sich zunächst ein Subsidienvertrag, worin England seinen Verbündeten vorerst auf ein Jahr, bis zum 1. April 1816, eine Geldunterstützung von fünf Millionen Pfund Sterling bewilligte, die zu gleichen Quoten unter die drei alliirten Mächte zu theilen waren. Dann folgten die Beitritte der anderen Staaten zu dem Bündnisse, wodurch dasselbe in der That ein europäisches ward. Am 7. April trat Hannover bei und versprach, außer der deutschen Legion, eine Macht von 26,400 Mann zum Kriege zu stellen. Hierauf folgten Portugal und Sardinien, und am 15. April Baiern, das eine Feldarmee von 60,000 Mann auszurüsten sich verpflichtete. Am 28. April trat der König der Niederlande mit einem Contingent von 50,000 Mann dem Bunde bei. Die kleineren deutschen Fürsten, Anhalt, Braunschweig, Kurhessen, Hohenzollern, Liechtenstein, Lippe, Mecklenburg, Nassau, Oldenburg, alle thüringischen Herzöge, Waldeck und die vier freien Städte erklärten in einer gemeinsamen Urkunde am 27. April ihren Beitritt zur großen Allianz und versprachen ein Contingent von mindestens 38,510 Mann bereit zu halten, wogegen ihnen zugesagt ward, daß ihre Interessen kräftig gewahrt und der Stand ihrer Besitzungen, wie ihn der Congreß bestimmt, nicht ohne ihre freie Einwilligung geändert werden solle. Am 12. Mai schloß sich Baden mit einem Contingent von 16,000 Mann, am 23. desselben Monats Hessen-Darmstadt, mit der Verpflichtung, 8000 Mann zu stellen, dem Bündnisse an. Eine gleiche Zahl verhieß Sachsen (27. Mai), dessen König sich endlich den Bedingungen des Congresses unterworfen. Zuletzt von allen deutschen Fürsten trat der König von Würtemberg bei (30. Mai); sein Contingent belief sich auf 20,000 Mann*).

Die Raschheit und Einmüthigkeit, womit dies Alles geschah, vereitelte die Hoffnungen Napoleons, durch Theilung der Gegner den drohenden Schlag abzuwenden. Er hatte die Hauptstadt noch nicht erreicht, so war schon der Bann Europa's gegen ihn ausgesprochen; er war erst wenige Tage in Paris und schon hatte sich der Kriegsbund der großen Mächte gegen ihn erneuert. Seine Rechnung auf die Zwietracht des Auslandes schlug also fehl, so wie nachher seine Versuche, die liberalen Elemente in Frankreich um sich zu schaaren.

*) S. die Aktenstücke bei Klüber I. 4. 57. II. 273 ff. 289 ff. IV. 391 bis 438. VIII. 210 f. 212 f. IX. 67 f. 73. 75 f.

Er hatte Alles versucht, um einer solchen Wendung vorzubeugen. Schon in Lyon schrieb er an Marie Luise und verkündete öffentlich ihre nahe Ankunft, was die Welt an ein Einverständniß mit Oesterreich sollte glauben machen. Dann ließ er durch seinen ältesten Bruder mit den Vertretern Rußlands und Oesterreichs in der Schweiz anknüpfen; er versuchte das Gleiche, als er nach Paris kam, mit den dort noch anwesenden Gesandten jener beiden Mächte; er ließ den Bundesvertrag vom 3. Januar, den Ludwig XVIII. bei seiner jähen Flucht zurückgelassen hatte, an den russischen Kaiser übersenden; er bemühte sich durch die Frauen seiner Familie, durch Eugen Beauharnais und durch Laharpe eine Anknüpfung mit Alexander zu finden; er hoffte die Engländer dadurch zu gewinnen, daß er den Negerhandel abzustellen verhieß. Und doch waren alle diese Bemühungen vergeblich. Napoleon hat nachher auf St. Helena gern die Schuld auf Murat geworfen, der ihm durch seinen voreiligen Bundeseifer diesmal nicht weniger geschadet haben soll, als im Jahre vorher durch seinen Abfall. Murat machte sich nämlich (Ende März) im nämlichen Augenblicke zum Kriege auf, wo Napoleon vor ganz Europa seine Friedensabsichten betheuerte; die Alliirten zögerten nicht, den Handschuh aufzunehmen und ihm in einem kurzen Feldzuge, der schon Mitte Mai zu Ende war, eine Niederlage zu bereiten, die wie ein unheilvolles Vorspiel von Napoleons eigener Heerfahrt erscheinen mochte. Nur hatte sein Auftreten, das vielleicht im vollen Einverständniß mit Napoleon geschah, nicht auf die Entschlüsse der Mächte eingewirkt; die Erklärung vom 13. März kam früher als seine Erhebung.

Ungeachtet dieser trüben Aussichten gab der französische Kaiser die Hoffnung nicht auf, Mittel zu finden, wodurch ein zweiter Feldzug fast des ganzen Welttheiles von ihm und Frankreich abgewendet würde. Er ließ durch seinen Staatsrath (2. April) eine Antwort auf die Achtserklärung vom 13. März ausarbeiten, welche das Gehässige jenes Schrittes den Bourbons und ihren Vertretern in Wien zur Last schrieb, gegen die fremden Mächte den Ton der Rechtfertigung anschlug. Darin wurde zuerst die Verletzung des Vertrages von Fontainebleau gegen ihn wie gegen die Seinen hervorgehoben und die Bourbonen beschuldigt, ihm selbst nach dem Leben gestrebt zu haben. Nur für Frankreich, und um diesem die Uebel eines inneren Krieges zu ersparen, habe er im Jahre 1814 abgedankt und dem französischen Volke die Wahl gelassen, sich einen neuen Herrn zu wählen und auf feste Institutionen seine Freiheit und sein Glück zu gründen. Aber Frankreich sei von den Bourbons wie ein erobertes Land behandelt, die vorausgegangene Zeit wie nicht vorhanden betrachtet, eine Charte ohne feste Bürgschaft octroyirt und ohne Treue vollzogen worden. Nur die Furcht der Regierung habe die Verletzung dieser Verfassung noch eingeschränkt und ihre Schwäche den Mißbräuchen der Gewalt eine Gränze gezogen. Die Zerstreuung der Armee und ihrer Officiere, die Erniedrigung und Verkürzung der Soldaten, der Vorzug, den man

den Auszeichnungen der Feudalmonarchie eingeräumt, die Geringschätzung der Bürger, die man wieder als dritten Stand bezeichnet, die schon begonnene Beraubung der Nationalgüter, die Rückkehr der Feudalität mit ihren Titeln und Vorrechten, die Wiederherstellung der ultramontanen Grundsätze, die Beseitigung der gallicanischen Kirchenfreiheiten, die Vernichtung des Concordats, die Wiedereinführung der Zehnten, die Unduldsamkeit eines ausschließenden Cultus, die Herrschaft einer Handvoll Junker über ein an Gleichheit gewöhntes Volk — das seien die Thaten gewesen, welche die Bourbons in Frankreich theils begangen hätten, theils begehen wollten. Darum habe Napoleon Elba verlassen, um Frankreich zu befreien; seine Aufnahme sei auch die eines Befreiers gewesen. Er wollte nichts weiter, als was das französische Volk wolle: die Unabhängigkeit Frankreichs, den inneren Frieden, den Frieden mit allen Nationen und die Vollziehung des Pariser Vertrages vom 30. Mai 1814. Die Ruhe in Europa sei dadurch nicht bedroht; sie würde es nur dann sein, wenn man es versuche, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen und die Nation zu zwingen, mit einer Dynastie, die sie nicht wollen könne, sich die Fesseln der Feudalität wieder anzulegen und den Forderungen der adeligen Herren und des Clerus sich zu unterwerfen.

Diesem Manifest ließ Napoleon Rundschreiben an alle Fürsten und Regierungen folgen (4. April), welche den gleichen Ton anschlugen. Eine allgemeine und freiwillige Bewegung der Nation habe das Kaiserthum wiederhergestellt, der Königsthron sei von selbst ohne Blutvergießen gefallen, die Bourbons hätten das Land verlassen, Napoleon sei auf den Armen seines Volkes durch Frankreich getragen worden. Der Kaiser strebe indessen nicht mehr nach den Trophäen einer nur allzu unfruchtbaren Größe, sondern nach den Vortheilen einer glücklichen Ruhe; er wolle den Frieden und habe keinen andern Gedanken, als die Rechte aller Nationen zu achten.

Auch dieser Schritt war erfolglos. Die Ueberbringer der Aktenstücke wurden an den Gränzen zurückgewiesen und was davon nach Wien gelangte, ward durch eine Erklärung des Congresses erledigt, der am 12. Mai einmüthig alle Anträge Napoleons ablehnte. Schon vierzehn Tage vorher hatte Castlereagh im britischen Parlament jeden Gedanken einer Annäherung in herben Worten zurückgewiesen und die Friedenstaktik Bonaparte's als ein trügerisches Spiel bezeichnet, das sehr bald in die alten Künste umschlagen werde. Unterhandlungen, die Napoleon sogar mit Talleyrand einzufädeln nicht verschmähte, und Anknüpfungen mit Metternich blieben gleichfalls unfruchtbar und wurden wahrscheinlich von den beiden Diplomaten nur darum nicht gleich anfangs abgewiesen, weil es in ihrer Neigung lag, doppeltes Spiel zu spielen, und weil sie den Gegner und seine Plane ausforschen wollten.

So war also der Krieg entschieden; eine neue Invasion stand Frank-

reich bevor, nachdem die Spuren der ersten kaum verwischt waren. Das dämpfte rasch den Jubel, womit die Franzosen die Rückkehr des Kaisers begrüßt hatten. Neue Opfer zu bringen nach so furchtbaren Zeiten, wie sie vorausgegangen waren, das kaum gewonnene Gut des Friedens wieder preiszugeben und sich in einen Krieg zu stürzen, den im glücklichsten Falle das Genie des Kaisers gegen die fremde Uebermacht Jahre lang hinzog, dazu waren die Franzosen jetzt so wenig begeistert wie vierzehn Monate früher. Diese bittere Aussicht auf neue, unabsehbare Lasten nahm dem Kaiserthum Vieles von dem Zauber, der seine Wiedergeburt umgeben hatte; daß Napoleon im Ernst der Mann des Friedens und der Verfassung werden wolle, war an sich schon den Wenigsten glaublich; ob er es jetzt nach der Erneuerung des Kampfes werden könne, war in hohem Grade unwahrscheinlich. In den äußeren Erscheinungen sprach sich diese Erkältung der Stimmung unverkennbar aus; Napoleon selbst sah darüber klar. Das große „Maifeld," das er veranstaltete, war eines jener prunkenden und leeren Schaustücke, wie sie in Frankreich jede Regierung zu bedürfen glaubt und wie sie noch keiner von nachhaltigem Nutzen gewesen sind. Die Kammern versprachen kaum eine Unterstützung, eher ein Hinderniß für das wiederhergestellte Kaiserthum zu werden. Mit trüben Ahnungen sahen darum die Meisten der kommenden Entscheidung entgegen; in Napoleon selbst lebte nicht mehr die frische Zuversicht des Erfolges, wie in seinen früheren Tagen.

Nur Eines war klar: daß weder die Friedensverheißungen noch die Verfassung, weder Maifelder noch Kammern hier Hülfe zu schaffen vermochten; der Krieg allein konnte aus der Bedrängniß erretten.

So schwach und unzulänglich wie im Januar 1814 waren diesmal die Streitkräfte Napoleons nicht. Aus der Kriegsgefangenschaft, aus den geräumten Festungen, aus Spanien und aus Italien war ein stattlicher Rest der großen Heere von ehedem nach Frankreich zurückgekehrt; der Kaiser selbst nahm alle seine Kraft zusammen, um durch beschleunigte Rüstungen und das Aufgebot aller vorhandenen Mittel eine Heeresmacht aufzubringen, die den vereinten Armeen der Gegner gewachsen wäre. Er selbst versicherte, er habe am 1. Juni 560,000 Mann unter den Waffen gehabt; bis zum October wollte er diese Macht auf 800,000 steigern, ja mit den Nationalgarden sollte die Summe seiner Bewaffneten sich auf zwei und eine Viertel Million erheben! Das waren freilich kolossale Uebertreibungen. Um die ganze waffenfähige Bevölkerung Frankreichs auf die Beine zu bringen, hätte es einer anderen Stimmung in der Nation und ganz anderer materieller Mittel der Ausrüstung bedurft, als sie in der That vorhanden waren. Indessen Napoleon glich, wie ein geistvoller Militär sagt,*) einem Güterspeculanten,

*) Clausewitz, hinterl. Werke VIII. 7.

der sich für reicher ausgiebt, als er ist. Gelang es ihm mit seinen schwächeren Kräften einen Erfolg zu erringen, so würde er die ganze Erbärmlichkeit der Gegner daran nachgewiesen haben; da aber sein Unternehmen fehlgeschlagen ist und das Ansehen hat, als habe es so kommen müssen, so werden seine Anstalten als riesenhaft, die Begeisterung der Nation als unbegränzt geschildert, damit er nicht als ein verwegener Abenteurer erscheine. Es ist dann nicht schwer, nach der gewohnten Weise Bonaparte'scher Auffassung darzuthun, daß zum vollkommenen Gelingen nur ein Haar breit fehlte, daß aber dann Verrätherei, Zufall und Geschick Alles verdorben haben. Denn das darf nun einmal nicht zugegeben werden, daß große Fehler, Leichtsinn und vor Allem ein Ueberschrauben aller natürlichen Verhältnisse die Ursachen davon gewesen sind.

Zog man von jenen übertriebenen Angaben zunächst das ab, was mehr auf dem Papier stand, als in der Wirklichkeit vorhanden war, ließ man dann die Massen außer Rechnung, die sich zwar in den Depots befanden, aber erst in einiger Zeit marschfertig waren, so blieben etwa 217,000 Mann, die er im Juni zum Angriffe des Feindes in Bereitschaft hatte. Davon standen im Elsaß 25,000, fast die gleiche Zahl gegen Italien, dann 8000 Mann nach der spanischen Gränze und 25,000 in der Vendée. Die größte Masse, ungefähr 130,000 Mann, ward nach der Nordostgränze, gegen die Niederlande concentrirt. Diese Truppen waren gut ausgerüstet, ihr Kern bestand aus alten Soldaten und war so geübt und equipirt, daß die Armee in jedem Falle zu den tüchtigsten zählen durfte, die Frankreich je ins Feld gestellt hat.

Die Verbündeten verfügten freilich über sehr große Mittel. Nach dem Bündnisse vom 25. März wollte von den vier Alliirten jeder eine Armee von 150,000 Mann beständig im Felde halten; dazu kamen die Contingente der einzelnen deutschen Staaten, von Baiern, Hannover und Württemberg an bis zu den freien Städten und Liechtenstein herab, die im Ganzen 180,000 Mann ausmachten. Dann hatten der König der Niederlande, Sardinien und Portugal Hülfscorps zugesagt, die sich nach dem Anschlage zusammen auf nahezu 100,000 Mann beliefen. Auch davon war zwar Manches abzurechnen. Die Engländer hatten sich von Anfang an vorbehalten, das, was ihrem Contingente an Mannschaft fehlte, durch Subsidien zu ersetzen; die Hülfstruppen Portugals blieben auf dem Papiere, die niederländischen unter dem Anschlage. Aber Rußland, Oesterreich und Preußen stellten bedeutend mehr, als der Vertrag ihnen auferlegte, so daß doch bis Juni wenigstens 600,000 Mann in Bewegung waren.

Außer dem österreichisch-sardinischen Corps, das 60,000 Mann stark unter Frimont im Piemontesischen stand, waren es vier große Armeen, die sich von der Schweiz bis nach der Nordsee an den französischen Gränzen sammelten. Die Oesterreicher mit den süddeutschen Contingenten, in der Stärke von 230,000 Mann und unter Schwarzenbergs Oberbefehl, bildeten

den linken Flügel und waren, als der Krieg ausbrach, von der Pfalz bis nach dem Breisgau hin ausgebreitet. Die Russen unter Barclay, an Zahl mindestens 150,000 Mann, befanden sich noch auf dem Marsche nach dem Mittelrheine, um als das Centrum der großen Angriffslinie bei Mainz, Oppenheim und Mannheim den Strom zu überschreiten. Den rechten Flügel bildeten zwei Heere, die sich von der unteren Mosel durch Belgien bis gegen die Nordsee hin ausbreiteten: ein britisches, das über 100,000 Mann stark war und unter Lord Wellingtons Commando stand, und ein preußisches unter Blücher, das 130,000 Mann zählen sollte.

Nach der Ansicht des österreichischen Oberfeldherrn, die in einer Denkschrift vom 28. April näher begründet war,*) mußte man den Angriff auf Frankreich, dessen Ziel Paris sein sollte, bis zu dem Augenblick verschieben, wo die Russen in die Linie eingerückt waren. „Die Offensivoperationen," hieß es darin, „können nicht vor dem 16. Juni eröffnet werden; Alles, was der Feind bis dahin offensiv unternimmt, muß von uns nach denselben Grundsätzen defensiv behandelt werden, welche beim Angriffe aufgestellt sind, d. h. der mit Uebermacht angegriffene Theil zieht sich langsam zurück, ohne sich auf etwas Entscheidendes einzulassen, während alle Uebrigen zu seiner Unterstützung Demonstrationen vorwärts machen."

Wrede, dem diese Darlegung mitgetheilt ward, erklärte sich im Ganzen einverstanden; auch er hielt es für gut, wenn alle Heeresmassen zusammen die Offensive ergreifen könnten. Allein er zweifelte daran, ob der Feind so lange warten werde, ohne sich auf die preußisch-englische Armee zu werfen. Wenn man erst Mitte Juni angreife, so lasse man dem Feinde außerordentlich viel Zeit, sich zu organisiren, und bürde zugleich den deutschen Landen, wo man stände, eine ungewöhnliche Last auf. Ein früheres Vorrücken schien ihm aus politischen und militärischen Rücksichten wünschenswerth. Aehnlich äußerte sich das Blüchersche Hauptquartier (20. Mai). Ohne den Operationsplan zu verwerfen, hielt man doch auch dort das Warten bis Mitte Juni für nachtheilig und meinte, es könne wenigstens am Anfange des Monates begonnen werden. Die Zeit, die wir verlieren, hieß es, gewinnt der Feind; er begründet seine Macht im Innern seines Landes.**)

Es haben diese Bedenken insofern ihre Bestätigung gefunden, als der Feldzug eröffnet und in drei Tagen entschieden ward, bevor sich die großen Massen der Verbündeten zum Angriff in Bewegung setzten. Der rechte Flügel allein hat den Krieg ausgefochten, ohne daß die viermalhunderttausend Mann, die sich von Mainz bis Freiburg zum Kampfe sammelten, zur Entscheidung selber mitgewirkt haben. Es war in der That Napoleons Plan, sich zuerst auf

*) Es ist ohne Zweifel dieselbe, deren in Gurwood dispatches of Wellington XII. 368 Erwähnung geschieht.

**) Aus der Correspondenz des Blücherschen Hauptquartiers.

Wellingtons und Blüchers Armeen zu werfen, die am ersten in der Linie und ihm zunächst standen. Gelang es ihm, sie getrennt zu fassen und jedem Heere einzeln eine Niederlage zu bereiten, so war der Eindruck, den dies auf Frankreich wie auf die Gegner machte, groß genug, um auf weitere Erfolge zu zählen. Nicht als wenn der Sieg damit gewonnen gewesen wäre, aber es war doch das Mißverhältniß der Macht einigermaßen ausgeglichen. Schlug freilich dieses Erste schon fehl, so war eine zweite Invasion in Frankreich und eine völlige Niederlage kaum abzuwenden.

Die Heereskräfte, die am Niederrhein und in den Niederlanden standen, waren, als Napoleon wiederkam, schwach genug gewesen. Es waren dort nach dem Frieden 50,000 Preußen und das sächsische Corps zurückgeblieben; Kleist hatte das Commando und in Aachen war sein Hauptquartier. In Belgien standen zuerst nur 20,000 Niederländer und Hannoveraner von der deutschen Legion. Am 5. April traf Wellington in Brüssel ein. Er drang vor Allem darauf, daß sich beide Armeen näher zusammenzogen und die Preußen zwischen Charleroi, Namur und Huy sich lagerten, damit man gegen einen plötzlichen Ueberfall gerüstet sei, der das neue Königreich der Niederlande über den Haufen werfe. „Es würde," meinte der Herzog, „ein entsetzlicher Stoß in der öffentlichen Meinung sein, sowol hier als in Frankreich." Zugleich ward mit äußerster Anstrengung gerüstet, von den Preußen wie von den Engländern, so daß Ende Mai schon eine respectable Macht beisammen war.

Die Armee, die Wellington führte, wird von den glaubwürdigsten Berichten auf 105—106,000 Mann angegeben. Darunter waren an Fußvolk und Reiterei über 27,000 Briten; 7400 Mann (zum größeren Theil Reiterei) gehörten der deutschen Legion an, die seit Jahren unter den britischen Fahnen gefochten. Dazu kamen dann 27—28,000 Niederländer, einschließlich der 4400 Nassauer, die mit dem niederländischen Corps vereinigt waren; ferner über 24,000 Hannoveraner, meistens Landwehr; dann das Corps des Herzogs von Braunschweig, das nahezu 6300 Mann zählte, und das nassauische Contingent mit 2880 Mann. An Artillerie und sonstiger Mannschaft durfte man wohl über 10,000 Mann annehmen, Geschütze waren es 220, zum größten Theil britische und niederländische.*)

---

*) Das ausgiebigste Material findet sich in den Tabellen bei Siborne, Geschichte des Krieges in Frankreich und Belgien im Jahr 1815. Uebersetzt von Siber. Berlin, 1846. I. 327—334, womit man Schulz, Geschichte der Kriege XIV. I. 176—180 vergleichen kann. Beide stimmen im Wesentlichen überein, nur berechnet Schulz die niederländische Artillerie höher, er gibt statt 48 Geschütze deren 72 an, mit verhältnißmäßig zahlreicherer Mannschaft. Aus diesen Tabellen, von denen die Siborne'schen jedes einzelne Bataillon verzeichnen, sind unsere obigen Angaben berechnet. Die deutsche Legion zählte an Fußvolk die Brigaden Ompteda (1527 M.) und dn Plat

Die Beschaffenheit dieser Truppen war verschieden; die britischen Veteranen und die deutsche Legion bildeten wohl den besten Kern, doch hatten auch die Engländer unter ihrem Fußvolke ein Drittheil neugebildeter Bataillone und gerade von ihren besten Regimentern befanden sich mehrere noch in Amerika, obwol der Friede dort jetzt geschlossen war. Die Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer waren tapfer und tüchtig, aber zu einem großen Theile junge Truppen und an Uebung den Veteranen nicht gleich. Das niederländische Corps war aus ungleichem Stoff zusammengesetzt und eben erst gebildet worden, zum Theil aus Leuten, die vor Kurzem noch die französische Uniform getragen hatten. Aber die Führung dieses bunt gemischten Heeres war in den besten Händen. Gerade ein Mann von der nüchternen Besonnenheit und Vorsicht Wellingtons, dessen Bedächtigkeit im Angriffe nur durch die zähe, unerschütterliche Ausdauer in der Schlacht überboten ward; ein Feldherr, der nicht den Eindruck des Genies, aber des klarsten Verstandes und der kaltblütigsten Ruhe erweckte, der durch eine schwere Schule der Kriegführung mit Ehren hindurchgegangen war und der gelernt hatte, mit bescheidenen Mitteln und mäßigen Opfern Großes zu leisten, der sich nicht leicht zu einem Wagnisse hinreißen ließ, dem aber auch eine sehr kritische Situation nichts von seiner Fassung nahm, und der, in Indien wie in Spanien unüberwunden, das größte Vertrauen des Soldaten fordern durfte und genoß — gerade ein solcher Feldherr war vortrefflich dazu geschaffen, einem so verschiedenartigen Heereskörper Haltung und Einheit zu geben, zumal wenn heroische und kriegserfahrene Männer, wie die Picton, Hill, Colin Halkett und Uxbridge, ihm zur Seite standen.

Das preußische Heer Blüchers sollte 130,000 Mann stark sein, zählte aber nur etwa hunderttausend Mann Fußgänger und gegen zwölftausend

---

(1578 M.), an Reiterei 4118 M. — Für die Niederländer liegt uns eine handschr. Berechnung von holländischer Seite vor, worin sämmtliche Divisionen etwas höher als bei Siborne berechnet sind und der Stand der Mannschaft am 15. Juni auf 30,082 M. angegeben ist. Für die Nassauer, die zu diesem Corps gehörten, liegt uns gleichfalls ein handschr. Bericht aus guter Quelle vor, wonach sie 4402 M. stark waren, nämlich die Bataillone, die im niederländischen Sold waren, 2709 M., und die zwei Bat. Oranien-Nassauer 1693 M. — Die Hannoveraner zählten außer der Brigade Kielmannsegge (3189 M.) vier Brigaden Landwehr (Halkett, Lyon, Vincke und Best), die zusammen etwa 10,500 Mann stark waren. Dazu kam das Reservecorps unter Decken, 9000 Mann, ebenfalls fast nur Landwehr, dann die Reiterbrigade Estorf mit 1682 Mann. — Die Braunschweiger enthielten an Fußvolk die Brigaden Buttlar und Specht, zusammen 5376 Mann und an Reitern 922 Mann. Das nassauische Contingent wird auf 2880 Mann angegeben. Dazu kam denn außer den Genietruppen &c. die verhältnißmäßige Bedienung der Artillerie, zu welcher 102 britische, 12 hannöversche, 16 braunschweiger, 72 niederländische Geschütze und 18 von der deutschen Legion gehörten.

Reiter mit 304 Geschützen.*) Es bestand aus vier Armeecorps, deren Führer Zieten, Pirch I., Thielmann und Bülow-Dennewitz waren. Die Ausrüstung war noch unvollkommen, an Geld so großer Mangel, daß selbst der Sold eine Zeit lang nicht bezahlt ward, und die Bevölkerung in Belgien keineswegs so begeistert für die gemeinsame Sache, daß sie die Verpflegung freudig und freigebig getragen hätte. Ja selbst die Regierung, die im ersten Augenblicke der Angst die Preußen dringend gewünscht hatte, verlangte jetzt — baare Zahlung oder Rückmarsch! Das Geld war aber im preußischen Lager so rar, daß Blücher, um nur dem Nöthigsten zu genügen, auf den originellen Gedanken kam, einen Wechsel auf England auszustellen, der auch von den Elberfelder Kaufleuten honorirt worden ist. Etwa ein Fünftheil der Infanterie bestand aus Landwehren von 1814, die im freien Felde noch nicht gefochten hatten; die Reiterei war durch eine neue Eintheilung so untereinander gemischt, daß sich Führer und Mannschaft noch wenig kannten.**) Auch hier mußte die Führung ersetzen, was an Uebung und Einheit zu vermissen war; sie hat es kaum irgendwo mit solchem Ruhm und Erfolg gethan, wie in diesem Feldzuge der drei Tage. Es ward ihr eben noch, kurz vor dem Beginn des Krieges, eine Prüfung bereitet, die zu den ungewöhnlichsten und peinlichsten gehörte. Dem preußischen Corps waren auch die Sachsen zugetheilt; sie lagen bei Lüttich und in der Nähe, wo Blüchers Hauptquartier war. Das Schicksal Sachsens war zwar seit Februar durch die Mächte entschieden, indessen der König sträubte sich hartnäckig, sich ihrem Ausspruche zu unterwerfen. Es mag sein, daß es an Bemühungen nicht gefehlt hat, die Truppen zu bearbeiten und von ihnen eine Kundgebung zu Gunsten Friedrich Augusts hervorzurufen. Allein auf der andern Seite war es ein großer Mißgriff, die Theilung des Corps anzuordnen, bevor die Einigung mit dem sächsischen Monarchen stattgefunden und dieser seine Truppen des Eides förmlich entbunden hatte. Das führte in den ersten Tagen des Mai, als man zur Theilung schreiten wollte, zu strafwürdigen Excessen, denen beinahe der Feldmarschall selbst zum Opfer geworden wäre. Die Unruhen wurden unterdrückt, die meuterischen Bataillone entwaffnet und streng bestraft. Wollten doch selbst Männer wie Gneisenau und Grolman zur Decimirung schreiten! Es blieb bei der Drohung, wodurch man die Auslieferung der Rädelsführer erzwang; sie wurden erschossen, die Fahne verbrannt. Die Truppen selbst verlegte man hinter den Rhein zurück.

Man muß sich jene inneren Verhältnisse der Armeen in den Niederlanden vergegenwärtigen, um die ersten Momente des Feldzuges zu verstehen. Die Truppen waren sehr bunt gemischt, zum guten Theil jung und unge-

*) Wie das Heer gebildet ward, s. bei Damitz, Gesch. des Feldzuges von 1815. I. 9 ff.

**) S. Henckel S. 349. Ueber die Mühen der Verpflegung vgl. Reiche II. 134.

übt, es fehlte noch an Artilleristen, ja selbst an Munition.*) In solcher Lage erschien es freilich rathsam, daß der Feldzug nicht zu früh begann; denn man bedurfte noch einiger Wochen zur vollen Kriegsbereitschaft. In einer Unterredung, die Müffling, als preußischer Militärbevollmächtigter im britischen Lager am 27. Mai mit Wellington hatte, versicherte zwar Müffling, die Armee sei in den nächsten Tagen fertig und „da die Verpflegung so viel Schwierigkeit mache," sei es wünschenswerth, den Krieg bald zu beginnen; allein der englische Feldherr zeigte sich nicht geneigt, vor Anfang Juli den Kampf zu eröffnen. Wenn Napoleon seine bei Maubeuge stehende Armee durch Detachirungen verminderе und die Oesterreicher bei Langres angelangt seien, dann, meinte er, könne man anfangen.**) Auch im preußischen Lager war man weniger dringend als sonst. „Es scheint mir nicht rathsam," schrieb Gneisenau am 8. Juni, „den Invasionskrieg sogleich mit Heftigkeit durchzuführen." Er war eher dafür, sich vorerst des Saumes der reichsten Länder Frankreichs zu bemächtigen, auf deren Kosten zu leben und den Gegner allmälig einzuschnüren, bis eine Niederlage desselben Gelegenheit gebe, „ein allgemeines Hurrah auf Paris zu machen." „So sehr ich auch," fügt er hinzu, „im letzten Kriege darauf drang, sogleich den errungenen Sieg über den Rhein hinüber zu verfolgen und auf die feindliche Hauptstadt loszugehen, so sehr muß ich jetzt zur Vorsicht rathen." Schon die Streitkräfte des Gegners seien ganz andere als im Jahre 1814; auch sei man damals einig gewesen, während so manche Congreßerinnerungen jetzt Mißtrauen erregen und ein einziger bedeutender Unfall Trennungen herbeiführen könnte. Doch meint er, man solle nun nicht länger mit dem Feldzuge zögern; „denn so viele Ursache wir haben, den Krieg nicht zu übereilen, wenn wir einmal den Saum der Gränzdepartements erobert haben, so sehr dringend wird doch die Beschleunigung unseres Einrückens."***)

Da man nicht wünschte, zu rasch zum Angriff zu schreiten, hielt man es auch nicht für wahrscheinlich, früher angegriffen zu werden; wie Gneisenau

*) S. den Aufsatz vom Major v. Steinmetz im Militärwoch. 1846. S. 35.

**) Nach einem handschr. Berichte Müfflings d. d. 27. Mai. Wegen der Verpflegung habe er sich, äußerte Wellington, an den König der Niederlande gewendet. „Als ich schließlich", so endet Müfflings Bericht, „dem Herrn Herzog versicherte, daß, wenn er glaube, der Krieg könne mit Vortheil hier angefangen werden, der Fürst Blücher gewiß nicht dagegen sein würde, glaube ich bemerkt zu haben, daß der Herzog sich nicht leicht zur Eröffnung des Krieges ohne besondere Zustimmung und auf Antrieb der hohen Mächte oder ohne besondere Befehle aus England entschließen dürfte." Vgl. auch die Schreiben an Schwarzenberg d. d. 9. Mai, bei Gurwood a. a. O. und vom 2. Juni ebendas. S. 437. Aus dem letzteren ergibt sich auch, daß man irrige Nachrichten hatte und die royalistische Reaction im Lande für viel stärker hielt, als sie war.

***) Der Brief ist an Knesebeck gerichtet.

selbst sich nachher mündlich geäußert hat: „Man rechnete noch nicht auf den Angriff, man hatte zwar Nachrichten, traute ihnen aber nicht und wurde überrumpelt." Gegen diesen letzten Fall hoffte man freilich sicher zu sein, indem jeder der beiden Feldherrn darauf rechnete, sein Heer binnen höchstens 24 Stunden concentriren zu können. Allein beide Heere lagerten sehr zerstreut. Von dem britischen war eine Division und die hannöversche Reserve nach Antwerpen, Ostende, Ypern hin detachirt; das Gros, noch einige 90,000 Mann, dehnte sich von Gent bis Tournay und Mons hin aus. Von den Preußen stand Zieten bei Charleroi, Pirch mit dem Hauptquartier in Namur, Thielmann um Ciney und Huy, Bülow bei Lüttich. Auch als zwischen dem 6. und 13. Juni übereinstimmende Nachricht kam, daß um Maubeuge sich größere Massen des Feindes vereinigten und Napoleon selbst zur Nordarmee abgegangen sei, selbst da ward keine Maßregel genommen, die getrennten Heerestheile fester zusammenzuziehen. In der Nacht vom 13. bis 14. Juni konnten die Vorposten schon an den zahlreichen Wachtfeuern erkennen, daß der Feind nahe war.

Es ist keine Frage, daß Napoleon wieder den Vortheil der Ueberraschung für sich hatte. Auch auf die letzten Nachrichten hin war bei den Verbündeten nichts geschehen, um eine Ueberwältigung der vorgeschobenen Brigaden abzuwenden. Wellington traf gar keine Anordnung, Blücher bestimmte erst am Abend des 14. Juni, daß das Corps Zietens, wenn es mit Uebermacht angegriffen würde, sich fechtend nach Fleurus zurückziehen, Pirch und Thielmann sich bei Mazy und Namur sofort vereinigen sollten. Die Weisungen an Bülow waren theils so unbestimmt gehalten, theils ihre Besorgung so verzögert, daß die Concentrirung bei Hannut (zwischen Lüttich und Namur) jedenfalls erst später, als befohlen war, stattfinden konnte.*) „Es war," wie ein Kampfgenosse von den ersten Momenten des Feldzugs gesagt hat,**) „als ob beide Feldherren das Gewöhnlichste versäumen sollten, um nachher Ungewöhnliches zu thun."

Napoleon hatte sich indessen zum Angriff fertig gemacht. Er führte im Ganzen 89,000 Fußgänger, 22,000 Reiter und nahezu 350 Geschütze mit sich. Mit der Artillerie und den Genietruppen belief sich seine Heeresmacht auf 128,000 Mann.***) Am frühen Morgen des 15. Juni brach er

*) Vgl. die Erörterung im Mil.-Wochenbl. 1845. S. 19 ff. und Gesch. der Kriege a. a. O. 112 f. 119 f.

**) Hofmann, Feldzug von 1815. S. 36.

***) Was nach Belgien einbrach, bestand aus dem

I. Armeecorps unter	Erlon	16885 Mann zu Fuß und	1506	Reitern.
II. „ „	Reille	20635 „ „ „ „	1865	„
III. „ „	Vandamme	16851 „ „ „ „	1017	„
IV. „ „	Gérard	12800 „ „ „ „	1628	„
VI. „ „	Lobau	9218 „ „ „		

gegen Charleroi und Marchiennes nach der Sambre hin auf. Der erste Stoß galt demnach den Preußen; sie standen ihm am nächsten und noch ausgedehnter als das britische Heer; von Blüchers Raschheit ließ sich zudem erwarten, daß er eher dem bedrängten Wellington zu Hülfe eilen würde, als dieser in gleichem Falle dem preußischen Feldherrn. Vor Allem mußten also die Preußen unschädlich gemacht werden.

Das Vordringen der Franzosen über die Sambre war nicht aufzuhalten, zumal die Brücken nicht abgebrochen, auch nicht mit Geschütz vertheidigt werden sollten. Bei Charleroi, Marchiennes und Thuin ward am 15. Juni lebhaft gefochten und die Preußen von der Uebermacht mit Verlust zurückgedrängt; allein um einen größeren Schlag auszuführen, war der Angriff der Franzosen doch zu vereinzelt gewesen, ihr Aufmarsch in zu verschiedenen Zeitpunkten erfolgt. Es gingen dadurch Napoleon kostbare Stunden verloren, die den Preußen Zeit genug ließen, die nachtheiligsten Folgen der Ueberraschung abzuwenden. Die Franzosen wandten sich gegen Gosselies, Zieten war gegen Fleurus und St. Amand zurückgewichen, Pirch und Thielmann standen zur Seite gegen Namur, Bülow freilich befand sich in Folge der Befehle, die ihm zugegangen waren, auf dem Marsche von Lüttich her noch weiter zurück.*)

Hatte so die preußische Führung Manches versäumt oder verspätet, so waren auch Wellingtons Maßregeln nicht durch Schnelligkeit bemerkenswerth. Schon am Vormittag war die Nachricht vom Angriff der Franzosen nach Brüssel gelangt; es wurden aber erst in den späten Nachmittagsstunden und am Abend Anordnungen getroffen, die Truppen zu vereinigen und in Marsch zu setzen.**) Der Herzog selbst brachte, nachdem er die ersten Befehle ausgetheilt, einen Theil der Nacht auf dem Balle der Herzogin von Richmond

---

Dann:

den Garden unter Mortier	13026 Mann zu Fuß und	3795 Reitern
der Cavalleriereserve unter Grouchy (Vier Corps unter Pajol, Excelmans, Valmy und Milhaud)	— " " "	12491 "

In den Zahlenangaben folgen wir Charras (histoire de la campagne de 1815. S. 57 ff. 489 f.), der aus den Papieren des depôt de la guerre geschöpft hat. Darnach stellen sich die meisten Positionen etwas höher, als in den gewöhnlichen Berichten, denen auch wir früher gefolgt waren.

*) Ueber diese Vorgänge s. außer anderem den schon angeführten Aufsatz des Majors von Steinmetz im Militärwochenbl. 1846. 3—11. Charras S. 105—114. Reiche II. 155—169.

**) Vgl. außer Clausewitz VIII. 51 die gediegene Beurtheilung des Siborneschen Werkes im Militärw. 1845. S. 10. 11. Wir werden noch öfter auf sie verweisen; sie bildet eine unentbehrliche Vorarbeit für die Geschichte dieses Feldzuges.

zu. Ein Glück, daß Napoleon, durch die Verspätung seiner Corps oder weil er selber nicht mit dem gewohnten Nachdruck verfuhr, nicht dazu gekommen war, an diesem Tage noch Fleurus und Quatrebras zu besetzen und so die Verbindung beider Heere zu durchschneiden! Daß es möglich war, versichern wenigstens sachkundige militärische Stimmen. Was mittlerweile zum Schutz von Quatrebras geschah, war das Verdienst einzelner Corpsführer, wie Perponchers und des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar.

Die Gegend, in welche sich Zieten am Abend des 15. Juni zurückgezogen, gehörte zu dem wellenförmigen Terrain zwischen der Sambre und der Dyle. Ein Bach, welcher sich in vielen Windungen durch Schluchten hinzieht, bildet dort ein Defilée, das sich durch ein von Sombref kommendes Thal in zwei Theile scheidet. Fast parallel mit dem Defilée zieht sich die Straße von Namur über Sombref nach Quatrebras und Nivelles. Die preußische Aufstellung dort sicherte nach Osten den Rückzug auf Namur und die Verbindung mit Bülow, nach Westen unterhielt sie den Zusammenhang mit dem britischen Heere. Napoleon ließ den Morgen vorübergehen, ohne anzugreifen, obwol vorerst nur Zietens Corps bei den Dörfern Ligny, St. Amand und Bry aufgestellt war. Es ist dies Warten von mehreren Seiten heftig getadelt worden und man hat darin, wie in den Vorgängen vom Tage zuvor, einen merklichen Unterschied gegen die frühere Kriegführung des französischen Kaisers sehen wollen; doch haben andere Stimmen, deren Urtheil nicht leicht wiegt, darauf hingewiesen, daß die Truppen vorher einen Theil der Nacht marschirt waren und nun dringend der Ruhe und Verpflegung bedurften.*) Daß dies Säumen Napoleon nachtheilig war, ist freilich gewiß; es gab den Engländern wie den beiden preußischen Corps Zeit, sich zu nähern. Vor Mittag waren Pirch und Thielmann herangekommen; es standen nun 83,000 Mann bei St. Amand und Ligny vereinigt. Auf Bülow durfte man nicht zählen; sein Corps war aus den früher angedeuteten Gründen um die Zeit, wo die andern bei Ligny ankamen, erst auf dem halben Wege zwischen Lüttich und Hannut.**)

Napoleon führte Gérard, Vandamme, die Garden, den größten Theil der Reservereiterei und eine Division von Reille's Corps heran, im Ganzen einige 60,000 Mann; ein paar Stunden rückwärts stand als Reserve das Corps von Lobau. Den Rest seines Heeres, Erlon und Reille nebst Valmy's Reiterei, nach Napoleons eigener Angabe 45—50,000 Mann, führte Ney zur Linken gegen Quatrebras auf der Brüsseler Straße vor. Während der

*) Siborne I. 65 f. und Schulz S. 128, auch Charras S. 126 u. 166. tadeln das Warten, Clausewitz VIII. 62. 63 findet es gerechtfertigt.

**) S. Milit.-Wochenbl. 1845. S. 24. Ueber die Aufstellung der Preußen bei Ligny s. Reiche II. 175 ff. Manches neue Detail über den Kampf bringt Stawitzky Gesch. des k. preuß. 25. Infanterieregiments. Koblenz 1857. S. 50 ff.

Marschall die britische Armee festhielt, dachte Napoleon selber Blücher zu schlagen. „Ich werde den Feind angreifen, wenn ich ihn treffe," schrieb er am Morgen an Ney, „und die Straße bis Gembloux frei machen. Dort werde ich, je nach dem was geschehen wird, meinen Entschluß fassen, vielleicht um drei Uhr Mittags, vielleicht am Abend. Meine Absicht ist, daß Sie bereit sind, auf Brüssel zu marschiren; ich werde Sie zu Fleurus oder Sombref mit der Garde unterstützen und möchte morgen früh zu Brüssel eintreffen." Er rechnete für Ney auf keinen ernsten Kampf, sondern behielt sich vor, einen Theil von dessen Kräften näher an sich selbst heranzuziehen. Napoleon unterschätzte die Schnelligkeit und Energie der Gegner, und erschien zugleich selber langsamer und unschlüssiger als in früheren Tagen. Erst als er nach Mittag sich zur Schlacht entschloß, gab er Ney die Ordre: „Greifen Sie an, was Ihnen gegenüber steht, und nachdem Sie es mit Kraft zurückgeworfen haben, wenden Sie sich zu uns zurück, um das feindliche Corps (Blücher) umwickeln zu helfen." Und eine Stunde später kam er dringender auf diese Forderung zurück. „Sie müssen," lautete ein Befehl, der kurz nach drei Uhr gegeben war und freilich erst am Abend in Ney's Hände kam, „sofort die rechte Flanke des Feindes angreifen; derselbe ist verloren, wenn Sie mit Nachdruck handeln, das Schicksal Frankreichs liegt in Ihrer Hand."

Aber diese Befehle konnten nicht mehr vollzogen werden. Ney hatte bei Quatrebras nicht blos eine Plänkelei, sondern ein Treffen mit den Engländern zu bestehen, das zudem nicht günstig ausfiel; Napoleon selber siegte zwar bei Ligny, doch nicht so entscheidend, wie es für seine Lage nothwendig war.

Blücher hatte sich entschlossen, die Schlacht anzunehmen; eine Unterredung mit Wellington gab die Hoffnung,*) daß dieser selbst kommen werde, falls er nicht angegriffen ward, und wenn er auch nicht kam, hielt er doch bei Quatrebras einen Theil der Feinde fest. So nahm der preußische Feldherr seine Aufstellung: die Corps von Zieten und Pirch auf der westlichen, Thielmann auf der östlichen Seite des Defilées. Das schien zugleich den Rückzug nach der Maas und die Verbindung mit Wellington sicherzustellen, obwol militärische Stimmen gerade diese Vermischung zweier entgegengesetzter Zwecke bedenklich finden;**) sie habe, sagen sie, dem Plane die Einheit und Einfachheit genommen und dem Corps Thielmanns eine ziemlich unfruchtbare Rolle zugetheilt.

Zwischen zwei und drei Uhr griff Napoleon an; es entspann sich um

---

*) Vorher um halb 11 Uhr hatte der Herzog von den Höhen von Frasne aus an Blücher geschrieben. S. den Brief im Milit.-Woch. 1852. S. 192 f.

**) S. Clausewitz VIII. 90. Milit.-Woch. 1845. S. 30. 31. Ob freilich der Brief rechtzeitig eintraf, wird durch manche Umstände zweifelhaft. Dagegen tadelt Reiche II. 195 das Verhalten Thielmanns.

die Dörfer St. Amand und Ligny ein Kampf, der zu den erbittertsten der Kriegsgeschichte gehört. Zwar waren nicht alle Truppen von gleicher Ausdauer und die neuen Elemente im preußischen Heere blieben hinter den Veteranen der Jahre 1813 und 1814 merklich zurück; aber im Ganzen waren doch Angriff und Abwehr gleich bewunderungswerth. Mehr als fünf Stunden lang ward in stets wiederholten und wechselnden Gefechten um den Besitz der beiden Dörfer gerungen. Namentlich in Ligny führte man den Kampf mit furchtbarer Heftigkeit; der ganze Ort war mit Kämpfenden erfüllt, die nicht in geordneten Reihen, sondern in einzelnen Gruppen mit Bajonnet und Kolben auf einander schlugen. Straßen und Durchgänge waren mit Verwundeten, Sterbenden und Leichen verstopft, ein Theil des Dorfes stand in Flammen, indessen ein wüthendes Geschützfeuer die Erde erdröhnen machte.

Im Ganzen war es eine alte Erfahrung, daß die Franzosen im Dorfgefecht geübter waren; doch hätte dies wohl kaum die Entscheidung gegeben. Aber das wird auch von preußischen Darstellungen getadelt, daß Blücher sich nicht lediglich auf eine zähe Defensive beschränkte, sondern daß er, freilich ganz in seiner Weise, beim ersten kleinen Erfolg hitzig zum Angriff vorging und seine Streitkräfte außerordentlich rasch verbrauchte. Im Laufe weniger Stunden hatten die Preußen bei St. Amand und Ligny gegen funfzig Bataillone und einen Theil ihrer Reiterei im Feuer gehabt; sie zählten nur noch acht frische Bataillone. Der Feind hatte es besser verstanden, seine Kräfte zu schonen.

Nachdem der Kampf beinahe vier Stunden fortgedauert, glaubte Napoleon den entscheidenden Schlag führen zu können. Bei ihren Angriffen hatten die Preußen ihr Centrum bei Ligny geschwächt; es schien nicht schwer, mit einer frischen Kraft hier ihre Stellung in der Mitte zu durchbrechen. Sechszehn Bataillone der Garde, ihre schwere Reiterei und die Kürassiere setzten sich gegen Ligny in Bewegung. Ein eigenthümliches Mißverständniß schob den Angriff auf, als er schon beginnen sollte. Es ward der Anmarsch eines feindlichen Corps auf dem linken Flügel gemeldet. Bei genauerer Nachforschung ergab es sich, daß es nicht der Feind, sondern Erlons Armeecorps war, das auf dem Wege von dem oben erwähnten Befehl an Ney, den Preußen in die Flanke zu fallen, erreicht, sich nach dem Schlachtfeld von Ligny aufmachte. Aber gleich darauf kam eine andere Ordre von Quatrebras, worin der hart bedrängte Ney dringend Unterstützung forderte. Erlon wandte sich darauf mit dem größten Theil seines Corps nach Quatrebras. Dies Hin- und Herziehen zwischen zwei Schlachtfeldern, dessen Schuld Napoleon nachher auf Ney und Erlon warf, hat wesentlich zu der Unfruchtbarkeit dieses Tages beigetragen.*)

*) Das Werk von Charras, das im Gegensatz zu den übrigen französischen Büchern Napoleon scharf beurtheilt und sich den deutschen und britischen Auffas-

Wie dann die Garden, nach acht Uhr, ihren Angriff auf Ligny machten, half die Nacht einen Theil der Gefahr abwenden. Aber sie drangen doch glücklich vor, brachen sich Bahn durch das Dorf und erstiegen jenseits die Höhen. Bei einem der heftigen Angriffe, die hier auf- und niederwogten, wäre Blücher beinahe in die Gewalt des Feindes gerathen. Er hatte selber eine Reiterattake geführt, stürzte mit seinem verwundeten Pferde zu Boden und die verfolgende feindliche Cavallerie brauste dicht an ihm vorüber, während sein Adjutant Graf Nostitz ihn in dem wilden Getümmel verbarg und deckte, bis ein neuer Schwarm vordringender preußischer Cavallerie Zeit gab, den fast bewußtlos liegenden Feldherrn in Sicherheit zu bringen.

So dauerte bis in die Nacht der wirre Kampf, aber der Sieg der Franzosen war nicht mehr abzuwenden. Die Erschöpfung der Truppen hatte den höchsten Grad erreicht; Manche fielen, von der furchtbaren Anstrengung des Kampfes ermattet, zu Boden. Nachdem das Centrum durchbrochen war, schien es rathsam, den Rückzug nicht länger aufzuschieben. In später Nacht ward er angetreten; der linke Flügel unter Thielmann, der auf seinem getrennten Terrain sich gegen eine kleinere feindliche Macht behauptete, aber auf den Gang der Schlacht nicht einzuwirken vermochte, brach erst gegen Morgen auf. Die Schlacht hatte nach dem mäßigsten Anschlag den Franzosen 7—8000, den Preußen 12,000 Mann und 21 Geschütze gekostet. Der Feind hatte gesiegt, aber er verfolgte die Ueberwundenen nicht.*) Das

---

sungen sehr nähert, hat über diesen Punct neuerlich noch eine einläßliche Untersuchung angestellt (S. 195—210). Das Ergebniß ist darnach folgendes: Drouet d'Erlon war nach Frasnes marschirt, wohin ihn ein Befehl Ney's vor halb 11 Uhr Morgens gerufen hatte. Jenseits Frasnes kam ihm ein höherer Officier entgegen und ließ ihn eine mit Bleistift geschriebene Ordre an Ney lesen, der zufolge er nach Ligny kommen sollte; Charras schreibt das einem Mißverständniß oder dem mißleiteten Eifer eines Ordonnanzofficieres zu. Drouet brach gegen Ligny auf; dort erhielt er eine neue Weisung nach Quatrebras zurückzukehren, die Napoleon auf die Nachricht von Ney's Bedrängniß erlassen hatte. Darnach hatten Ney und Drouet ihre volle Schuldigkeit gethan, der Erstere namentlich mit geschwächten Kräften Wellington gehindert, Blücher nach Ligny zu Hülfe zu kommen; während Napoleon am Morgen zögerte und am Abend es versäumte mit Drouets Hülfe den Preußen einen vernichtenden Schlag zu bereiten. Die Erzählungen von St. Helena sind, wie Charras richtig bemerkt, erfunden worden „sur la leçon des événements, pour dissimuler les fautes de Napoleon." Soldaten und Officiere haben nach seiner Ansicht geleistet, was sie konnten; „le chef leur manqua; le chef n'était plus lui-même." In diesen Worten ist zugleich der Grundgedanke des Charras'schen Buches ausgesprochen.

*) Charras berechnet den Verlust der Franzosen auf mehr als 11000, den der Preußen auf ungefähr 18000. Dagegen widmet er neben einer strengen Kritik Napoleons dem preußischen Feldherrn, trotz der gemachten Fehler, die vollste Anerkennung. „Bülow lui avait manqué; Wellington lui avait manqué; et cela n'avait

gab Zeit, in den anfangs verworrenen Rückzug Ordnung zu bringen. Nach wenig Stunden hatten die Truppen wieder eine Haltung und einen Zusammenhang gewonnen, wie es selten nach einem verlorenen Treffen so fürchterlicher Art vorgekommen ist. Vierzig Stunden später standen sie von Neuem auf dem Schlachtfelde, um den Kampf von Ligny glänzend zu vergelten.

Es gibt wenig Momente in der Geschichte, wo der Eindruck eines unglücklichen Treffens so rasch durch die großen Dinge, die folgten, verwischt worden ist, wie hier. Die preußischen Führer hatten die Schlacht verloren, ein Fall, der jedem Feldherrn widerfahren konnte; aber die Art, wie sie den Rückzug ordneten und richteten, wird für alle Zeit der gerechtesten Bewunderung werth bleiben. Der Sieg von Ligny hatte nur dann einen Werth für Napoleon, wenn die preußische Armee dadurch unschädlich gemacht, ihre Verbindung mit den Briten zerrissen und dem Gegner Zeit gegönnt ward, auch diese zu schlagen. Dies zu vereiteln, war jetzt die Aufgabe. Blücher war an dem Abend außer Stande, das Commando selbst zu führen; es mußten Andere für ihn eintreten. Grolman, der Generalquartiermeister, war es, der mitten in dem heißen nächtlichen Kampfe kaltblütig die Anstalten traf, um den Rückzug zu sichern. Der Chef des Generalstabes Gneisenau hatte kurz vor Sonnenuntergang nach einem Blick auf die Karte mit den Worten: „Wir müssen mit den Engländern in Verbindung bleiben," laut den nächsten Generalen und den Adjutanten die Ordre zum Rückzug auf Tilly, also in der Richtung auf Wavre, ertheilt.*) Man gab darnach die Verbindung mit dem Rhein auf, schlug statt der großen Rückzugsstraße nach Namur kleine mühevolle Wege ein, aber man erhielt sich die Verbindung mit Wellington und Bülow und vollführte einen Entschluß, den der Gegner, schon um seiner kühnen Ungewöhnlichkeit willen, nicht in Rechnung zog.

Das war es, was die große Entscheidung von Waterloo möglich gemacht hat.

Während man bei Ligny focht, war wenige Stunden seitwärts ein Kampf von fast gleicher Heftigkeit entbrannt. An der Stelle, wo sich die beiden Straßen von Charleroi nach Brüssel und von Nivelles nach Namur durchschneiden, beim Wirthshaus Quatrebras, schlug sich Ney gegen einen Theil des britischen Heeres.

diminué ni sa fermété ni même son audace." Dann hebt er namentlich (S. 168) hervor, daß Blücher, wiewol besiegt, sich doch enthalten hat, die Schuld des Mislingens auf Bülow oder Wellington zu werfen. „Il a laissé à l'histoire le soin d'apprécier sescruels mécomptes. Napoleon vainqueur ne l'a pas imité." Der warf freilich wie gewöhnlich die Schuld auf einen Andern, diesmal auf Ney, den Charras rechtfertigt, wie dies schon früher von deutscher Seite geschehen ist.

*) S. Hofmann S. 56. 57.



Ney hatte am Morgen des 16. Juni von seinem Kaiser nur die allgemeine Weisung empfangen, nach Brüssel aufzubrechen, sobald Napoleon selbst seine feste Entschließung getroffen hätte; vorerst sollte er bei Quatrebras Stellung nehmen und von dort gegen Brüssel und Nivelles recognosciren, „wohin sich der Feind wahrscheinlich zurückgezogen habe." War schon in diesem Befehle die Macht, welche Wellington entgegenstellen konnte, offenbar zu gering geschätzt, so trat dies noch deutlicher hervor in den späteren Anordnungen, welche dem Marschall ein thätiges Eingreifen in den Kampf bei Ligny vorschrieben. Er sollte Alles, was vor ihm stehe, kräftig zurücktreiben, und sich dann auf den rechten Flügel der Preußen werfen. Es war sehr zweifelhaft, ob dies möglich war. Wenn Ney auch am Anfang nur wenig Truppen bei Quatrebras fand, je weiter er vordrang, desto mehr mußte er auf die dichten Massen des feindlichen Heeres kommen. Sie mit einem raschen Stoß niederzuwerfen, war leichter gesagt, als gethan; sie festhalten und beschäftigen, damit sie den Preußen bei Ligny nicht zu Hülfe eilen konnten, war Alles, was man mit Sicherheit erwarten durfte.*)

Von den Verbündeten waren freilich am Morgen des 16. Juni, wie es die späten Anordnungen vom vorigen Tage erwarten ließen, nur wenig Truppen bei Quatrebras vereinigt. Erst sieben, dann neun Bataillone Nassauer und Niederländer, im Ganzen etwas über 6—7000 Mann mit 16 Geschützen, ohne Reiterei, waren unter dem Prinzen von Oranien dort aufgestellt.**) Sie standen eine Strecke südlich von Quatrebras, in der Nähe des Gehöftes von Gemioncourt, der rechte Flügel an das jetzt verschwundene Gehölz von Bossu angelehnt. Eine Stunde nach Mittag rückte Ney mit 11,500 Mann und dreißig Geschützen heran und entschloß sich, obwol er den Feind für stärker hielt, als er war, zum Angriff. Der erste Stoß war glücklich. Die Uebermacht der Franzosen warf die Niederländer, die sich für junge Truppen tapfer schlugen, drängte sie in das Gehölz zurück und entriß ihnen Gemioncourt. Auch die Ankunft von ungefähr 1100 Mann niederländischer Reiterei vermochte das Gefecht nicht herzustellen; sie wurden mit in den Rückzug verwickelt. Um diese Zeit war Wellington von seiner Unterredung mit Blücher zurückgekehrt und übernahm die Leitung des Treffens. Vom Feinde näherte sich jetzt eine weitere Division, die ihn bis auf 17,000 Mann verstärkte, aber auch für die Verbündeten kam erwünschte Hülfe. Es war zwischen drei und vier Uhr, als zwei britische Brigaden von der Division Picton, dann die hannoversche Brigade Best und der größte Theil des braunschweigischen Corps das Schlachtfeld erreichten. Nun zählte Wellington über

*) S. die Bemerkungen von Clausewitz VIII. 103—107.

**) Ueber das allmälige Anwachsen der Streitkräfte beider Theile s. den fleißigen Excurs von Schulz, Gesch. der Kriege XIV. 1. 193 f.

19,000 Mann mit 30 Geschützen, doch waren die Franzosen noch im Vorschreiten begriffen. Auf den Flügeln befanden sie sich im Vortheil und in der Mitte begann eben eine stattliche Angriffscolonne den Grund von Gemioncourt zu durchschreiten, um auf Quatrebras loszudringen. Ein kräftiger Angriff der britischen Veteranen, unter dem heftigsten feindlichen Geschützfeuer von Picton selbst geleitet, warf aber die Feinde mit dem Bajonnet zurück. Nicht so glücklich war der Versuch der Braunschweiger, auf dem rechten Flügel das Vordringen des Feindes zu hemmen. Sie wurden von dem überlegenen Geschützfeuer furchtbar mitgenommen, die Franzosen drangen aus dem Gehölz von Bossu hervor und vergebens suchte Herzog Friedrich Wilhelm selbst an der Spitze seiner Reiterei das Gefecht zum Stehen zu bringen. Die Reiter mußten weichen, auch das Fußvolk, zum großen Theil junge Truppen, vermochte dem Feuer der feindlichen Kartätschen nicht zu widerstehen und eilte verwirrt gegen Quatrebras zurück. Hier war es, wo der heldenmüthige Fürst, dem es nicht beschieden war, den letzten glorreichen Erfolg über Bonaparte zu erleben, seinen Tod gefunden hat. In der Nähe eines einzeln stehenden Hauses an der Straße nach Charleroi, wo er eben bemüht war, die Weichenden zu sammeln und zu ordnen, streckte ihn eine feindliche Kugel zu Boden; kaum gelang es, den Sterbenden vor den anstürmenden Verfolgern zu retten. Die siegreiche französische Reiterei eilte nun vor bis nach Quatrebras und erschien zum Theil im Rücken eines britischen und eines Hochländer-Bataillons; dort freilich lief sie der verbündeten Reserve in die Arme, hier ward sie durch die unerschrockenen Veteranen kräftig empfangen und mit beträchtlichem Verlust zurückgejagt. Gern rühmen die Engländer und mit Recht den kaltblütigen Muth, womit das schottische Regiment, beinahe überfallen, sich rasch zum Viereck ordnete, das britische in seiner dünnen Aufstellung den Reiterschwarm ruhig im Rücken heranbrausen ließ, um dann im entscheidenden Moment „Kehrt“ zu machen und den Feind durch ein wohlgezieltes Feuer in nächster Nähe in die Flucht zu schlagen. Indessen war Ney durch eine frische Division schwerer Reiterei verstärkt worden. Die Zahlen beider Heere mochten jetzt fast gleich sein, aber an Reiterei waren die Franzosen wohl um's Doppelte überlegen. Es entspann sich ein eigenthümlicher und seltener Kampf, den das verbündete Fußvolk, namentlich Pictons Bataillone, in hohen Ehren bestanden. In Vierecke formirt, trotzte die tapfere Infanterie den wiederholten stürmischen Attaken der Reiterei und dem Feuer der Tirailleure, bis frische Kräfte kamen. Etwa um fünf Uhr traf der größte Theil der Division Alten ein, vier britische Bataillone von der Brigade Sir Colin Halketts und sechs hannoversche unter Graf Kielmannsegge. Zwar erhielten auch die Franzosen jetzt noch den Zuzug einer neuen Reiterdivision, allein es war ihre letzte Verstärkung. Um diese Zeit war es, wo Ney dringend an Erlon sandte und — freilich zu spät — ihn vom Wege nach dem Schlachtfeld von Ligny wieder umkehren

hieß. Aber daß er Napoleons bald nachher eingetroffene Befehle, Blücher in die Flanke zu fallen, nicht befolgen konnte, war durch die Umstände erklärt.

Noch entspann sich als letzter Act des Treffens ein hitziger Kampf, nicht ungleich den früheren. Die Franzosen suchten mit ihrer Uebermacht an Reiterei in immer neuen Angriffen die feindliche Aufstellung zu durchbrechen, erlangten auch einzelne Vortheile, vermochten aber doch die Kraft der britischen und deutschen Bataillone nicht zu überwältigen. Als dann in den Abendstunden außer dem Rest der Braunschweiger die englische Gardedivision unter Cooke eintraf und dreißigtausend gegen zwanzigtausend fochten, konnte der Ausgang des Kampfes nicht mehr zweifelhaft sein. Der Feind ward aus den meisten Stellungen, die er am Mittag gewonnen, wieder herausgedrängt; die bei Gemioncourt gab er freiwillig preis und zog sich auf Frasne zurück. Es war ein Triumph der britischen und deutschen Infanterie, deren heroischer Wetteifer von englischen Quellen selber auf's wärmste anerkannt wird*). Blutig war der Kampf allerdings gewesen; er hatte den Verbündeten wohl 4500 Mann, den Franzosen schwerlich viel weniger gekostet. Wohl hatte Ney dadurch gehindert, daß Wellington seine Zusage, Blücher zu Hülfe zu kommen, erfüllen konnte; aber es war zugleich durch den Widerstand bei Quatrebras der Zweck, den Napoleon seinem Marschall vorgezeichnet, vereitelt, es war die Kraft des Stoßes von Ligny wesentlich geschwächt und den Preußen ihr ungestörter Rückzug dadurch möglich gemacht worden. Trotz der verlorenen Schlacht stand nun nichts im Wege, daß beide Heere sich auf einander zurückzogen und mit vereinter Macht den Angriff des Gegners erwarteten.

Vom Schlachtfeld von Ligny nahmen die Corps von Zieten und Pirch ihren Rückzug erst nach Tilly, dann gegen Wavre; Thielmann, der den Kampfplatz später verließ, hatte sich nach Gembloux gewendet, dort die Verbindung mit Bülow hergestellt, und war dann nach einigen Stunden Rast gleichfalls gegen Wavre aufgebrochen. Wahrscheinlich im Laufe des Tages

*) Vergl. Siborne I. 121. 124. 125. Die Darstellung des britischen Geschichtschreibers hat von holländischer Seite einen leidenschaftlichen Angriff erfahren (vergl. die Schrift von W. J. Knoop übers. von Weiffenbach. Breda, 1847. S. 8—11. 13). Daß Siborne die niederländischen Truppen mit einer gewissen Ungunst behandelt (I. 86. 97. 101. 124 f.), ist allerdings nicht zu verkennen; auch hat er die Schwierigkeit des Kampfes im ersten Moment der Schlacht nicht genug betont und ungerechter Weise die Niederländer beschuldigt, an dem letzten Act keinen Theil mehr genommen zu haben. Indessen daß der Unterschied junger und alter Truppen sichtlich hervortrat, dann daß der hartnäckigste und glänzendste Theil des Treffens der britischen und deutschen Infanterie zufiel, scheint uns durch die holländische Gegenschrift nicht widerlegt.

(17. Juni) konnten sich demnach alle vier Corps der preußischen Armee dort vereinigen.

Blücher hatte sich von seinem Falle wieder erholt; nachdem er auf dem Pferde eines Uhlanen den schmerzensvollen Ritt von Ligny leidlich überstanden und sich im Dorfe Mellioreux, nicht weit von Tilly, mit einer Schale Milch erquickt, fand ihn dort Gneisenau am späten Abend, wie er auf einem Strohlager ruhte und in gewohnter Seelenruhe sein Pfeifchen schmauchte*). Auch die Truppen hatten so wenig wie der Feldherr ihre Haltung verloren. Schwächere Elemente pflegen auch bei der besten Armee nicht zu fehlen; sie haben sich auch hier vom Kern gesondert; besonders von den jungen Truppen und denen aus den neuerworbenen Provinzen war ein Theil, vom Schrecken der Niederlage erschüttert, bis Lüttich und Aachen zurückgeflohen. Aber die große Masse hatte sich wunderbar rasch von dem fürchterlichen Kampf bei Ligny wieder gesammelt; nachdem sie in der Nacht und hungrig truppweise unter stetem Regen in unbekannte und schlechte Wege geworfen worden waren, reichten doch wenige Stunden hin, die Ordnung und Festigkeit wiederherzustellen. Am Mittag und am Abend waren drei Corps um Wavre vereinigt; Bülow stand eine kleine Strecke rückwärts**).

Wellington hatte Morgens um 7 Uhr, noch auf dem Schlachtfelde von Quatrebras, den Rückzug der Preußen und dessen Richtung erfahren. Er schickte Müfflings Adjutanten hinüber nach Wavre und ließ dem Feldmarschall sagen: wenn die Preußen gleich heute wieder vorrücken könnten, so werde er bei Quatrebras bleiben und dort eine Schlacht annehmen; wo nicht, so wolle er sich in die Position von Waterloo zurückziehen und dort am andern Tage eine Schlacht annehmen, falls auch nur ein preußisches Corps ihm zur Unterstützung gewährt würde. Der preußische Feldherr, der sich eben nach den Strapatzen und Leiden der letzten zwölf Stunden etwas zur Ruhe gelegt, gab den Bescheid: „Lassen Sie dem Herzog sagen, heute könnte ich nicht wieder kommen, morgen aber komme ich mit dem frischen Corps und den andern." Schon vorher hatte der heldenmüthige Greis den Lieutenant von Massow hinüber nach Quatrebras geschickt, um den britischen Oberfeldherrn zu fragen: ob er bereit sei, Napoleon anzugreifen, wenn Blücher sich mit Allem, was er habe, mit ihm vereinige.***) Wellington antwortete ihm mündlich: „Der gestrige Tag hat in meiner Absicht zu einer vereinten Offensive nichts geändert. Ich gehe in mein Lager von Mont St. Jean zurück und wenn ich dort von einem preußischen Corps unterstützt werde, so nehme ich morgen eine Defensivschlacht dort an. Kann ich diese

*) S. die Notizen im Militärw. 1845. S. 68. 69.

**) Ueber seinen Marsch, den er noch vor erhaltenem Befehl gegen Wavre dirigirt, s. das Militärw. a. a. O. 70. 80. 81.

***) S. Hofmann, S. 72 f. 139. 140.

Unterstützung nicht erhalten und führt Napoleon Alles, was er hat, gegen mich, so kann ich die Schlacht nicht annehmen, sondern müßte auf Brüssel zurückgehen."

Vor Mittag begann dann der Herzog seinen Rückzug auf die Höhen von Mont St. Jean. Noch war er nicht außer Sorge, es könne sein rechter Flügel umgangen und Brüssel weggenommen werden, obwohl sich schwer sagen ließ, woher der Feind die Kräfte dazu nehmen sollte. Indessen es ward ein nicht unbedeutender Theil des britischen Heeres, siebzehntausend Mann, zu diesem Zweck westlich entsendet und blieb darum am andern Tage der großen Entscheidung entzogen. Die übrige Masse nahm ihre Aufstellung bei Waterloo.

Blüchers Hülfe ließ sich mit Sicherheit erwarten. Zwar hatte er am Morgen noch keine Nachricht von Thielmanns und Bülows Corps und von dem Schicksal der eigenen Munitionscolonnen; auch war Gneisenau durch das Versprechen, das von Wellington am Tage vorher gegeben, aber nicht erfüllt worden war, etwas mißtrauisch geworden und wollte erst dann eine bestimmte Zusage geben, wenn man der eigenen Hülfsmittel wie der Action des Herzogs gewiß wäre. Aber noch ehe der Tag zu Ende ging, kamen von allen Seiten erwünschte Nachrichten; die Parkcolonnen waren im Anzug, Thielmann in der Nähe, Bülow ließ kurz vor Mitternacht melden, er stehe an dem angewiesenen Orte und sei zu allen Bewegungen bereit. Als daher um diese Zeit Wellington seine Anfrage erneuern ließ, wurden die Befehle zum Aufbruch nach Waterloo ausgegeben und der britische Feldherr davon benachrichtigt. Am Vormittag des andern Tages (18. Juni) schrieb dann noch Blücher einen Brief an Müffling, worin es hieß: „Ich ersuche Sie, dem Herzog von Wellington zu sagen, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen." *)

Ein Entschluß, der den Feldherrn, aber auch seine Armee für alle Zeiten ehrt! Denn diese Truppen waren seit dem 15. Juni durch forcirte Märsche, heftige Rückzugsgefechte, eine blutige Schlacht und einen Nachtmarsch auf's höchste ermüdet. Verpflegung war ihnen während dieser Zeit kaum nothdürftig geworden; hungernd hatten sie zum Theil durch Gewitterschauer und Regengüsse ihre Märsche machen und Nachts auf dem nackten, aufgeweichten

*) S. Militärwochenblatt. 1845 S. 81. 82. 84. Gneisenau bat jedoch Müffling, sich noch darüber völlige Gewißheit zu schaffen, ob der Herzog wirklich den festen Vorsatz habe, zu schlagen und nicht blos zu demonstriren. Eine Vorsicht, die wohl gerechtfertigt war.

Boden campiren müssen. Und doch war in der Mannschaft der frohe Muth ungebrochen; das Mißgeschick und die Strapatzen hatten sie eher gestählt als erschüttert; dringend verlangten sie, sich zu schlagen und die Scharte von Ligny auszuwetzen.

Es drängt sich Einem freilich bei dem Allem die Frage auf: wo war denn der Feind? Ließ er es so ruhig geschehen, daß nach einer verlorenen Schlacht die beiden Heere der Gegner ihre Vereinigung vorbereiteten? War in dem Augenblick, wo die preußische Heeresleistung nach einem unglücklichen Momente sich kräftiger als je aufrichtete, die der Franzosen nicht mehr die gleiche, wie in den früheren Tagen? Die Antworten, die uns auf diese Fragen von französischer Seite geworden sind, lassen nur mit Mühe das wirkliche Verhältniß erkennen; sie sind mehr von dem Bestreben eingegeben, einzelne Personen zu rechtfertigen und andere anzuklagen, als von der unbefangenen Liebe zur historischen Wahrheit. Was darüber durch deutsche Forschung ermittelt worden, ist in gedrängtester Kürze Folgendes.*)

Napoleon hielt ohne Zweifel die Wirkungen des Schlages von Ligny für bedeutender, als sie waren, und unterschätzte, wie im Jahre zuvor nach den Kämpfen von Montmirail und Etoges, die Elasticität seines preußischen Gegners. Doch kann dies allein die an ihm so ganz ungewöhnliche Erscheinung kaum erklären, daß er nach der Schlacht ruhig nach Fleurus zurückritt, am andern Morgen (17. Juni) nicht allzufrüh die Wahlstatt und die Truppen besichtigte und erst am Mittag Anordnungen zum Aufbruch traf. Militärische Beurtheiler wollen finden, daß er nicht mehr der alte, und daß die Kraft des Genius, die noch einmal 1814 so mächtig aufgeleuchtet, im Nachlassen begriffen war.**) Wir mögen darüber nicht entscheiden; aber gewiß war ihm die politische Unbefangenheit früherer Tage verloren gegangen; die neuen Formen und Zustände hatten ihn schon vor dem Feldzuge gelähmt, sie

*) Die einläßlichste Kritik sowol der Mittheilungen bei Damitz und Siborne, als der französischen Quellen und Streitschriften von Gourgaud, Grouchy, Gerard u. s. w. gibt das Militärwochenblatt von 1845. Nr. 20—22. 25—35 in der schon früher erwähnten gehaltvollen Beurtheilung des britischen Geschichtswerkes. Darauf beruht auch vorzugsweise die Darstellung von Schulz (Gesch. der Kriege XIV. 2. 6 ff.), die neben Hofmann unter den neueren das richtigste und gedrängteste Bild der Verhältnisse gibt. In der Hauptsache stimmt damit auch Charras überein. Er widmet zugleich Blücher die verdiente Anerkennung. Quelle confiance, sagt er S. 230, après une défaite! quelle énergie dans un vieillard presque septuagénaire, encore souffrant, tout meurtri d'un accident, qui avait failli lui coûter la vie! C'est par ces efforts extrêmes d'activité, ces audaces de résolution, qu'on ramène la victoire sous les drapeaux qu'elle a désertés. Das ist die beste Kritik der schmachvollen Aeußerungen in dem Briefwechsel von Gentz und Ad. Müller 1857 S. 180—182.

**) So Siborne I. 226. 227. Vgl. Marmont VII. 110.

erfüllten ihn auch jetzt mit Sorge. Nicht die Schärfe seines Denkens, aber die rastlose Kraft seines Wollens war erschüttert. So ist es bezeichnend, daß er am Morgen nach dem Besuch des Schlachtfeldes mit seinen Umgebungen nicht von der Verfolgung des Feindes, sondern von den inneren Verhältnissen und Parteien Frankreichs sich unterhalten hat. Dennoch bleibt es auffallend, daß er sich so leicht bei der Zuversicht beruhigte, die Preußen seien völlig geschlagen und auf dem Rückzuge nach Namur.

In dieser Richtung wurden am Morgen des 17. von ihm zwei Reitercorps abgesendet. Am Mittag bekam dann Grouchy den Auftrag, mit ungefähr 32,000 Mann die Preußen zu verfolgen, nicht aus den Augen zu lassen und wo sie sich zeigten, sie anzugreifen. Mit Recht wandte Grouchy ein, daß sie einen Vorsprung von zwölf Stunden hätten, und wäre lieber dem Gros des Heeres auf dem Marsche gegen die Engländer gefolgt. Aber es blieb dabei. Grouchy sollte die Preußen nach Namur verfolgen, wohin, wie Napoleon irrthümlich glaubte, sie ihren Rückzug genommen hatten. Die Dinge kamen dann freilich so, wie es sich erwarten ließ. Sowol jene Reitercorps, als Grouchy zogen theils in der Richtung auf Namur, theils gegen Gembloux in der Irre umher und sammelten nur unvollständige und falsche Nachrichten über die Richtung des feindlichen Rückzuges. Als Grouchy am Abend des 17. in Gembloux angelangt war, ungewiß, ob Blücher mit dem Gros seiner Armee sich nach Lüttich oder nach Wavre gewendet, waren die Preußen schon bei Wavre angelangt und versammelten dort ihr ganzes Heer. In dem Augenblick, wo dies geschah und sie die Verbindung mit den Engländern vorbereiteten, theilte also Napoleon seine Armee in zwei Theile; statt daß es seine Lage und sein Feldzugsplan gebot, die Gegner vereinzelt zu bekämpfen, gab er sich selber vereinzelt ihrem vereinten Angriffe preis.*)

Auch Ney erhielt gleich späte und unbestimmte Weisungen. Am Morgen erst wurde ihm der Sieg bei Ligny gemeldet, und dabei angekündigt, der Kaiser selbst werde nach Quatrebras aufbrechen; dort solle er seine Stellung nehmen. Am Mittag ward ihm befohlen, den vor ihm stehenden Feind an-

*) S. Hofmann S. 77. Daß nicht nur Grouchy, sondern auch Napoleon den directen Rückzug nach Wavre nicht einmal als wahrscheinlich in Rechnung zog und in jedem Falle erst dann darauf aufmerksam ward, als es zu spät war, das hat, scheint uns, die Darlegung im Militärwochenbl. S. 107 ff. 112 f. mit erschöpfenden Gründen bewiesen. Nachdem schon vordem durch deutsche Forschungen das Verhältniß zu Ney und Grouchy zur Genüge beleuchtet und die bonapartischen Anklagen auf das richtige Maß zurückgeführt waren, ist nun auch von französischer Seite durch Charras das gleiche Ergebniß ermittelt worden. Am Schlusse des Abschnittes, der alle Erfindungen von St. Helena in ihrer Nichtigkeit dargelegt, macht der französische Autor S. 237 die Bemerkung: Telle est la véracité des Mémoires dictés par Napoléon; et pourtant ils ont été la base de presque toutes les relations de la campagne de 1815, écrites en France.

zugreifen; der hatte sich aber kurz vorher auf die Höhen von Mont St. Jean zurückgezogen. Dorthin wandte sich jetzt auch Napoleon selbst, als er endlich um Mittag von Ligny aufbrach; als die Nacht anbrach, hatte seine Vorhut die Gegend erreicht, die das Schlachtfeld des kommenden Tages war. Warum kann ich nicht, — äußerte er gegen seine Umgebung — wie Josua, die Sonne noch zwei Stunden aufhalten? Statt der Sonne empfing ihn dort ein starker Platzregen, der die Nacht hindurch fortdauerte und die Entwicklung von Reiterei und Geschütz bedeutend erschwerte.

So war der 17. Juni, den die Gegner rastlos benutzt hatten, für Napoleon beinahe ein verlorener Tag. Er hatte nichts erreicht, als die Aussicht auf eine Schlacht, die, wie er hoffte, gegen Wellington allein geschlagen ward. An Grouchy erging am Morgen des 18. Juni die Weisung, auf Wavre zu marschiren, um sich dem Hauptheere zu nähern und „die preußischen Corps" zu drängen, die sich dorthin gezogen hätten. Aber es war jetzt schon zu spät, das am vorigen Tage Versäumte einzuholen. Wie Grouchy in den Morgenstunden des 18. Juni, allerdings nicht allzufrüh, von Gembloux aufbrach, hatte sein Marsch mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, wie vor ihm die Preußen; nur äußerst langsam und mühevoll vermochten die Truppen des Marschalls auf dem bodenlosen Wege fortzukommen. Um Mittag konnte man den Kanonendonner hören, der von Mont St. Jean herübertönte; es tauchte jetzt wohl die Meinung auf und ward namentlich von Gérard verfochten, man müsse gerades Weges dorthin ziehen, aber Grouchy widersetzte sich, und insofern mit Grund, als er ohne Zweifel viel zu spät gekommen wäre, um auf die Entscheidung des Kampfes noch einzuwirken.*) Es war schon vier Uhr nach Mittag, als endlich die französische Infanterie sich Wavre näherte. Der größte Theil des preußischen Heeres, Bülow voran, Pirch und Zieten ihm folgend, hatte jetzt bereits die Dyle überschritten und erreichte eben das große Schlachtfeld; nur von Thielmanns Corps war noch ein Theil bei Wavre und an dem Flusse zurückgeblieben. Mit ihm entspann sich dann in den Abendstunden ein hitziger Kampf um die Uebergänge der Dyle, der bei Wavre wie bei Bierge von den Preußen, besonders der kurmärkischen Landwehr, tapfer abgeschlagen ward; als es dann später eine Strecke oberhalb den Franzosen gelang, einen preußischen Posten zu überraschen und über den Fluß zu kommen, war das Schicksal des Napoleonischen Kaiserreichs bereits entschieden.

Das Terrain, auf welches sich Wellington am Tage nach dem Kampfe bei Quatrebras zurückgezogen, war zu einer Defensivschlacht wohl geeignet.

*) Ueber die Ansicht Grouchy's, daß Blücher sich bei Löwen concentrire, und den Einfluß, den dies auf seine Entschließung übte, s. das Militärwochenblatt a. a. O. 120. Ueber Gérards Behauptung ebendas. S. 130 ff.

Die beiden Straßen, die von Nivelles und von Genappe herkommen, vereinigen sich beim Dorfe Mont St. Jean und führen von hier als Hauptstraße nach Brüssel; vor dem Dorfe zieht sich ein langgestreckter Höhenrand mit sanften Abfällen hin, der sich von selbst dem ersten Treffen der verbündeten Armee zur Aufstellung bot. Weiter rückwärts senkt sich das Terrain wellenförmig und gestattet, Reserven und Reiterei so aufzustellen, daß sie dem Auge des Feindes entzogen bleiben. In dieser Position durfte Wellington wohl hoffen, auch gegen einen stärkeren Feind sich so lange zu halten bis die preußische Hülfe kam.

Auf dem äußersten rechten Flügel, der zugleich die Verbindung mit den westwärts detachirten Corps unterhielt, beim Orte Braine La Leud, standen zwölf Bataillone Niederländer unter General Chassé; ihm zunächst einige britische von der Brigade Mitchell und die Division Clinton, zu welcher eine leichte Brigade Briten, die Brigade Du Plat von der deutschen Legion und die von Oberst Halkett commandirten vier Landwehrbataillone Bremervörde, Osnabrück, Quakenbrück und Salzgitter gehörten. In zweiter Linie hinter diesen Truppen war das braunschweigische Corps aufgestellt. Im Centrum zwischen den beiden Straßen von Nivelles und Genappe hielten die britischen Garderegimenter, an die sich die Division Alten reihte, erst Colin Halketts britische Brigade, hierauf Kielmannsegge mit den hannöverschen Feldbataillonen Bremen, Verden, York, Lüneburg, Grubenhagen und dem Feldjägercorps, dann die Brigade Ompteda von der deutschen Legion. Als zweites Treffen und als Reserve schloß sich daran das nassauische Contingent. Jenseit der Genapper Straße folgten Picton mit den britischen Brigaden Kempt und Pack und fünf Bataillone Niederländer. Daran reihten sich als linker Flügel die hannöverschen Brigaden Best und Vincke mit den Landwehrbataillonen Verden, Lüneburg, Osterode, Münden, Hameln, Gifhorn, Hildesheim und Peine. Den äußersten linken Flügel bildeten drei Regimenter Reiterei unter Vivian, theils Briten, theils von der deutschen Legion. Im zweiten Treffen war die Masse der Reiterei aufgestellt; rechts die Brigaden Grant, Dörnberg, Arentschildt, aus Briten und aus Cavallerie der deutschen Legion gebildet, dann Lord Edward Somerset mit der englischen Leibgarde und Ponsonby mit den Königsdragonern, den „schottischen Grauen" und den irischen Dragonern. Eben dort hielt auch die niederländische Reiter-Division Collaert, die mit dem braunschweigischen Corps und einer eben erst angelangten Brigade unter Lambert die Reserve bildete.

Vor der Front des Centrums, zwischen den beiden Heerstraßen, lag das Schloß Hougomont, das mit seinen massiven Gebäuden, Gärten und Gehölz sich trefflich zum Stützpunkt des Widerstandes eignete. Während der Nacht zur Vertheidigung eingerichtet und von einigen Compagnien britischer Garde, einem Bataillon Nassauer und einer Abtheilung Hannoveraner besetzt, hat dieser Punkt einen bedeutsamen Antheil an den Ereignissen der Schlacht ge-

wonnen, theils durch die wüthenden Angriffe der Franzosen, theils durch den heroischen Widerstand, womit dieselben abgeschlagen worden sind. Weiter links und näher vor der Front der Alliirten lag das Vorwerk la Haye Sainte, durch ein Bataillon von der deutschen Legion besetzt; vor dem äußersten linken Flügel die Gehöfte Papelotte und la Haye, deren Vertheidigung der nassauischen Brigade unter Herzog Bernhard, die in niederländischem Solde stand, anvertraut war.

Es waren im Ganzen 49,600 Mann Infanterie, 12,400 Reiter und 150 Geschütze, die der Herzog auf dem Schlachtfelde beisammen hatte; mit der Artillerie eine Masse von 67,600 Mann, darunter nahezu 24,000 Briten 30,000 Deutsche und 13—14,00 Niederländer.*)

Napoleons Infanterie war an Stärke den Gegnern beinahe gleich (48,950 Mann); aber er war an Reiterei und Artillerie überlegen. Von ersterer hatte er 15,700 bei sich, die Masse seiner Geschütze belief sich auf 246. Er führte im Ganzen 71,900 Mann und dazu beinahe hundert Geschütze mehr als der Feind gegen die Höhen von Mont St. Jean heran. Sein äußerster rechter Flügel, aus Reiterei bestehend, berührte das Schloß Frischermont; daran reihte sich bis zum Pachthof „La Belle Alliance," wo ungefähr die Mitte seiner Linie war, die Infanterie des Erlon'schen Armeecorps in zwei Treffen. Westlich davon stand der größte Theil des Corps von Reille. Hinter dem rechten Flügel waren Milhauds Kürassiere und die leichte Gardereiterei, hinter dem linken Flügel Kellermanns schwere Cavallerie. Hinter dem Centrum hielt gleichfalls Reiterei und was von Lobau's Corps anwesend war; eine Strecke weiter rückwärts standen die Garden zu Fuß und ihre schwere Cavallerie.

Nach einer regnerischen und gewitterreichen Nacht schien der Morgen des 18. Juni sich klären zu wollen; aber der Boden war noch aufgeweicht und für Geschütz wie Reiterei schwer gangbar. Das mag wohl auch die Hauptursache gewesen sein, weshalb Napoleon erst spät seine Truppen in Linie

*) Diese Berechnung beruht auf den detaillirten Tabellen, die Siborne I. 327—334. 371—374 gibt. Die 30,000 Deutschen vertheilen sich so: deutsche Legion 5824 M., Hannoveraner 11,220, Braunschweiger 5962, Nassauer 7100 Mann. Die letzteren haben wir natürlich zu den Deutschen gezählt, obwohl 4300 davon im niederländischen Solde standen und auch in den Listen als „2. Brigade der Division Perponcher" aufgeführt werden. Vergleicht man mit diesen Angaben den ursprünglichen Bestand des Heeres, wie ihn die britischen Quellen angeben, so wird Alles zusammenstimmen. Es ist dabei nur der Verlust vom 16. und 17. abzuzählen und das, was von der Armee detachirt war. Die siebente britische Division und das hannöversche Reservecorps standen entfernt; die britische Brigade Johnstone, die hannöversche Brigade Lyon und die niederländische Division Stedmann sammt zwei Drittheilen der hannöverschen Reiterbrigade Estorff waren am Tage vorher westlich gegen Hal detachirt worden.

treten ließ und, was Viele tadeln,*) den ganzen Morgen damit hinbrachte, eine Schlachtordnung zu bilden, die durch ihre Einfachheit den Gegnern imponirte und deren prachtvoller Aufmarsch nach britischem Zeugniß die Alliirten auf den Höhen selber mit Bewunderung erfüllte. Sein Plan war, den Hauptangriff nach dem linken Flügel Wellingtons zu richten, eine Attake auf das Centrum und namentlich auf Hougomont sollte diese Bewegung maskiren und einen Theil der feindlichen Kräfte dorthin ziehen.

Es war fünfundzwanzig Minuten vor Mittag, als eine Division von Reille's Armeecorps (unter Jerome Bonaparte) die Schlacht begann. Von ihr warf sich eine Colonne auf das Schloß Hougomont, suchte es zu erstürmen, ward aber zurückgeworfen. Ein erneuerter Angriff führte die französischen Tirailleurs bis in das Gehölz und in die Nähe des Gartens; dort mußten sie aber abermals weichen. Es war der Anfang eines Kampfes, der in gleicher Weise den größten Theil des Tages hindurch fortgedauert hat. An die Truppen Jerome's schloß sich bald die Division Foy, später noch andere Abtheilungen, während auch die Besatzung von Hougomont durch den größten Theil der britischen Garden und ein braunschweiger Bataillon verstärkt ward. Die Angriffe waren ebenso heftig, wie die Vertheidigung hartnäckig. Das Schloß selber zu nehmen, obwol ein Theil der Gebäude in Flammen stand, wollte allen Anstrengungen nicht gelingen; es brach sich dort jedes Mal der Angriff, auch wenn er bis an die Mauer des Gartens und der Gehöfte vorgedrungen war.

Indessen war die große Bewegung gegen die Mitte und den linken Flügel der Alliirten begonnen worden. Ueber siebzig Geschütze eröffneten ihr gewaltiges Feuer, unter dessen Schutze Ney mit dem Erlon'schen Armeecorps und einem Theil von Kellermanns Reiterei sich in Marsch setzte, um die Vorwerke La Haye Sainte und Mont St. Jean wegzunehmen, das feindliche Centrum zu durchbrechen und den linken Flügel zu umgehen. Der Angriff hatte früher beginnen sollen; aber in dem Augenblick, wo Ney vorgehen wollte, glaubte Napoleon zur Rechten, zwar noch in weiter Ferne, den Anmarsch neuer Colonnen zu bemerken; eine aufgefangene Depesche gab gleich darauf die Gewißheit, daß es Bülows Corps war, dessen erste Spitzen sich von Wavre her anfingen zu nähern. Der unerwartete Zwischenfall verschob den Angriff, aber eine ganz genügende Vorsorge gegen die Bedrohung der Flanke von dieser Seite ward nicht getroffen.

Gegen zwei Uhr griff Ney an; die vier Divisionen des Erlon'schen Corps setzten sich in vier Colonnen gegen die Stellungen von La Haye Sainte bis Smouhen in Bewegung.**) Das erste Vordringen verhieß Er-

*) Namentlich Clausewitz VIII. 118. 127. 145.

**) Nach Charras S. 263. 264 waren die Colonnen zum Angriff nicht gut vertheilt und ihre taktische Aufstellung fehlerhaft.

folg. Die Division Durutte nahm Smouhen und Papelotte, ohne freilich dies letzte halten zu können; die Division Donzelot nahm die Gärten bei La Haye Sainte und als ein hannöversches Bataillon zu Hülfe eilte, wurde es mitten in der Entwicklung von der Reiterei zersprengt; weiter rechts hatten die niederländischen Bataillone durch das gewaltige Geschützfeuer die Haltung verloren und gaben bei den ersten Salven des Fußvolkes in eiliger Flucht ihre Stellungen preis. Jetzt hielt aber Picton das weitere Vordringen des Feindes auf; der heldenmüthige Mann, der schon bei Quatrebras das Beste gethan und dort eine Wunde davongetragen, die er im Kampfeseifer verbarg, führte die beiden Brigaden Kempt und Pack, die zwei Tage vorher so wacker gefochten, aber auch so stark gelichtet worden waren, zum Angriff gegen die schon die Höhe herankommenden Franzosen entgegen und warf sie in kurzem glänzenden Gefecht den Anhang hinunter. Der Erfolg ward freilich theuer erkauft; Picton selber war durch eine feindliche Kugel niedergestreckt worden. Indessen hatte der Führer der Cavallerie, Lord Uxbridge, gleich beim ersten Vorgehen des Feindes die beiden Reiterbrigaden unter Somerset und Ponsonby, die rückwärts standen, vorrücken lassen; es waren die Garden, die Königsdragoner, die „schottischen Grauen," die irischen „Inniskilling," also das Auserlesenste, was das britische Heer an Reitern zählte. Der Angriff war so, wie er sich von solchen Truppen erwarten ließ. Somersets Garden warfen in einem furchtbaren Handgemenge die feindlichen Kürassiere, welche die Höhen heraufgedrungen waren, vor sich nieder; die schottischen Grauen und die Irländer brachten das Fußvolk in Verwirrung, während die Königsdragoner die Spitze der Division Alix über den Haufen warfen. Nur waren die tapferen Reiter selbst völlig aus einander gekommen und sprengten in aller Hast und Tollkühnheit des Sieges bis unter die feindliche Linie hinein. Somersets Garden stürmten auf die französischen Positionen bei Belle Alliance, Ponsonbys Schwadronen richteten erst unter der weichenden Infanterie große Verheerungen an, drängten sich bis in die Batterien des Feindes und hieben die Mannschaft nieder, bis sie von frischer Reiterei, Kürassieren und Lanciers, in der Front und Flanke attaquirt und schon aufgelöst, wie sie waren, mit großem Verlust zurückgehen mußten. Ponsonby selbst und eine Menge höherer Officiere sind dabei gefallen. Aber weit vorzudringen gelang doch auch den Franzosen nicht; es warf sich ihnen Vandeleurs Brigade entgegen und hemmte die fernere Verfolgung.

Dieses ganze wilde Drängen hatte nicht viel über eine Stunde gedauert. Der große Angriff der Franzosen auf die feindliche Mitte und Linke war fruchtlos gewesen; nur das Schlachtfeld zeigte allenthalben die fürchterlichen Spuren des Kampfes. Beide Theile zogen sich in ihre Stellungen zurück und suchten die Lücken auszufüllen, die der Kampf gelassen. Die tapfere Schaar Pictons und die Reiterei waren stark gelichtet; Somersets und Ponsonbys Schwadronen hatten beinahe die Hälfte verloren, von 2407 nicht we-

niger als 1058 Mann. Aber es war dem Feinde auch eine gewaltige Attake mißglückt; von Erlons Corps blieben gegen 3000 Mann in Gefangenschaft, eine Anzahl Geschütze waren zum Schweigen gebracht, weil die Bedienung niedergehauen war.*) Und bei Hougomont waren alle Versuche glücklich abgeschlagen worden.

Es begann nun wieder eine furchtbare Kanonade, während die Franzosen die Kräfte zu einem neuen Angriffe sammelten. Die Reiterei sollte diesmal den Hauptschlag führen; Milhauds Corps und ein Theil der Garde, im Ganzen 40 Schwadronen, sollten sich gegen die feindliche Mitte und Rechte wenden, um zwischen Hougomont und La Haye Sainte durchzubrechen, indessen zur Seite die Infanterie ihre Angriffe auf die Vorwerke und Gehöfte erneuerte. Es war ein Anblick imposantester Pracht, als die Masse bepanzerter Kürassiere, denen die Lanzenreiter und die Chasseurs von der Garde folgten, sich dem Rande der Anhöhe näherten und von dem Kartätschenhagel unerschüttert ihn erstiegen. Früherer Weisung gemäß hatte die Bedienung der britischen Geschütze, als die Cavallerie sie erreicht, sich in die nächsten Quarrés zurückgezogen; so fanden die feindlichen Reiter die Geschütze ungedeckt und stürmten unter Triumphgeschrei vorwärts. Aber auf dem inneren Abhange stand schachbretförmig in Quarrés gebildet die verbündete Infanterie; schweigend erwartete sie den Feind und erst als der Reiterschwarm heranbrauste, gab sie auf dreißig Schritte Feuer. Die Reiter geriethen in Verwirrung, einzelne Schwärme jagten durch die Zwischenräume durch bis zur verbündeten Cavallerie, die dann in Ordnung vorging und den Feind den Abhang hinunterwarf. Jetzt eilten auch die Artilleristen zu ihren Kanonen zurück und sandten dem weichenden Feinde ihre verheerenden Geschosse nach.

Nach kurzer Pause ward der Angriff wiederholt; wieder gelangten die Reiter bis auf die Höhen, unter die Geschütze und die Quarrés, abermals entspann sich ein hitziges Gefecht zwischen der Cavallerie beider Heere, wobei wie vorher die bescheidene Macht einiger britischer und braunschweigischer Reiterregimenter und der Dragoner von der Legion glanzvoll Stand hielt gegen den viel zahlreicheren Feind; der Erfolg war nicht günstiger, als das erste Mal. Jetzt verstärkten sich die Franzosen durch Kellermanns schwere Reiterei und den Rest der Garde; es soll eine Masse von 77 Schwadronen gewesen sein, die glänzend und bewegt der wogenden See gleich von Neuem auf den Rand der Höhen anstürmte. Mit trotziger Verwegenheit warfen sich die Franzosen abermals auf die Vierecke, aber diese boten unerschrocken Trotz, die jungen Braunschweiger mit gleicher Tapferkeit wie die britischen Veteranen. So ward auch dieser Reitersturm abgeschlagen.

Indessen hatte die Infanterie den Kampf mit neuer Energie wieder aufge-

*) In britischen Quellen ist ihre Zahl auf 30—40 angegeben, die Franzosen behaupten, es seien nur 15 gewesen. S. die Bemerkung von Charras S. 270.

nommen. Hougomont ward von den Divisionen, die am Mittag die Schlacht dort eröffnet, fortwährend in immer neuen Stößen angegriffen, aber von den Alliirten, die durch Clintons Division (Briten, deutsche Legion und Hannoveraner) verstärkt waren, glücklich behauptet. Auch La Haye Sainte ward jetzt von einer Division des Erlon'schen Corps wieder heftig bedrängt und nach einer verzweifelten Gegenwehr, die widerholte Stürme abschlug, von der heldenmüthigen Besatzung (es waren Bataillone der deutschen Legion, die gewaltig gelichtet und deren Officiere meist todt oder verwundet waren) endlich geräumt, weil die Munition ausgegangen war*). Die Menge von einzelnen Gefechten und Schlachtscenen, theils an den genannten Stellen, theils zur Seite, die Züge von Heroismus, worin Angreifer und Vertheidiger, alte und junge Truppen wetteiferten und in denen kaum eine unrühmliche Ausnahme zu verzeichnen ist**), dies Alles aufzuzählen, würde auch der ausführlichsten Erzählung schwer fallen; wir müssen uns ohnedies darauf beschränken, den allgemeinen Gang in den Hauptzügen zu verfolgen.

Es war jetzt ein Moment der Krisis eingetreten. Mit der Einnahme von La Haye Sainte, zwischen fünf und sechs Uhr, hatten die Franzosen einen nicht unbedeutenden Vortheil gewonnen. Wohl waren ihre Streitkräfte fast alle, bis auf sechszehn Gardebataillone, verwendet und einzelne Theile, wie Erlons Corps und die Reiterei, sehr stark gelichtet, auch hielten die Alliirten Hougomont mit frischen Kräften gegen alle erneuerten Attaken fest; allein die Angriffe der Franzosen hatten nun doch mehr Halt gewonnen, sie standen der Mitte der britischen Linie näher und konnten mit größerem Nachdruck in immer wiederholten Stößen die Kraft des Gegners ermüden, bis sie gebrochen war. Wellingtons Kampfesmittel waren ohnedies furchtbar geschmolzen. Die auserlesensten Reiterregimenter zählten nur noch die Hälfte; einzelne Infanteriedivisionen, und natürlich nicht die schlechtesten, wie Kempt und Pack, Ompteda bei der deutschen Legion, Kielmannseggs Hannoveraner, waren auf kleine Häuflein reducirt. Die schwächeren Elemente des Heeres waren durch Flüchtige stark gelichtet; die Straße nach Brüssel und das rück-

*) Eine detaillirte Schilderung dieses Gefechtes aus der Feder des tapfern Commandanten Major Georg Baring s. im Militärwochenblatt. 1832. Nr. 828—830. S. auch Beamish II. 378 ff.

**) Von der niederländischen Reiterbrigade Trip behauptet Siborne, wie es scheint ohne Grund, daß sie versagt habe; von dem hannöverschen Regiment Cumberland-Husaren ist es gewiß. Dessen Oberst v. Hake hatte sich hinter die Brüsseler Straße gezogen und als ihm Lord Uxbridge befahl, die Lücken der britischen Cavallerie auszufüllen, verließ er unter nichtigen Vorwänden das Schlachtfeld (s. Siborne II. 72 f.). Es war das hocharistokratische Regiment, mit dessen Schöpfung der Herzog von Cumberland seine Restaurationsthätigkeit in Hannover begonnen hatte (s. oben S. 450). Sonst rühmen die britischen Berichte aufs wärmste die Bravour, womit sich die deutschen Contingente alle, junge Truppen wie Veteranen, geschlagen haben.

wärtsliegende Gehölz waren damit bedeckt. Es mochte nicht viel mehr als die Hälfte der Armee und der Geschütze noch in kampfesfähigem Stande sein; vielleicht reichten einige kraftvolle Stöße des Gegners hin, die Entscheidung herbeizuführen. Wenn der Herzog, sagt ein britischer Bericht, bei einem Blick auf die schrecklich geschmolzene Stärke seiner Linie eine gewisse Ungeduld für die Ankunft der preußischen Armee äußerte, so darf dies nicht befremden. Seine Regimenter zeigten nur noch die Trümmer jener stolzen Pracht, welche sie noch am Morgen entfaltet hatten. Da sie während so vieler Stunden einer fürchterlichen Kanonade ausgesetzt gewesen waren und dieselbe nun aufhörte, um den Attaken der Cavallerie und der Infanterie Platz zu machen, so schien ihre exemplarische, passive Ausdauer manchmal ihrem Ende nahe zu sein. So tauchte denn auch wohl in der Umgebung des Oberfeldherrn die Meinung auf, man müsse bei der Ungewißheit preußischer Hülfe lieber an den Rückzug denken, ehe es zu spät sei. Aber Wellington blieb unerschütterlich in seiner kaltblütigen Ausdauer, wie in seinem Vertrauen auf den Verbündeten. Unser Plan, soll er zu Lord Hill gesagt haben, ist jetzt ganz einfach: Blücher oder die Nacht.

Die Zuversicht sollte ihn nicht täuschen.

Die Preußen kamen; schon vor den jüngsten Gefechten hatten Lobau's Corps, einige Reiterabtheilungen und eine Gardedivision gegen sie abgesendet werden müssen; bald mußte auch Napoleon seine letzte Reserve, die sechzehn Gardebataillone, daransetzen, diesen neuen Feind zu bekämpfen.

Noch ehe der Tag anbrach, war Bülows Corps hinter Wavre aufgebrochen, um das Schlachtfeld zu erreichen; ihm, als dem noch zahlreichsten und von den letzten Kämpfen nicht geminderten Theile, ward die Auszeichnung, die Spitze von Blüchers Heer zu bilden. Auch Bülows Corps freilich war noch nicht durch große Kämpfe, aber durch die angestrengtesten Märsche, durch Nässe, Kälte und Hunger auf schwere Proben gestellt worden und dieser entscheidende Marsch nach dem Schlachtfelde von Waterloo reihte sich würdig an die vorangegangenen an. Die Wege waren so beschaffen, daß z. B. nur die Strecke von kaum anderthalb Stunden bis Wavre beinahe die doppelte Zeit kostete. Doch hatte um Mittag der größte Theil des Fußvolkes St. Lambert erreicht, dann kam die Reiterei, nur das Geschütz war noch zurück. Die Vorhut schob sich nach Lasne vor und besetzte das Gehölz, das sich zwischen Lasne und Frischermont ausbreitet, später auch Frischermont selbst. Die Verbindung mit dem östlichen Rande des Schlachtfeldes war also hergestellt; kurz nach vier Uhr kam Bülow selbst und recognoscirte zwischen Frischermont und Planchenois; man mußte nur noch auf die eben herankommende Artillerie warten, um anzugreifen. Vor vier Uhr,

so hatte Bülow selbst schon am Mittag dem Adjutanten Müfflings erklärt, könne er bei dem Zustand der Wege nicht eintreffen.

Auch Blücher war jetzt angekommen und belebte die Truppen durch seinen Zuruf. Mannschaft und Geschütze waren in den kothigen Defileen kaum vom Fleck zu bringen; „wir können nicht weiter," hörte man wohl da und dort rufen. „Wir müssen," rief der Feldmarschall; „Kinder, ich habe Wellington mein Wort gegeben und ihr werdet doch nicht wollen, daß ich wortbrüchig werde." Auch Blücher hätte mit dem Angriff wohl noch gewartet, bis die Masse sich vollständiger entwickelt, aber Wellingtons Mahnungen und das gewaltige Feuer, das von der nahen Schlachtlinie herübertönte, erlaubten nicht länger zu zögern. Es war ungefähr halb fünf Uhr, als die ersten preußischen Geschütze auf den Höhen von Frischermont ihr Feuer eröffneten und zwei Reiterregimenter zum Angriff vorgingen. Von den französischen Streitkräften hatten sie zunächst Domonts Reiterdivision gegenüber. Lobau's Corps war im Anrücken. Nach einander trafen nun die einzelnen Brigaden von Bülows Corps zwischen Frischermont und Planchenois ein, erst Losthin und Hiller, dann Haacke, Ryssel und die Reservecavallerie. Lobau leistete Widerstand, aber seine Kräfte reichten nicht aus gegen die immer mächtiger anschwellende Zahl der Gegner. Gegen sechs Uhr hatten diese bereits 48 Geschütze im Feuer, ihre Kugeln erreichten zum Theil schon die Straße von Genappe, Lobau mußte sich gegen Planchenois zurückziehen, ein Dorf, das nur eine kleine Strecke hinter dem Meierhof Belle Alliance dem französischen Centrum im Rücken lag.

Das war der Augenblick, wo Napoleon schon einen guten Theil seiner letzten Reserven daran setzen mußte, um diese Gefahr abzuwenden; es war aber auch der Moment, wo Wellingtons Linie anfing erschüttert zu werden und eine Schwächung der französischen Angriffskraft für die Kämpfer bei Mont St. Jean von unschätzbarer Bedeutung war. Acht Bataillone von der Garde und 24 Geschütze sandte Napoleon dem Marschall Lobau zu Hülfe, damit in jedem Falle Planchenois gehalten werden könne.

Um Planchenois entspann sich nun ein blutiger Kampf, an dessen Ausgang freilich auch das Loos der Schlacht hing. Bald nach sechs Uhr begann die Brigade Hiller das Dorf zu erstürmen. Sie drang ein, nahm den Kirchhof weg, aber ein wüthendes Feuer aus den Häusern zwang die Angreifenden, den Ort wieder zu räumen. Beide Theile zogen nun neue Kräfte ins Gefecht; Napoleon sandte noch vier Gardebataillone; an Hillers Colonnen schloß sich ein Theil von Ryssels Brigade an, um einen neuen Sturm zu versuchen. Abermals ward das Dorf genommen, aber auch wieder verloren; die Franzosen drängten heraus, bis gegen die preußische Linie. Allein diese erhielt eben jetzt frischen Zuzug durch die erste Brigade (Tippelskirch) von Pirchs Corps, von der sich ein Theil dem erneuerten Sturm auf Planchenois anschloß. Von den übrigen preußischen Truppen traf gegen 7 Uhr Zieten

mit der Brigade Steinmetz in der Nähe des linken Flügels der alliirten Linie ein und schloß sich diesem beim Kampf gegen La Haye und Papelotte an. Was später kam, konnte an der eigentlichen Entscheidung keinen Theil mehr nehmen*).

Der Ausgang des Kampfes stand jetzt nahe bevor. Wenn es den Preußen gelang, den Garden Planchenois zu entreißen, ehe Wellingtons Schlachtlinie durchbrochen war, so ließ sich die furchtbarste Niederlage von den Franzosen kaum abwenden. Darum versuchte es Napoleon mit einem letzten großen Schlage, an dessen Erfolg jetzt für ihn der schwache Rest von Hoffnung hing. Bei den Truppen ward die Nachricht verbreitet, Grouchy sei da, wiewol Napoleon seit Mittag wissen konnte, daß auf ihn nicht mehr zu zählen war.

Von La Haye aus begann ein neues heftiges Feuer der Geschütze, das die Vierecke der Gegner mit Kartätschen überschüttete. Dann drang eine Division von Erlons Corps gegen die Mitte der alliirten Aufstellung vor; es gelang ihnen anfangs die erschütterten Reihen der Gegner, Nassauer, Braunschweiger, Hannoveraner und Reste von der deutschen Legion eine kleine Strecke zum Weichen zu bringen; die meisten Führer, der Prinz von Oranien, Alten, Halkett, waren verwundet, das Schlachtfeld bot ein Gemälde grauenvoller Verwüstung. Jetzt eilte Wellington selbst herbei und führte, von Kielmannsegge unterstützt, die deutschen Bataillone zum neuen Angriff vor. Das Gefecht ward wieder zum Stehen gebracht und die weiteren Attaken der Franzosen blieben erfolglos. Indessen waren zur Seite links vier Bataillone der Garde unter Neys Führung, vom Feuer der Geschütze unbeirrt, gleichfalls nach den Höhen vorgegangen. Aber dort harrte ihrer unbemerkt ein furchtbarer Feind; das erste britische Garderegiment, unter Maitland, das sich auf den Boden geworfen hatte, den Feind zu erwarten; in seiner Nähe stand eine Batterie und ein Theil von Colin Halketts Brigade. Wie der Feind herankam, rief ihnen Wellington selbst das Commandowort zu: „Auf, Garden, fertig!" Wohlgezielte Salven aus einer Entfernung von funfzig Schritt brachten die Angreifenden in Verwirrung, ein Bajonnetangriff warf sie fast aufgelöst die Höhen hinunter. Beinahe gleichzeitig hatten sechs andere Bataillone der Kaisergarde, die zur Linken vordrangen, das gleiche Schicksal. Eine rasche und geschickte Bewegung des Oberst Colborne mit

*) Das Bülow'sche Corps zählte an ursprünglicher Stärke über 30,000 M.; die Brigade Tippelskirch 6800, die Brigade Steinmetz 8600 M., wovon freilich ein starker Abzug zu machen war. Die Lage des Kampfes beim Eintreffen des Zieten'schen Corps und die Bedenken, wo die Hülfe am nöthigsten sei, schildert Reiche II. 211. 212. Die später eingetroffenen Corps können als kämpfend nicht mit gezählt werden. Ueber das Mißverständniß, welches momentan eine Zurückbewegung Zietens veranlaßt hat, s. Hofmann, S. 119. 120. Schulz XIV. 2. 226. 27.

drei britischen Regimentern faßte sie in die Flanke und trieb sie mit einem Bajonnetangriff die Anhöhe hinunter nach Belle Alliance. Die Angriffe auf dem rechten und linken Flügel hatten keinen besseren Erfolg; bei Smouhen und Papelotte griff bereits Zietens eine Brigade (Steinmetz) wirksam in den Kampf ein. Ihre Spitze, von Hofmann geführt, war bei La Haye angelangt, als die Nassauer dort im Weichen waren. Sie drängte den Feind zurück und verfolgte ihn, Frischermont links lassend, bis Maison du Roi, während der Rest der Brigade bei La Haye und Papelotte zur Entscheidung mitwirkte. Ihr kräftiges Nachdrängen ließ den weichenden Feind nicht mehr zur Sammlung kommen*).

Damit wäre die Schlacht schon entschieden gewesen; denn überall waren die Franzosen im Weichen begriffen; zur Seite von Belle Alliance sammelten sich stark zusammengeschmolzen und zum Theil verworren genug ihre Reste. Nur die Garden hatten ihre Haltung noch einigermaßen bewahrt, von den übrigen Truppen begann schon die jähe Flucht nach der Sambre hin.

Die völlige Niederlage kam durch ein Ereigniß von der andern Seite. Fast um die Zeit, wo der letzte große Sturm von den Höhen abgeschlagen war und schon einzelne britische Colonnen gegen Belle Alliance herabstiegen, die Fliehenden zu verfolgen, waren die Preußen nach wiederholtem Anstürmen in Planchenois Meister geworden. Die zwölf Gardebataillone wurden — es war etwa 8 Uhr — zum Weichen gebracht, mit ihnen Lobau's Corps. Jetzt drängten die Preußen kraftvoll nach, die Reiterei hing sich den Besiegten an die Fersen. So war die französische Linie umklammert, ihr rechter Flügel eingedrückt, die von zwei Seiten her Flüchtenden mehrten gegenseitig ihre Auflösung. Bei Belle Alliance, wo die Mitte der französischen Stellung gewesen, begrüßten sich Wellington und Blücher als die Sieger. Gern hätte der preußische Feldherr nach dem beziehungsvollen Namen dieses Meierhofes die Schlacht getauft, aber Wellington zog es vor, sie nach seinem Hauptquartier Waterloo zu nennen. Doch darüber waren beide Feldherren gleich jetzt einig, daß man ohne Säumen nach Paris ziehen müsse.

Daß dies mit einer Schnelligkeit, die in der Geschichte der Kriege kein Seitenstück hat, möglich gewesen ist, dazu trug Gneisenau durch seine nächtliche Verfolgung das Meiste bei. Sie setzte dem glorreichen Sieg die Krone auf und war eine reiche Vergeltung für die verhängnißvolle Nacht, die den Schlachten von Jena und Auerstädt gefolgt war. „Wie man siegt," sagte Gneisenau, „haben wir jetzt gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man

*) Ueber den Vormarsch des einen Theils der Zietenschen Brigade verdanken wir einige handschr. Notizen Herrn General v. Hofmann, der die Colonne führte; von dem Kampf des andern Theils bei Papelotte und La Haye, namentlich dem glücklichen Eingreifen der Artillerie berichtet Reiche (II. 215) als nächstbetheiligter Augenzeuge.



verfolgen kann." Gleich auf dem Schlachtfelde sprengte er zu den Füsilieren vom funfzehnten Regiment, die hinter Planchenois standen, heran und fragte, ob das Bataillon in Ordnung sei? Dann nahm er es mit sich und führte es unter lautem Hurrah dem Feinde nach*). Füsiliere vom zweiten und fünfundzwanzigsten Regiment und eine Schwadron Uhlanen schlossen sich an. Anfangs gaben die flüchtigen Haufen noch Feuer, bald verstummte auch dies und ohne Widerstand drängten die rastlosen Verfolger vorwärts. Wie sie nach Genappe kamen, suchte ein Trupp Infanterie den Eingang zu vertheidigen. „Wir trieben sie," sagt ein Augenzeuge, der mit 15—18 Füsilieren die Spitze des Bataillons führte, „mit dem Bajonnet vor uns her und gelangten so bis in die Mitte des Dorfes, wo sich unseren Augen ein Schauspiel seltener Art bot. Vor uns war die Straße völlig gesperrt; Mann an Mann standen sie so dicht zusammengedrängt, daß sie nicht vermochten sich irgend zu bewegen. Ein am entgegengesetzten Ende des Dorfes aufgehendes mattes Feuer erleuchtete die Straße und ließ uns die ganze, wohl aus Tausenden bestehende Masse überblicken." Anfangs schien sich der Knäuel nicht entwirren zu können; als das Bataillon selber herankam, löste sich Alles zu wilder Flucht auf; eine Masse ließ sich gefangen nehmen, vor dem Dorfe standen etwa achtzig verlassene Geschütze. Gneisenau sammelte nun die Füsiliere, gab ihnen kurze Ruhe und ließ sie das Lied „Herr Gott, dich loben wir" anstimmen; dann ging unter stürmischem „Vorwärts" die Verfolgung weiter. Wer ermüdet war, vor Allen Trommelschläger und Trompeter wurden auf erbeutete Pferde gesetzt. Bald stieß man auf weite Bivouacfeuer, um die sich Reste des flüchtigen Heeres gelagert hatten. Das Nahen der Verfolger trieb sie in die Flucht; ein Theil ward gefangen. Schon vor Genappe hatten die Füsiliere einen Wagen ausgespannt gesehen, der ohne Zweifel der Napoleons war; jetzt fanden sie an der Straße seine Geldwagen, seine Bagage und die seiner Marschälle. Reiche Beute an Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art ward hier gemacht; Vieles ward verschleudert, oder um eine Kleinigkeit weggegeben. Man sah, wie Soldaten die Brillanten verschenkten, weil sie sie für Glas ansahen; Jeder nahm, was er glaubte gebrauchen zu können, und warf es wieder weg, wenn er etwas Besseres fand. Ein Theil der Verfolger blieb nun zurück; mit dem Reste machte sich Gneisenau auf und eilte bis Quatrebras und Frasne, überall, wo der Feind sich zeigte, ihn aufscheuchend und weiter treibend. Als er um Tagesanbruch bei Frasne anlangte, hatte er noch etwa funfzig Mann bei sich und auch denen that Ruhe Noth. Aber die Verfolgung hatte ihren Zweck erfüllt.

Blücher schrieb um diese Zeit ein paar Zeilen an Knesebeck, die wir

*) S. die interessanten Notizen bei Dörk, das k. preuß. 15. Infanterieregiment. 1844. S. 135 ff. Vgl. Reiche II. 225 f. Stawitzky Gesch. des 25. Regiments. S. 99 f.

nach dem Original*) wortgetreu mittheilen wollen. „Mein Freund. Die Schönste Schlagt ist geschlagen. Der herligste Sieg ist erfochten. Das Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonaparte'sche Geschichte ist nun wohl für lang wider zu ende. La Bellaliance den 19. früh. Ich kann nicht mehr schreiben, den ich zittere an alle glieder. Die austrengung wahr zu groß."

So waren die Verluste der Schlacht den Opfern eines ganzen Feldzuges gleich. Auch die Sieger hatten große Einbuße gehabt; die britischen Truppen allein gaben 460 Officiere und 6470 Mann als Verlust an, einzelne Abtheilungen hatten die volle Hälfte verloren. Die deutsche Legion hatte 105 Officiere und nahezu 1500 Mann, die übrigen deutschen Contingente 160 Officiere und über 3000 Mann eingebüßt. Die Preußen zählten 187 Officiere und über 6500 Mann, wozu das Bülowsche Corps allein — beim Entscheidungskampfe um Planchenois — neun Zehntheile geliefert hatte. Die Niederländer berechneten für alle Kämpfe seit dem 15. einen Verlust von über 3000 Mann, einschließlich der nassauischen Brigade, die zu ihnen zählte. Doch waren alle diese Verluste klein im Vergleich mit den Opfern des Feindes. Ueber ein Drittheil der Mannschaft war dort getödtet und verwundet, oder zersprengt und gefangen; der Rest, nach glaubwürdigen französischen Berichten noch kaum die Hälfte der 72,000 Mann, die am Morgen zur Schlacht ausgezogen, war so tief entmuthigt, daß es zweifelhaft blieb, wo er sich wieder sammeln werde. An Geschützen, Train und Material war der Verlust ungeheuer; schon auf dem Schlachtfelde sollen 122 Geschütze von den Engländern und über 60 von den Preußen genommen worden sein.

Es war ein ewig denkwürdiger Sieg, nicht nur seiner Folgen wegen, auch um der seltenen Eintracht willen, in der zwei Feldherren und zwei Heere zusammengewirkt haben. Die heroische Ausdauer der Einen, die den Stoß parirten, und der beispiellose Eifer der Andern, die im entscheidenden Moment die Kraft des Gegners theilten, Beides war gleich ungewöhnlich und groß. Darum statt zu streiten, wer das Mehr und Weniger dazu beigetragen, hätte man sich in beiden Lagern nur daran erfreuen sollen, daß zwei solche Feldherren mit zwei solchen Armeen zusammengestanden haben. Indessen der erste Versuch, vom Siege sich den größeren Antheil zuzumessen, ist nicht von deutscher, sondern von britischer Seite ausgegangen**); nur um

*) In Knesebecks Correspondenz.

**) Es läßt sich nicht verkennen, daß Wellington selbst den Anstoß gab; wenigstens zeigte er vom ersten Augenblick an die Neigung, die Schlacht vornehmlich als seine That zu schildern. Gleich sein officieller Bericht hat die bekannte Wendung: „die Bewegung des Generals v. Bülow auf des Feindes Flanke war höchst entscheidend, und wenn ich mich nicht selbst in dem Falle befunden hätte, einen Angriff zu machen, welcher das letzte Resultat herbeiführte, so würde dieselbe den Feind zum Rückzuge genöthigt haben" — schreibt also die Niederlage doch vor Allem dem Vorgehen der Briten zu, nicht dem Erfolg bei Planchenois. Auch

unser gutes Recht denen gegenüber zu wahren, deren Unverstand von einem britischen Siege spricht, mußten wir daran erinnern, daß fast die Hälfte der Wellingtonschen Armee aus Deutschen bestand, und daß der Zug der Preußen von Ligny nach Waterloo und ihr Kampf um Planchenois nicht minder groß und heroisch war, als der heldenmüthige Widerstand auf den Höhen von Mont St. Jean. Wie ein ausgezeichneter deutscher Officier sagt*): „Das, worauf es im Kriege am meisten ankommt, Selbstvertrauen und Vertrauen auf den Feldherrn, besaßen alle Heere in gleichem Maße. Drei heftige Angriffe der Franzosen hielt die Armee unter Wellington standhaft aus; das Erscheinen der Preußen entschied. Der siebzigjährige Greis, der am 16. von feindlichen Reitern umringt unter dem Pferde gelegen hatte, verfolgte am 18. den Feind bis tief in die Nacht. Bei Waterloo hat Wellington das Meiste gethan, Blücher das Meiste gewagt; das größte Lob gebührt diesem, weil er zum Wohle des Ganzen das eigene auf's Spiel setzte."

Napoleon selbst hatte zum ersten Mal in seiner langen Kriegeslaufbahn die feste und kaltblütige Haltung verloren, die ihm selbst nach den Niederlagen von 1813 und 1814 geblieben war. Als die Katastrophe der Schlacht eintrat, nahm ihn ein Bataillon der Gardechasseurs, die Cambronne führte, in die Mitte und entriß ihn dem Getümmel**). Er ließ sich beinahe willenlos wegbringen vom Schlachtfelde, folgte dem wilden Zuge der allgemeinen Flucht und gab den Auftrag, jenseit der Sambre die Trümmer zu sammeln, seinem Bruder Jerome!

Ruhmloser noch und schneller als das erste Mal brach jetzt das Napo-

die stillschweigende Ablehnung von Blüchers Vorschlag, den Namen Belle-Alliance zu wählen, und die Benennung nach dem eigenen Hauptquartier verräth dieselbe Tendenz. Siborne, der im Ganzen die Wellingtonsche Auffassung adoptirt, meint indessen doch auch, der eine Erfolg sei ohne den andern nicht möglich gewesen und „beide Armeen hätten wunderbar und ehrenvoll die ihnen zugewiesenen Rollen durchgeführt" (II. 208 f.). Was für Unsinn britische Schriftsteller vor Siborne über den Antheil der Preußen veröffentlicht haben, davon gibt das Militärwochenblatt 1841 S. 26 ff. 39 ff. 114 f. merkwürdige Proben. Daß Wellington selbst 21 Jahre nach der Schlacht sich veranlaßt gesehen hat, in einer Parlamentssitzung gegen die preußische Armee beleidigende Ausfälle zu machen, war eine Schmach — aber nicht für das preußische Heer. Die Erwiederung Grolmans (s. Militärwoch. 1836. S. 90 ff.) wird man indessen auch jetzt noch mit Interesse lesen.

*) Friedrich von Gagern I. 227.

**) Cambronne selbst wurde bald darauf von einem Stück Granate am Kopfe verwundet, stürzte vom Pferde und wurde von dem hannoverschen Oberst Halkett gefangen; es gelang ihm dann zu entwischen, er ward aber nochmals ergriffen (s. Beamish II. 412). Für die Bühnenphrase „La garde meurt et ne se rend pas" ist daher wenigstens bei ihm kein Raum.

leonische Kaiserreich zusammen. Eilf Tage nach der Schlacht bei Waterloo standen die Sieger abermals vor den Thoren der Hauptstadt und unaufhaltsam ergossen sich nun die Heeresmassen der europäischen Coalition zum zweiten Mal über den französischen Boden. Die letzten Agonien des zweiten Kaiserreichs, das vergebliche Bemühen, der Bonaparteschen Dynastie den Thron zu erhalten, die zweite Wiederherstellung der Bourbons, an deren Fähigkeit Niemand glaubte, und die letzten historischen Momente des Imperators selbst, bis zu seiner Verbannung ins stille Meer, das liegt jenseit der Gränzen unserer Aufgabe. Nur des Friedens, der in Paris geschlossen ward, müssen wir noch in Kürze gedenken.

Von ihm schrieb in gerechter Besorgniß Blücher schon sechs Tage nach der Schlacht an den König: „Ich bitte nur allerunterthänigst, die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. E. M. werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nöthig haben, mit immer gezücktem Schwerte dazustehen."

Die Besorgniß sollte sich bestätigen. Nicht als wenn es diesmal auf deutscher Seite an Verständniß unserer Interessen und an Einmüthigkeit, sie zu wahren, gemangelt hätte; vielmehr waren große und kleine Staaten, Feldherren und Diplomaten jetzt einig darüber, daß man Deutschland besser schützen müsse, als es 1814 geschehen war. Metternich, wie Stein, Hardenberg und Humboldt, die Kronprinzen von Baiern und Württemberg, erfahrene Kriegsmänner, wie Knesebeck und Boyen — alle haben es an gründlichen und schlagenden Darlegungen nicht fehlen lassen, um zu zeigen, daß die Abtretung des Elsasses und Lothringens und die Herstellung einer besseren Gränze für die östlichen Nachbaren Frankreichs dringend geboten sei. Allein der rechte Moment war versäumt. Nachdem man es ein Jahr vorher unterlassen, die deutschen Interessen genügend zu wahren, so war es jetzt unstreitig schwieriger geworden als damals. Gerade die Zeit des Wiener Congresses hatte das Interesse Rußlands wie Englands an den deutschen Dingen geschwächt und in beiden den Wunsch erzeugt, durch eine Annäherung an Frankreich eine Stütze für die eigene Politik zu schaffen. Bei England gab sich dies gleich in den ersten Schritten Wellingtons nach dem Siege deutlich genug kund; Rußland trat anfangs mit Scheingründen und dem alten Spiel der Großmuth unseren Begehren entgegen, um schließlich offen einzugestehen, was man freilich längst wissen konnte, daß es mehr im russischen Interesse liege, Frankreich als Deutschland stark zu machen. So standen die deutschen Mächte zwar einig, aber allein mit ihren gerechten Forderungen; die Engländer waren kurzsichtig und gleichgültig gegen das, was Deutschland Noth that, die Russen — wie auch Stein jetzt zugab — „wollten,

daß wir verwundbar blieben.“ Der französischen Diplomatie ward es dadurch leicht gemacht, ihre Zwecke zu erreichen. So blieb es denn beim Friedensschlusse bei der kümmerlichen Auskunft, daß die Gränzen von 1790 statt wie vorher von 1792 als Grundlage galten, Philippeville, Marienburg und Bouillon nebst einem Stück vom ehemaligen Bisthum Lüttich an die Niederlande, Gex an Genf, das französisch gebliebene Savoyen an Sardinien, Saarlouis an Preußen, Landau mit der Umgegend vorerst an Oesterreich kam. Außerdem blieb eine Occupationsarmee von 150,000 Mann in Frankreich; ihre Verpflegung und eine Kriegssteuer von 700 Millionen, von der ein Theil zur besseren Deckung der deutschen Gränze verwandt werden sollte, fiel Frankreich zur Last.

So entging Deutschland der Lohn, den es sich mit den größten Anstrengungen und glänzenden Siegen verdient hatte. Straßburg und Metz blieben französisch. Die folgende Zeit hat es freilich zweifelhaft gemacht, ob wir im Stande gewesen wären, diese Eroberungen, wenn wir sie erlangten, auch zu behaupten. Denn für die Macht einer Nation reicht es nicht aus, daß sie große Gebiete besitzt, sie muß auch politisch so organisirt sein, daß sie ihre Macht gebrauchen kann.

Zehnter Abschnitt.

Der deutsche Bund.

Wenige Tage vor der großen Entscheidung des Kampfes war auch die deutsche Verfassungsfrage in Wien zum Austrag gebracht worden; spät genug — und doch wäre es vielleicht selbst zu dem dürftigen Abschluß, den sie jetzt fand, kaum gekommen ohne die zwingende Mahnung, die in der Wiederkehr Bonaparte's und in der Erneuerung des großen Krieges lag.

Es ist früher berichtet worden, wie weit man von den Ansichten einer durchgreifenden Umgestaltung der deutschen Dinge schon vor der Schlacht bei Leipzig abgekommen war;*) der Teplitzer und der Rieder Vertrag, die Gewährungen, die man der rheinbündischen Souverainetät in Verträgen und thatsächlich zu Theil werden ließ, sowie die traurige Geschichte der Stein'schen Centralverwaltung gaben die Beweise dafür. Meinte doch Metternich bereits, man solle überhaupt auf eine Verfassung für Deutschland verzichten; ein „sehr ausgedehntes System von Verträgen und Allianzen" werde genügen. Indessen bezeichnete damals selbst ein britischer Staatsmann die politischen Verhältnisse Deutschlands mit Recht**) als eine der Hauptursachen des Uebergewichtes, das die Revolution und Napoleon erlangt hätten; welch ein Bild, ruft er aus, würde Frankreich gewähren, wenn es die Einheit seiner Regierung mit einer Zergliederung in eine Menge unabhängiger Staaten vertauschte, wenn es seine Gränzfestungen schleifte, seine militärische Organisation vernachlässigte und sich, wo es der eigenen Erhaltung gilt, auf fremde Hülfe verließe! Darum, meint der Brite, sei schon im allgemeinen Interesse eine föderative Verbindung Deutschlands durchaus nothwendig. In diesem Sinne wandte das Ausland unserer Verfassungsfrage mehr Theilnahme zu,

*) S. oben S. 366.

**) S. die Denkschrift bei Castlereagh III. 1. 80 ff.

als manche einheimische Staatsmänner aus der alten diplomatischen und aus der rheinbündischen Schule je dafür empfunden haben; das System von Allianzen, das der österreichische Minister wollte und das einem Montgelas und Friedrich von Württemberg schon als das höchste Zugeständniß erschien, dünkte sogar den Engländern und den Russen vom Standpunkt europäischer Sicherheit ungenügend. Während des Feldzuges in Frankreich ward darum im diplomatischen Hauptquartier zu Langres und Chaumont festgesetzt, daß Deutschland eine Bundesverfassung haben solle. Damals schrieb Stein (Anfang März) eine Denkschrift für den russischen Kaiser, für Hardenberg und Münster, worin er seine Ansichten über die Grundzüge des künftigen deutschen Bundes zusammenfaßte.*) Auch Stein verzichtet darin schon auf die Herstellung von Kaiser und Reich und auf die Bestellung einer einheitlichen Executive; neben der Erwägung der Lage mochte die jüngste Politik Oesterreichs, welches erster Bewerber um die oberste Leitung gewesen wäre, zu diesem Aufgeben einer früher mit Eifer festgehaltenen Idee das Meiste beigetragen haben. Das Gutachten begnügt sich mit einem Directorium, aus Oesterreich, Preußen, Baiern und Hannover gebildet, das den Bundestag leiten, die von demselben gegebenen Gesetze ausführen, Verfassung, Rechtspflege, auswärtige Politik und die Verhältnisse der einzelnen deutschen Staaten und ihrer Fürsten und Unterthanen zu einander beaufsichtigen sollte. Diesem Directorium stand ferner zu, den Krieg zu führen, Frieden zu schließen und die militärischen Maßregeln allgemeiner Sicherheit zu treffen. Die materiellen Mittel zur Bestreitung der Bedürfnisse des Bundes wären nicht durch Matrikelbeiträge, sondern durch den Ertrag des Rheinoctrois und der Zölle an den Gränzen so wie durch außerordentliche Auflagen beigebracht worden dagegen sollten die Zollgränzen zwischen den einzelnen deutschen Staaten wegfallen. Die Bundesversammlung wäre nach Steins Vorschlag aus Vertretern der Fürsten und der freien Städte und aus Abgeordneten der Landstände gebildet worden; diese Vertreter durften keinen diplomatischen Charakter tragen, sondern periodisch erneuert werden. Der Bundestag sollte jährlich sechs Wochen lang versammelt sein; vor ihn gehörten die Bundesgesetzgebung, die Auflagen für Bundeszwecke, die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesgliedern und zwischen Fürsten und Unterthanen. Jeder Bundesstaat erhielt eine landständische Verfassung; die persönliche Freiheit, die Freiheit der Presse und das Recht, nur von dem zuständigen Richter verurtheilt zu werden, ward allen Deutschen garantirt.

Es ist keine Frage, trotz mancher Unvollkommenheit wäre ein deutscher Bund auf solchen Grundlagen, zumal gegenüber der vorangegangenen Zeit, ein großer Fortschritt gewesen. Aber auch das künftige Geschlecht hätte sich bei einer solchen Ordnung eher befriedigt finden müssen, als bei dem, was nach-

*) S. Pertz III. 553 f. 718 f.

her geschaffen worden ist. Die Zusammensetzung der Bundesversammlung und die freiere Stellung ihrer Mitglieder, die Beseitigung der Zollschranken, der allgemeine Rechtsschutz, auch gegen die Fürsten, das Maß gesetzlicher Freiheit und Verfassung — waren dies nicht Bürgschaften einer öffentlichen Ordnung, die noch vierzig Jahre später nur fromme Wünsche der Patrioten geblieben sind? War nicht selbst der schwächste Theil des Steinschen Vorschlages, die vierköpfige Executive, immer noch ein Besseres als das, was gefolgt ist? Allein es ist das Schicksal unserer Verfassungsangelegenheit vom Anfang an gewesen, daß man von Vorschlägen, die nicht eben vollendet, aber doch immer noch begehrenswerth waren, stufenweise herabgestiegen ist zu immer unvollkommeneren Formen.

Wenige Monate, nachdem Stein diesen Vorschlag ausgearbeitet, ward der Pariser Friede abgeschlossen; darin war ausdrücklich festgestellt: „die Staaten Deutschlands werden unabhängig und durch ein föderatives Band vereinigt sein.“ Das System bloßer Allianzen war also definitiv beseitigt; freilich hatte daran das allgemeine Interesse Europas fast so viel Antheil, wie die Weisheit und Eintracht unserer eigenen Staatsmänner.

Aus einer Conferenz, die einige Wochen nach dem Frieden Stein, Hardenberg und Graf Solms-Laubach in Frankfurt mit einander hatten, und aus Entwürfen und Bemerkungen, die von den beiden ersten ausgegangen waren, erwuchs im Juli 1814 ein Vorschlag in 41 Artikeln, für den man Metternich zu gewinnen dachte, um damit, als etwas Fertigem, vor den erwarteten Congreß zu treten.*) Danach sollten alle deutschen Staaten auf ewige Zeiten in einen deutschen Bund zusammentreten, aus dem kein Theilhaber ausscheiden dürfe. Neben den übrigen deutschen Staaten, die dem Bunde ganz angehörten, sollte Oesterreich nur mit Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Berchtesgaden und den Landen, die ihm etwa am oberen Rhein zufallen würden, Preußen nur mit seinen Gebieten westlich von der Elbe dem Bunde beitreten; beide Staaten würden jedoch als Großmächte mit dem Bunde ein unauflösliches Bündniß schließen, insbesondere dessen Verfassung und Integrität garantiren. Allen Bundesunterthanen wurden durch die Bundesacte gewisse Bürgerrechte gewährt, namentlich die Abzugsfreiheit, der richterliche Schutz, die Sicherheit des Eigenthums, das Recht der Beschwerde, die Freiheit der Presse und der Lehre. Auch ward in jedem zum Bunde gehörenden Staate eine ständische Verfassung eingeführt oder aufrecht erhalten. Man sollte ferner suchen, ein allgemeines Gesetzbuch, gleiches Münzwesen, zweckmäßige Regulirung der Zölle, der Posten und der Verkehrsanstalten herzustellen; oder, wie Stein meinte, diese Sachen müsse man geradezu als Bundesangelegenheiten ansehen. Auch sollte ein Bundesgericht und eine starke und kräftige Militärverfassung aufgerichtet werden. Das Bundesgebiet wäre

*) S. Pertz IV. 43 ff. 49 ff. Auch bei Klüber I. 45 ff.

in sieben Kreise eingetheilt und denselben je ein oder zwei Kreisoberste vorgesetzt worden, genommen aus den Fürsten, die in der letzten Zeit des Reiches zum Kurfürstencollegium gehört hatten. Die Bundesversammlung, zu deren Sitz Frankfurt bestimmt war, bestand nach diesem Plane aus einem Directorium, das Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich führten, aus einem Rath, der Kreisobersten, dem die Executivgewalt des Bundes, die auswärtige Vertretung und die Militärmacht zustanden, und aus dem Rath der Fürsten und Stände, wozu Hardenberg außer den Souverainen noch die vormals Reichsunmittelbaren rechnete. Stein wünschte, daß auch die Landstände darin vertreten würden, damit die Elemente, welchen die Verfassungen zu schützen oblag, im Bundestage eine Verstärkung erhielten. Besteht der Bundestag allein aus Fürsten, sagte er in richtiger Ahnung, so ist die Bürgschaft für die Dauer der Landesverfassungen gerade denjenigen anvertraut, die ein Interesse haben, sie zu untergraben und ihre eigene Gewalt auszudehnen. Beide Räthe versammelten sich alljährlich, beriethen abgesondert und faßten ihre Beschlüsse nach Majorität. Die Bundesgewalt hatte sich mit Allem zu beschäftigen, was die innere Wohlfahrt des Bundes und ein allgemeines Interesse betrifft. Die vereinigten Niederlande und die Schweiz sollten zu einem beständigen Bündniß mit dem deutschen Bunde eingeladen werden; die ursprüngliche Idee war sogar gewesen, den ganzen niederländischen Staat in den Bund aufzunehmen.

Schon dieser Entwurf blieb merklich hinter dem zurück, was Stein zu Chaumont vorgeschlagen hatte. Dem Bunde fehlte die feste und klare Begränzung; Oesterreich und Preußen gehörten ihm nur zum Theil, ersteres sogar nur mit einem sehr kleinen Stück seines Gebietes an; dagegen dachte man daran, die Niederlande ganz in den Bund aufzunehmen, mit der Schweiz eine ewige Union zu schließen. In Sachen der Freiheit wie der Einheit war der Plan karger als der Entwurf von Chaumont; aus der Zusammensetzung des Bundestages waren die Vertreter der Landstände gestrichen, die bundesstaatliche Vereinigung von Zoll-, Handels- und Verkehrssachen ward nicht mehr so scharf wie vorher betont; dagegen war durch das Uebergewicht, das man den Kreisobersten gegenüber den kleineren Staaten einräumte, dem eigentlich föderativen Charakter des Bundes doch Eintrag gethan. Was aber schon bei dem Vorschlag von Chaumont nicht die stärkste Seite gewesen war, die vierköpfige Leitung, das war hier vollends ins ungeheuerliche umgestaltet. Ein Bund, dem Oesterreich und Preußen nur zum Theil als Glieder angehörten und den sie doch regieren sollten; ein Bund, in den Oesterreich nur mit einem ganz kleinen Stück seines Gebietes eintrat, so daß es fast völlig auswärtige Macht blieb, und in dem es doch die Hälfte der Leitung mit bevorzugtem Stimmrecht hatte; ein Bund, dem zu Liebe Preußen seinen Staat in zwei Hälften zerschnitt und die eine einverleibte, ohne dafür eine andere Prärogative zu erlangen, als die ewige Rivalität mit Oesterreich um den Vorrang — eine solche Organisation ist unter den vielen absonderlichen Vor-

schlägen, die je über deutsche Verfassung kund geworden sind, unstreitig einer der seltsamsten gewesen.

Nun trat der Congreß zusammen. Auf ihn waren anfangs die ausschweifendsten Hoffnungen gesetzt; es gab kaum ein nennenswerthes Bedürfniß, das man dort nicht hoffte befriedigt zu sehen. Auf keinem Gebiete waren aber die Ansichten unklarer, und eben darum die Wünsche überschwenglicher, als auf dem Gebiete der deutschen Verfassung. Jeder brachte seine Forderungen, seine Ideale, seine Antipathien mit, aber unter Tausenden kaum Einer hatte ein deutliches und begränztes Bild von dem, was werden sollte. Ein großes, mächtiges und glückliches Dasein der Nation forderten Alle; aber Keiner wußte anzugeben, wie dies Ziel erreicht werden sollte, und nur Wenige vermochten selbst über die traditionellen Antipathien von Land und Stamm hinwegzukommen. Dies Oesterreich, sagten die Einen, an eigenem Geist verarmt und jeden Geist, der sich ihm hingibt, unglaublich schnell verzehrend, kann nie und nimmer an der Spitze Deutschlands stehen. Gott bewahre uns, meinten die Andern, vor dem Preußenthum, das, um sich zu vergrößern, kalt und herzlos Alles zerreißen will.*)

Die lange Entwöhnung alles öffentlichen Lebens und die völlige Unbekanntschaft mit den Fragen politischer Organisation, durch die man nun auf einmal überrascht war, erklärte es freilich, daß die große Masse des Volkes sich so im Vagen und Unklaren bewegte. Aber auch die Staatsmänner waren der Größe der Aufgabe kaum gewachsen. Entweder standen sie diesen Fragen gleichgültig und ablehnend gegenüber, wie Metternich, oder es fehlte ihnen der zähe Wille und die Leidenschaft, ihre wohlmeinenden Ansichten durchzuführen, wie Hardenberg und Humboldt, oder sie brachten zwar reiche Einsicht und energischen Willen mit, wie Stein, aber ihre Stellung hinderte sie, unmittelbar in die Dinge einzugreifen. Ein ganz schlimmes Element, weil hier der böse Wille noch größer war, als der Mangel an Verständniß, ward durch die größeren Mitglieder des ehemaligen Rheinbundes hereingebracht; unter den Kleineren war wenigstens im Einzelnen Einsicht und guter Wille genug, auch, wie es die Beschränktheit ihrer Macht mit sich brachte, eher Opferbereitschaft vorhanden; doch konnten sie natürlich nichts entscheiden. Es blieb Ruhm genug für sie, daß sie am wenigsten dazu beigetragen haben, die Dinge zu verderben.

Noch ehe der Congreß förmlich eröffnet ward, überreichte Hardenberg (13. Sept.) dem österreichischen Staatsmanne jenen Entwurf vom Juli, den er mit Stein abgeredet hatte. Es fanden Conferenzen zu Baden bei Wien statt, über deren Inhalt nichts Einzelnes bekannt geworden ist, in denen aber offenbar Metternich den nachgiebigen Hardenberg bestimmt hat, von seinem Vorschlage Wesentliches preiszugeben. Die 41 Artikel wurden in zwölf zu-

*) S. Perthes Leben. II. 28. 29.

sammengezogen und abgeschwächt. Es war darin die Gründung eines deutschen Bundes festgesetzt, um die äußere Ruhe und Unabhängigkeit zu erhalten und im Innern die verfassungsmäßigen Rechte jeder Classe der Nation zu sichern. Oesterreich und Preußen traten mit allen deutschen Ländern bei. Die Regierungsrechte der Bundesglieder sollten nur durch den Zweck des Bundes eingeschränkt werden dürfen. Der Bund sollte in Kreise getheilt werden, an seiner Spitze eine Bundesversammlung stehen, die in einen Rath der Kreisobersten (Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Württemberg) und einen Rath der übrigen Stände ohne landständische Vertreter zerfiel; das Geschäftsdirectorium führte Oesterreich allein, worunter jedoch „blos eine formelle Leitung der Geschäfte" zu verstehen sei. Die Bundesglieder begaben sich des Rechts, sich einander zu bekriegen, und unterwarfen ihre Streitigkeiten der richterlichen Entscheidung. Diejenigen, welche nicht zugleich auswärtige Besitzungen hatten, sollten keine Kriege für sich mit auswärtigen Mächten führen, noch ohne Zustimmung des Bundes Allianzen und Subsidienverträge schließen dürfen. In jedem Bundesstaate sollte eine ständische Verfassung bestehen und jedem Deutschen gewisse bürgerliche Rechte zugesichert werden; doch blieb bei beiden Bestimmungen Oesterreich und Preußen die Berücksichtigung ihrer besonderen Verhältnisse unbenommen.*)

Man erkennt in dieser Arbeit den Einfluß Metternichs. Die bundesstaatliche Einheit, die in dem Entwurf der 41 Artikel noch in Umrissen übrig geblieben war, ist hier schon beinahe verwischt, die Volksrechte sehr flüchtig abgethan, Steins Verlangen ständischer Vertretung beim Bundestage stillschweigend beseitigt, der Kreisoberstenrath so bestellt, daß Oesterreich mit seiner Clientel wahrscheinlich darin die Mehrheit hatte. Eine besondere Executivgewalt ist weggefallen, die Spitze des Bundes läuft in eine blos formelle Geschäftsleitung aus, die in die Hand Oesterreichs gelegt ist.

Auf dem Congresse waren indessen die deutschen Verfassungssachen von den übrigen Angelegenheiten getrennt und, ohne Einmischung des Auslandes, einem Ausschusse übergeben worden, der nur aus deutschen Mächten bestand. Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Württemberg bildeten diesen Ausschuß; am 14. October begann er seine Arbeiten. In der zweiten Sitzung (16. Oct.) legten die Vertreter Oesterreichs, Preußens und Hannovers den Entwurf der zwölf Artikel zur Berathung vor.

Aber für die rheinbündische Anschauung war auch dies Bescheidene noch viel zu viel. Montgelas, mit dem in diesem Punkte Wrede vollkommen harmonirte, hatte gleich anfangs gegen den preußischen Gesandten in München geäußert, es sei genug, in Deutschland die Fürsten einzeln und unverbunden, wie in Italien, neben einander bestehen zu lassen; wenn man ja eine Verfassung wolle, so genüge dafür ein Bund gegen die Fremden. Daß König

*) S. Klüber I. 1. 57 ff.

Friedrich von Württemberg nicht geneigt war, der Einheit oder Freiheit Deutschlands ein Opfer zu bringen, das ließ sich erwarten. So erhob sich denn auch ihr Widerspruch gleich bei der ersten Verlesung der zwölf Artikel. Baiern hatte eine ganze Menge von Bedenken; vor Allem erklärte es, daß es nicht gesonnen sei, sich der Ausübung irgend eines Regierungsrechtes zu begeben; dann gab es zu verstehen, daß ihm eine Bundesversammlung aus den fünf Mitgliedern, die den Ausschuß bildeten, genügend scheine; über den zweiten Rath der übrigen Stände erbat es sich noch nähere Aufklärung. Im Weiteren focht es die zwei Stimmen an, die Oesterreich und Preußen im Kreisoberstenrath forderten, hielt statt eines ständigen ein jährlich wechselndes Directorium für wünschenswerth und war keineswegs der Meinung, sein territoriales Recht der Bündnisse mit auswärtigen Mächten aufzugeben. Auch das schien ihm nicht zweckmäßig, daß sich der künftige Bundesrath über ein Minimum der Volksrechte ausspreche, da der König von Baiern schon früher beschlossen habe, seinen Staaten eine angemessene Verfassung zu geben. Aehnlich äußerte sich Württemberg. Ihm waren besonders die verfassungsmäßigen Rechte ein Stein des Anstoßes und es pochte sehr vernehmlich darauf, daß ja an keine Schmälerung oder Beschränkung der bis jetzt zugestandenen Souverainetätsrechte gedacht würde. Es behielt sich daher gleichfalls sein Kriegs- und Friedensrecht vor, wies den Vorschlag eines Reichsgerichtes entschieden zurück, sah in der Aufstellung eines Minimums landständischer Rechte eine Kränkung der landesherrlichen Souverainetät und wollte von Rechten der Unterthanen in dem Bundesvertrage gar nichts gesagt wissen.*)

Es mußte weit gekommen sein, wenn selbst Metternich jetzt daran erinnerte (20. Oct.), daß auch „in der vorigen Verfassung den deutschen Unterthanen gewisse Rechte zugesichert gewesen," und mit verständlichem Hinweis auf die Unbilden, die von dem Württemberger Tyrannen seinen Standesgenossen widerfahren waren, die Ansicht aussprach: die Unterthanen müßten gegen Bedrückungen, wie sie jüngst in einzelnen Staaten eingetreten, nothwendig gesichert werden. Den Tag darauf gaben die hannöverschen Bevollmächtigten eine Erklärung ab, die das neue rheinbündische Staatsrecht des „Sultanismus" nachdrücklich zurechtwies. Darin war überhaupt bestritten, daß selbst nach den vorausgegangenen Umwälzungen den Fürsten ganz unbedingte oder rein despotische Rechte zuständen; der Verfall der Reichsverfassung habe keineswegs den Umsturz der Landesverfassung nach sich gezogen und niemals hätten Verträge der Fürsten mit Bonaparte den Rechten ihrer Unterthanen etwas vergeben können. Eben so wenig hätten die späteren Tractate, worin die Souverainetätsrechte der Fürsten anerkannt worden, ihnen Rechte über ihre Unterthanen beigelegt, die sie vorher nicht besessen hätten. Souverainetät sei niemals gleichbedeutend mit Despotie. Der König von Eng-

*) S. Klüber II. 74 ff. 83 f. 90 ff. 114, die hannöversche Erklärung I. 1. 68.

land sei unleugbar so souverain als jeder andere Fürst in Europa, und die Freiheiten seines Volkes befestigten seinen Thron, statt ihn zu untergraben. Darum bestanden die Vertreter Hannovers darauf, daß die alten Rechte deutscher Unterthanen bestimmt und Landstände hergestellt werden sollten, denen das Steuerbewilligungsrecht, die Mitwirkung bei der Gesetzgebung, die Controle beim Staatshaushalt und die Bestrafung schuldiger Staatsdiener zustehe; auch sollte gegen den Mißbrauch der Souverainetätsrechte der Recurs an den Bund offen stehen. „Nur durch solche liberale Grundsätze, so schloß die Erklärung, können wir beim jetzigen Zeitgeist und bei den billigen Forderungen der deutschen Nation Ruhe und Zufriedenheit herzustellen hoffen."

Diese bezeichnenden Anfänge der Verhandlung über die zwölf Artikel ließen voraussehen, daß hier schwerlich ein Ergebniß erlangt werden würde. Es sind denn auch die Debatten darüber, welche die nächsten Wochen ausfüllen, im Ganzen unfruchtbar geblieben; doch bieten sie zur Charakteristik der Verhältnisse ein gewisses Interesse.

Die größte Schwierigkeit bereitete das Kriegs- und Friedensrecht. Die zwölf Artikel hatten darüber bestimmt, daß kein Bundesstaat, der nicht Länder außerhalb Deutschlands besäße, Kriege für sich mit auswärtigen Mächten führen oder ohne Zustimmung des Bundes Bündnisse und Subsidienverträge, die sich darauf bezögen, abschließen dürfe; wenn die Staaten, welche auch außerhalb Deutschlands Gebiete besäßen, in Kriege mit andern Mächten verwickelt würden, so bliebe es der Berathung des Bundes überlassen, daran Theil zu nehmen oder nicht. Das hatte Baiern einfach abgelehnt. Auch eine veränderte Fassung, die den zweiten Theil des Satzes umgestaltete, fand die Zustimmung des Fürsten Wrede nicht. Sein Souverain, erklärte er, werde in keinem Falle auf sein Recht verzichten, sondern ebenso wie Oesterreich und Preußen sich seine freie Entschließung vorbehalten, möchten nun die beiden Großmächte unter sich, oder mit Frankreich oder mit andern auswärtigen Mächten einen Krieg führen. Der Entwurf, den dann Wrede selber vorschlug, stellte es jedem Bundesstaate frei, Bündnisse und Subsidienverträge zu schließen; nur sollten sie nicht offensiv gegen den Bund gerichtet sein. Wenn die Großmächte in Kriege verwickelt würden, die ihre nicht deutschen Verhältnisse beträfen, so sollten sie sich selber des Rechts begeben, den Bund zur Beschützung auch ihrer deutschen Provinzen anzuhalten; nur wenn dieselben ohne alle Schuld von einer fremden Macht angegriffen würden, sollte der Bund verpflichtet sein, ihre deutschen Lande zu schützen; die Frage freilich, ob der Angriff verschuldet oder unverschuldet sei, sollte lediglich der Entscheidung des Bundes anheimgestellt sein*). Man konnte unmöglich mit mehr Naivetät die Herstellung der ganzen Noth und Misère verlangen, durch die Deutschland der Ohnmacht und Erniedrigung verfallen war. Selbst

*) S. Klüber II. 116 f. 122 f. 130. 131.

Metternich meinte, in Sachen des Krieges und Friedens sei es wohl am wenigsten rathsam, die Ordnungen des alten Reiches nachzuahmen; Deutschland wolle vielmehr eine reine Föderativverfassung; die bringe es aber von selber mit sich, daß die Föderirten durch ein engeres Band mit einander verbunden seien. Hätten doch, fügte er nicht ohne Bitterkeit hinzu, zur Zeit des Rheinbundes dessen Mitglieder es nicht unter ihrer Würde gehalten, dem fremden Protector gegenüber auf jede besondere Verbindung zu verzichten. Darauf gab Wrede eine Erklärung ab, die den geheimen Gedanken der bairischen Politik noch unverblümter aussprach. Baiern, versicherte er vornehm, trete dem beabsichtigten Bunde nur bei, weil es allgemein gewünscht werde, nicht aus persönlichem Interesse; denn die Vortheile, die ihm daraus erwüchsen, könne es eben so gut durch Allianz mit einzelnen Mächten als durch die Bundesacte erlangen; worauf der österreichische Minister, der einst selber dies System bloßer Allianzen verfochten, passend erwiederte: die Befestigung der Ruhe in Deutschland sei doch wohl auch ein Vortheil für Baiern; diese Ruhe sei aber auf keinem andern Wege herzustellen, „als wenn Deutschland als ein einziger energischer Staat gegen alle Auswärtigen auftreten könne."

In diesem Tone war die Verhandlung größtentheils gehalten. Selbst die Frage, ob Kreise, Kreisobersten und eine Bundesversammlung gebildet werden sollten, ward von Württemberg und Baiern nur bedingt bejaht. Dagegen erregte es ihre lebhafte Opposition, daß Oesterreich und Preußen je zwei Stimmen im Rath der Kreisobersten führen sollten. Vergebens wies Metternich darauf hin, daß diese beiden Staaten nicht nur mit größerer Volksmenge in den Bund einträten, sondern auch durch ihre Großmachtstellung höhere Pflichten und Lasten im Bunde übernähmen; Wrede blieb dabei, daß, wenn die Beiden zwei Stimmen erhielten, Baiern deren auch zwei haben müßte*). Es wurden verschiedene Auskunftsmittel vorgeschlagen, aber Baiern beharrte auf seinem Widerspruch.

Nicht geringen Anstoß nahm ferner die rheinbündische Auffassung an dem vorgeschlagenen Bundesgericht. Der Bund, meinte Wintzingerode, der eine württembergische Vertreter, habe ja hauptsächlich den Charakter einer Allianz, vorzugsweise gegen Auswärtige, im Innern dürfe aber die Souverainetät nicht weiter beschränkt werden**).

Wenn dann Humboldt nachdrücklich darauf hinwies, wie nothwendig es sei, dem Einzelnen wie den Ständen einen Rechtsschutz gegen Verfassungsverletzungen zu geben, so mochte dies freilich die Andern eher abschrecken von dem Bundesgericht, als damit versöhnen. Wenigstens erklärte Württemberg in einer folgenden Sitzung das Bundesgericht geradezu als unzulässig und ließ seinen Widerspruch zu Protokoll nehmen.

*) S. Klüber II. 119. 123 f.

**) S. Klüber II. 167 f. 176 f.

Ein bezeichnender Zwischenfall berührte das Verhältniß der freien Städte. Ihre Erwähnung als Glieder des Bundes veranlaßte den Repräsentanten Baierns — also einer Macht, deren lebhafte Begierde nach dem Erwerb von Frankfurt allbekannt war — Zweifel auszusprechen, ob diese Städte wirklich als freie betrachtet werden dürften. Es wurde von Oesterreich und Preußen darauf hingewiesen, daß sie schon durch die Allianzen mit fremden Mächten, namentlich auch von England und Frankreich als solche anerkannt worden seien; Humboldt besonders machte geltend, daß der Zustand, in welchem Napoleon zuletzt diese Städte versetzt, nur ein Gewaltstreich gewesen sei; da sie vorher frei gewesen, so träten sie jetzt, wie Braunschweig, Hannover, Hessen, lediglich in ihr früheres Verhältniß zurück. Hamburg und die hanseatische Legion seien denn auch mit den Alliirten verbunden gewesen, ehe noch Baiern ihnen beigetreten wäre. Indessen es kostete einige Mühe, bis sich Wrede darüber beruhigte.

In dieser Weise verhandelte der Ausschuß der Fünf bis Mitte November. Die einzelnen Feststellungen, worüber man sich einigte, hatten entweder wenig Bedeutung oder sie waren unsicher und durch Clauseln und Vorbehalte eingeschränkt. Das Ganze hatte nicht einmal das zweifelhafte Verdienst, „schätzbares Material" für die Verfassung zu sein; es gewährte nur geschichtliches Interesse für die Anschauung und das Verhältniß der deutschen Staaten. Als positives Ergebniß stand wohl nur das Eine fest, daß man auf diesem Wege wahrscheinlich nie zu einem Ziel kommen werde.

Was außerhalb des Ausschusses geschah, mußte diese Besorgniß bestätigen. Noch ehe die Verfassungsberathungen begannen, hatte der König von Württemberg schon daran gedacht, sich mit Baiern enger zu verbinden, und es bedurfte der Einwirkung des russischen Kaisers und der Abmahnung des Kronprinzen, um diese Sonderbundsgelüste einigermaßen im Zaum zu halten. Baiern hätte natürlich gern die Hand geboten; Wrede deutete sogar schon früh auf die Anlehnung an Frankreich hin, mit dem man ja selbst im Momente des Abfalles (Oct. 1813) gehofft hatte, die alten Freundschaftsverhältnisse bald wiederherstellen zu können. Wie die Verfassungsberathungen begonnen hatten, äußerte der Feldmarschall unverholen gegen den einen württembergischen Vertreter, daß Frankreich immer der natürliche Verbündete bleibe*). Auf der andern Seite spielte auch Oesterreich ein zweideutiges Spiel, suchte die ehemaligen Rheinbundsglieder an sich zu knüpfen und jene französisch-süddeutsche Verbindung vorzubereiten, die sich wenige Wochen später gegen Rußland und Preußen in Rüstung setzte.

Dies Alles zusammengenommen, die Zweideutigkeit Metternichs, die biegsame Weise Hardenbergs und das undeutsche Gebahren der ehemaligen Rhein-

*) S. Pertz IV. 131 f. 144.

bündler, veranlaßte Stein zu einem Schritte, der das beredteste Zeugniß ablegte für die trostlose Lage, in welche das deutsche Dynastenthum schon jetzt unsere wichtigste Angelegenheit gebracht hatte. Stein rief den Kaiser von Rußland an, damit seine mächtige Fürsprache die deutschen Fürsten daran erinnerte, was sie der Einheit und der Freiheit der Nation schuldig seien! „Die Verhandlungen über den Bundesvertrag, schrieb er am 4. November an den Czaren, hatten bisher keinen andern Erfolg, als den, von Seiten Baierns und Württembergs ein System des Ehrgeizes gegenüber den Fürsten und freien Städten, der Vereinzelung gegen den Bund und des Despotismus gegen ihr eigenes Land ans Licht zu bringen, ein System, welches den Rechten, die sie ansprechen können, den Grundsätzen der geselligen und Bundeseinrichtung, dem Glück der Regierten, der inneren Ruhe, dem Wohle Europas widerspricht.“ Er bat daher den russischen Autokraten, sich für die gesunden Grundsätze der Freiheit und Einheit zu verwenden, damit Deutschland aufhöre, ein weiter Sammelplatz von Unterdrückern und Unterdrückten zu sein. Alexander entsprach diesem Wunsche in einer vertraulichen Note (11. November) an Oesterreich und Preußen, worin er die Gründung eines deutschen Bundesstaates als nothwendig bezeichnete und dem von Oesterreich, Preußen und Hannover eingegebenen Vorschlag der zwölf Artikel sowol seinen ganzen Beifall zollte, als seine Unterstützung verhieß.

Zu gleicher Zeit regte sich aber von anderer, näher berechtigter Seite eine lebhafte Opposition gegen das Gebahren von Baiern und Württemberg. Die kleineren Fürsten Deutschlands traten der Sprödigkeit und dem autokratischen Hochmuth ihrer beiden Mitgenossen vom Rheinbunde mit dem Anerbieten reicher Concessionen entgegen. Die Beschränkung der deutschen Verfassungsberathungen auf den Ausschuß der Fünf hatte schon früh bei ihnen Widerspruch erregt, wie denn auch unleugbar darin eine Usurpation lag. Baden erhob sich gleich anfangs, wenn auch ohne Erfolg, gegen dies selbstgeschaffene Vorrecht und verlangte, zugelassen zu werden. Freiherr v. Gagern sammelte schon im October eine Anzahl kleinerer Repräsentanten, um sich über eine gemeinsame Thätigkeit zu verständigen. Ebenso that Hessen Einsprache gegen das blos königliche Collegium und die Bildung eines fünfköpfigen Directoriums*). Die Sache hatte um so größere Bedenken, als nach dem Entwurf der zwölf Artikel durch die Bildung des Rathes der Kreisobersten ein solches Vorrecht der Fünf auch in die künftige Verfassung überzugehen drohte. Man konnte sich dies vielleicht gefallen lassen, wenn eine straffe bundesstaatliche Ordnung Alle, Große wie Kleine, zu gleichen Pflichten zwang; aber in einem Augenblick, wo die bundesstaatlichen Bande immer lockerer und schwächer wurden, den fünf Königen diese Stellung auf

*) S. Gagern II. 202 f. Stichling's Freiherr v. Gersdorff, Weimar, 1853. S. 14 ff.



Kosten der Kleineren einräumen, das hieß die allerersten Grundsätze einer föderativen Ordnung verleugnen.

Die kleineren Staaten waren schon ihrer Natur nach nicht dazu angelegt, einen so schroffen Particularismus auszubilden, wie ihn jetzt die mittleren auf dem Congresse geltend machten. Ihre Schwäche ließ sie das Bedürfniß einer Anlehnung an eine größere Gesammtheit lebhafter empfinden und ihre Kleinheit machte es ihnen leichter, Opfer an Macht zu bringen. Darum sind sie trotz ihrer Vielfältigkeit zu jeder Zeit ein geringeres Hinderniß für die einheitliche Gestaltung Deutschlands gewesen, als die Mittelstaaten, welche die Prätensionen der Großen ohne deren Macht mitbringen. In diesem Augenblick war es zugleich der Trieb der Selbsterhaltung, der die Kleinen bestimmte; auf der einen Seite drohte das Directorium der fünf Könige einseitig eine Verfassung zu machen, in welcher sie halb mediatisirt wurden, auf der andern drängten sich die Mediatisirten von 1806 an Kaiser Franz heran und verlangten eine Restauration, deren Kosten wenigstens zum Theil die Kleinstaaten hätten tragen müssen. Von dieser doppelten Gefahr bedroht, mußten sie ein Lebenszeichen von sich geben, es konnte naturgemäß kein anderes sein, als daß sie einmal der Prätension der Fünf gegenübertraten, dann aber zugleich der spröden Selbstsucht Baierns und Württembergs ihre Bereitwilligkeit zu patriotischen Opfern entgegenstellten. Sie hatten das schon früh thun wollen, waren aber von Metternich wie von Stein zur Ruhe und zum Vertrauen auf die beiden Großmächte und auf Hannover ermahnt worden. Indessen hatte die Arbeit des Fünfer-Ausschusses einen immer unerquicklicheren Verlauf genommen; Stein überzeugte sich, daß die Widerstrebenden dort eines wirksamen Spornes bedurften und daß auf Metternich nicht allzusicher zu zählen sei. Er griff daher im nämlichen Augenblick, wo er die russische Intervention anrief, die Verbindung mit den Kleinstaaten eifrig auf und rieth ihnen jetzt selber zu einem Schritte, von dem er früher abgemahnt. Es ist überaus bezeichnend für die ganze Lage, für das geringe Vertrauen, das Oesterreichs und Preußens Festigkeit erweckte, wie für die Hemmungen, welche die Mittelstaaten bereiteten, daß gerade Stein, der unter Allen am eifersüchtigsten auf deutsche Selbständigkeit hielt, das Ausland glaubte zu Hülfe rufen zu müssen, und daß derselbe Mann, der sich oft und bitter genug über die Kleinstaaten und ihre Schädlichkeit ausgelassen, sich nun mit eben diesen Kleinstaaten verband, um der Lauheit der Großen und dem bösen Willen der Mittleren einen wirksamen Stachel einzusetzen.

Am 16. November übergaben beide Hessen, Anhalt, Braunschweig, die freien Städte, Lippe-Detmold, beide Mecklenburg, die nassauischen Linien, die thüringischen Staaten, Lippe-Schaumburg und Waldeck, im Ganzen 29 souveraine Fürsten und Städte durch ihre Vertreter eine Note an Oesterreich und Preußen, worin der anmaßende Anspruch Baierns und Württembergs, neben den Großmächten, die den Pariser Frieden unterzeichnet, als Reprä-

sentanten der übrigen deutschen Staaten auftreten zu wollen, mit Nachdruck angefochten und die Erklärung abgegeben ward, daß sie auf ihr eigenes Recht, an der Constituirung des Bundes Theil zu nehmen, niemals verzichten würden. Dagegen seien sie auch bereit, zum Besten des Ganzen diejenigen Einschränkungen ihrer Souverainetät sich gefallen zu lassen, welche als allgemein verbindlich für Alle würden beschlossen werden. Namentlich erklärten sie sich damit einverstanden, daß aller und jeder Willkür, wie im Ganzen durch die Bundesacte, so im Einzelnen durch landständische Verfassungen vorgebeugt und den Ständen das Recht der Steuerverwilligung, der Mitwirkung bei der Gesetzgebung, der allgemeinen Staatscontrole und der Beschwerdeführung insbesondere gegen strafbare Beamte eingeräumt werde. Endlich sprachen sie die Ueberzeugung aus, daß die deutsche Verfassung erst dann ihren festen Bestand würde behaupten können, wenn ein gemeinsames Oberhaupt an der Spitze der deutschen Verbindung dem Bunde die unverbrüchliche Vollziehung sichere, die Säumigen und Weigernden ohne Unterschied mit erforderlichem Nachdruck zur Erfüllung des Bundesvertrages anhalte, der Bundesjustiz schnelle und vollkommene Folge leiste und die Kriegsmacht des Bundes leite.*)

Also ein Bundesstaat mit dem Kaiserthum an der Spitze, Einheit im Ganzen und Freiheit im Einzelnen war das Programm, das die Kleinstaaten plötzlich in den trägen Gang der Verhandlungen hineinwarfen. Von den schwächsten und unzulänglichsten Entwürfen, zu denen der Ausschuß der Fünf allmälig herabgestiegen, führten sie auf einmal die Debatte auf die vollkommenste und am weitesten gehende Form zurück, die überhaupt denkbar war. In dem Augenblick, wo sie es thaten, stand der Ausschuß ohnedies auf dem Punkte, sich aufzulösen.

Württemberg gab am nämlichen Tage, wo die Eingabe der Neunundzwanzig unterzeichnet ward, die Erklärung ab, daß man im Ausschusse planlos berathe, immer neuen Ansichten Raum gebe und daß bei allen Detailberathungen das Wichtigste, die Uebersicht des Ganzen, zu vermissen sei. Man kenne weder die Glieder des Bundes, noch den Umfang, noch die physischen und politischen Gränzen, und doch solle man Verbindlichkeiten übernehmen, und auf unbestrittene Rechte Verzicht leisten. Der König könne das mit seinen Pflichten gegen Staat und Haus nicht vereinbaren und sehe sich außer Stande, sich fernerhin über einzelne Gegenstände zu erklären oder angesonnene Verbindlichkeiten zu übernehmen, ehe der Plan des Ganzen mitgetheilt sei. Das rief eine ziemlich scharfe Erwiederung Oesterreichs und Preußens hervor,**) worin die Schuld der Verzögerung den Widersprüchen und Vorbehalten Württembergs zugeschrieben und die Meinung entschieden bestritten ward, als stehe es jedem einzelnen deutschen Fürsten frei, dem Bunde beizutreten oder

*) Klüber I. 1. 72 f.

**) Vgl. Klüber I. 1. 101 f. 104 ff. IX. 252 f.

nicht. Als Zweck der großen Allianz sei die Aufhebung des Rheinbundes und die Wiederherstellung der deutschen Freiheit und Verfassung feierlich und öffentlich bezeichnet worden; es würde diesem Zweck, wie den europäischen Verträgen, die Deutschlands Vereinigung zu einem Föderativstaat verkündigten, geradezu widersprechen, wollte man einem Einzelnen gestatten, sich durch Ausschließung dem Wohl des Ganzen entgegenzustellen.

Aber Württemberg beharrte bei seiner Auffassung; der deutsche Ausschuß war also nach einer unfruchtbaren Thätigkeit von fünf Wochen gesprengt, um nicht wieder zusammenzutreten. Durch den Schritt der Kleineren hätte man zwar ein wirksames Mittel gehabt, die Rheinbündler zur Raison zu bringen; man durfte es ja im Nothfall getrost wagen, den Bund ohne Baiern und Württemberg abzuschließen, sie hätten sich zuletzt doch nicht entziehen können. Allein es fiel das mit dem Augenblick zusammen, wo sich die übrigen Verhältnisse des Congresses, namentlich durch die Frage über Sachsen und Polen, so peinlich zu verwickeln anfingen, daß für das dornenvolle Werk einer deutschen Bundesverfassung vorerst nichts zu hoffen war. Es kamen die Tage, wo die ganze Frucht der vorausgegangenen Kämpfe sich zu verderben drohte, wo Oesterreich seine Anlehnung bei Frankreich, Preußen bei Rußland suchte, wo die Wredes und Consorten tapfer ans Schwert schlugen, um nach allen den Erfahrungen, die vorausgingen, von Neuem in frevelhaftem Leichtsinn einen brudermörderischen Krieg zu entzünden. Das war denn freilich die Zeit nicht, um das Werden des deutschen Bundes zu fördern.

Nur die Verbindung der Neunundzwanzig ließ die Angelegenheit nicht fallen, sondern benutzte die Periode des officiellen Stillstandes, um für ihr Programm zu agitiren und das allgemeine Interesse wach zu erhalten. Es waren ihnen erst die beiden Hohenzollern, später auch Baden beigetreten, das zweimal vergeblich gegen die Ausschließung aus der Fünfer-Commission remonstrirt, dann (1. Dec.) an Oesterreich und Preußen die Erklärung abgegeben, daß es zur Einführung einer landständischen Verfassung bereit sei, endlich acht Tage später, das Bedenkliche seiner Isolirung fühlend, sich den Kleineren genähert hatte.*) So wuchsen sie auf die Zahl von 32 und stellten in einer Zeit, wo über Zerfahrenheit und Zwietracht alle guten deutschen Vorsätze vergessen schienen, wenigstens das löbliche Beispiel der Eintracht dar.

Durch ihre Anregung war zunächst eine Angelegenheit wieder zur Debatte gekommen, die vorher abgethan schien — die Frage eines einheitlichen Oberhauptes durch Herstellung der Kaiserwürde. Ehe die Neunundzwanzig

*) S. Klüber I. 1. 94—100. I. 2. 58 f.

ihre Vorstellung vom 16. Nov. einreichten, hatte in ihrem Namen der Vertreter Braunschweigs, v. Schmidt-Phiseldeck, der sich an Graf Münster gewendet, um dessen Mitwirkung für die Herstellung eines einheitlichen Oberhauptes zu gewinnen. Der hannöversche Staatsmann erwiederte: daß er als Privatmann zwar denselben Wunsch hege; allein es stünden der Erfüllung die Pariser Verhandlungen und der Wortlaut des Friedensschlusses entgegen; darum müsse er, bevor er über die Ausführbarkeit der Sache sich äußern könne, vor Allem hören, was für Attribute der Kaiserwürde beigelegt werden sollten. Der braunschweigische Gesandte faßte in seiner Antwort alles das in Kürze zusammen, was für die Einheit der Leitung und Executive sprach, ließ aber vorerst die Frage noch unentschieden, ob das wiederhergestellte Kaiserthum ein erbliches sein solle. Als dessen Attribute bezeichnete er: die Aufsicht über die Beobachtung der Beschlüsse des Bundes und deren Vollstreckung, die Aufsicht über die Justizverfassung und das oberste Reichsgericht, den Vorsitz in der Bundesversammlung, die Leitung der Reichsbewaffnung und die Anführung im Reichskriege. Den Pariser Frieden sah er mit Recht als kein Hinderniß an; derselbe bestimme nur die Bildung eines Föderativstaates, wobei es durchaus freigelassen sei, diesen Bund an ein Haupt zu knüpfen oder nicht.

Darauf ließ sich Graf Münster im Auftrag Oesterreichs und Preußens eingehender vernehmen (25. Nov.).*) Er wiederholte, daß auch nach seiner Ansicht der zweckmäßigste Weg der gewesen wäre, die alte Reichsverfassung als Grundlage beizubehalten und die Erfahrung der letzten verhängnißvollen Epoche zu benutzen, um die Gebrechen zu beseitigen, welche den Untergang der alten Verfassung herbeigeführt hätten. In diesem Sinne sei er auch ursprünglich instruirt gewesen. Hannover hätte dies um so consequenter thun können, als es die Niederlegung der Kaiserwürde im Jahre 1806, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, nur als eine erzwungene angesehen und das Reich und dessen Oberhaupt als dem Rechte nach fortbestehend betrachtet hätte. Ebenso habe er selber seit Oesterreichs Beitritt zur Allianz alle Mittel der Ueberredung angewendet, um diese Macht zu bewegen, daß sie die deutsche Krone von Neuem annehme. Indessen es sei fruchtlos geblieben. So sei denn endlich im Pariser Frieden die Bestimmung erfolgt, daß die u n a b h ä n g i g e n Staaten Deutschlands durch ein f ö d e r a t i v e s Band vereinigt werden sollten; noch hege zwar der Prinz-Regent den gleichen Wunsch wie früher, aber es könne derselbe jetzt nur durch eine freie Uebereinkunft mit den pacis-

*) Metternich und Hardenberg hatten geglaubt, nicht mit den 32 kleineren Staaten als einer anerkannten geschlossenen Macht unterhandeln zu dürfen; sie hatten daher Münster unter der Hand bevollmächtigt, ihre Erwiederungen zur Kenntniß der Kleineren zu bringen. So berichtet Schaumann in dem Aufsatz über die Bildung des deutschen Bundes, im historischen Taschenbuch 1850. S. 278—279.

cirenden Theilen erfüllt werden. Denn zu Paris seien Verhandlungen über die Kaiserwürde dem Frieden vorausgegangen und andere Mächte hätten dort auf deren Aufhören Rücksicht genommen*); ohne diesen Umstand würde es allerdings richtig sein, daß die Bildung eines Föderativstaates die Ernennung eines Bundeshauptes nicht ausschlösse. Gern würde übrigens er selber den Wunsch der vereinigten Fürsten und Städte noch weiter zu unterstützen gesucht haben, wenn er dazu erfolgversprechende Mittel vor sich sähe. Die jüngste Eingabe des braunschweigischen Gesandten habe nur von den Rechten der Kaiserwürde gesprochen, nicht aber von Mitteln, durch die der künftige Kaiser in den Stand gesetzt würde, mit Nachdruck zu handeln. Ohne Bestimmungen, die diesem Bedürfniß genügten, würde Oesterreich sich kaum entschließen, eine Würde ohne Realität und Einfluß zu übernehmen. Aber eben die Uebertragung solcher Mittel würde auf der andern Seite in den Ansichten der größeren deutschen und einiger europäischen Höfe große Schwierigkeiten finden.

Auf diese merkwürdige Erklärung erließen die Vertreter der Fürsten und freien Städte am 20. December eine neue Erwiederung, die von allen außer Baden unterzeichnet war. Ueber die Verhandlungen, die dem Pariser Frieden vorangegangen waren, gestatteten sie sich kein Urtheil, da dieselben unbekannt geblieben seien. Man habe indessen dort wohl nur die Idee einer Wiederherstellung des römisch deutschen Reiches als unvereinbar mit der gegenwärtigen Lage von Europa aufgegeben und der österreichische Hof selbst sich dem angeschlossen, weil die näheren Bestimmungen über die Erfordernisse der kaiserlichen Autorität noch nicht entwickelt gewesen; aber der innern Einrichtung des deutschen Staatenbundes und der Wahl eines Bundeshauptes hätten jene auswärtigen Verhandlungen wohl kein Hinderniß entgegensetzen wollen. Sie beriefen sich dabei unter andern auf die Verheißungen von Kalisch, wonach die deutsche Verfassung allein den Fürsten und Völkern Deutschlands überlassen bleiben sollte. Darum werde auch Oesterreich die angetragene Würde nicht ablehnen, zumal wenn es unter Bestimmungen geschehe, die ihm gestatteten, die Würde mit Kraft und Ehre zu behaupten. Was die Ausführung der Idee betreffe, so sehe man die Schwierigkeiten nicht für so groß an. Der Gesammtwille der Nation werde auf dem Bundestage ausgesprochen; die kaiserliche Sanction mache denselben zum Gesetz, dessen Ausführung dann dem Kaiser obliege. Zu diesem Behuf würde ihm die gesetzmäßige Verfügung über die aus den Contingenten der Bundesglieder bestehende und stets bereit zu erhaltende Bundesarmee anvertraut, theils um dieselbe nach

*) Humboldts Denkschrift über die Kaiserwürde enthält über den Pariser Frieden die bemerkenswerthe Aeußerung: quoique cette phrase n'exclue pas littéralement le rétablissement de la dignité impériale, nous savons tous, que cette exclusion était dans l'intention des parties contractantes.

Außen, wo Gefahr drohe, zu wenden, theils um damit Ordnung im Innern zu erhalten und den Beschlüssen des Bundes so wie den Erkenntnissen des obersten Gerichtshofes Kraft und Nachdruck zu geben. Besorgniß könne das um so weniger erwecken, als durch die Bundesacte selbst die Ausübung dieser Befugnisse an constitutionelle Formen gebunden und daneben den mächtigeren Bundesstaaten das nöthige Gegengewicht eingeräumt werden könnte.*)

Diese Debatten gaben der deutschen Frage eine frische Anregung. Ein Mann wie Stein, der früher selbst dem Kaiserthum zugethan gewesen, dann freilich, unter dem ungünstigen Eindruck der österreichischen Politik, in Chaumont die einheitliche Spitze aus seinem Entwurfe weggelassen, wandte sich mit neuem Eifer zu dem Gedanken zurück. Er setzte sich mit den Vertretern der kleinen Staaten in engere Verbindung und ermuthigte sie, von ihrer Forderung nicht abzugehen. Er wandte sich um Mitte Januar 1815 an Capodistria, den jetzt einflußreichsten Rathgeber des Czaren, und an das russische Cabinet, um abermals dessen Mitwirkung hereinzuziehen. Rußland sollte über die Verträge, die es mit unterzeichnet, eine so deutliche Erklärung abgeben, daß den widerstrebenden Königen die Hoffnung auf eine Hülfe von dieser Seite benommen, dagegen die Zuziehung der Kleineren zu den Berathungen in Aussicht gestellt würde. Die nächste Frucht dieses Bemühens war eine Note Rußlands an Württemberg (31. Jan.), worin der Standpunkt des Letztern nachdrücklich bekämpft und zugleich die Nothwendigkeit angedeutet ward, bei Abfassung des Bundesvertrages sämmtliche deutsche Staaten mitwirken zu lassen.**) Auch gelang es Stein, Capodistria so weit für seine Ansichten zu gewinnen, daß dieser in einer Denkschrift an den russischen Monarchen (9. Febr.) die Wiederherstellung der Kaiserwürde befürwortete.

Stein mag sich wohl nicht über die Schwierigkeiten getäuscht haben, die sich, je näher man dieser Frage trat, desto deutlicher vordrängten, aber er hat sie doch zu leicht geachtet. Von der Herstellung des h. röm. Reichs deutscher Nation konnte selbstverständlich keine Rede mehr sein, da dessen Lebensbedingungen schon seit Jahrhunderten stufenweise erloschen waren; es handelte sich jetzt nur von einer einheitlichen Executive an der Spitze der zu bildenden deutschen Föderation. Aber auch für diese waren neue Grundlagen und Mittel erst zu gründen. Aus der Erbschaft des alten Reiches war dazu nichts übrig geblieben; man mußte die Stützen der Autorität einer solchen Würde, ihre finanziellen und militärischen Hülfsmittel neu schaffen. Auf wessen Kosten konnte dies anders geschehen, als auf Kosten der einzelnen deutschen Landesfürsten? Ihrer Hülfe hatte man aber zu dem Kampfe gegen Napoleon so dringend zu bedürfen geglaubt, daß man zu Teplitz, Ried, Fulda u. s. w. ihnen in deutlichen Worten ihre Unabhängigkeit und Souverainetät

*) S. Klüber I. 77—81. 83—93.

**) S. Pertz IV. 309—312. 701—712. Klüber IX. 272—274.

zusagte und in den Verträgen zu Chaumont und Paris das einheitliche Oberhaupt stillschweigend fallen ließ. Daß diejenige Ansicht, die Baiern und Württemberg so eben noch laut verfochten, nicht ohne die größten Kämpfe zu einem Kaiserthum zu bekehren war, das ließ sich wohl erwarten. Freilich wenn sich ganz Europa so einig zeigte, wie es in diesem Augenblick durch Zwietracht entzweit war, so ließ sich damit auch wohl der Widerspruch Baierns und Württembergs überwinden. Allein selbst dann hätte die Form des Kaiserthums selber klarer, präciser und zweifelloser dastehen müssen, als es in der That der Fall war. Ob dasselbe nur eine lebenslängliche oder eine erbliche Würde sein sollte, war für die Entscheidung schon höchst bedeutsam, noch mehr aber war es die andere Frage: wer denn der Träger des Kaiserthums sein würde? Stein meinte zwar, man müsse versuchen, „Oesterreich zur Uebernahme zu bestimmen und, falls sich dieses jetzt weigere, bei guter Gelegenheit auf dieses oder Preußen zurückkommen." Darüber war allerdings kein Zweifel, daß Preußen mindestens das gleiche Anrecht hatte, wie Oesterreich. Die geschichtliche Ueberlieferung des habsburgischen Kaiserthums mußte in den Augen derer, die ohne Illusionen urtheilten, eher von Oesterreich abmahnen, als dazu hinziehen. Auch in den besten Zeiten des mittelalterlichen Kaiserthums war ja zwischen Franken und Sachsen, Hohenstaufen und Welfen gewechselt worden; es widersprach also nicht einmal dem alten deutschen Herkommen, wenn man jetzt das Gleiche that. Und ohne Zweifel hatten die Hohenzollern dann so viel Anspruch, gewählt zu werden, als das seit siebzig Jahren aus seinen französischen und italienischen Erblanden nach dem Reich verpflanzte Haus Lothringen. Selbst die Thatsache, daß der letzte Kaiser des alten Reiches diesem Hause angehörte, hätte für eine neue Schöpfung, wie die jetzt vorbereitete werden mußte, nicht entscheidend sein dürfen. Sie war reichlich aufgewogen durch die neue territoriale Gestaltung beider Großmächte, durch die sich Oesterreich freiwillig nach Süden und Osten zurückschob, und durch die man Preußen gezwungen hatte, seine durchbrochene Macht durch eine innigere Verbindung mit Deutschland zu ergänzen.

Indessen eben in dieser Gleichheit des Anspruches lag die unüberwindliche Schwierigkeit. Schon der alte überlieferte Dualismus Beider, wie er sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in aller Schärfe entfaltet, wie wollte man seiner Meister werden? Ja, wenn etwa Preußen in der Erniedrigung von Tilsit geblieben und Oesterreich der Retter von 1813—1814 geworden, oder umgekehrt, wenn es Preußen gelungen wäre, nach einem entscheidenden Siege bei Großgörschen in einem raschen Wurf die Napoleonische Macht ohne Oesterreichs Hülfe zu überwältigen, dann ließ sich wohl die Gründung eines rechten und einheitlichen Kaiserthums denken. Nun hatte aber Oesterreich die alte Macht behauptet und neu gesammelt, Preußen die Schmach gesühnt und in dem großen Kampfe die Sturmfahne mit

glorreichsten Ehren vorangetragen; selbst wenn die Vergangenheit nur für die eine Macht gesprochen hätte, so zeugte die Gegenwart um so lauter für die andere. Wie konnte sich Preußen in seiner neugewonnenen Macht und seinem frischen Waffenglanze der Leitung Oesterreichs, oder wie Oesterreich mit den Elementen und Interessen seiner politischen Stellung der Leitung Preußens unterwerfen? Diese Schwierigkeit blieb unüberwindlich, auch wenn ganz Europa die Herstellung des Kaiserthums einmüthig begehrte und kein einziger von den deutschen Fürsten sich ihr widersetzte. Die kaiserliche Einheit und zwei Großmächte von gleichem Range, das waren unvereinbare Gegensätze; es mußte, wenn man die erste wollte, eine der letzteren aus dem Bundesstaate ausscheiden. Daß Preußen jetzt und in Zukunft dieser ausscheidende Theil nicht mehr sein **konnte**, dafür sorgte die neue territoriale Gestaltung, die eben unter eifrigster Mitwirkung des österreichischen Staatsmannes zu Stande gekommen war.

Die Denkschrift, die Capodistria unter Steins Eingebung damals verfaßte, umging diese Schwierigkeiten der Kaiserfrage, aber sie enthielt tiefe Wahrheiten und unwiderlegliche Gründe für eine festere politische Organisation Deutschlands*). Dies Land, sagt Capodistria, biete den Anblick einer Nation, die sich in der Schule des Unglücks und der Demüthigungen so zu sagen resignirt habe. Unter den modernen Nationen sei die deutsche ohne Widerspruch diejenige, deren verschiedene Classen sich durch sittliche und geistige Bande am meisten geeinigt fänden; sie sei die aufgeklärteste, die denkendste, die leidenschaftlichste, sie sei unter allen der Gegenwart am meisten einer großen, regelmäßigen und hartnäckigen Bewegung fähig. Wie auch die Vorurtheile oder auch die Sonderinteressen ihrer Fürsten beschaffen sein möchten, es würden fortan doch alle durch die Macht der Umstände genöthigt sein, ihren Ländern Verfassungen zu geben. Schon dies kündigte neue Fortschritte dieses Volkes nach einem politischen Ziele an. Eine Masse von Leidenschaften, gerechte, edle und friedliche, so gut wie ehrgeizige, excentrische und kriegslustige, seien in Bewegung gesetzt und es sei schwer, die Consequenzen davon vorauszusehen. Die Frage sei daher die: Ist es den deutschen und europäischen Interessen entsprechend, Deutschland eine fest verbundene und dauernde föderative Macht zu geben, oder soll man es lieber so constituiren, daß es bei neuen Ereignissen und Combinationen dem Wechsel unterworfen bleibt? Sehr richtig schildert dann Capodistria die Folgen, wenn die fünf Königreiche in einer nur losen Bundesverfassung vereinigt die Leitung der Dinge an sich nähmen. Oesterreichs und Preußens Bestreben, ihren Einfluß zu erweitern, Frankreichs Tendenz, sich einzudrängen, der Ehrgeiz der Mittelstaaten, schließlich die Erhebung des Volkes selbst für eine bessere Ordnung, das **Alles** werde zu Conflicten führen, in die sich dann Rußland einmischen müsse,

*) S. dieselbe bei Pertz IV. 735—739.

während Frankreich und Oesterreich suchen würden, dieser Intervention entgegenzutreten. Eine solche Ordnung sei weder dem deutschen noch dem europäischen Interesse zuträglich. Nur wenn man Deutschland eine politische Verfassung gebe, die den Kreis der moralischen Thätigkeit der Nation feststelle, den Staat mit einer unübersteigbaren Schranke gegen Frankreich und jede fremde Macht schützen helfe, die den Geist der Nation auf ihre alten Institutionen zurückführe und die Dauer und Stärke der neuen sichere, nur so könne man den deutschen Staaten eine dauerhafte Bürgschaft ihrer Freiheit und Europa eine feste Grundlage seines künftigen politischen Systems gewähren. Dies zu erreichen, erscheint dem Verfasser der Denkschrift die Herstellung einer einheitlichen Oberhauptswürde und deren Uebertragung an Oesterreich durchaus nothwendig.

Steins thätiger Eifer blieb dabei nicht stehen. Er ließ den Grafen Solms ein Gutachten über die Ausstattung der Kaiserwürde entwerfen; er stellte selber in einer längeren Unterredung dem Kaiser Alexander die Nothwendigkeit ihrer Wiederherstellung vor Augen (17. Febr.). Er wies darauf hin, daß die Ursache der unvollkommenen Entwürfe des Fünfer-Ausschusses lediglich die Eifersucht sei; jeder sehe mit Unruhe dem andern einen vorwiegenden Einfluß eingeräumt und ziehe darum einen Zustand der Schwäche und des Schwankens einer festen und starken Ordnung, die seinen Einfluß verringere, vor. Er zeigte dann weiter, welch dringendes Interesse namentlich Preußen durch seine geographische Lage dabei habe, daß Deutschland stark organisirt, die Kriegseinrichtungen gut geordnet, die innere Ruhe und der Verkehr ungestört seien. Allein er folgert daraus nicht, was man erwarten sollte: daß Preußen den ersten Anspruch an die Leitung habe; vielmehr kommt er zu dem entgegengesetzten Ergebniß. Oesterreich, meinte er, sei mehr bei Seite geschoben, benehme sich auch lauer und gleichgültiger, ja es enthalte Elemente, die nach einer Trennung strebten. Eben darum müsse seine unerläßliche Vereinigung mit Deutschland künstlich gestärkt und ein politisches Band gebildet werden, welches Oesterreich wieder mit Deutschland vereinige und ihr gegenseitiges Verhältniß auf Vortheil und Pflicht begründe. Die Uebertragung der Kaiserwürde und zwar der erblichen schien ihm diesen Zweck zu erreichen; ihre Befugnisse würden in einem Antheil an der Gesetzgebung, an der richterlichen Gewalt und an der Leitung der Kriegsmacht bestehen. Hierbei dachte er auch Preußen eine Stellung zu. Die Leitung der Kriegsmacht, die Heeresbildung, die Aufsicht der Festungen und was damit zusammenhing, sollte der Kaiser mit einem Rathe dreier Fürsten theilen, von denen einer stets Preußen sei, die beiden andern vom Bundestag gewählt würden.

Auf Kaiser Alexander machten diese Vorstellungen Eindruck; er erklärte sich bereit, die Aufführung zu unterstützen, wenn der König von Preußen damit einverstanden wäre. Mit dieser Bedingung war allerdings das We-

sentliche der Frage berührt. Die Oesterreicher entwickelten zwar keine große Thätigkeit, Metternich erklärte, weder zu- noch abrathen zu wollen, Wesenberg war dafür, Kaiser Franz selbst zeigte Abneigung dagegen; allein wenn Preußen eifrig zustimmte, Rußland sich dafür verwendete, die andern Großmächte gleichgültig blieben und von allen deutschen Fürsten nur Baiern und Württemberg widerstrebten, dann hätte auch wohl Oesterreich sich schwerlich gesträubt, das Angebotene anzunehmen.

Für die Rathgeber des Königs von Preußen kam der Antrag allerdings in keiner günstigen Stunde. Sie standen unter dem frischen Eindruck des unehrlichen Spiels, das die österreichische Politik mit Preußen getrieben. Vielleicht, daß Hardenberg in den Tagen, wo er an Metternich schreiben konnte: „Theuerster Fürst, retten Sie Preußen“ — vielleicht, daß er damals zugänglicher gewesen wäre; jetzt, wo zwischen ihm und den Oesterreichern die bitteren Zerwürfnisse und Enttäuschungen der letzten Wochen vorgefallen waren, konnte er, von allem Uebrigen abgesehen, für ein österreichisches Kaiserthum keine Sympathie empfinden. Als ihm Stein und Capodistria die ersten Eröffnungen machten (11. Febr.), verhehlte er seine Abneigung nicht und berief sich ablehnend auf die geistlose Art der Dynastie und Regierung, was Stein als vorübergehende Unvollkommenheit ansah. Später äußerte er offen, er könne als preußischer Minister unmöglich in eine Vermehrung der österreichischen Macht willigen; ohnedies habe man in Wien Neigung, sich mit Frankreich und Baiern gegen Preußen, Rußland und England zu verbinden. In Berlin werde sich Alles gegen ihn empören, wenn er Oesterreich einen solchen Einfluß einräume. Der ganze Plan gebe nur Stoff zur Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen.

Die eingehende Widerlegung der Steinschen Ansicht überließ der Staatskanzler seinem Collegen. Die Arbeit war wie geschaffen für Wilhelm von Humboldt*); seine Klarheit und Schärfe traf das Verhältniß im innersten Kerne und stellte dem Vorschlage nicht, wie Hardenberg, nur das Sonderinteresse der preußischen Politik, sondern das Interesse Deutschlands selber als Grund entgegen. Es sei unmöglich, sagte er, einem deutschen Kaiser die erforderliche Macht zu geben; Preußen könne sich ihm nicht unterwerfen, die mittleren Staaten würden es nicht wollen. Ohne diese Macht würde die Kaiserwürde dem, der sie trage, nicht den beabsichtigten Vortheil gewähren; er würde daher den Vortheil seiner Staaten stets dem des Reiches vorziehen; er müßte dem Reich gefährlich werden, ohne ihm zu nützen. Diese Gründe seien aber auf Oesterreich mehr anwendbar, als auf jeden andern deutschen Staat. Oesterreich habe seine Provinzen in Belgien, am Rhein und in Schwaben aufgegeben, sein Einfluß auf die geistlichen Staaten bestehe nicht

*) S. die Denkschrift vom 3. März bei Pertz IV. 752 ff. Nach S. 335 wäre sie schon am 24. Febr. fertig gewesen.

mehr; die Masse seiner Besitzungen liege in Italien, Ungarn, Polen. Zu jeder Zeit habe das Haus Oesterreich es gut verstanden, sich den Verpflichtungen des Reiches zu entziehen; wie viel mehr jetzt, wo sein Interesse mehr als je von dem Deutschlands getrennt sei. Mit allen seinen politischen Tendenzen nach Osten und nach Italien gewendet, werde es durch die Natur der Dinge versucht sein, die Kaiserkrone als ein accessorisches Vorrecht zu betrachten, das es im Nothfall seinen dringenderen Vortheilen opfern oder als ein Mittel benutzen werde, seine besondere Macht zu mehren. Beides sei gleich gefährlich für Deutschland und für Europa. Die kleineren Staaten würden bei jedem Conflict zwischen Oesterreich und Preußen in eine Abhängigkeit gerathen, ähnlich der im Rheinbunde. Darum welche Mängel auch eine Föderation ohne Oberhaupt haben möge, sie biete immer noch die größten Vortheile, welche die Umstände zu erlangen zuließen, sie entferne die Unzuträglichkeiten, sie sei allein möglich. Die kaiserliche Autorität müßte durch andere Einrichtungen, wie sie die bisherigen Entwürfe in der Stellung Preußens und zweier anderer Fürsten suchten, ein Gegengewicht erhalten. Das würde Eifersucht schaffen und Störung erwecken, die zu überwältigen der Kaiser eine größere Macht erlangen müsse, als Deutschland zuträglich sei. Hänge von ihm allein die Entscheidung über Krieg oder Frieden ab, so könne er den gerechtesten und hochherzigsten Aufschwung der Nation hemmen; theile er dieselbe mit anderen Stimmen, so entstehe derselbe Mangel an Einheit und Kraft, welche man der Föderation ohne Oberhaupt vorwerfe. Auch sei das Verhältniß des Kaiserhauses zu den deutschen Staaten seit der Säcularisation und den Mediatisirungen so verändert, daß, wo ehemals der Kaiser nur seinen Willen kundzugeben brauchte, jetzt Armeen nothwendig seien. Die Verbindung Deutschlands mit dem Geschick einer der großen Mächte werde jenes in alle Gefahren derselben hineinziehen, und alle Vorsichtsmaßregeln, um Oesterreich als Oberhaupt Deutschlands und als europäische Macht zu scheiden, würden nutzlos sein. In den inneren Angelegenheiten werde das Kaiserthum sich wohl hüten, die Verantwortlichkeit und den Haß auf sich zu nehmen, wenn es sich z. B. um Verfassungsverletzungen handelte; es werde nur seinen Interessen folgen und sich darüber mit einem der mächtigeren deutschen Staaten nicht entzweien. Gleichwie dafür eine Bundesverfassung mehr Gewähr gebe, so werde in ihr überhaupt die öffentliche Meinung mehr Einfluß üben, das Schädliche abzuwehren und das Gute zu fördern. Das allein entspreche dem Geist der deutschen Nation, der weder unruhig noch aufrührerisch sei, der aber vorwärts strebe und sich jener Unbeweglichkeit widersetze, für die alle Erfahrung der Zeiten verloren sei. Die Ruhe und die Sicherheit Deutschlands beruhe stets auf der Einigkeit Preußens und Oesterreichs, die wahre Gefahr nur in ihrer Zwietracht. Einer der wesentlichsten Gesichtspunkte bei einer deutschen Verfassung müsse daher sein, in den verfassungsmäßigen Verhältnissen beider jeden Grund der Uneinigkeit

zu entfernen und im unglücklichen Falle eines Krieges zwischen beiden den Stoß weniger fühlbar zu machen. Auch in dieser Rücksicht sei ein Bund dem Kaiserthum vorzuziehen. Während das letztere schon durch sein Dasein ein System des Gegensatzes zwischen beiden schaffe und Deutschland nöthige, im Falle eines Conflictes entweder mit Oesterreich zu gehen, oder die Verfassung zu verletzen, so mache der Bund alle Berührungspunkte sanfter und gefahrloser und erlaube ihm selbst beim ausbrechenden Kampfe beider neutral zu bleiben.

So weit Humboldt. Seine Denkschrift und der Aufsatz von Capodistria enthalten zusammen das erschöpfende Bild der Lage, in welcher sich die deutsche Verfassungsfrage befand. Während der Grieche mit einleuchtenden Gründen und einem wahrhaft prophetischen Blick die verderblichen Folgen eines losen Staatenbundes zusammenfaßt, zeichnet Humboldt mit gleich durchschlagender Logik die Nachtheile eines österreichischen Kaiserthums über Deutschland. Aber sowie der Verfechter der Kaiseridee die Schwierigkeiten, indem er sie zu umgehen sucht, doch unwillkürlich eingestehen muß, so kann der andere, der für die Föderation das Wort ergreift, selber nicht umhin, die Schwächen dieser Form und ihre Neigung nach der Zwietracht und Sonderbündelei einzuräumen und mittelbar zuzugeben, daß sie keineswegs das Wünschenswertheste und Beste, sondern nur unter den vorhandenen bedenklichen Möglichkeiten die wenigst schlimme sei.

Die Staatsmänner waren indessen nicht die einzigen, die sich vernehmen ließen. Auf dem Congresse selbst, in der Presse und in politischen Abhandlungen wurden Vorschläge der mannigfaltigsten Art laut. Während in der ersten Zeit die draußen Stehenden ein vertrauensvolles Schweigen beobachteten, hatte sich seit der Fruchtlosigkeit der Arbeiten des Fünfer-Ausschusses der Unmuth und Widerspruch schon deutlicher hören lassen. Als dann die Kaiserfrage hineingeworfen ward, wurde es auf allen Seiten lebendig; Stimmen für und wider regten sich, Vorschläge der buntesten Art wurden geltend gemacht. Im Ganzen hatte das Kaiserthum, wie auf dem Congresse, so auch draußen einen eifrigen Anhang; wenn die Diplomaten in Wien sich die Schwierigkeiten so leicht wegsprachen, warum hätten die Laien verzagen sollen? Ganz abgesehen von dem idealen Zauber, den der Name immer noch übte, auch auf ganz nüchterne und unromantische Köpfe machte die Einheit, die in der Würde repräsentirt war, einen imponirenden Eindruck; ihnen schien es, wenn man nur diese Autorität wiederherstelle, so werde sich auch die Einheit und Eintracht von selber finden, während im Gegentheil der gründliche Mangel an Einheit in den Verhältnissen sich der Herstellung des Kaiserthums hemmend entgegenstellte. Für die Uebertragung der Oberhauptswürde an Preußen war die Agitation unbedeutend, schon weil die preußischen Staatsmänner selbst die ganze Idee mit unverholener Abneigung behandelten. Dagegen gab es wohl Stimmen, die den reinen Dualismus als die einzige na-



türliche Form verfochten, oder die, um ein Compromiß zwischen Oesterreich und Preußen herzustellen, dem ersten das Kaiserthum, dem zweiten eine erbliche Reichsverweserwürde in Norddeutschland oder das Amt eines Kronfeldherrn zudachten. Auch der Gedanke ist aufgetaucht, Franz zum Kaiser, Friedrich Wilhelm zum König von Deutschland zu wählen. Wieder Andere wollten eine Theilung Deutschlands in 14 oder 15 Kreise, an deren Spitze die Fürsten als Stammvorsteher ständen, oder über die ein österreichischer Kaiser und zwei Reichsverweser an der Elbe und an der Donau (Preußen und Baiern) gebieten sollten.*) Alle diese bunten Ansichten gewähren auch heute noch ein gewisses Interesse, schon weil sich aus ihnen ergibt, was für ein spröder Stoff hier vorlag und welch unsägliche Arbeit es war, aus zwei rivalisirenden Großmächten, drei eifersüchtigen Mittelstaaten und einigen Dutzend kleiner Fürsten ein Staatswesen herzustellen, das Harmonie, Bewegung und Raschheit besaß. Die es sich leichter machten, ließen bei ihren Vorschlägen Oesterreich und Preußen einfach aus dem Spiel und schlugen einen Bund vor, dem nur die reindeutschen Gebiete von Baiern an zugehören sollten. Selbst für Gestaltungen, die dem Rheinbund ähnelten, wurden da und dort verschämte Wünsche laut.

Indessen war auf dem Congresse das Schicksal des Kaiserthums entschieden worden. Zwar gab sich Stein mit der Darlegung Humboldts nicht zufrieden und fuhr fort, für die Sache zu wirken. Er fand (was freilich eine unbefangene Würdigung der Zeit entschieden in Abrede stellen mußte), daß das kaiserliche Ansehen selbst noch in den letzten Tagen vor seiner Auflösung eine wohlthätige und schützende Macht geübt, und daß es zu Preußens Unabhängigkeit durchaus nicht im Gegensatz gewesen; er hielt einen Bundestag ohne eine leitende Spitze für eine Einrichtung, die von ihrer Geburt an gelähmt sein würde; er bezeichnete das österreichische Kaiserthum schon darum als nothwendig, weil man durch Gründe des Vortheils und der Pflicht Oesterreich an Deutschland knüpfen und verhindern müsse, daß es sich nicht durch Frankreich hinreißen lasse. Allein er vermochte doch den Widerstand nicht zu überwältigen, der weniger in den Personen, als in den Verhältnissen lag. Nur Rußland und die Partei der Kleineren standen auf seiner Seite, Oesterreich selbst trieb nicht, sondern ließ die Dinge kommen, Preußen blieb zum ersten Mal in einer wichtigen Frage fest, England, auf welches man anfangs gezählt, war offenbar umgestimmt. Wenigstens äußerte sich Wellington, der eben auf dem Congresse eintraf, in einer Unterredung mit Stein kurz und trocken dahin, die Sache sei jetzt nicht möglich. Man konnte die Sache als abgethan betrachten.

Stein war tief verstimmt, gab die Hoffnung auf eine erträgliche Ord-

*) S. die Auszüge in dem Aufsatz von Schaumann, histor. Taschenbuch 1850. S. 212 ff.

nung der Dinge auf und beschloß, sich so bald als möglich zurückzuziehen und so der Verantwortlichkeit für den Erfolg zu entsagen.*) Darin hätte er doch Unrecht gethan und wäre allzuwillig einer ächt deutschen Verstimmung gefolgt, die, weil sie das anscheinende Beste nicht erreichen kann, auch von dem Guten sich verzweifelnd abwendet. Auch ohne Kaiserthum war für Deutschland zwar keine vollkommene, aber doch eine erträgliche Bundesverfassung möglich, etwa so wie Stein selber ihre Grundlinien damals zu Chaumont vorgezeichnet. Die Bestimmung der Competenz des Bundes, die Zusammensetzung der Bundesversammlung, die Vertretung der Stände in derselben, die Feststellung der Volksrechte, die Gewähr der Verfassungen, die Einrichtung eines Reichsgerichts — das Alles waren Fragen, auf deren Erledigung doch etwas ankam. Es konnte Deutschland nur zu Gute kommen, wenn ein so einsichtsvoller und patriotischer Mann wie Stein der inhaltschweren Entscheidung über diese Punkte seine Mitwirkung nicht entzog, statt sie der Unbeständigkeit der Einen und dem übeln Willen der Andern ohne Gegengewicht zu überlassen.

Darüber waren indessen die Meisten jetzt einig, daß man nicht länger säumen dürfe, das deutsche Verfassungswerk zum Abschluß zu bringen. Wenn die Episode, welche die kleineren Fürsten und freien Städte veranlaßten, auch keine weitere Wirkung zurückgelassen hätte, so blieb ihr doch das Verdienst, das Interesse an der deutschen Frage lebendig zu erhalten und, nachdem der Ausschuß der Fünf Schiffbruch gelitten, dazu beigetragen zu haben, daß die Verhandlung über den deutschen Bund wieder aufgenommen ward. Am 2. Februar 1815 brachten die Zweiunddreißig eine wiederholte Aufforderung an Metternich und Hardenberg, daß man endlich den deutschen Congreß eröffnen und mit Zuziehung aller Theile dort die Gegenstände der deutschen Verfassung mittelst freier Berathung und Beschlußnahme verhandeln möchte. Die preußischen Bevollmächtigten schlossen sich diesem Wunsche an und befürworteten die Zuziehung sämmtlicher Fürsten; Humboldt hatte schon im Januar einen neuen Entwurf ausgearbeitet und dem Staatskanzler vorgelegt. Auch Metternich war damit einverstanden, daß man die Berathung wieder aufnahm; er bezeichnete jetzt (9. Febr.) die Theilnahme der Kleineren nicht nur als möglich, sondern als unbedingt nothwendig; Oesterreich habe die einstweilige Berathung unter den mächtigeren Ständen von jeher nur als eine Vorbereitung angesehen.**)

Nun legte Humboldt (10. Febr.) zwei Verfassungsentwürfe vor, die sich nur dadurch von einander unterschieden, daß der Eine die Eintheilung in

*) Worte seines Biographen IV. 345.

**) S. Klüber I. 3. 127—135.

Kreise mit aufnahm, der andere sie wegließ. Es waren die ausführlichsten und am meisten ins Einzelne gearbeiteten Vorlagen, die in der Verfassungssache erfolgt sind. Die Leitung des Bundes lag in einer Bundesversammlung, die aus einem ersten und zweiten Rathe bestand. Die von Stein früher angeregte Vertretung der Stände beim Bundestage, die Hardenbergs Beifall schon damals nicht zu haben schien, und deren Bedeutung überhaupt von den Wenigsten begriffen ward, war beseitigt. Im ersten Rathe des Bundes saßen Oesterreich und Preußen mit je zwei Stimmen; neben ihnen sollten ohne Zweifel, wie in dem früheren Vorschlage, die drei Königreiche sitzen. Der erste Rath war ununterbrochen versammelt; ihm stand die Leitung und die ausübende Gewalt des Bundes, so wie dessen Vertretung als Gesammtheit zu; über Krieg und Frieden entschied er in Gemeinschaft mit einem Ausschusse des zweiten Rathes. Dieser, aus allen übrigen Mitgliedern des Bundes bestehend, welche Viril- oder Curiatstimmen führten, versammelte sich jährlich und saß so lange es seine Geschäfte forderten. In ihm ruhte wesentlich die Gesetzgebung. Die Kreisvorsteher hatten als Beauftragte des Bundes die Kreisversammlungen zu leiten, den Bundesvertrag aufrecht zu erhalten, die Bundesbeschlüsse zu vollziehen und für die Staaten (unter 300,000 Seelen), denen das Recht der dritten Instanz nicht zustand, einem gemeinschaftlichen Gerichtshofe vorzustehen. An den Kreisversammlungen, die jährlich stattfanden, nahmen außer den übrigen Fürsten auch die Mediatisirten Theil. Der volle Genuß der Regierungsrechte, so weit diese nicht durch den Bundeszweck beschränkt waren, ist auch in diesem Entwurf den einzelnen Gliedern zugesagt; die viel bestrittene Frage, ob sie besondere Verträge schließen dürften, war dahin erledigt: daß sie sich zwar verpflichteten, weder mittelbar noch unmittelbar Verbindungen mit Auswärtigen gegen den Bund oder dessen einzelne Glieder einzugehen, ihnen jedoch die Befugniß besonderer Verträge unbeschränkt bleiben sollte; nur mußten sie dem Bunde Kenntniß von Verträgen geben, die sich auf Krieg, Frieden oder Subsidien bezogen. In allen deutschen Staaten sollten ständische Verfassungen eingeführt werden und unter dem Schutze des Bundes stehen. Mitwirkung bei der Gesetzgebung, das Steuerbewilligungsrecht, das Recht der Beschwerde über Mißbräuche in der Verwaltung und der Schutz der Verfassung, so wie der Rechte der Einzelnen war diesen Ständen gewährt. Allen Deutschen sollte das Recht der Auswanderung und Freizügigkeit, Lehrfreiheit, Freiheit und Sicherheit der Person wie des Eigenthums, richterlicher Schutz gegen Beeinträchtigungen beider, Preßfreiheit und Aufhebung der Leibeigenschaft unverbrüchlich eingeräumt sein. Ein beständiges Bundesgericht sollte die Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander und die Klagen der Unterthanen gegen ihre Regierungen wegen Verfassungsverletzung entscheiden.

Die Entwürfe hatten also die Pentarchie der fünf Könige als oberste Bundesbehörde beibehalten, auch waren in Sachen des Krieges und Friedens

dem Drängen von Baiern und Württemberg einige Concessionen gemacht, allein es war doch in Allem, was Verfassung und Rechtsschutz der Einzelnen wie der Gesammtheit anging, der freisinnige Charakter der besseren Entwürfe von früher festgehalten. Man durfte hoffen, mit dem einen den Widerspruch der Gegner zu besiegen, mit dem anderen doch den dringendsten Bedürfnissen der Nation Genüge zu leisten. In der Note, welche die beiden Entwürfe begleitete, war demjenigen, welcher die Kreisverfassung mit aufnahm, der Vorzug gegeben, weil er die Einwirkung der Centralgewalt mehr sicherstelle und die Militärverfassung dadurch einfacher und geordneter werde; zugleich wurden als Punkte, von denen man in keinem Falle abgehen dürfe, vornehmlich drei bezeichnet: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Denn die deutsche Verfassung sei nicht nur für die Verhältnisse der Höfe, sondern auch zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation durchaus nothwendig; ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen ächt vaterländischer Bildung hänge größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper ab; die treffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Völkerstämme könne nur dann wohlthätig wirken, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleiche. Gerade in dieser Hinsicht erhielten jene drei Punkte eine verstärkte Wichtigkeit; wenn es z. B. der künftigen Verfassung an einem Bundesgericht fehle, so würde unleugbar dem Rechtsgebäude in Deutschland der letzte und nothwendigste Schlußstein mangeln.*)

Wenige Wochen, nachdem diese Entwürfe vorgelegt waren, kamen die Botschaften von Napoleons Aufbruch von Elba, seiner Landung, seinem Triumphzug nach Paris. Wir haben früher beobachtet, wie sehr dieser Schlag auf den allgemeinen Gang des Congresses fördernd und erweckend gewirkt hat; der Hader und die Entzweiung vergaß sich über der größeren, allgemeinen Gefahr, manche deutsche Angelegenheit, die stehen geblieben war, gedieh dadurch zur Reife. Die sächsische Sache ward jetzt zu Ende gebracht und der eigensinnige Widerstand des Königs durch die einmüthige Thätigkeit der Mächte gebrochen; auf den württembergischen Verfassungsstreit übte der Congreß einen wohlthätig fördernden Einfluß; in Preußen erließ der König die bekannte Verordnung vom 22. Mai, worin die Bildung einer Repräsentation des Volkes verheißen war. Allein auf die Entscheidung der deutschen Verfassung hat die Wiederkehr Napoleons vielleicht nicht günstig eingewirkt. Sie ward dadurch allerdings rascher zum Abschlusse gebracht, aber auch unvollkommener. Der Drang der Zeiten kam denen als erwünschte Hülfe, die nur etwas Unvollständiges schaffen wollten. Auf den ersten Moment zwar konnte es scheinen, als müsse die neue Gefahr gerade in dieser Angelegenheit am meisten fördern und einigen. Die kleineren Fürsten und

*) S. Klüber II. 6—64.

Städte ergriffen wieder die Initiative. In einer Note vom 22. März erklärten sie sich bereit, jede Anstrengung für die gemeinsame Sache zu machen, aber sie erneuerten zugleich den Wunsch, daß Deutschland nunmehr wegen seiner Zukunft durch eine endliche und feste Vereinigung beruhigt werden möge. Unverweilt sollten jetzt die „wesentlichen Grundlagen eines die Rechte aller Theile sichernden Bundesvertrages in gemeinsame Berathung genommen, der Vertrag in Wien selbst abgeschlossen und nicht allein den Bundesgliedern ihre Selbständigkeit und Integrität garantirt, sondern auch den deutschen Staatsbürgern eine freie, geordnete Verfassung gesichert werden."*) Sie richteten diese Eingabe an Oesterreich, Preußen und Hannover und luden zugleich Baiern und Württemberg ein, sich mit ihnen zu dem großen und unaufschiebbaren gemeinschaftlichen Werke zu vereinigen. Sie fanden bei den beiden Großmächten und bei Hannover bereitwilliges Entgegenkommen und erhielten die Zusage einer wenigstens vorläufigen Besprechung, zu der sie einige aus ihrer Mitte wählen sollten. Allein es war doch auch in der Erwiederung der preußischen Gesandten die bedenkliche Wendung: sie seien durchdrungen von der Nothwendigkeit, den deutschen Bund gleich jetzt zu schließen und wenn auch die nähere Ausführung ruhigeren Zeiten vorbehalten bleiben müßte, doch über seine wesentlichen Grundlagen übereinzukommen.

Ein solches Verschieben entsprach dem Drange der Zeit, der Spannung, womit Aller Augen dem neuen Kriege zugewandt waren, und der Ermüdung und Ungeduld, womit die Meisten sich von dem Congresse wegsehnten. Selbst Stein meinte jetzt, man solle sich schnell nur über die wesentlichen Punkte vereinigen, die nähere Entwicklung aber den versammelten Abgeordneten des Bundes überlassen. Münster theilte diese Ansicht, Hardenberg glaubte, man müsse die Sache ganz aussetzen. Es schwebte ein eigener Unstern über unseren deutschen Dingen. Nachdem die größten Opfer und Anstrengungen gemacht waren, um über Deutschland eine bessere Zukunft heraufzuführen, ward die für uns wichtigste Angelegenheit des Congresses erst durch das unwürdige Gebahren der Rheinbundskönige hingehalten, dann in dem großen Zerwürfnisse der Mächte Monate lang bei Seite gelegt, um schließlich, als der gemeinsame Feind wiederkam, übereilt und ungeduldig, wie wenn es eine Nebensache wäre, zum Abschluß gebracht zu werden. Freilich hatte Manche schon die Sorge erfüllt, es möchte am Ende gar kein Bund zu Stande kommen; indessen dies abzuwenden lag schon in der Hand der beiden größeren Mächte, wenn sie es aufrichtig wollten. Viel größer war die Gefahr, daß jetzt in Eile ein unfertiges Provisorium geschaffen ward, bei dem sich die Bequemlichkeit beruhigte und für dessen künftige Vollendung weder in den Verhältnissen noch in den Personen irgend eine feste Bürgschaft lag.

*) S. Klüber I. 4. 43 f.

Dieser Zug der Eile und Ungeduld prägt sich denn auch in den letzten Verhandlungen unverkennbar aus. Als der Verein der Kleineren seine Erklärung vom 22. März übergab, war von ihnen mündlich die Kaiserfrage wieder angeregt worden. Hardenberg wiederholte seinen früheren Widerspruch, Metternich erklärte, Oesterreich könne jetzt, da Preußen und Baiern widerstrebten, die Kaiserwürde nicht annehmen. Stein befürwortete noch einmal (3. April) bei Alexander die Schöpfung der Bundesverfassung und eines Centralorgans und drang in Metternich, daß er doch zur Beruhigung des Volkes den Abschluß fördern möge. Der österreichische Staatsmann gab denn auch ihm wie Anderen die Versicherung, der Bund werde zu Stande kommen; welcher Art derselbe freilich sein würde, war noch den Meisten unklar.

An Entwürfen und Vorschlägen hat es auch jetzt nicht gefehlt. Schon vorher hatte Minister von Wessenberg einen verfaßt, dessen wir noch gedenken werden; jetzt legte der mecklenburgische Gesandte von Plessen einen entschieden bundesstaatlichen vor mit einheitlicher Spitze und freisinnigen Institutionen im Innern;*) zugleich arbeitete Humboldt, der unermüdliche, seine Entwürfe vom Februar, an denen man den schwankenden Ausdruck gerügt hatte, auf's Neue um. Allein das Uebel war, daß sich fast auf keiner Seite mehr Geduld und Ruhe fand, alle diese Vorschläge gründlich zu prüfen. Selbst die einsichtigeren und freisinnigeren Staatsmänner, wie Humboldt, Hardenberg, Münster, gaben ihre eigenen Vorschläge mit erstaunlicher Leichtigkeit preis und ließen sich sogar die Punkte, die sie selber wiederholt als ganz unentbehrlich für die Verfassung bezeichnet hatten, ohne große Mühe abhandeln. Sie hatten schon von der lauernden Zähheit, womit die Gegner selbstsüchtige Interessen verfochten, lernen können, wie man große Grundsätze vertheidigt.

Im Anfange April legten die preußischen Bevollmächtigten den Auszug aus ihren beiden großen Entwürfen vom Februar vor. Er bestand nur noch aus 14 Artikeln und sollte lediglich die wichtigsten Grundsätze der Bundesverfassung aufstellen, deren weitere Ausführung, so wie die organischen Gesetze einer nachfolgenden Berathung vorbehalten blieben.**) Der Zweck des deutschen Bundes, die Erhaltung der Selbständigkeit und der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands war darin ähnlich wie in den früheren Entwürfen festgestellt; die Glieder des Bundes sollten einander gleich sein. Seine Angelegenheiten wurden durch eine periodisch zusammentretende Bundesversammlung und einen beständigen Vollziehungsrath geleitet, die sich beide zu einander wie zwei Kammern derselben repräsentativen Versammlung verhalten sollten. In der Zusammensetzung und dem Geschäftskreise glichen die beiden dem ersten und zweiten Rathe jener früheren Entwürfe. Dagegen

*) S. Pertz IV. 421—423.
**) S. Klüber I. 4. 104 ff.

fiel die Kreiseintheilung weg. Die Kriegs- und Friedensſachen und die Einrichtung der Kriegsmacht ſollten gemeinſam ſein; das Recht, beſondere Verträge zu ſchließen, war nun überwiegend im Sinne der bairiſch-württembergiſchen Forderungen abgefaßt. Dagegen war das Bundesgericht, die Garantie der landſtändiſchen Verfaſſungen mit den früher ertheilten Befugniſſen beibehalten. Die Rechte der deutſchen Bürger waren durch die Zuſage uneingeſchränkter Religionsübung vermehrt. Die Rechte der Mediatiſirten wurden durch die Bundesacte verbürgt; der katholiſchen Kirche ward unter gleicher Garantie eine ſo viel als möglich gleichförmige, zuſammenhängende Verfaſſung verheißen. Die zur Bundesverſammlung Abgeordneten ſollten ſich unmittelbar in Frankfurt verſammeln und ihr erſtes Geſchäft die Abfaſſung der Grundſätze ſein, welche dann alle Fürſten zu ratificiren hatten.

Auch dieſer Entwurf kam nicht zur Berathung. Es blieb den preußiſchen Bevollmächtigten abermals eine Zeit von vier Wochen, um ihn durchzuſehen, umzuarbeiten und was ſie eben erſt aus dem größeren ausgezogen, nun wieder ins Breitere auszudehnen! Im Mai brachten ſie ihn dann in modificirter Geſtalt. Im Weſen unterſchied er ſich wenig von den vorher vorgelegten 14 Artikeln.*)

Denen, die zur Verhandlung über alle dieſe Entwürfe drängten, gab Metternich fortwährend die bereitwillige Verſicherung, man würde alsbald dazu ſchreiten. Allein dabei war es auch bis jetzt geblieben. Stein war eben im Begriffe, abermals den ruſſiſchen Kaiſer als Sporn für die deutſchen Verfaſſungsſachen anzuwenden, als endlich der öſterreichiſche Miniſter den bevorſtehenden Beginn der Verhandlungen anzeigte und zugleich ſeinen Gegenentwurf vorlegte**). Es mochte ihm dünken, daß jetzt die Stimmungen ermüdet und abgeſpannt genug ſeien, um nach allen bisherigen Abſchwächungen des Beſſeren und Guten nun ſelbſt das Schwächſte und Mittelmäßigſte annehmbar zu finden.

---

*) S. Klüber II. 298—308. Die Beſtimmung über den Zweck des Bundes iſt beinahe gleichlautend, im §. 2. dagegen iſt die Beſtimmung über die Gleichheit aller Bundesglieder geſtrichen. Im §. 3., der die Zuſammenſetzung der Bundesorgane beſtimmt, iſt nur die Aenderung, daß der Vollziehungsrath als Bundesrath bezeichnet wird. Im Folgenden ſind dann die Beſtimmungen über die Entſcheidung der Streitigkeiten unter Bundesgliedern und über das Bundesgericht weiter ausgeführt; ebenſo die Sätze, welche die Rechte der Mediatiſirten und einige unbedeutendere Punkte betreffen. Die Beſtimmungen über Verfaſſung und Bürgerrechte ſind beibehalten, nur ſollten die Landſtände aus allen Klaſſen der Staatsbürger beſtehen, und das Recht der freien Religionsübung war dahin erweitert, daß auch die Juden, wenn ſie ſich den Bürgerpflichten unterzögen, entſprechende Bürgerrechte genießen ſollten. Wie die katholiſche Kirche eine gleichmäßige Verfaſſung erhalten ſollte, ſo waren außerdem auch die Rechte der Evangeliſchen unter den Schutz des Bundes geſtellt.

**) Klüber II. 308—314.

Der österreichische Vorschlag enthielt über den Zweck des Bundes und die Gleichheit der Rechte aller Mitglieder beinahe dieselben Bestimmungen, wie die 14 Artikel, die Preußen vorgelegt hatte. Aber die Scheidung in einen vollziehenden Bundesrath und eine Bundesversammlung war gestrichen und eine Bundesversammlung aus funfzehn Stimmen an die Stelle gesetzt; nur im Falle, wo die Vertretung des Bundes gegen Auswärtige eine schleunige Behandlung erforderte, sollte die Versammlung einen Ausschuß von drei Bundesstaaten außer dem Vorsitzenden ernennen. Ueber das Stimmenverhältniß und die Contingente der Bundesstaaten, über den Zusammentritt und den Ort der ersten Bundesversammlung und den Vorsitz Oesterreichs waren die Bestimmungen genauer als in dem preußischen Entwurfe, über die Competenz der Bundesversammlung dagegen außerordentlich knapp. Die Bundesversammlung, hieß es, beschließt Krieg und Frieden und Allianzen; die gesetzgebende Gewalt des Bundes dehnt sich auf gemeinsame Vertheidigung oder allgemeine Anstalten aus. Der vielbesprochene Punkt des Vertragsrechtes war kurz dahin erledigt, daß die Mitglieder des Bundes keine Verbindungen mit Auswärtigen gegen den ganzen Bund oder dessen einzelne Glieder eingehen sollten. Das Bundesgericht war in Aussicht gestellt, aber die schützenden Bestimmungen des preußischen Vorschlages gestrichen; die Einführung landständischer Verfassungen wurde nur dürftig erwähnt und der Satz, der ihre Befugnisse zweifellos feststellte, weggelassen. Den deutschen Unterthanen (früher hatte man von Bürgern, dann von Einwohnern gesprochen) war nur die Freiheit der Religionsübung, des freien Erwerbes und Besitzes und das freie Abzugsrecht zugesichert; die Freiheit der Lehre, der Presse und die Aufhebung der Leibeigenschaft waren beseitigt. Dagegen nahmen die Bestimmungen, welche die Rechte der Mediatisirten betrafen, beinahe den fünften Theil vom Raume des ganzen Entwurfes ein. Ueber Freiheit des Handels, der Schifffahrt und andere gemeinnützige Anordnungen blieb es dem Bundestage vorbehalten, zweckmäßige Anordnungen zu treffen.

So war man denn nach mehr als siebenmonatlichen Verhandlungen schließlich bei dem unvollkommensten und unfreisinnigsten Entwurfe angelangt, der in dieser ganzen Zeit aufgetaucht ist.*) Auf Grund dieser Vorlage begannen am 8. Mai die Verhandlungen zwischen den österreichischen und preußischen Bevollmächtigten, zu denen nachher auch Graf Münster beigezogen ward. Es wäre jetzt die Pflicht vor Allem der preußischen Staatsmänner und des hannöverschen Vertreters gewesen, indem sie Unwesentliches preisgaben, auf den großen Grundsätzen um so unverbrüchlicher zu beharren. Graf

*) Er war in der Fassung dem von Wessenberg im December ausgearbeiteten Plane (s. Klüber II. 1 ff.) nachgebildet, hatte auch mit diesem den rein staatenbündischen Character gemein, nur war Wessenberg in Betreff der landständischen und der staatsbürgerlichen Rechte freisinniger gewesen.

Münster hatte damals im October gegen die Rheinbündler so beredt und freisinnig gesprochen und Hardenberg und Humboldt noch vor Kurzem sich so deutlich über die unentbehrlichen Elemente einer nationalen Bundesverfassung ausgedrückt, daß man von ihnen wenigstens einigen Widerstand für ihre so laut und wiederholt verkündigten Principien erwarten durfte. Kein Drang der Zeit und keine Eile konnte es entschuldigen, daß man das Wesen und den Kern der Dinge preisgab. Gleichwol ließen sich die preußischen Staatsmänner schon jetzt dazu herbei, ihren Entwurf mit dem Metternich'schen so zu verschmelzen, daß in den Grundzügen der letztere überwog. Am 23. Mai war diese Arbeit vollendet.*) Neu war darin die Bestimmung, daß eine beständige Bundesversammlung von funfzehn Stimmen, jedoch ohne den vorgeschlagenen Ausschuß, die Angelegenheiten des Bundes besorgen, dagegen wo es auf Abfassung von Gesetzen, von allgemeinen inneren Einrichtungen oder Abänderungen des Bundesvertrages ankam, ein Plenum zusammentreten sollte, in welchem die Stimmen der Bundesglieder nach ihrer Größe verschieden waren. Die Bestimmung über den Ort der Bundesversammlung, die Zeit ihres Zusammentrittes (1. Sept. 1815), den Vorsitz Oesterreichs war aus dem Entwurfe Metternichs entnommen, nur das Recht Oesterreichs, bei Stimmengleichheit zu entscheiden, war gestrichen. Dann war als erstes Geschäft der Bundesversammlung die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung bezeichnet. Die Punkte, welche den Krieg und Frieden und das Recht selbständiger Verträge betrafen, waren mehr dem preußischen Entwurfe nachgebildet. Dagegen war der Artikel über die landständische Verfassung ebenso lakonisch und dürftig, der über die Mediatisirten ebenso weitläufig und freigebig abgefaßt, wie in der österreichischen Aufstellung. Die bürgerlichen Rechte erschienen im Vergleich mit der letzteren um ein Weniges erweitert, insofern die erste Bundesversammlung sich mit zweckmäßigen Gesetzen über Preßfreiheit und Nachdruck „beschäftigen" sollte. Aber die bestimmte Bezeichnung der landständischen Rechte, die Garantie der Verfassungen, die Gewährung einer unparteiischen Rechtspflege und die genauere Feststellung der Aufgabe des Bundesgerichtes hatte man der österreichischen Auffassung geopfert. Mit Recht meinte Stein, es sei in dem Entwurfe von Mediatisirten zu viel und vom deutschen Volke zu wenig die Rede; zum letzten Male griff der treffliche Mann zu dem traurigen Nothmittel — den russischen Kaiser zu Hülfe zu rufen, damit er den Deutschen für ihre ständischen Verfassungen eine bessere Garantie schaffen helfe!

Auf Grund der letzten Vorlage begannen nun am 23. Mai die gemeinsamen Berathungen. Es waren in der ersten Sitzung fast alle deutsche Bundesstaaten vertreten; die Königreiche sammt Baden, Hessen, Luxemburg, Holstein durch ihre Bevollmächtigten, der Verein der kleineren Fürsten und

*) S. Klüber II. 314 ff.

der Städte durch fünf Deputirte. Nur Württemberg war abwesend; der erste Gesandte, Graf Wintzingerode, meldete sich krank, der zweite, Baron Linden, entschuldigte sich am anderen Tage in einem französisch geschriebenen Billet, „er sei auf's Land gegangen." Baden und Sachsen nahmen zwar an den ersten Verhandlungen Theil, jedoch mit der Erklärung, zum Beitritt noch nicht instruirt und ermächtigt zu sein. Von Sachsen ward dies nachgeholt; von Baden, wo die ganze Regierungsmaschine in Stocken gerathen war, kam eine bestimmte Ermächtigung nicht. Es erklärte nur, es werde sich keiner allgemeinen Maßregel widersetzen, habe übrigens wegen Kürze der Zeit die Bundesurkunde noch nicht prüfen können und behalte sich das Protokoll offen. Uebrigens, fügte der Gesandte in der Sitzung vom 1. Juni hinzu, werde es sich allen Schritten Baierns und Württembergs anschließen, nahm aber an den weitern Sitzungen keinen Theil mehr. Für die kleineren Fürsten und freien Städte erschienen am 29. Mai nicht mehr bloß die fünf Deputirten, sondern sämmtliche Repräsentanten.*)

Fürst Metternich leitete die Verhandlungen mit der Erklärung ein, daß es sich jetzt nur darum handle, die Grundzüge der deutschen Föderation festzustellen und das Uebrige der Bundesversammlung selber vorzubehalten — eine Mahnung zur Eile, die verstanden ward. So ist denn auch der vorgelegte Entwurf beinahe in allen wesentlichen Stücken aufrecht erhalten worden; wo etwa Aenderungen erfolgten, sind es in der Regel keine Verbesserungen gewesen. Es waren überhaupt nur wenige Punkte, die eine eingehende Debatte veranlaßt haben. Zuerst das Stimmenverhältniß im engeren Rath der Bundesversammlung; um den kleineren Fürsten von Mecklenburg, Nassau und den thüringischen an eine entsprechendere Vertretung zu schaffen, erschienen die funfzehn Stimmen ungenügend; nachdem man darüber geschwankt, ob sie um zwei oder vier zu erhöhen seien, vereinigte man sich über die siebzehn Stimmen und die Art der Vertheilung, die in die Bundesacte übergegangen ist. Ebenso leicht verständigte man sich auch über die 69 Stimmen des Bundesplenums; dagegen die Competenz desselben und die Art der Abstimmung festzustellen, kostete viel Mühe, und was man am Ende zu Stande brachte, war doch nur unvollkommen. Namentlich die Bestimmung — daß, wo es auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankomme, weder im engeren Rath noch im Plenum ein Beschluß durch Mehrheit gefaßt werden könne — ward schon damals als ungenügend und vieldeutig angefochten. Es sind wohl auch bessere Fassungen, durch die nicht wie hier jede Entwickelung des Bundes von vornherein unmöglich ward, zum Theil außerhalb der Versammlung vorgeschlagen worden, indessen sie fanden in ihr keinen Anklang. Die Forderungen politischer Freiheit waren nun karg

*) S. die Protokolle bei Klüber II. 339 ff.

genug abgefunden. Daß der Artikel über die landständischen Verfassungen nach Gagerns Ausdruck „nackt und unbefriedigend“ sei, ward namentlich von den kleineren Staaten nachdrücklich betont. Sie wollten wenigstens die Stellen der früheren Entwürfe mit aufgenommen wissen, welche das Minimum der ständischen Rechte feststellten. Erst drangen die Deputirten der vereinigten Fürsten und Städte, dann noch insbesondere Mecklenburg, Kurhessen und Sachsen-Weimar darauf, daß diesem Artikel mehr Bestimmtheit und Ausdehnung gegeben würde, allein die Versammlung war dafür nicht zu erwärmen; es blieb bei der dürftigen Fassung, die in den vielberufenen Artikel XIII. der Bundesacte übergegangen ist. Es geschah das Schmachvolle: daß den besiegten Franzosen eine verfassungsmäßige Freiheit gesichert, dagegen der heldenmüthigen und siegreichen deutschen Nation verkümmert oder offen verweigert ward.

Glücklicher als die Kleinen mit ihren liberalen Anträgen war Baiern in seinem Bemühen, noch einen der letzten Vorzüge, der von den früheren Entwürfen übrig geblieben war, das Bundesgericht, auszumerzen. Es erklärte gleich anfangs, es könnte der ausdrücklichen Erwähnung desselben nicht zustimmen, stand aber damals noch ziemlich allein und fand in den späteren Sitzungen nur an Hessen-Darmstadt eifrige Beistimmung. Erst am Tage, wo die Bundesacte abgeschlossen ward, kam die Sache zur letzten Entscheidung. Zwar wurde auch jetzt noch von Oesterreich, Preußen, Hannover, Sachsen, Kurhessen, Mecklenburg, Oldenburg, sämmtlichen sächsischen Häusern und Lübeck berichtet, daß sie ausdrücklich die Beibehaltung des Bundesgerichtes wünschten, aber gleichwol ward dieser „Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes,“ wie sich früher Hardenberg und Humboldt ausgedrückt hatten, fast lautlos beseitigt. Die Protokolle geben uns darüber keine genügende Auskunft, sie zeigen nur an einem denkwürdigen Beispiel, mit welcher Leichtfertigkeit die wichtigsten Fragen abgemacht wurden. Zur Bewirkung einer Vereinigung, heißt es nämlich, sei man von dem Bundesgerichte (denn noch immer nur eine kleine Minorität widerstrebte) abgegangen und habe eine Modification vorgeschlagen, die Baiern ebenfalls ablehnte; da habe man denn eine von Baiern vorgeschlagene Fassung in der Hauptsache angenommen.*)

Von den übrigen Aenderungen war noch die bemerkenswerth, daß die Curiatstimmen, die den Mediatisirten im Plenum der Bundesversammlung zugesagt waren, vorerst wegfielen; ihre Rechte wurden überhaupt etwas knapper gefaßt und zu ihrem lebhaften Mißvergnügen, dem sie durch Proteste Ausdruck gaben, die bairische Verordnung von 1807 für die Begründung ihrer Rechtsverhältnisse zu Grunde gelegt. Die Ankündigung der ersten Bundesversammlung auf den 1. Sept. 1815 blieb; der Vorsitz Oesterreichs ward aus dem ersten österreichischen Vorschlage wieder aufgenommen; in den

*) S. Klüber II. 532. 533.

Bestimmungen über Krieg, Frieden und auswärtige Verträge war es Baiern gelungen, die Redaction noch in seinem Sinne zu modificiren. Die Stellen über die gleichmäßige Organisation der deutschen Kirchen blieben auf Oesterreichs Antrag dem ultramontanen Interesse zu Liebe weg, die bürgerliche Gleichstellung der Juden ward wie so vieles Wichtigere der künftigen Bundesversammlung überwiesen. In allen andern Punkten wurde der Entwurf, wie ihn Metternich am 23. Mai vorgelegt, bis auf den Ausdruck und die Fassung des Einzelnen angenommen.

In der Conferenz vom 5. Juni drängte Fürst Metternich im Namen seines Kaisers zum raschen Abschlusse, damit die Bundesacte noch vor Beendigung des Congresses unter den Schutz der europäischen Mächte gestellt werden könne. Dies Argument fand keinen Widerspruch, obwol es möglicher Weise dereinst die heilsamste Umgestaltung deutscher Verfassung vom Belieben des Auslandes abhängig machen konnte. Am 8. Juni wurden dann die letzten Differenzen ausgeglichen, namentlich das Bundesgericht dem bairischen Widerspruch geopfert, und das Werk in der Gestalt und Anordnung vorgelegt, in der es deutsches Grundgesetz geworden ist. Den Tag darauf erhielt die Congreßacte selbst ihren Abschluß. Am 10. versammelte man sich noch einmal, um die Acte des deutschen Bundes zu unterschreiben und zu untersiegeln. Es hatten bei dem Abschlusse alle Bundesglieder Theil genommen, außer Württemberg und Baden; ihr Beitritt ward erst später geordnet.

Mit voller Befriedigung konnte nur die Ansicht auf das Werk zurückblicken, die, durch Baiern und Württemberg vertreten, seit October 1814 mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, dafür gestritten hatte, daß entweder gar kein Bund oder doch nur ein höchst loser und unvollkommener zu Stande komme. Sie hatte einen großen Theil ihrer wichtigsten Begehren durchgesetzt, beinahe Alles, was ihr unbequem war, ausgeschieden. Sie dankte das nächst der eigenen Zähigkeit einmal der Taktik Metternichs, der erst der bairisch-württembergischen Ansicht eifrig entgegengetreten war, um sich ihr in langsamen Uebergängen zu nähern und zuletzt völlig ihr anzuschließen, dann der unverantwortlichen Nachgiebigkeit der preußischen und hannöverschen Vertreter, die an großen Worten ebenso reich wie an consequenten Thaten arm gewesen sind. Auf ihnen lastete auch das Bewußtsein unerfüllter Pflicht; sie suchten durch schriftliche Erklärung Gewissen und Ehre zu decken. Graf Münster und sein College erklärten schon vor dem Abschlusse (am 5. Juni), die Bundesacte könne die Erwartungen der Nation nur zum Theil befriedigen; dieselbe lasse mehrere wichtige Punkte unerledigt. Indessen da diese besseren Bestimmungen für jetzt nicht zu erlangen seien, scheine es besser, einen unvollkommenen Bund als keinen einzugehen. Der Bund schließe keine Verbesserung ganz aus, und diese zu fördern, werde Hannover immer bemüht sein. Auch die beiden preußischen Vertreter erklärten den Tag nachher: sie hätten gewünscht, der Bundesurkunde



eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit gegeben zu sehen, sie hätten aber doch unterzeichnet, bewogen durch die Betrachtungen, daß es besser sei, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen als gar keinen, und daß es den Berathungen der Bundesversammlung frei bleibe, den Mängeln abzuhelfen.

Wenn freilich unter dem frischen Eindrucke der Kämpfe und Opfer und Angesichts eines neuen großen Krieges, zu dem die Nation abermals ihre ganze Kraft aufbieten mußte, nicht Größeres zu erlangen war, was konnte man für Erwartungen hegen von der gleichgültigeren Zeit, die folgte und der es noch leichter ward, rasch zu vergessen, was den Anderen doch noch unmittelbar vor Augen stand? Doch die Geschichte der folgenden Tage hat darauf eine Antwort gegeben, die uns darüber jedes weitere Wort erspart.

Schluß.

Es hat etwas Peinliches, einen großen Abschnitt unserer Geschichte mit einem Werke abschließen zu müssen, über dessen Unzulänglichkeit nicht etwa nur die spätere Erfahrung, sondern die Zeitgenossen und Mitarbeiter selber fast einmüthig gewesen sind. Daß dies Werk im höchsten Falle nur als die brauchbare Grundlage einer künftigen Verfassung gelten könne, das war die Ansicht auch der Allergenügsamsten; die Uebrigen fanden, daß mit diesem Entwurfe weder der nationalen Einheit noch der bürgerlichen Freiheit eine Gewähr gegeben sei.

Es thut darum Noth, daran zu erinnern, daß die Verfassung von den Früchten dieser Zeit nur eine einzige war, und ohne Zweifel die unreifste von allen. Ein Kampf und ein Sieg, wie der jüngst erfochtene, das war es, was Deutschland seit lange gefehlt hatte. Durch ihn war die Schmach einer bösen Zeit getilgt, dem gesammten nationalen Leben ein neuer Nerv und Schwung verliehen und dies tief gebeugte deutsche Volk wieder mit Ehren in den großen Kreis der Nationen zurückgeführt. Es konnte der Anfang eines neuen geschichtlichen Daseins werden.

Je reicher freilich an Opfern wie an Ehren der vorangegangene Kampf gewesen, um so bitterer ward es empfunden, daß die letzte Frucht so unvollkommen war. Wie kühn oder wie bescheiden vorher die Hoffnungen auf die künftige Gestaltung der deutschen Dinge auch sein mochten, daß dieselbe mit einem so dürftigen Werke, wie die Bundesacte vom 8. Juni war, ihren Abschluß finden würde, das hatte ohne Zweifel von den Kämpfenden und Hoffenden auch nicht einer erwartet. Unser letzter Abschnitt hat im Einzelnen darzulegen gesucht, wie es so gekommen ist.

Noch vor dem Ende des Kampfes von 1813 und 1814 hatten die Verhältnisse wie die eingegangenen Verbindlichkeiten Hindernisse aufgethürmt, welche bei dem kühnen Hoffen und Begehren der ersten Zeit der Erhebung außer Rechnung geblieben waren. Selbst die entschlossensten Patrioten unter

unsern Staatsmännern fingen an, sich vor diesen Umständen zu beugen; ihre Entwürfe tragen schon im Frühjahre 1814 den Stempel einer gewissen Resignation. Was sie vorschlugen, entsprach nicht mehr den höchsten nationalen Wünschen und prätendirte selber kaum das Lob der Vollkommenheit; allein es war doch brauchbar, der Entwicklung und der Besserung fähig. Man konnte sich damit begnügen, aber man durfte auch nicht weiter heruntersteigen. Indessen gleich damals ließ sich der Leiter der preußischen Politik zu Schwächerem bestimmen, um dann in den ersten eingehenden Berathungen mit Metternich auch selbst dieses gegen noch Geringeres sich umtauschen zu lassen. So waren die Grundlagen, auf denen die Berathung in Wien begann, schon sehr unvollkommen; sie standen bereits unter der Linie des Erreichbaren und hielten von den Grundzügen einer guten Bundesverfassung nur eben noch die nothdürftigsten Umrisse fest. Die rheinbündischen Staatsmaximen setzten aber auch diesem einen starren Widerstand entgegen und bereiteten den Berathungen nach fünf Wochen ein unfruchtbares Ende. Jetzt kam von Seiten der kleineren Staaten in die gelähmte Debatte ein frischer Antrieb, sie bogen die Verhandlung zu den besseren Anfängen zurück und setzten der spröden Selbstsucht, der auch das Unvollkommenste zu viel schien, einen kühnen und hohen Standpunkt entgegen, den man bereits als überwunden angesehen hatte. Diese günstige Wendung zu nützen und im Bunde mit den Kleineren die Opposition der Mittelstaaten zu brechen — das ist zum Unheile Deutschlands durch die allgemeine Krisis auf dem Congresse gehindert worden. Nach einer kurzen Episode, die noch einmal die wichtigsten Fragen eifrig erörtert sah, aber ohne Ergebniß blieb, kehrte man zu matteren Entwürfen zurück, ohne doch zu einem Abschlusse zu kommen. Die österreichische Politik übte mit Virtuosität die Taktik des Hinhaltens und Ermüdens, bis dann unter dem Eindrucke der Wiederkehr Napoleons auf einmal Alles zu schnellem Ende drängte. Abspannung und Eilfertigkeit wetteiferten nun mit einander, um recht Unvollkommenes rasch abzuthun. Die Verfechter des Besseren gaben inconsequent auch das Wesentlichste preis, die Gegner aller Einheit und Freiheit zeigten allein Ausdauer und Festigkeit. So kam, nach sieben unfruchtbaren Monaten, in athemloser Uebereilung das Werk zu Stande, von dem selbst die Vertheidiger zur Entschuldigung sagen mußten, es solle nur die Grundlage für eine künftig zu schaffende Ordnung sein. Indessen auch diese Grundlagen hatten ihr sehr Bedenkliches.

Schon damals haben unbefangene und unbetheiligte Beurtheiler das Seltsame eines Bundes betont, der aus monarchischen Staaten und Republiken von dreitausend Quadratmeilen an bis zu dritthalb herunter bestand, in welchem der Sondersouverainetät nur die allerschwächste Beschränkung auferlegt war, worin dem stetigen und beweglichen Interesse der einzelnen Staaten nur ein sehr schwaches Gegengewicht der Einheit entgegenstand, und dessen ganze Dauer vielleicht nur durch gegenseitige lauernde Eifersucht verbürgt und

dessen politische Action planmäßig gelähmt war.*) Zwei Großmächte, die zum Theil auswärtige Staaten waren, und den Bund zu beherrschen trachteten; Mittelmächte, die selbst gegen die laxe Bundespflicht dieser Verfassung wie gegen eine Fessel sich sträubten; kleinere Staaten, die sich ihm unterordneten, weil sie mußten, nicht weil sie Freude an dem Werke hatten, dazu fremde Staaten wie Dänemark und die Niederlande — das war ein so wunderliches Gefüge, daß man, wie es einst J. J. Moser beim alten Reiche gethan, dringend wünschen mußte, es möchte diesem Staatenbunde jede große Gefahr, die aus Krieg und auswärtigen Verwicklungen entspringen konnte, für alle Zeiten erspart bleiben. Denn die lockere völkerrechtliche Verknüpfung, die ihn zusammenhielt, gab nicht einmal eine Bürgschaft dafür, daß nicht die alten Schäden, Trennung und Sonderbündelei, undeutsche Neutralität oder offene Anlehnung ans Ausland, in neuen Formen wiederkehrten. Für solche Zeiten der Gefahr mußte man nur wünschen, daß die beiden Großmächte vollkommen einträchtig waren und durch ihre Wucht den Widerspruch der Uebrigen erdrückten; das machte denn allerdings die föderative Ordnung zu einer Illusion, aber immer noch besser, als wenn ihre Zwietracht bei der ersten äußeren Noth selbst diese einzige Verbindung deutscher Staaten auseinandertrieb. Ob eine Föderation so unsicherer Art freilich nicht zu theuer erkauft ward um den Preis politischen Stilllebens und systematischer Unbeweglichkeit eines großen Volkes, wie das die Lebensbedingungen des Bundes waren, darüber ließ sich wenigstens streiten.

Ein Mann wie Stein sah darum dem Werden des neuen Bundes mit trüben Ahnungen entgegen. Er nannte ihn einen Bund ohne Haupt, ohne Gerichtshöfe, schwach verbunden für die gemeinsame Vertheidigung. Er fand die Rechte der Einzelnen durch nichts gesichert, als durch unbestimmte Worte ohne schützende Einrichtung. Er fand den Bundestag so gebildet und die Fälle der Einstimmigkeit so zahlreich, daß nur schwer eine für Alle verbindliche Handlung zu Stande kommen konnte. Er konnte sich der Sorge nicht entschlagen, daß mit den Bestimmungen, wie sie über Verträge und Bündnisse hier gegeben waren, der Deutsche genöthigt sein konnte, für fremde Interessen sein Blut zu vergießen oder selbst gegen Deutsche zu fechten. Von einer so fehlerhaften Verfassung, meinte er, läßt sich nur ein sehr schwacher Einfluß auf das öffentliche Glück Deutschlands erwarten, und man muß hoffen, daß die despotischen Grundsätze, von denen mehrere Cabinete sich noch nicht losmachen können, nach und nach zerstört werden.

Die Schuld, daß es so gekommen war, lag, wie wir sahen, nicht allein an den Personen. Die Ungefügigkeit des Stoffes, die vorausgegangenen Versäumnisse, die ganze Lage des Congresses selbst, das Alles machte die Lösung der Frage schon ungemein schwierig; den Persönlichkeiten selber hat

*) So Klüber in der Uebersicht der diplomat. Verhandlungen I. 125 f.

es theils an Einsicht, theils an patriotischer Gesinnung nicht gefehlt, nur verfuhr nicht selten die Einsicht ohne redlichen Willen, und der gute Wille allzu häufig ohne Stetigkeit und Ausdauer.

Die wohlmeinendsten Urheber des Werkes trösteten sich nun mit dem Satze: es sei besser ein unvollkommener Bund als keiner. Darin lag wohl eine unleugbare Wahrheit. Wenn sie aber als weiteren Trost hinzufügten, der Bund schließe keinerlei Verbesserungen aus, so vergaßen sie, wie sehr selbst die Möglichkeit einer Aenderung durch hemmende Formen und Clauseln beschränkt war. Das war eben die größte und unheilbarste Unvollkommenheit des Bundes, daß es unermeßliche Schwierigkeiten hatte, ihn auszubilden und zu verbessern.

Die diplomatische Klugheit jener Tage mochte glauben, damit etwas sehr Wohlberechnetes zu Stande gebracht zu haben; wir wollen nicht entscheiden, ob sie es noch zu loben wagt. Denn so wenig, wie die deutsche Nation, haben die beiden Großmächte wahren und bleibenden Nutzen aus diesem Verhältniß gezogen; die mittleren und kleineren Staaten hat die Periode loser Bundesform vielleicht mehr abgeschwächt, als es die straffste bundesstaatliche Ordnung vermocht hätte. Ob das dynastische und monarchische Princip, das sich damals so eifrig einer festeren Ordnung widersetzte, mehr gewonnen oder verloren hat unter der Herrschaft der Verfassung vom 8. Juni 1815, das mögen sich dessen Träger selbst beantworten.

Was Capodistria in seiner erwähnten Denkschrift als das wesentliche Ziel bezeichnete: der in frischer Bewegung begriffenen Nation den Kreis ihrer moralischen Thätigkeit zu fixiren, das hat diese Verfassung freilich nicht leisten können, aber sie hat, eben weil sie lose und schwach war, den Aufschwung jener Thätigkeit auch nicht zu lähmen vermocht. An materiellem Gedeihen, an innerer Freiheit, an politischer Aufklärung und an Einheit hat Deutschland in diesen vier Jahrzehnten langsame, aber im Ganzen überschlagen bedeutende Fortschritte gemacht; sie sind freilich außerhalb des Wirkungskreises der Bundesacte, zum großen Theil im Gegensatz gegen sie, erfolgt, — aber sie sind doch erfolgt, und jener unwiderstehliche Zug nach einer politischen Entwicklung, den uns der russische Staatsmann schon 1815 ansah, ist nicht verkümmert worden, vielmehr unter allen Hemmungen nur gewachsen.

Der patriotischen Ungeduld mochte Vieles zu karg und langsam, dem nationalen Selbstgefühl Anderes schmerzlich und niederschlagend sein; allein unsere moderne Geschichte hat sich ja nicht aus der Größe der Hohenstaufenzeit, sondern von dem dreißigjährigen Kriege und den westfälischen Friedensschlüssen aus entwickelt. Die Erbschaft so kranker Zeiten fordert eine lange und mühselige Heilung. Wer den Verlauf jener traurigen Epoche im Einzelnen verfolgt, der möchte eher über die zähe Unverwüstlichkeit dieses Volksthums staunen, als dessen Langsamkeit anklagen. Inmitten der Verödung, in der es sich nach 1648 befand, hundertfach gehemmt und zerbröckelt, unter

äußerer Unterjochung und inneren Störungen der peinlichsten Art, hat dies Volk sich doch den Kern seiner Eigenthümlichkeit bewahrt, eine nationale Bildung aus sich selber heraus frei entwickelt und dann gegen fremden Uebermuth einen Kampf bestanden, dessen Glanz und Größe die Schmach vieler Jahre tilgen mußte.

Es liegt im Wesen so denkwürdiger Ereignisse und gibt ihnen ihren besonderen Werth, daß sie sich nicht wieder vergessen; uns Deutschen thut es besonders Noth, Beides in lebendiger Erinnerung zu halten, die Tage der Schmach, wie die der ruhmreichen Erhebung.

Druck von W. Vormetter in Berlin.



